Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

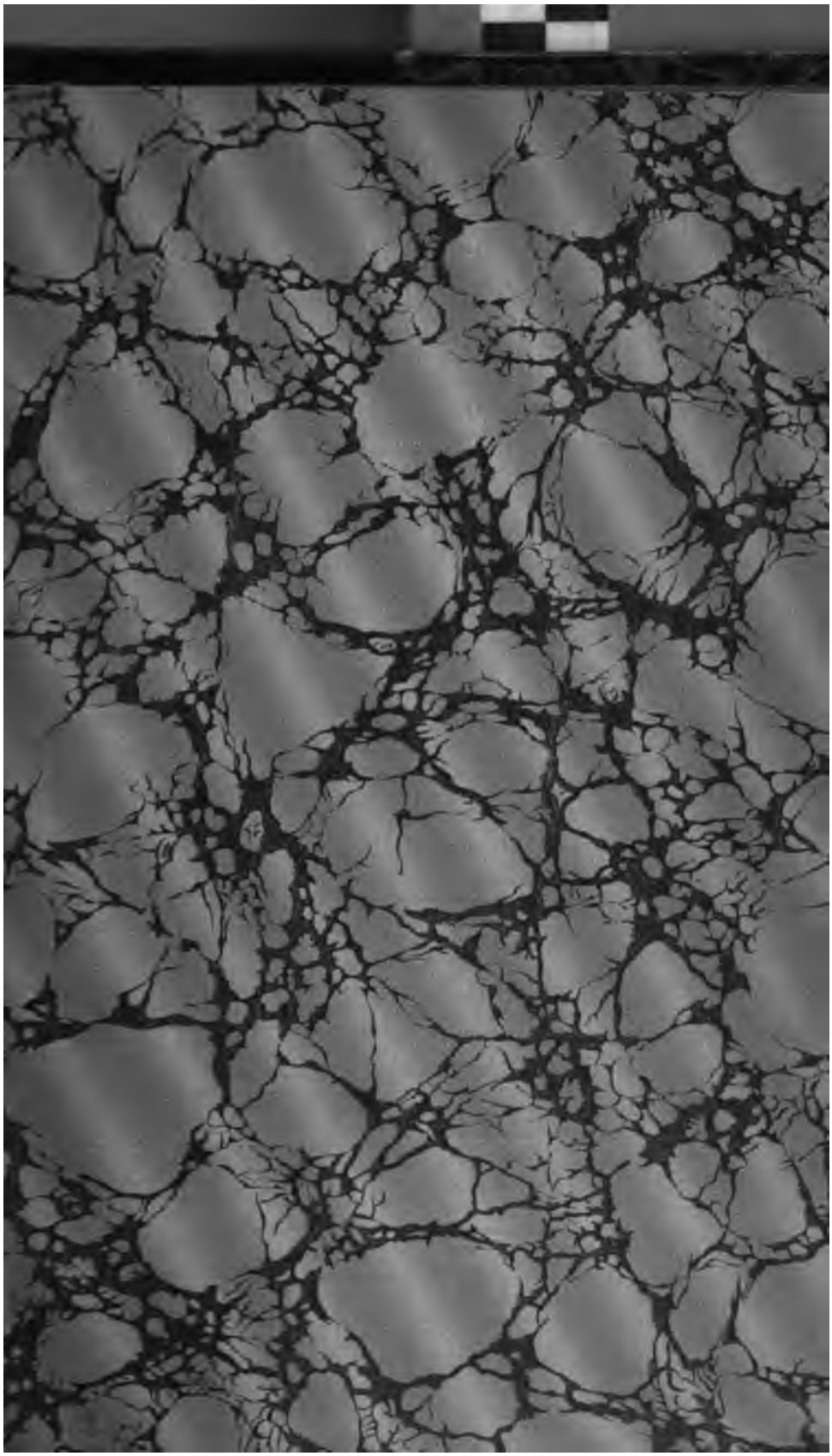
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES



Nach dem in der Aula zu Tübingen befindlichen Oelgemälde.

Leben und Schriften

des

Dichters und Philologen

Nicodemus Frischlin.

Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte
in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts.

Von

David Friderich Strauß.

Mit dem Bildnisse Frischlins.

Frankfurt am Main.
Literarische Anstalt.
(J. Rütten.)
1856.

PT1727
F45a

Schnellpreſſendruck von Wilhelm Küchler in Frankfurt a. M.

Vorrede.

An zwei alte Bergveſten des Würtemberger Landes knüpfen ſich die Namen unglücklicher Dichter: Schubart's an Hohenaſperg, an Hohenurach Nicodemus Friſchlin's. Landsmänniſche Neigung hatte mich getrieben und günſtige Verhältniſſe in den Stand geſetzt, für das Andenken des Erſteren etwas zu thun: es lag nahe, auch für das des Andern, ſeines Geiſtes- und Schickſalsverwandten, Aehnliches zu verſuchen.

Zwar fehlt es nicht an brauchbaren Lebensbeſchreibungen Friſchlins aus älterer wie neuerer Zeit: das Büchlein von Conz iſt noch immer ſchätzenswerth, und der Artikel von Zacher in der Erſch- und Gruber'ſchen Encyclopädie leiſtet Alles, was durch einen fleißigen und kenntnißreichen Bearbeiter mit den bisher bekannten Hülfsmitteln geleiſtet werden konnte. Deſſen aber iſt nicht wenig: da der Streit zwiſchen Friſchlin und ſeinem vornehmſten Gegner ſo perſönlich geführt worden iſt, daß uns ſein Leben nach allen Hauptmomenten in den Druckſchriften beider Theile offen vorliegt.

Allein ich dachte, wie bei Schubart, an ungedruckte Briefe, und vermuthete, im Würtembergiſchen Haus- und Staatsarchive müßten noch ſolche zu finden ſein. Es fand ſich ein Urkundenſchatz über meine Erwartung: an ſechsthalbhundert Numern, in muſterhafter Ordnung, und er wurde mir mit rühmenswerther Liberalität zur Benützung überlaſſen. Es ſind Denkſchriften wie kürzere Eingaben von Friſchlin, Erlaſſe des Herzogs, Gutachten ſeiner Räthe, Berichte der Univerſität, Klagſchriften und Unterſuchungsprotokolle, vertraute Briefe und ähnliche Actenſtücke, welche das Leben des Mannes von ſeinem erſten ſelbſtſtändigen Hervortreten bis an ſein Ende umfaſſen. Dieſe Urkunden waren noch von Niemanden benützt worden; Sattler, dem ſie als Archivar zu Gebot ſtanden, hat ſich zum Behuf ſeiner Würtembergiſchen Geſchichte nicht näher mit denſelben eingelaſſen. Sie geben mancherlei neue Thatſachen an die Hand; hauptſächlich aber wird es erſt durch ſie möglich, das biographiſche Gerippe mit Fleiſch und Blut zu umkleiden. Mancher Umſtand aus Friſchlins Leben, der von ſeinen Widerſachern entſtellt, von ihm ſelbſt in ſeinen Schriften beſchönigt worden iſt, findet ſich hier in ſeiner wahren urſprünglichen Geſtalt.

Doch auch die Univerſität Tübingen, wo er ſo lange Jahre gelebt und gelehrt hatte, mußte wohl noch urkundliche Beiträge zu Friſchlins Lebensgeſchichte liefern können. Sie lieferte zwei von großem Werthe: das ausführliche Senatsprotokoll aus jenen Jahren, und ein eigenhändiges Tagebuch des Cruſius über ſeine Händel mit Friſchlin. Gab erſteres ein Bild nicht nur von der Stellung Friſchlins zu ſeinen Collegen, ſondern überhaupt von dem akademiſchen Leben und Treiben jener Zeit: ſo war letzteres durch die Maſſe von Notizen, die manche Lücke der übrigen Urkunden ergänzen, und

durch die Aufschlüsse, die es über den Charakter des Crusius und sein Verhältniß zu Frischlin gibt, zu einer gründlichen Arbeit unentbehrlich.

Aber auch die gedruckten Quellenschriften lieferten die Würtembergischen Bibliotheken zu Stuttgart und Tübingen, obwohl nicht vollständig, doch theilweise so, wie keine auswärtige Bibliothek sie liefern konnte. Von den Streitschriften des Crusius nämlich und einer Schutzschrift für Frischlin besitzen sie die Handexemplare des Ersteren mit dessen handschriftlichen Randanmerkungen, welche wieder eine Menge schätzbarer Notizen enthalten.

Wie ich nun mit diesen Quellen zu Werke gegangen, nach welchen Grundsätzen ich den Urkundenstoff verarbeitet, die Proben aus Frischlins Dichtungen ausgewählt, einzelne Stellen derselben übersetzt habe u. s. f., darüber könnte der geneigte Leser hier in der Vorrede Auskunft erwarten. Gerade der kundige jedoch, dem eine solche zu geben sich verlohnen möchte, wird vorziehen, sie aus meiner Arbeit sich selbst zu holen. Und da von dem einzigen Punkte, der außerdem hier noch zu besprechen sein möchte, der Bedeutung Frischlins als Gegenstand einer biographischen Darstellung, sogleich in der Einleitung gehandelt werden wird, so ist mir für diese Vorrede nur noch eine Ankündigung und eine Bitte übrig.

Zwei deutsche Komödien und die gereimten Summarien dreier andern, von Frischlin im Kerker gedichtet, haben sich in seiner eigenen Handschrift unter den Urkunden des Würtembergischen Staatsarchivs vorgefunden. Sie werden in der nachstehenden Lebensbeschreibung erörtert, und Proben daraus mitgetheilt. Aber sie müssen Kennern und Liebhabern älterer deutscher Dichtung vollständig vorgelegt werden. Und da auch

Frischlins gedruckte deutsche Poesien sehr selten geworden sind, so gedenke ich diese mit jenen in einer Gesammtausgabe zu verbinden. Wohl möglich, daß außer den mir zugänglichen, die ich unten verzeichnen will,*) eine Bibliothek oder ein Sammler noch weitere besitzt: sie mir mittheilen, hieße der deutschen Literaturgeschichte einen Dienst erzeigen.

Heidelberg im August 1855.

Der Verfasser.

*) Gedruckte: Fraw Wendelgard; St. Christoffel; Braunschweigische Pritschenmeistersreime. Ungedruckte: Ruth; Hochzeit zu Kana; Summaria der Komödien von Joseph.

Inhalt.

Seite

Einleitung 1

Erſtes Buch. Friſchlin in der Heimath.

Erſtes Kapitel. Friſchlins Herkunft und Jugend 9

Zweites Kapitel. Friſchlins Anfänge als Profeſſor in Tübingen. Seine Vorleſungen und Paraphraſen 25

Drittes Kapitel. Bedrängniſſe, Anſtöße, Zurückſetzungen 51

Viertes Kapitel. Friſchlin in Hofgunſt. Seine Würtembergiſche Hochzeitbeſchreibung und ſein Lobgedicht auf die Oeſterreichiſchen Kaiſer 75

Fünftes Kapitel. Friſchlins Komödien 100

Sechstes Kapitel. Fernere Reibungen in Tübingen 143

Siebentes Kapitel. Friſchlins Zerwürfniß mit dem Adel. Seine Oratio de vita rustica 168

Achtes Kapitel. Friſchlins Verſuch, ſeinen Streit mit dem Adel vor den Kaiſer und vor die Oeffentlichkeit zu bringen. Einſchreiten des Herzogs 224

Zweites Buch. Friſchlin auf der Wanderſchaft.

Erſtes Kapitel. Friſchlin als Rector in Laibach. Seine grammatiſchen Reformplane 247

Zweites Kapitel. Friſchlin ſucht vergeblich in Tübingen wieder anzukommen 282

Drittes Kapitel. Friſchlin aufs Neue Würtembergiſcher Hofpoet. Verhandlungen wegen Herausgabe ſeiner Schriften und ſeiner Anſtellung bei der Univerſität 301

Viertes Kapitel. Friſchlin in Unterſuchung. Seine Flucht und Verbannung aus Würtemberg 342

Fünftes Kapitel. Friſchlin auf Reiſen. Sein Schriftenwechſel mit Cruſius 373

Sechstes Kapitel. Friſchlin in Prag und Wittenberg 400

Siebentes Kapitel. Friſchlin in Braunſchweig. Er ſucht ſich mit Cruſius auszuſöhnen 419

Achtes Kapitel. Friſchlins letzte Irrfahrten 444

Drittes Buch. Friſchlins Ende.

Erſtes Kapitel.	Friſchlins Gefangennehmung und vorläufige Haft in Mainz und auf Würtemberg.	463
Zweites Kapitel.	Friſchlin auf Hohenurach in hartem Gefängniß . .	480
Drittes Kapitel.	Friſchlins Dichtungen im Kerker	515
Viertes Kapitel.	Friſchlin in milderem Gefängniß	531
Fünftes Kapitel.	Friſchlins Fluchtverſuch und Tod	545
Sechstes Kapitel.	Des Cruſius Kampf mit dem Todten	555

Beilagen, I—VIII. 57

Einleitung.

Wenn der Inhalt und Verlauf eines Menſchenlebens bedingt iſt durch Beſchaffenheit und Maß der dem Einzelnen inwohnenden Kraft und durch ihr Verhältniß zu den umgebenden Kräften, in deren Wechſelſpiele ſie ſich entwickelt, Zielpunkte empfängt, Förderung und Hemmung erfährt, endlich entweder ſiegreich ſich auslebt, oder kämpfend zerbricht, oder auch gegenſtandlos verkümmert: ſo hängt der allgemeine Charakter, die Stimmung und gleichſam die Beleuchtung eines Lebensbildes am meiſten davon ab, ob es einer auf-, oder abſteigenden Geſchichtsperiode, einer Zeit des Werdens oder des Verfalles, angehört.

So durchdringt alle bedeutenden deutſchen Lebensläufe von der Mitte des 15ten bis in den Anfang des 16ten Jahrhunderts hinein das Ahnungsvolle, Hoffnungsreiche, die Werdeluſt einer ſich erneuernden Zeit; die Perſönlichkeiten zeigen ſich ergriffen und getragen von den Ideen des Humanismus, der Reformation, zum Theil auch der politiſchen Reform; und wenn es an Eigenheit und Eigenwilligkeit und dadurch an Trübung der Idee keineswegs fehlt, ſo verharren doch die Individuen in ihrem Dienſte, bleiben objective Naturen, deren Betrachtung ſelbſt bei tragiſchem Ausgang, wie Hutten's, doch immer erhebend, ja erfreulich wirkt.

Nun pflegen aber gegen das Ende einer ſolchen Periode die Ideen matt zu werden, während der Nachwuchs von Individuen mit friſcher Kraft und aus der Schule einer großen Zeit mit ungewöhnlicher Ausſtattung an Kenntniſſen und Fertigkeiten herankommt: jetzt entzieht ſich der begabte Einzelne dem Dienſt der Idee, gebraucht ſie wohl gar als Werkzeug zu perſönlichen Zwecken, indem er ſeine Kraft, Klugheit, Gelehrſamkeit zur Geltung und Herrſchaft zu bringen, oder auch in der Ausbildung ſeiner Beſonderheit, Verfolgung ſeiner Einfälle und Grillen, eine ſubjective Befriedigung ſucht.

Zwar fehlt es auch in aufſteigenden Zeitläufen nicht an einzelnen Talenten, in denen die herrſchende Idee nicht mächtig genug iſt, von einer groben oder ungeſunden Natur getrübt oder verkümmert wird, wie in der uns am nächſten liegenden Werdezeit der deutſchen Literatur die Beiſpiele eines Lenz und Schubart zeigen; während auf der andern Seite in einer Periode des Sinkens nicht nur, ſondern des Einſturzes, ein Keppler unbeirrt dem Sterne ſeiner Idee nachgeht: aber der herrſchende Charakter von beiderlei Perioden wird durch ſolche Abweichungen nicht aufgehoben.

Die zweite Hälfte des 16ten Jahrhunderts, welcher der Mann angehört, deſſen Bild wir für dießmal heraufzubeſchwören unternehmen, war, für das deutſche Volk wenigſtens, in jeder Hinſicht eine Zeit des Herunterkommens.

Die Idee der Glaubensverbeſſerung, durch welche dieſes Volk zu Anfang des Jahrhunderts ſo hoch gehoben worden war, hatte ſich allmählich verſchliſſen; zu dem Riſſe zwiſchen der alten und der neuen Kirche waren die Spaltungen und bittern Streitigkeiten in dieſer ſelbſt, zwiſchen Lutheranern und Reformirten, und unter jenen zwiſchen Philippiſten und Strenglutheriſchen hinzugekommen; an die Stelle der großen Reformatoren waren wütende Streittheologen oder ehrgeizige Hoftheologen, an die Stelle der Augsburgiſchen Confeſſion mit ihrer einfachen Herzlichkeit die ſpitzfindige und verdammungsſüchtige Concordienformel getreten. In dieſer Geſtalt alſo hatte ſich die Reformationsidee ein für allemal überlebt und konnte keine Heroen mehr bilden; während für ihr Wiederaufleben in anderer, ideloſophiſcher Geſtalt die Stunde noch lange nicht gekommen war.

Viel ſchlimmer noch war es mit der Idee politiſcher Reform gegangen, wie ſie in einem Hutten gelebt und in den Volksbewegungen am Anfang des Jahrhunderts, wenn auch unförmlich genug, ſich geregt hatte. Sie hatte ſich nicht einmal ausleben können, ſie war gewaltſam nicht nur für den Augenblick niedergeſchlagen, ſondern durch die Schwächung der Reichseinheit, wie die Kirchenſpaltung ſie herbeiführte, auf Jahrhunderte hin begraben worden.

Die Idee des Humanismus, welche die Vorläuferin der Reformation geweſen war, hatte ſich bald von dieſer überholt, in Schatten geſtellt und beeinträchtigt geſehen, was den ausſchließlichen Vertretern der erſteren, wie einem Erasmus, ſo empfindlich gefallen war. Sie mochte ſich nun, ſofern ſie unter dem Getümmel der theologiſchen und wirklichen Kriege nicht erſtickt war, wieder hervorwagen, und aus der Abwendung der helleren Köpfe von dem kirchlichen Intereſſe ihren Vortheil zu ziehen ſuchen. Etwas der Art bemerken wir in der That um dieſe Zeit; doch zu einer wirklichen Neubildung kam es auch auf dieſem Gebiete in Deutſchland nicht. Die Meiſten zehrten noch immer an den philologiſchen Errungenſchaften eines Erasmus und Melanchthon; die beſſeren Köpfe (wie eben Friſchlin) ſuchten die neueſten grammatiſchen und kritiſchen Forſchungen der Nachbarvölker für Deutſchland fruchtbar zu machen, das ſie in ſeinem theologiſchen Eifer außer Acht gelaſſen hatte: der Anſatz und das Fortwachſen eines eigenen lebendigen Keims aber, wie er in Holland unter günſtigeren Verhältniſſen ſich entwickelte, wurde für unſer Vaterland durch die verwüſtenden Stürme des dreißigjährigen Krieges verhindert.

Als Epigone der großen Humaniſten des 15ten und des beginnenden 16ten Jahrhunderts nun erſcheint uns zunächſt der Held dieſer Biographie. War das Beſtreben dieſer Männer weniger auf hiſtoriſch-kritiſche Erforſchung als auf praktiſche Aneignung der alten Sprachen, insbeſondere der lateiniſchen, auf verſtändliche Auslegung und künſtliche Nachbildung der claſſiſchen Sprachdenkmale, gerichtet geweſen: ſo kann man in Friſchlin ſogar den Gipfelpunkt dieſer Richtung erblicken; denn wem ſtand das Lateiniſche in Proſa und Verſen vollſtändiger zu Gebote? wer wußte die römiſchen Dichter gemeinfaßlicher auszulegen, wer ihre Werke in allen Richtungen, in Epos und Drama, Elegie und Epigramm, mit ſolchem Geſchick und zugleich mit ſo viel Selb-

ſtändigkeit nachzubilden? Auch im Leben des Mannes kann uns die Jovialität der Laune, die Gabe des Witzes und der Satire, die Liebe zu Wein und Weibern, die Ungebundenheit der Zunge und der Sitte, an manchen berühmten Namen aus der früheren Humaniſtengeneration erinnern: doch ſind dieſen Zügen in ihm andere beigemiſcht, die uns, wenn wir Vergleichungen ſuchen wollen, nach einer entgegengeſetzten Seite hinweiſen. In ſeinem renommiſtiſchen Selbſtgefühl, ſeiner unbändigen Raufluſt, ſeinem glücksritterlichen Wandern und Dienſtwechſeln, ſpukt ſchon etwas von der Art jener kühnen Abenteurer vor, die in der Entfeſſelung aller Kräfte während einer dreißigjährigen Kriegszeit ſich emporzuſchwingen, ſich Namen, Geltung und ungebundene Exiſtenz zu erringen ſtrebten. Hiezu war Friſchlin allerdings neben dem, daß er zu früh kam, gar nicht mit den geeigneten Waffen ausgerüſtet: er ſelbſt bedauerte ſpäter, ſtatt der alten Sprachen nicht lieber Rechts- oder Heilkunde zu ſeinem Fache gewählt zu haben, die ihm, wie er meinte, eine ganz andere, glänzendere Laufbahn, als jene undankbaren Muſenkünſte, eröffnet haben würden. Und doch hatten dieſe die Eigenheit ſeines Talents ausbilden helfen; daher kam er auch lebenslänglich nicht von denſelben los, und der Fehler war nicht, daß er dieſe Studien ergriffen hatte, ſondern daß ſie nicht im Stande waren, ſeine leidenſchaftliche Natur zu bändigen, ſeinen Willen zu läutern und zur Befriedigung in idealen Zwecken zu erziehen.

Bei dem Philologen Friſchlin war auch der Dichter Friſchlin in die Schule gegangen, und hatte in dieſer Schule ebenſoviel an Fertigkeit und Geſchmack gewonnen, als an Eigenthümlichkeit und bleibender Bedeutung eingebüßt. Daß Friſchlins Werke verſchollen ſind, ſein Name in der deutſchen Literaturgeſchichte nur eine untergeordnete Stelle einnimmt, kommt nicht daher, daß er ein zu ſchlechter Dichter, ſondern daß er ein zu guter Lateiner war. Wäre er nicht ſo geſchickt in lateiniſchen Verſen geweſen, ſo hätte er mehr deutſche gemacht, und das wäre gleicherweiſe der Entwicklung unſrer einheimiſchen Dichtung, wie ſeinem Nachruhm zu Gute gekommen. Aber dem Aſchenbrödel zu huldigen, während er ſich mit allen Fertigkeiten ausgeſtattet wußte, um der glänzendern Schweſter den Hof zu machen, dazu war Friſchlin leider nicht der Mann.

Oder vielmehr war, vermöge des eigenthümlich langsamen Entwickelungsganges unserer Nation, die Zeit einer neu-deutschen Poesie und Literatur überhaupt noch nicht gekommen. Blicken wir nach England hinüber, so finden wir als jüngeren Zeitgenossen unsres Frischlin keinen geringern als Shakespeare. Also, während das Tochtervolk, mit den neuen Bildungsstoffen des 15. und 16. Jahrhunderts bereits so weit im Reinen war, daß es das Höchste in einheimischer Dichtung hervorbringen konnte: war das Stammvolk noch so weit in der Irre, daß seine hervorragendsten Köpfe sich schämten, in der Landessprache zu dichten, und wenn sie es einmal thaten, eine Entschuldigung für nöthig hielten.

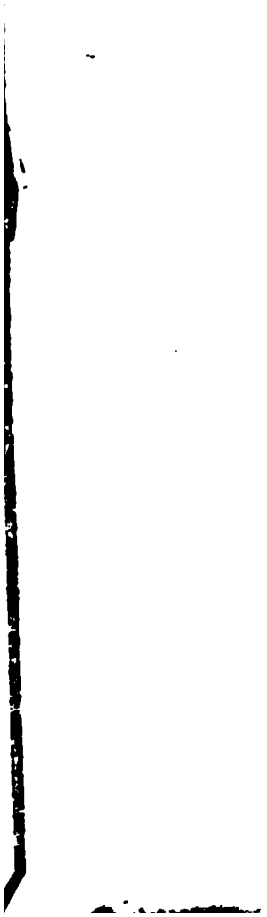
Aber merkwürdig spielen doch in der Zeit und den Werken unseres Frischlin das Lampenlicht der lateinischen und das noch schwache Morgenlicht der deutschen Dichtung ineinander. Als sein Zeitgenosse lebte und im gleichen Jahre mit ihm starb Johann Fischart, der den Schatz und den Beruf der deutschen Sprache wie im Gesichte geschaut hatte und nun in Zungen redend davon weissagte. Als Knabe wuchs in seiner Nachbarschaft Rudolph Weckherlin heran, der Nebenbuhler Opitzens um den Ruhm, Begründer einer gebildeten deutschen Dichtung gewesen zu sein. Frischlin selbst aber konnte sich, trotz der Abmahnungen von Seiten der Theologen, und trotz seines eigenen gelehrten Dünkels, doch nicht enthalten, die Reihe seiner lateinischen Poesien immer wieder durch deutsche zu unterbrechen. Von dem Gedanken freilich, daß, um weiter zu kommen, mit der ganzen lateinischen Poeterei gebrochen werden müßte, war er lebenslänglich weit entfernt.

Einen solchen Wendepunkt herbeizuführen, dazu war Frischlin zu wenig Kernmensch, zu sehr Virtuos. Er lebte weniger aus dem Innern heraus, als er sich im äußerlichen Getriebe von Fertigkeiten und Leistungen gefiel. Was ihm hiedurch an persönlicher Bedeutung als Gegenstand einer biographischen Darstellung abgeht, ersetzt er aber durch die Mannigfaltigkeit der Beziehungen, in welche er tritt, und das Spannende der Verwickelungen, in welche er geräth. Er hat vieler Menschen Städte gesehen und Sitten erkannt, in Palästen und Herbergen, im Studirzimmer und im Kerker sich aufgehalten. Sein Leben hat einen epischen Verlauf und einen tragischen Schluß.

Während des erſteren lernen wir jene Zeit, ihre Einrichtungen und Gewohnheiten, ihre Denk- und Ausdrucksweiſe, ihre Fürſten und Junker, ihre Geiſtlichen und Gelehrten, Bürger und Bauern kennen; der Schluß dagegen führt uns, wie den Helden ſelbſt, aus dieſer bunten Welt in das eigene Herz, zu den großen Gedanken des Schickſals und der menſchlichen Beſtimmung zurück.

Erſtes Buch.

Friſchlin in der Heimath.



Erſtes Kapitel.

Friſchlins Herkunft und Jugend.

„Von allen Urehnen her einen guten Würtemberger" nennt ſich Friſchlin in einem Schreiben an den Herzog Ludwig von Würtemberg;[1]) während er in einem Briefe an Bürgermeiſter und Rath zu Baſel ſich rühmt, von acht Ahnen her ein Eidgenoß zu ſein.[2]) Da ſehen wir ſchon den Mann, der vor verſchiedenen Behörden ſeine Sache auf verſchiedene, ja entgegengeſetzte Weiſe zu führen weiß. Von der männlichen Linie und dem Namen Friſchlin war nur das Letztere wahr: das Erſtere nur von der weiblichen.

Das Nähere dieſes Verhältniſſes iſt uns durch Friſchlin ſelbſt aufbehalten, in dem poetiſchen Denkmale, das er ſeinem Vater, dreizehn Jahre nach deſſen Tode, geſetzt hat:[3]) unſtreitig eine der anziehendſten, gemüthlichſten Arbeiten unſeres Dichters. Dieſſenhofen, ein Thurgauiſches Städtchen am Rhein, zwiſchen Konſtanz und Schaffhauſen, war hienach die Heimath der Friſchline, welche hier als ehrenwerthe Bürger, im Rath wie im Felde tüchtig, ſeit alter Zeit anſäßig waren.

Hier müſſen wir eine Bemerkung über den Namen der Familie einſchalten. Unſer Nicodemus ſchreibt denſelben in Briefen und

[1]) Friſchlin an den Herzog Ludwig, Backnang 10. Auguſt 1577. St. A.

[2]) Braunſchweig 10. December 1588. St. A.

[3]) Epicedion de obitu Jacobi Frischlini Balingensis, patris sui optimi, ipso die Stephani protomartyris anno 1566 exstincti. In Operum poeticorum N. Frischlini Paralipomena, ex recensione Val. Clessii. Geræ 1607. Lib. IV, p. 140—154.

Druckſchriften, ſoweit ſolche uns vorliegen, beſtändig Friſchlin, ebenſo ſeine Mutter und Geſchwiſter; dagegen finden wir in Aufzeichnungen Anderer an und über ihn abwechſelnd auch Freſchlin oder Fröſchlin geſchrieben, und zwar ſo, daß dieſe Schreibweiſe bei ſeinen Gegnern ſichtlich die beliebtere iſt, und daher auch in den amtlichen Acten von der Zeit an vorherrſchend wird, als Friſchlin bei den Behörden in Ungnade gefallen war. Es würde ſich dieß einfach aus dem ſchlechten Geſchmacke jener Zeit erklären, die Namen von Widerſachern in ähnlich lautende Schimpfwörter zu verzerren; wornach es den Feinden Friſchlins Befriedigung gewähren mochte, ihn ein „queckend Fröſchlin," oder lateiniſch Ranula, Ranunculus, zu nennen. Allein Cruſius verſichert (freilich hatte Friſchlin ihn vorher gleichfalls „anders täufen" wollen, wovon ſpäter), in der Matrikel der Baccalaurei vom Jahr 1564 ſei derſelbe als Nicodemus Froeschlin eingetragen. [1]) Dagegen beruft ſich dieſer auf das Zeugniß ſeines Würtembergiſchen Geburtsorts, wie auf das ſeines Schweizeriſchen Stammorts, daß er und ſeine Voreltern von jeher Friſchlin geheißen haben. [2]) Auch in einer von ſeinen Elegien kommt er auf dieſen Punkt zu ſprechen, in einer Stelle, die auch in anderer Hinſicht bezeichnend genug iſt, um hier eingerückt zu werden. [3])

[1]) Martini Crusii adversus Nic. Frischlini dialogos etc. defensio necessaria. Basil. 1587. pag. 241.

[2]) Orat. in Marc. Vaganerum, in Nic. Frischlini orationes insigniores aliquot, opera et studio M. Georgii Pflügeri, Ulmani, Argentorati 1605, pag. 428.

[3]) Operum poeticorum Nic. Frischlini pars elegiaca. Cum præfatione M. G. Pflügeri. Argentor. 1601. Lib. XX, Eleg. 12. Melisso Franco.

Est qui Frischlinum stolido me nominat ore:
Ceu dederint ranæ nomen Aristophanis.
Contigit hoc ipsum divino forte Maroni,
Cui stirps Virgilii nomen avita dedit.
Vergilium plebes tamen ipsum stulta vocavit:
Sicut Frischlinum me male sana vocat.
Frischlino mihi, non Freschlino, nomen avitum est:
Hoc me Teutonici sanguinis esse probat.
Cecropia dices Hygiæum voce, Latina
Si vis, me poteris dicere Vegetium.
Mens tamen est nobis, nomen retinere paternum,
Ut me Germani stemmatis esse probem.

Fröſchlin nennt mich ein thörichter Mund: als ſtammt' ich von jenem
Komiſchen Fröſchegeſchlecht des Ariſtophanes her.
Iſt ein Aehnliches doch dem göttlichen Maro begegnet,
Der von Hauſe Virgil, wie wir ja wiſſen, ſich ſchrieb.
Dennoch nannt' ihn Vergil ein unverſtändiger Pöbel:
Eben wie er nun mich Fröſchlin, der tolle, benennt.
Friſchlin lautet, nicht Fröſchlin, mein angeborener Name:
Deutſch iſt das Wort, und beweist, daß ich von deutſchem Geblüt.
Willſt du es griechiſch haben, ſo nenne mich flugs Hygläus;
Oder lateiniſch: wohlan, nenne Vegetius mich.
Doch mein Sinn iſt, den Namen, wie ich ihn erbte, zu laſſen;
Denn ſtolz bin ich darauf, Deutſcher von Deutſchen zu ſein.

Noch der Urgroßvater unſres Friſchlin, des Vornamens Heinrich, war ein begüterter Rathmann zu Dieſſenhofen geweſen, und hatte einſt den Schweizern, die im Solde Carls VIII. von Frankreich in dem Feldzuge gegen Mailand dienten, als Fähndrich Verſtärkungen zugeführt. Während ein Enkel dieſes Mannes unter Ferdinand von Oeſterreich in Ungarn und unter Carl V. gegen Algier Kriegsdienſte that, fand ſein Sohn Johann, unſres Nicodemus Großvater, ſich von dem Glanze angezogen, welchen der Hof des jungen Würtembergiſchen Herzogs Ulrich in der Nachbarſchaft verbreitete. Er trat als Leibwächter in ſeinen Dienſt und wurde darauf im Schloſſe zu Tübingen als eine Art Hausſchneider angeſtellt, wozu ihn das erlernte Stickerhandwerk beſonders geeignet machte [1]). Der beredte und witzige Mann [2]) hatte zu Balingen, einem nach der Seite der Schweiz zu gelegenen Würtembergiſchen Städtchen, in einer angeſehenen Rathsherrnfamilie eine Frau gefunden: der Enkel rühmt mit einem bürgerlichen Selbſtgefühl, das ihm wohl anſteht, wie ſeiner Großmutter väterliche Vorfahren, die Metzen, zweihundert Jahre lang Schult-

[1]) Epiced. a. a. O. S. 141. f.:

Ante quidem Huldrichi Tecceam principis aulam
Sectatus, magnique ducis per limina custos
Eximius fuerat fidusque satelles, et æqua
Sorte Tubingææ penetralibus additus arcis,
Ut res Tecciacas intra conclavia tectas
Instratosque toros servet pictosque tapetes:
Ipse artem doctus Phrygiam filoque Minervae
Praesignis magnusque opifex et acumine solers.

[2]) A. a. a. 142:

Comprimis facundi oris comique facetus Sermone...

heißen in Balingen geweſen, ihre mütterlichen Ahnen aber, die Rieber, gar ſeit dreihundert Jahren daſſelbe Amt in dem benachbarten Städtchen Ebingen bekleidet, einer derſelben bei Eberhard im Bart in hohem Anſehen geſtanden, ein Anderer von der Familie, ein Geiſtlicher, eine Prädicatur in Balingen geſtiftet habe, nachdem er vorher wegen freimüthiger Rüge papiſtiſcher Mißbräuche in Ketten und Banden geworfen worden war.[1]) Auch leibliche Rüſtigkeit und Dauer war in der Familie zu Hauſe: ein Urgroßoheim wurde über hundert Jahre alt, und ſeine Frau nahe daran; beide, ſagt Friſchlin,

Beide ſah ich noch ſelbſt, und freue mich deſſen noch heute:
Wahrlich ein Paar, wie ſie kaum im goldenen Alter ſich fanden.
Doch wohin gerath' ich? wo reißt die Liebe zum Stamme
Meiner Väter mich hin? . . . .

Als Herzog Ulrichs prächtige Hofhaltung ein Ende mit Schrecken genommen hatte, und die Oeſterreicher im Lande herrſchten, zog ſich Johann Friſchlin in die Heimath ſeiner Frau zurück und ließ ſich bürgerlich in Balingen nieder, wo er, neben einigem Feldbau, einen Kramhandel betrieb. Von ſeinen zahlreichen Kindern wurde der begabte Jakob, geboren 1522,[2]) zum gelehrten Stande beſtimmt. Da er frühzeitig eine Neigung zur Arzneikunſt verſpürte, ſo zog ihn der Ruf von Leonhard Fuchs nach Tübingen, und er trat bei dieſem, der gerade an ſeinem berühmten botaniſchen Werke arbeitete, als Kräuterſammler in Dienſte. Mancherlei Pflanzen, von ihm theils eingelegt, theils gemalt, hat der Sohn noch geſehen; auch daß er ein menſchliches Skelett ſich zuſammengeſetzt habe, ging als ſchauerliche Sage in der Familie. Dabei vernachläßigte er indeſſen auch das Studium der Rhetorik und Poetik nicht, und Nicodemus bewahrte noch eine Reihe von Hochzeits- und Leichengedichten, auch Epigrammen, von

[1]) Vergl. auch den ſchon angeführten Brief an den Herzog Ludwig d. d. Backnang 10. Aug. 1577, wo Friſchlin ſagt: „Es ſeyndt meine Vorälter, die Friſchlin, Rieber, Metzen und Ruoffen, viel hundert Jahr Gerichtsperſonen und Schultheißen zu Ebingen und Balingen geweſen, deren etlich Kriegsleut bei den alten Grafen und Herren von Würtemberg vor Weil und Reutlingen Leib und Leben gelaſſen, etliche zu Balingen ein Prädicatur geſtifft haben."

[2]) Da er, nach Epiced. p. 154., bei ſeinem, am 26. December 1566 erfolgten Tode 44 Jahr alt war, ſo muß er, wenn die Angabe genau iſt, in jenem Jahr geboren ſein.

seiner Hand. Allein bei reichlichem Kindersegen sah sich Johann Frischlin außer Stande, seinen Jakob auf eigene Kosten ausstudiren zu lassen: und so vollzog sich an diesem als einem der Ersten das seitdem in Würtemberg herkömmliche Schicksal besserer Köpfe, daß er sich veranlaßt sah, zur Theologie zu greifen, um in dem Stipendium, das Herzog Ulrich nach seiner Wiederherstellung eingerichtet hatte, kostenfrei studiren zu können. Nach rühmlicher Vollendung dieses Studiums wurde er im Jahre 1546 Diakonus in seiner Vaterstadt, wo er sich noch in demselben Jahre mit Agnes, der Tochter des Büchsenmachers Johann Ruoff, verheirathete, nachdem er durch den einige Jahre vorher erfolgten Tod seiner Eltern und sämmtlichen Geschwister ein wohlhabender Mann und Grundbesitzer geworden war.

Der Sohn rühmt an ihm einen offenen, friedlichen Sinn, Wohlthätigkeit und Gefälligkeit, besonders aber

Treffenden Witz und heiteren Scherz und muntere Laune,

wodurch er im Stande gewesen sei, die größte Gesellschaft, ja die ganze Stadt zu erheitern. Mehrere seiner Witzworte und originellen Streiche haben sich der Ueberlieferung eingeprägt und sind uns durch spätere Schriftsteller aufbehalten worden.[1]) So, als er im Jahr 1548 nach Mehestetten auf der Alb versetzt wurde, wollte es ihm nicht gefallen, weil, wie er sagte, nur dritthalb Elemente daselbst zu finden seien: nämlich zwar Luft und Wind im Ueberfluß, auch zu Feuer Holz genug (obgleich die Wärme, selbst im Sommer, nur mittelmäßig sei), aber Wasser gar keines, und statt der Erde nur Steine. Später kam er als Pfarrer nach Erzingen, wo die Bauern die Verordnung gemacht hatten, daß nach der Reihe jeder Einwohner, den Pfarrer nicht ausgenommen, eine gewisse Zeit die Schafe hüten sollte. Aber was thut der alte Frischlin? Da ihn am Feiertag Johannis des Täufers die Reihe trifft, und der Schultheiß ihn nicht dispensiren will, treibt er die Heerde in aller Frühe auf des Schultheißen Acker, dann, nachdem sie hier schnell gefüttert ist, fährt er mit ihr in's Dorf zurück, um dort auch seinem geistlichen Hirtenamte noch zu genügen, und fortan nie mehr um Versehung des wirklichen angesprochen zu werden.

[1]) Sattler, topographische Geschichte des Herzogthums Würtemberg. Stuttg. 1784. S. 391.

Dieſe Geſchichtchen waren nicht zu übergehen, weil ſich in denſelben das Naturell unſres Friſchlin ſchon im Vater vorgebildet zeigt. Wir kehren jetzt mit dieſem nach Balingen zurück, wo am 22ten September 1547 Morgens 4 Uhr ſein Erſtgeborner, Nicodemus, das Licht der Welt erblickte [1]). Welches der Stand der Geſtirne um ſeine Geburtsſtunde geweſen ſei, war dem Gegner der Aſtrologie ſpäter ſehr gleichgültig; aber dem Würtembergiſchen Virgil, wie er ſich gerne nannte, ſchien es bedeutſam, daß ſein Geburtstag mit dem Todestage des römiſchen zuſammentraf [2]). Friſchlins Kindheit fiel in eine ſtürmiſche Zeit. In Folge des für die Proteſtanten unglücklichen Ausgangs, den der Schmalkaldiſche Krieg genommen hatte, war das Würtemberger Land von Kaiſerlichen Truppen, großentheils Spaniern, überſchwemmt, welche bis in das vierte Jahr des Knaben die feſten Plätze des Herzogthums beſetzt hielten und auch auf dem platten Lande übel hausten [3]). Im Jahr 1548 wurde das Interim verkündet, welches die Meſſe wiederherſtellte und die evangeliſchen Prediger, die es nicht annahmen, von ihren Aemtern trieb. Dieſes Loos traf auch Jakob Friſchlin, der nun einige Jahre in Balingen privatiſirt zu haben ſcheint. Als hier einmal, im Jahr 1551, der Schulmeiſter verreiſen mußte, ſprach man jenen an, in Schule und Kirche deſſen Stelle zu verſehen. Er that's nach vergeblicher Weigerung; doch wie er nach vollendeter Predigt zur Meſſe ſingen ſollte, ſtimmte er mit ſeinen Schülern das proteſtantiſche Kernlied an: Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort, und ſteur des Pabſts und Türken Mord u. ſ. w., worüber der Meßprieſter dermaßen erſchrack, daß er vom Altar weg mit dem Meßgewand Haigerloch zulief, woher er gekommen war [4]).

Die Unternehmung des Kurfürſten Moritz gegen den Kaiſer im Jahr 1552 brachte neue Truppendurchzüge, doch wurde das Land nun der ſpaniſchen Beſatzung vollends los, und der Paſſauer Vertrag ſtellte die freie Religionsübung wieder her. Auch Jakob Friſchlin erhielt

---

[1]) Epiced. p. 151.

[2]) Opp. poet. pars elegiaca. Lib. XX, Eleg. 10. In natalem suum.

[3]) Daß ſie auch in den Aufenthaltsort des jungen Friſchlin kamen, erhellt aus der abgeſchmackten Anekdote bei Cruſius, contra Frischlinum, Manuſcript der Tübinger Univerſitätsbibliothek, S. 325.

[4]) Sattler, a. a. O.

ſeine Stelle in Balingen wieder, und bei der Sorgfalt, welche Herzog Chriſtoph der Verbeſſerung des Kirchen- und Schulweſens zuwandte, ließ ſich nun an einen geordneten Unterricht des Sohnes denken. Zuerſt beſuchte dieſer die Schule ſeiner Vaterſtadt, wo Konrad Edelmann ſein Lehrer in den Anfangsgründen des Lateiniſchen war. Dann brachte ihn der beſorgte Vater nach Tübingen, wo er die Oeſterbergiſche oder anatoliſche Schule, unter M. Johann Crapner, beſuchte. Crapner war ein tüchtiger Lehrer, der ſeine Schüler raſch und doch gründlich zu fördern verſtand; Friſchlin blieb mit ihm auch in ſpäteren Jahren in freundſchaftlichem Verhältniß, und widmete ihm zeitlebens ein dankbares Andenken. [1])

Kaum hatte nun auch der begabte Knabe das zwölfte Lebensjahr zurückgelegt, ſo wurde er im Jahr 1560, unter Vorſchub des geiſtlichen Secretärs Lorenz Schmidlin, in die Kloſterſchule zu Königsbronn aufgenommen, eine der 13 Schulen, welche Herzog Chriſtoph in aufgehobenen Klöſtern zur Vorbildung evangeliſcher Kirchen- und Schullehrer gegründet hatte. Sie ſtand unter dem Abte Jakob Schropp; Hauptlehrer an derſelben aber war der Niederländer Jodocus Stiger, deſſen Unterricht für Friſchlin beſonders wichtig wurde. In einer Elegie auf ſeinen Tod [2]) ſchildert ihn dieſer als einen Mann voll Gelehrſamkeit und Lehrgabe, der im Lateiniſchen, Griechiſchen und Hebräiſchen, in Grammatik, Poetik und Rhetorik gleich fruchtbar zu unterrichten wußte. Wenige und kurze Regeln, mit vielfacher Anwendung und Uebung, war ſeine Methode. In dieſem Sinne trieb er mit ſeinen Schülern Melanchthons und Clenards Grammatiken, auch Georg Majors rhetoriſche Quäſtionen. Ihm verdankte Friſchlin ſeine gediegenen Kenntniſſe in beiden gelehrten Sprachen, von ihm lernte er insbeſondere lateiniſche und griechiſche Verſe machen. Eine Ueberſetzung des 23. Pſalms in griechiſche Diſtichen, auf die er ſich mit Vorliebe beruft, [3]) verſichert er um dieſe Zeit, in ſeinem dreizehnten Jahre, gemacht zu haben. In dieſem Lobe ſeines Königsbronner Lehrers iſt allerdings etwas Abſichtliches

[1]) Opp. poet. pars eleg. Lib. IX, Eleg. 5. Pro sua Grammatica et Strigili gramm. Dial. II, p. 80. Vergl. das Tübinger Senatsprotokoll vom 10. März 1582 (Mſcpt. der Tüb. Univerſitätsregiſtratur).

[2]) A. a. O. Lib. XVII, Eleg. 10. Vergl. Pro sua Gramm. &c. Dial. I, p. 186.

[3]) Sie findet ſich unter ſeinen Werken mehrmals abgedruckt: z. B. Elegg. Lib. I; hinter ſeinem Callimachus p. 401; pro sua Gramm. &c. Dial. I, a. a. O.

nicht zu verkennen: je mehr er ihm zu verdanken bekennt, deſto weniger bleibt für ſeine ſpäteren Tübinger Lehrer übrig, die ſich ihm, als er jenes ſchrieb, ſo verhaßt gemacht hatten; doch werden wir immerhin feſthalten dürfen, daß in Stigers Schule Friſchlin den ſoliden Grund ſeiner philologiſchen Kenntniſſe und Fertigkeiten gelegt hatte.

Schmerzlich vermißte dieſer den trefflichen Lehrer, als er im Jahr 1562 in die höhere Kloſterſchule zu Bebenhauſen befördert wurde, der ſein nachmaliger Verwandter, Dr. Eberhard Bidembach als Abt vorſtand. Die eigentlichen Lehrer an derſelben, zwei Baccalaurei, ſcheinen ziemlich unfähige Menſchen geweſen zu ſein,[1]) und ſo fand ſich Friſchlin vorzüglich auf das eigene Studium angewieſen, zu dem er nach ſo gründlicher Vorbereitung glücklicherweiſe reif war, und das hinwiederum ſein Heranreifen zu völliger Selbſtändigkeit beſchleunigte. Einiger lateiniſchen Declamationen, die er nach Anleitung von Georg Majors rhetoriſchem Compendium (in Bebenhauſen war das Cruſius'ſche eingeführt) für ſich gemacht habe, thut Friſchlin hiebei Erwähnung,[2]) und eine Grabſchrift auf den damals verſtorbenen Sebaſtian Coccyus (Koch), den Lehrer des Erbprinzen Eberhard, findet ſich in der Sammlung ſeiner Elegien mit der Jahreszahl 1562 bezeichnet.[3])

Im Frühling des Jahres 1563, zwiſchen dem fünfzehnten und ſechszehnten ſeines Alters, bezog Friſchlin die Univerſität Tübingen, als Zögling des theologiſchen Stipendiums. Hier hörte er Anfangs den Martin Cruſius über Melanchthons Rhetorik und Cicero's Reden, ſpäter über den Philoktet des Sophokles und zwei Bücher der Ilias; Georg Hitzler über Cicero, Demoſthenes u. A.; Jakob Schegk über das Organon, Georg Liebler über die parva naturalia, Samuel Hailand über das 4te und 5te Buch der Ethik des Ariſtoteles; Aſtronomie bei Eiſenmenger (Siderokrates); außerdem noch Vorleſungen

[1]) In der Vorrede zu ſeiner Oratio de vita rustica an die Würtembergiſchen Aebte (excerpirt bei Cruſius contra Frischlin., Mſpt., p. 206) ſagt er noch glimpflich: praeceptores ibi nactus sum duos satis doctos et probos, utrumque Baccalaureum, sed qui tamen cum Jodoco meo comparandi non erant. Stärker Poppysm. III, p. 24: ubi duos baccalaureos praeceptores habui, docendos adhuc, non . . praeficiendos discentibus.

[2]) Pro sua Gramm. et Strig. gr. Dial. I, p. 137.

[3]) Opp. pars eleg. Lib. XVIII, Eleg. 7.

bei Hildebrand und Mendlin. Dazu kamen lateiniſche und griechiſche Declamationen, nebſt einigen griechiſchen Gedichten, die ihm Cruſius corrigirte, worauf er ſie, der Sitte gemäß, öffentlich vortrug. [1]) Am meiſten ſchätzte Friſchlin unter dieſen Lehrern Schegk und Hitzler, deren Erſterem er ſeine philoſophiſchen, dem Letzteren einen Theil ſeiner philologiſchen und rhetoriſchen Kenntniſſe zu verdanken bekennt; auch Hailand und Liebler läßt er noch gelten, und will in ihren Vorleſungen fleißig nachgeſchrieben haben. [2]) Nur allein bei Cruſius will er nichts gelernt, ſeine Vorleſungen nur gezwungen beſucht, und in denſelben Allotria getrieben haben. [3]) In Einer Vorleſung Hitzlers ſei mehr zu profitiren geweſen, als in hunderten von Cruſius. Für einen Schüler ſeiner Art habe dieſer nichts Neues vorgebracht, als etwa ſeine abgeſchmackten Etymologien: ἀργός arg, θανατοῦν von dannen thun, δολιχόσκιον ἔγχος eine lange Wehr, daher per antiphrasin unſer Dolch, der eine kurze iſt. [4]) Das mag nun wahr, oder nur ein Witz von Friſchlin ſein: gewiß hat er in ſeinem ſpäteren Urtheil dem Cruſius zu viel gethan. Deſſen Vorleſungen können ſo ſchlecht nicht geweſen ſein und waren nicht ſo ſchlecht, als er ſie macht. Den Homer las Cruſius in der Regel vor hundert Zuhörern; im Jahr 1572 mußte der untere Hörſaal des Contuberniums deßhalb vergrößert werden, und hieß von da an Auditorium Homericum. [5]) Eine Rede von ihm zur Einleitung in die Odyſſee [6]) und Prolego=

[1]) Crusius, defensio necessaria, p. 146 ff. Responsum adv. Poppysmi Dial. III, Francof. 1599, p. 2 f. Frischlin. pro sua Gramm. &c. Dial. I, p. 136. Celetism. Grammaticus, 1588, I, p. 128, b.

[2]) S. Friſchlins Dedication der orat. de vita rustica, excerpirt bei Cruſius contra Frischlinum, Mſpt., p. 206; pro sua Gramm. & strig. Dial. I, p. 136. Poppysm. I, p. 93. Celet. I, p. 129. Opp. pars eleg. L. XVIII, Eleg. 8. Epitaphia, hinter Callimachus, p. 391. Praefat. ad dial. contra Ramum in Epist. & praef. p. 54.

[3]) Pro sua Gramm. Dial. I, p. 137: Coactus & metu poenae adductus, ne fierem ὑδροποτης (im Stift). P. 138: Itaque sedebamus in tuo auditorio aliud agentes, et vel Aristotelem manibus versantes, aut historiam Frossardi legentes.

[4]) Pro sua Gramm. Dial. I, 137. Popp. I, 133.

[5]) S. Germano-Graeciae ll. VI, auctore Mart. Crusio. Basileae (1585) p. 39.

[6]) In der Germano-Graecia p. 34 ff.

mena und Erklärung des ersten Buchs der Ilias [1]) liegen vor uns, und sind zwar sehr altfränkisch, aber nicht schlecht. Jene Rede enthält Bemerkungen über das Verhältniß der Odyssee zur Ilias, die zwar großentheils dem Aristoteles, Longin u. A. entlehnt sind, für die Zuhörer aber interessant genug sein mußten. In dem Commentar zur Ilias wird jeder Absatz erst logisch und rhetorisch analysirt, dann die Worte grammatisch und historisch erläutert, endlich moralische Nutzanwendungen daraus gezogen; was freilich nicht nach unserem Geschmacke ist, aber schwerlich gegen den damaligen verstieß. Sicher hat Frischlin in diesen Vorlesungen besser aufgemerkt, als er später sich nachsagte, nur um den Crusius nicht als Lehrer anerkennen zu müssen, dem er Dank und Rücksicht schuldig sei.

Oefter kam in diesen Jahren der alte Frischlin nach Tübingen, den Sohn zu besuchen und seinen Lehrern zu empfehlen. Zu M. Leonhard Engelhart soll er bei solcher Gelegenheit im Jahr 1564 gesagt haben: Ich weiß nicht, mir will seine Weis nicht gefallen; der Lecker legt sich zu weit an Laden, ich fürcht' bei Gott, er werd einmal hinausfallen. [2]) Daß nach Frischlins tödtlichem Falle Crusius und seine Anhänger darin nichts Geringeres, als eine Weissagung dieses Ausgangs fanden, ist bereits eine Probe von des Mannes Geschmack: übrigens enthält die Rede nicht einmal einen Tadel, sondern ist nur als die halb wohlgefällige Klage eines Vaters über den Fürwitz eines Sohns von frühreifem Talente zu betrachten.

Nach damaliger Sitte erhielt Frischlin zuerst am 22ten März 1564 von dem Professor der Rhetorik, M. G. Hitzler, den Grad eines Baccalaureus, hierauf am 1ten August 1565 durch Martin Crusius den Magistergrad, und zwar, in Folge einer zuvor erstandenen Prüfung, als der erste unter zwölf Candidaten. Nun mußte, der Ordnung im Stipendium gemäß, das theologische Studium seinen Anfang nehmen: und auch Frischlin widmete sich demselben während zweier Jahre, nicht blos dem Namen nach, wie die theologischen Kenntnisse beweisen, die sich in seinen Schriften überall kund geben; obwohl er von seinen Lehrern in der Theologie nur seinen nachmali-

[1]) Mart. Crusii Commentationes in lib. I. Iliad. Homeri, grammaticae, rhet., poet., histor., philosophicae (Heidelberg, 1612) typis Gotth. Vögelini.

[2]) Crus. resp. ad Poppysmi Dial. III, p. 60.

gen Verwandten Dieterich Schnepff, den Sohn des Reformators, als denjenigen nennt, welchem er die Einführung in die feineren Geſetze der Redekunſt verdanke.[1]) Blieb das philologiſche Studium, oder um genauer im Sinne jener Zeit zu reden, die Beſchäftigung mit den alten Schriftſtellern zum Behufe rhetoriſcher und poetiſcher Um- und Nachbildung, gewiß immer für Friſchlin die Hauptſache: ſo hat er ſich doch, außer der Theologie, ſchon damals auch noch mit Aſtronomie und Medicin befaßt. Zur letzteren insbeſondere ſcheint die väterliche Neigung auch in ihm noch fortgewirkt zu haben. Er hörte damals bei Fuchs und Schegk (der Profeſſor der Philoſophie und Medicin war), und ſpäter noch als Profeſſor, in den Jahren 1572 und 73, bei Viſcher und Hamberger mediciniſche Vorleſungen.[2])

Wollten wir den ſpätern Ausſagen der Feinde Friſchlins, vor Allen des Cruſius, Glauben ſchenken, ſo wäre jener ſchon damals ein Menſch ohne Treu und Glauben, voll gottloſer Reden und böſer Anſchläge geweſen. Aber was ſie Beſtimmtes zum Belege anführen, berechtigt zu einem ſolchen Urtheile keineswegs. Denn daß er einmal aus dem Stift durchgehen wollte, oder daß ihm ein andermal bei der Abführung zum Carcer ein Fluch entfuhr,[3]) das ſind Dinge, die einem genialen jungen Menſchen begegnen können, auch ohne daß er der Höllenbrand iſt, wozu Philiſter ihn darum ſtempeln wollen. Billiger urtheilte ein hochgeſtellter Mann, der nachmalige Kanzler Schulter, über Friſchlin, wenn er einmal in der Oberrathsverſammlung ſagte, er habe ihn von Jugend auf gekannt und wiſſe, „daß er ſich verrenne und verlaufe und handle unbedächtlich.“[4])

Im Herbſte des Jahres 1566 brach in Tübingen eine Peſt aus, und die Univerſität überſiedelte in die Reichsſtadt Eßlingen, wo die Zöglinge des theologiſchen Stipendiums, etwa 150 an der Zahl, theils im Minoriten-, theils im Auguſtinerkloſter Unterkunft fanden. Auf eine Wand des erſteren ſchrieb Friſchlin bei'm Wiederabzug eine Elegie,

[1]) Frischlin bei Crus. c. Frischlin., Mſpt. a. a. O. Crus. Defens. necess. p. 148 ff. Resp. adv. Popp. III. p. 3.

[2]) Friſchlin an den Herzog, Stuttgart 15. Sept. 1585. St. A.

[3]) Crusius, Colluctatio, Mſpt., Fasc. 11 der Univerſitäts-Acten des W. St. A. Respons. adv. Popp. Dial. III, p. 70. Senatsprotokoll vom 12. Jan. und 20. April 1582.

[4]) Vota Consiliariorum d. d. 25. October 1581. St. A.

in welcher er der Stadt Eßlingen und ihren Vorſtehern den Dank für ihre Gaſtfreundſchaft ausſpricht.[1]) Er nahm damals die Stellung eines Repetenten ein, und las zugleich als vicarius Professor über die Briefe des Horaz.[2]) Hier, in Eßlingen, war es auch, wo er die dritte Hochzeit „ſeines verehrten Lehrers" Cruſius (im Auguſt 1567) durch ein griechiſch-lateiniſches Gedicht feierte: des Mannes, der

Durch Schriften, welche nie vergehn,
Sich himmelhohen Ruhm gewann;
Der als die Zierde Griechenlands
Allüberall geprieſen wird;
Und blickſt du auf ſein Leben hin,
Zeigt er auch hier ſich tadellos;
Denn allen Menſchen iſt er hold,
Den Frommen aber ſonderlich.

Als ſpäter das Zerwürfniß zwiſchen Lehrer und Schüler ausgebrochen war, ließ der Erſtere dieſes Gedicht als Beleg dafür wieder abdrucken, wie anders der Letztere früher über ihn geurtheilt habe; dieſer aber ſtempelte es friſchweg in ein Hochzeitgedicht für ſeinen Verwandten Dieterich Schnepff um.[3])

Dieſelbe peſtartige Seuche, wie es ſcheint, welche die Univerſität nach Eßlingen getrieben hatte, raffte zu Ende des Jahres 1566, am Stephanstage, Friſchlins Vater, im Alter von nur 44 Jahren, hinweg.[4]) Er war zuletzt Pfarrer in Thalfingen, Balinger Amts, geweſen. Seine Frau hatte ihm in zwanzigjähriger Ehe zehn Kinder geboren, von denen vier ihn überlebten, nämlich außer dem Erſtgebornen ein um zehn Jahre jüngerer Bruder, Jakob, welcher bald der Zögling des älteren wurde und in deſſen Lebensgeſchichte genau verflochten iſt; dann zwei noch jüngere Schweſtern, Martha und Agnes, deren erſtere die Lieblingsſchweſter unſeres Nicodemus war und ſpäter eine Zeit lang bei ihm in Tübingen lebte. Die Mutter zog nach Balingen, ihrem Heimathort, und es möchte zunächſt ſcheinen, daß ſie im Wittwenſtande verblieben ſei. In einem Briefe vom

[1]) Opp. pars eleg. L. XXI, Eleg. 7.

[2]) Frischlin. pro sua Gramm. Dial. I, p. 141.

[3]) Crus. Antistrigilis, 1586, p. 364 ff. Frischlin, Epitaph. et quaedam alia, hinter Callimachus & Archias, p. 402 ff.

[4]) Epiced. p. 154: Dis aliter visum, qui de rapuere jacentem,
Infectumque lue et pestis contagia passum.

Jahr 1590 unterzeichnet sie sich noch Agnes Frischlerin, und in denen der Söhne, so weit sie vorliegen, findet sich keine entgegengesetzte Angabe. Daß Nicodemus einmal, im Jahre 1579, von armen Eltern spricht, die er habe, könnte als ungenauer Ausdruck verstanden werden; zumal er drei Jahre später bestimmt von seiner armen Mutter, als einer Wittfrau zu Balingen, schreibt.[1]) Allein an zwei Stellen seiner gedruckten Schriften thut er eines Stiefvaters Erwähnung, den er habe oder gehabt habe. Ganz kurz in der Streitschrift wider Danäus vom Jahre 1581;[2]) ausführlicher in einer ohne Zweifel frühern Stelle einer Elegie,[3]) aus welcher der prüfende Leser wohl mit dem Biographen folgende Data entnehmen wird: 1) Dieser Stiefvater Frischlins war ursprünglich Doctor gewesen, und hatte den nachmaligen Stiefsohn noch unterrichten helfen. 2) Aber aus unbekannten Ursachen gerieth er in Vermögenszerfall, und suchte um die Zeit der Abfassung jener Elegie sein Brod als Wirth zu verdienen. Blicken wir von hier auf die beiden oben angezogenen Briefe von den Jahren 79 und 82 zurück, in deren erstierem Frischlin von Eltern, im zweiten von einer verwittweten Mutter spricht, so könnte man vermuthen, daß in der Zwischenzeit das Verhältniß der Mutter zu dem zweiten Mann, entweder durch den Tod des letztern, oder durch Trennung, sich gelöst habe. Auch daß sie, da doch der alte Frischlin ein wohlhabender Mann gewesen war, nun auf einmal, nicht blos von dem Sohne dem Herzog, wo man Absicht vermuthen könnte, als arm vorgestellt wird, sondern auch selbst dem Sohne gegenüber klagt, „daß ihr Ar-

[1]) An Melch. Jäger, Stuttg. 10. Oct. 1579. An den Herzog, Laibach 1. August 1582. St. A.

[2]) Hinter der Methodus declamandi, Argent. 1606, p. 296:.. Meliori Volmaro, cujus filiam meus vitricus primam uxorem habuit.

[3]) Opp. pars elegiaca L. XX. Eleg. 7. Ad Laurentium Schmidlinum. Es wird die vielfache Unterstützung gerühmt, welche Schmidlin der Frischlinischen Familie habe angedeihen lassen; dann:

O meus hac etiam potuisset vitricus uti
Commoditate: suas sic tenuisset opes.
Nec prope jacturam rerum fecisset iniquam,
Nec jam caupo nova pelleret arte famem.
Sed mihi discipulo doctor quod praestitit olim,
Praestaret reliquis nunc quoque munus idem.

müthle ihr alſo verſetzt ſei, wie er ja wiſſe," [1]) ſtimmt ganz zu der Vorausſetzung, daß ſie durch den zweiten Mann, mittelſt Bürgſchaft, Verpfändung u. dgl., um den größern Theil ihres Vermögens gekommen war. Friſchlerin, wie ſie ſofort im Jahr 1590 noch thut, konnte ſie ſich hienach freilich nicht mehr mit Recht ſchreiben; aber ſie mochte ſich des heruntergekommenen Mannes, beſonders vor den Kindern erſter Ehe, ſchämen; woraus ſich auch das Stillſchweigen der Söhne über das ganze unliebſame Verhältniß erklären würde.

In den Herbſtferien des Jahres 1567 oder 68 (im erſten Falle mithin noch in Eßlingen; denn erſt zu Anfang des folgenden Jahres wanderte die Univerſität wieder an ihren alten Sitz zurück) finden wir Friſchlin mit einer Arbeit beſchäftigt, welche die erſte größere, die wir von ihm haben, und in mehr als Einer Hinſicht für ſeine ganze Entwickelung vorbedeutend iſt. [2]) Ein gewiſſer Jakob Rabus, der Sohn eines würdigen proteſtantiſchen Geiſtlichen in Ulm, hatte ſich, nach einem lockern Studentenleben auf den Akademien zu Wittenberg und Tübingen, von den Dillinger Jeſuiten bekehren laſſen, und nun, nach Convertitenart, ſich beeilt, gegen die Kirche, von der er abfiel, in einem gedruckten Glaubensbekenntniß aufzutreten. Beſonders die vielen Spaltungen und Zänkereien unter den Proteſtanten nahm er zu Zielpunkten ſeiner, in dieſer Hinſicht leider nicht unbegründeten Angriffe, und ſchonte dabei namentlich die Tübinger Theologen nicht. Ein Angriff auf das Lutherthum konnte unſern Friſchlin auch in ſpätern Jahren noch in den Harniſch bringen: wie viel mehr damals, da er friſch aus den Hörſälen eines Schnepff und Heerbrand, aus den Räumen des Stipendiums, der neuen Pflanzſchule des verbeſſerten Glaubens, kam. Auch daß er ſeiner Abwehr die

[1]) Beilage zu einem Brief Jakob Friſchlins an ſeinen Bruder, Waiblingen 10. Febr. 1590. St. A.

[2]) Adversus Jac. Rabum, Novitium catholicum, Apostatam impiissimum ... Satyrae octo, conscriptae a Nic. Frischlino &c Gerae ad Elistrum, ex officina Spiessiana 1607. Auch hinter den Paralipomena ex rec. Val. Clessii. Praefat.: Cum instarent auctumnales feriae..... Aetate, quae haud ita pridem annum vicesimum excessit. Ueber den Eßlinger Aufenthalt der Univerſität und deſſen Dauer vergl. Mart. Crusii Annalium Suevicorum Dodecas tertia, Francof. ex officina typogr. Nicol. Bassaei, 1596, p. 728. ff.

Form der Satire gab, iſt bezeichnend für den Jüngling, deſſen satiricum ingenium ſpäter der Schrecken ſeiner Feinde und die Verzweiflung ſeiner Freunde werden ſollte. Vortrag und Ausdrucksweiſe haben im Weſentlichen ſchon hier die Geſtalt, die ſie bei Friſchlin immer behielten. Derſelbe volle Strom der Rede; dieſelbe Leichtigkeit des, wenn auch nicht ganz fehlerfreien,[1]) Versbaues; dasſelbe mit Virgil und Ovid, Horaz und Juvenal geſchwängerte Gedächtniß; dieſelbe Manier, die freilich dieſer ganzen neulateiniſchen Poeſie natürlicherweiſe anhängt, mit jenen fremden Federn die eigenen Erzeugniſſe herauszuputzen; daſſelbe Gemiſch von heidniſcher und chriſtlicher Mythologie, von Latinismen und Hebraismen. Dabei iſt jedoch die Compoſition, die Anlage und Darſtellung, noch weit von dem freien, geiſtreichen Wurf entfernt, welcher die reifen Arbeiten des Mannes auszeichnet. So manchen Vers und Halbvers der junge Poet von Horaz borgt, ſo hat er ſich doch das noch keineswegs von ihm gemerkt, daß der Dichter nicht ab ovo anfangen, ſondern den Leſer ſogleich mitten in die Sache verſetzen müſſe. Denn um auf den Apoſtaten Rabus zu kommen, fängt er vom Sündenfall an und den allerhand Schlichen, die der Teufel (von ihm auch Pluto genannt) von jeher angewendet habe, um die Menſchheit zu verderben, worunter auch Ketzerei, Verdunklung des Evangeliums, Verlockung zum Rückfall in den Katholicismus. Nach ſolchem Eingang in der erſten Satire wird in der zweiten ſehr ſteif und ſchulmäßig Thema und Dispoſition der weiteren Abhandlung angegeben: nämlich 1) ſoll der Beweggrund erörtert werden, den Rabus zum Abfall gehabt habe; 2) ſein Lebenslauf geſchildert, und 3) ſeine Einwürfe gegen den Proteſtantismus, drei an der Zahl, entkräftet werden. Während er dieſe Stücke mit ſatiriſchem Salze reibe, möge ihm, wünſcht der Poet, Chriſtus, der anbetungswürdige Sproß des Orakelſpendenden Vaters, beiſtehen![2])

---

[1]) Es gab einige Fehler, die jene Renaiſſance-Poeten aus dem Mönchslatein herübergenommen zu haben ſcheinen. Z. B. das o im Ablativ des Gerundiums, amando, gebrauchen ſie kurz. Man muß ſich wundern, daß ſelbſt ein Friſchlin dieſen Barbarismus ſich lebenslänglich nachgeſehen hat.

[2]) Pag. 15: Hoc ego dum Satyro sale defrico, tu mihi, Christe,
Christe, panomphaei proles veneranda parentis,
Annue &c.

Dabei fehlt es jedoch nicht an wohlgemachten Partien, und Funken des ächten Friſchliniſchen Geiſtes leuchten hin und wieder auf. So, wenn er dem weiland luſtigen Tübinger Studenten bemerkt:

Mich wundert, daß du ſagſt, das höh're Licht
Sei erſt in Dillingen dir aufgegangen:
Dem ſchon zu Tübingen ſo ſchön der Stern
Gelenchtet; dem die Sonne ihre Strahlen
So reich geſpendet; den das zarte Lamm,
Dort auf dem Markte, zu ſich hergewinkt.[1])

Ein beliebter Tummelplatz für den Volkswitz jener Zeit war das Sprüchwort, daß es gemeiniglich regne, wenn Mönche und Pfaffen reiſen; was ſchon Bebel in den Facetien aus den Weindünſten erklärte, die den Glatzköpfen der heiligen Männer entſteigen. Dieß finden wir hier dem ſpäter bekehrten Candidaten als Thema ſeiner Magiſterdiſputation in den Mund gelegt. Wir werden Friſchlin unter ſehr veränderten Umſtänden auf dieſes Thema zurückkommen ſehen, im Kerker, kurz vor ſeinem Ende: ſo blieb der Humor dem Dichter ſelbſt dann noch getreu, als das Glück ſich längſt von ihm gewendet hatte, und auch das Leben im Abſchiednehmen begriffen war.

[1]) Sat. II, p. 16 ſq.

Zweites Kapitel.

Frischlins Anfänge als Professor in Tübingen.

Seine Vorlesungen und Paraphrasen.

Die philosophische Facultät nahm damals in Tübingen wie anderswo eine sehr untergeordnete Stellung ein. Seit sich aus der, ursprünglich nicht nach Fächern, sondern nach Nationen getheilten Bürgerschaft der ältesten Universitäten erst die theologische, dann auch die juristische und medicinische Facultät ausgesondert hatten, war der übrig gebliebene Rest der sogenannten Artisten immer mehr auf die unterste Stelle der akademischen Gesammtheit heruntergesunken. Die Reformation hatte hieran nichts geändert. Den Vorrang der theologischen Facultät hatte sie vielmehr aufs Neue befestigt, während die Juristen ihre politische Wichtigkeit in kaum geringerer Geltung hielt. Pflegte der ersteren der Kanzler der Universität, der Stellvertreter des Landesherrn an derselben, anzugehören, so gingen aus der andern Facultät nicht selten die fürstlichen Räthe und Kanzler[1]) hervor. Auch die Mediciner schlossen sich, wenn schon in dritter Stelle, dieser akademischen Aristokratie an. Die Artisten waren die Plebejer: und in der That, all den Widerstand, die Ab- und Ausschließung, welche je

[1]) Diese zweierlei Kanzler, den Universitätskanzler und den fürstlichen oder Hofkanzler, d. h. den gelehrten Chef der Regierung, wie der Landhofmeister deren adeliger Chef war, wird man in der ganzen folgenden Darstellung wohl zu unterscheiden haben, aber auch leicht unterscheiden können. Als Hofkanzler und Vicekanzler erscheinen in derselben nach einander die DD. Johann Brastberger, Johann Schulter und Martin Aichmann; Universitätskanzler war bis zu Frischlins Todesjahr D. Jakob Andreä.

Plebejer von Patriciern zu erfahren hatten, erfuhr auch dieſe untere Facultät von jenen oberen. Ihre Theilnahme an den Senatsverhandlungen, an Wahlen und Ehrenämtern, war lange beſchränkt, und erweiterte ſich nur unter beſtändigen Kämpfen. Während in Tübingen ſämmtliche ordentliche Lehrer der obern Facultäten zugleich auch bleibende Mitglieder des Senats waren, gehörten zu Friſchlins Zeit aus dem Artiſtencollegium, das freilich auch an Profeſſorenzahl jede andere Facultät übertraf, nur drei Mitglieder, und zwar ſo zum Senat, daß ſie von Zeit zu Zeit gewechſelt wurden; hatte einer der übrigen Artiſten im Senate zu erſcheinen, ſo mußte er deſſen Verhandlungen ſtehend anwohnen; und während bei der Wahl eines Artiſten im Senate die obern Facultäten vollzählig mitſtimmten, hatte bei der Wahl eines Theologen u. ſ. f. die Artiſtenfacultät nur jene drei Stimmen ihrer zeitigen Stellvertreter abzugeben, nachdem ſie bis zu Herzog Chriſtophs Zeit ſogar gänzlich davon ausgeſchloſſen geweſen war. [1])

Der nähere Hergang bei Profeſſorenwahlen war in der Regel folgender. War eine Stelle erledigt, ſo wurde die betreffende Facultät vom Senate angewieſen, ſich über einen Vorſchlag zur Wiederbeſetzung zu berathen; von dem Ergebniß dieſer im Collegium vorgenommenen Beſprechung wurde hierauf im Senat Bericht erſtattet, der nun darüber verhandelte und abſtimmte, ohne an den Vorſchlag der Facultät gebunden zu ſein. Das Recht der Beſtätigung kam dem Landesherrn zu, der ſie demnach zwar auch verſagen konnte; doch ging dieß in der Regel nicht ohne verdrießliche Streitigkeiten mit der Univerſität ab, die auf ihre körperſchaftlichen Rechte höchſt eiferſüchtig hielt, und daher noch weit hartnäckiger in dem Falle widerſtand, wenn der Regent ihr von ſich aus ein Mitglied, das ſie nicht erwählt hatte, aufdrängen, oder eines, dem der Senat aufgekündigt hatte, im Amt erhalten wollte. Außer den wirklichen Mitgliedern befanden ſich in einigen Facultäten, insbeſondere in der philoſophiſchen, welche damals ſechs zum Collegium gehörige Lehrſtühle hatte, auch noch ſolche Docenten, welche von Sitz

[1]) Gegenbericht der obern Facultäten gegen ein Geſuch der Artiſten, sine dato, doch aus den 1590er Jahren, unter den Recessus Visitationum, Mſpt. der Tübinger Senatsregiſtratur. Senatsprotokoll vom 26. Sept. 1589 und öfters. Vgl. auch Klüpfel, Geſch. und Beſchreibung der Univ. Tübingen.

und Stimme im Collegium, mithin auch von der umgehenden Theilnahme am Senat, nebſt allerlei ökonomiſchen Vortheilen, ausgeſchloſſen waren: was wir jetzt außerordentliche Profeſſoren nennen würden.

In dieſe Stellung trat jetzt der noch nicht 21jährige Friſchlin ein. Der Verſuch, den man mit ſeiner Lehrtüchtigkeit im Laufe des Jahres 1567 in Eßlingen gemacht hatte, war zur Zufriedenheit ausgefallen: ſo wurde ihm kurz nach der Rückkehr der Univerſität, im Mai 1568, Lectio Poetices an derſelben definitiv übertragen.[1]) Es geſchah dieß nicht ohne Widerſpruch, beſonders von Seiten des Kanzlers Andreä, der ſchon von Friſchlins Betragen in den Klöſtern und im Stift her keine gute Meinung von ihm hatte,[2]) übrigens ſechs Jahre ſpäter doch nicht umhin konnte, dem Profeſſor das vortheilhafteſte Zeugniß auszuſtellen. Auch Dr. Dieterich Schnepff, den wir wenige Monate hernach mit Friſchlin verſchwägert und von da an immer in freundlichem Verhältniß zu ihm finden werden, ſoll, ſo meldet Cruſius, damals gegen ihn geweſen ſein und geſagt haben, je höher er ſteigen würde, deſto ſchlimmer würde er werden. Friſchlin meint, wenn dieß nicht eine Cruſius'ſche Lüge ſei, ſo habe ihn Schnepff damals noch nicht recht gekannt.[3]) Sein Vorgänger im Amte war Culingius geweſen, der nur über die Aeneis geleſen, und dafür einen Gehalt von 130 fl. bezogen hatte: Friſchlin war angewieſen, auch Cäſar de bello gallico zu erklären, weßwegen er auch Professor Poetices et Historiarum hieß, aber ſeine Beſoldung beſtand Anfangs nur aus 60 fl..[4])

Am 9ten Juni 1568 trat er ſein Amt mit einer poetiſchen Inauguralrede über die Würde und den mannigfaltigen Nutzen der Dichtkunſt[5]), in Gegenwart des Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Zweibrücken, des Rectors, Senats, der Profeſſoren und Studenten an.

[1]) Frischlin. pro sua Gramm. &c. Dial. I, p. 141. Crusius, defens. necess. p. 152. Resp. adv. Popp. III. p. 10.

[2]) In der Senatsverhandlung vom 12. Januar 1582 (ſ. Senatsprotokoll) berief ſich Andreä darauf: er habe nie gern geſehen, daß man Friſchlin zum Profeſſor gemacht, derſelbe ſei von Jugend auf in den Kloſterſchulen levis et plenus rimarum geweſen. Vgl. Crus. Resp. adv. Popp. a. a. O.

[3]) Crus. defens. necess. p. 200. Frischlin., Celetismus II, p. 131 a.

[4]) Frischlin. pro sua Gramm. &c. Dial. I, p. 141 f.

[5]) Oratio de dignitate et multiplici utilitate Poeseos, habita Tubingae 9. die Junii anno... 1568. In Opp. poet. N. Frischlini Paralipomena,

Jetzt, da im grünen Gezweig der befiederten Sänger Verſammlung
Liebliche Lieder erſinnt, da ringsum Hain und Gebirge
Tauſendſtimmig erſchallt, und im blumigen Lenze der Neckar
Fröhlich dem Vogelconcert zuhört in den gleitenden Wellen:
Heiſcht auch von uns den beſcheidenen Vers der Ort und die Stunde.

So beginnt der junge Profeſſor Poetices poetiſch genug, um ſofort in höchſt proſaiſcher Diſpoſition 1) von dem Weſen und Urſprung der Poeſie, 2) von ihrem Nutzen, und zwar a) im Privat-, b) im öffentlichen Leben, c) für die Wiſſenſchaften, zu handeln. Daß Weſen und Urſprung der Dichtkunſt göttlich ſei, wird aus Plato und Moſes, durch die Pſalmen und ſo manche andre dichteriſche Beſtandtheile der heil. Schrift bewieſen; wobei die Aeußerung vorkommt, daß Manche ſogar Komödien in derſelben finden wollen und insbeſondre die Bücher Suſanna und Tobias für ſolche halten.[1]) Auch die Unſterblichkeit des Namens, welche die Dichter ſowohl haben als verleihen, iſt ein Beweis für die Göttlichkeit ihrer Kunſt. Der Nutzen der Poeſie beſteht in den Lehren und Vorbildern, welche ſie für alle Lebensverhältniſſe ertheilt und ausſtellt (wobei nach horaziſcher Anleitung die homeriſchen Gedichte, dann auch die Aeneis u. a. moraliſch verwerthet werden); was aber die Wiſſenſchaften und Künſte betrifft, ſo hilft ſie den Redner ausbilden, auch die Lehren der Phyſik und Aſtronomie werden durch dichteriſche Einkleidung eindringlicher und annehmlicher gemacht.

Man ſieht: der junge Profeſſor der Poeſie wußte bis jetzt nicht mehr von der Poeſie zu ſagen, als die ganze damalige Zeit von ihr

p. 155—177. Der Anfang:

Dum canit et suavi meditatur gutture carmen
Grex avium viridi glomeratus in arbore passim,
Et nemora et saltus vocum discrimina mille,
Mille modos resonant, et laeto Neccarus anno
Dulce melos volucrum labentibus audit in undis:
Nos quoque succinctos tenui modulamine versus
Dicere cum locus hic, tum praesens admonet hora.

[1]) P. 162: Comica non pauci sacris immista libellis
Esse putant, sacroque pedes incedere socco.
Qualia Susannae memorantur gesta, pudicae
Virginis et castum ardenter retinentis amorem.
Huic fere consimilem sacri fecere Tobiae
Historiam, ludus tanquam si scenicus esset.

wußte; wobei ſo ziemlich gerade das, was das Poetiſche an der Poeſie ausmacht, unberückſichtigt blieb. Steht im Uebrigen, was den fließenden Vers und oft glücklichen Ausdruck im Einzelnen betrifft, dieſe Arbeit mit den Satiren gegen Rabus auf derſelben Stufe: ſo tritt Eines hier ungleich beſtimmter als dort hervor, der chriſtliche Charakter nämlich, welchen der Dichter ſeiner neulateiniſchen Poeſie auch äußerlich aufzuprägen ſucht. Gegen die Anrufung Apolls und der Muſen wird Einſprache gethan, nicht blos um des lächerlichen Mißbrauchs willen, welchen Dichterlinge damit treiben, ſondern vornehmlich aus dem Grunde, weil jene vermeintlichen Götterweſen Gebilde heidniſchen Wahns, ja im Grunde genommen Teufel ſeien. [1])

Drum, ihr Dichter, hinweg mit des Phöbus trügriſcher Gottheit:
Chriſtus ſtehe voran in eurem geweihten Geſange,
Chriſtus, der mit Olympiſchem Hauch — — —

wir ſehen: der claſſiſch-chriſtliche Poet wird ſeinem frommen Vorſatz in demſelben Athem, in welchem er denſelben ausſpricht, auch ſchon wieder untreu, um ihn bald ganz zu vergeſſen: wir wiſſen nicht, ſollen wir leider oder zum Glücke ſagen. Denn wenn der lateiniſchen Poeſie als ſolcher mit der antiken Mythologie ein natürlicher und gewohnter Schmuck entzogen wird: ſo entſteht, wenn man ihr dieſen läßt, durch die chriſtlichen Beſtandtheile, welche der neulateiniſche Dichter hinzubringt, ein Gemiſch, deſſen ekle Widrigkeit wir in den Friſchliniſchen Dichtungen noch oft zu ſchmecken bekommen werden.

So ſchmal ſeine Beſoldung auch war, ſo dachte der neue Profeſſor doch alsbald daran, ſich einen eigenen Herd zu gründen. Am 2ten und 3ten November 1568 feierte er ſeine Hochzeit mit Margaretha, der Tochter von Hans Brenz, herzogl. Würtembergiſchem Hofmeiſter des Kloſters Reuthin in Wildberg. [2]) Der Schwiegervater war ein Mann von Vermögen, und was für den Tochtermann noch wichtiger werden konnte, von Familie. Der Name Brenz war der erſte theologiſche Name im damaligen Würtemberg. Noch lebte in

[1]) Dieß war ganz im Sinne ſeines Lehrers und jetzigen Collegen Cruſius, ſ. Melch. Adami vitae Germ. philosophorum, p. 228. ed. Francof. 1705.

[2]) So heißt er in einer Eingabe der Tochter vom Febr. 1591, St. A. Monasterii Wildpergensis olim praefectus nennt ihn Friſchlin in einer Rede vom Jahre 1574. Oratt. insign. aliquot, ed. Pflüger, p. 240. Das Datum der Hochzeit ſ. bei Crus. resp. adv. Popp. III, p. 10.

Stuttgart der alte Johann Brenz, der hochverehrte Reformator, der beim Marburger Colloquium Luthern zur Seite geſtanden, die Würtembergiſche Confeſſion wie den Würtembergiſchen Katechismus verfaßt, und als Herzog Chriſtophs rechte Hand die Kirche des Landes geordnet hatte, der er jetzt als Probſt und herzoglicher Rath mit der Geltung eines Biſchofs vorſtand. Friſchlins Schwiegervater war ſein Neffe, alſo Geſchwiſterkind mit Dr. Johann Brenz dem jüngern, nachmals Profeſſor der Theologie in Tübingen, und mit den beiden Brenzſchen Töchtern, Barbara und Sophia, die an Dr. Dietrich Schnepff, gleichfalls Profeſſor der Theologie in Tübingen, und Dr. Eberhard Bidembach, Abt zu Bebenhauſen, verheirathet waren, welche Friſchlin, nach dem Sprachgebrauche der Zeit, fortan ſeine Schwäger nannte. Der eine dieſer neuen Schwäger, Dietrich Schnepff, verſah die Trauung.[1]) Eine ſolche Verſchwägerung konnte für Friſchlin ſehr förderlich werden, wenn er ſich mit der Familie in gutes Vernehmen zu ſetzen wußte. Von einer Berührung mit dem Familienhaupte, dem alten Probſt, der im J. 1570 ſtarb, verlautet nichts; doch hat ihm Friſchlin nicht nur in einer eigenen Elegie[2]) und ſonſt in verſchiedenen Dichtungen Denkmale geſetzt, ſondern auch übrigens, einzelne ſpätere Anfälle von Wildheit abgerechnet, ehrenvoll von ihm geſprochen. Mit den drei Schwägern zeigt ſich nach mehreren Jahren noch ein ganz trauliches Vernehmen, in einem zierlichen Gelegenheitsgedichte, in welchem er ſie bei der Anweſenheit ſeines Schwiegervaters zu einem einfachen Mittageſſen einladet.[3]) Der Letztere war damals ſchon vom Schlage gerührt; aber vor ſeinem Tode ſcheint er noch eine Verordnung gemacht zu haben, welche zeigte, daß er dem poetiſchen Schwiegerſohne nicht recht traute, die er aber doch wohl unterlaſſen haben würde, hätte er ihre Folgen vorausgeſehen. Friſchlin bekam nämlich das väterliche Erbtheil ſeiner Frau nicht in die Hand, ſondern es wurde unter die Verwaltung zweier „Teſtamentarien" geſtellt, deren einer, neben dem geiſtlichen Secretär Laurentius Schmidlin, Dr. Joh. Brenz d. j. war. Daher Reibungen und Mißhelligkeiten in der Familie,

[1]) Opp. pars eleg. L. IX, Eleg. 3. In nuptias Jo. Theodorici Snepffii.

[2]) Ibid. L. XVII, Eleg. 5.

[3]) A. a. O. L. XX, Eleg. 11. Die Elegie trägt keine Jahrszahl. Vielleicht gehört ſie in das Jahr 1574, wo Hans Brenz, bereits als olim Praefectus, in Tübingen war.

beſonders mit gedachtem Brenz, die ſich auf deſſen Seite zu völliger Abwendung, auf Friſchlins zu leidenſchaftlichem Haſſe ſteigerten. Wie ein vergeblicher Verſuch, dieſes Erbtheil ſeiner Frau herauszubekommen, zuletzt noch die Veranlaſſung zu Friſchlins Gefangennehmung wurde, werden wir an ſeinem Orte finden. Von ſeinem Verhältniſſe zu Bidembach haben wir langehin keine Probe mehr; mit Schnepff, wie ſchon bemerkt, erhielt ſich das Vernehmen am leidlichſten. Aber auch der Baſe Margaretha ſelbſt ſcheinen die einflußreichen Vettern nicht recht hold geweſen zu ſein. Vielleicht weil ihre poetiſche Heirath den theologiſchen Herren zuwider war. Sie ſelbſt erſcheint als ein Frauenzimmer von ſehr lebhaftem Temperament, die nicht nur in der Eiferſucht mit Augenauskratzen drohen, ſondern auch in Geſchäfts- und Vermögensſachen gegen ihre Verwandten ſehr ſpitzig werden konnte. [1]) Daher gab es auch in ihrer Ehe, allerdings nicht ohne Schuld des Mannes, wie wir finden werden, bald allerlei „ſeltſame Händel"; bis ſpäter eine, freilich auch wieder verdächtige, gegenſeitige Toleranz eintrat, und endlich das Unglück dieſe Mißklänge in rührenden Accorden löste.

Doch es iſt Zeit, daß wir dem neuen Profeſſor in den Hörſaal folgen und uns von ſeinen Leiſtungen eine Vorſtellung verſchaffen. An Talent und Kenntniſſen fehlte es ihm nicht, und an Eifer und Fleiß ließ er es nicht fehlen. Während der nächſten zehn Jahre zog er außer Virgil auch den Horaz und Lucan, und neben Cäſar auch den Salluſt, in den Kreis ſeiner Vorleſungen; wozu ſeit 1575 oder 76 einige Jahre lang Cicero's Briefe und ausgewählte Reden kamen, die er im Pädagogium erklärte. [2]) Ueber ſein Verfahren bei der Erklärung der lateiniſchen Dichter hat Friſchlin theils an verſchiedenen Stellen ſeiner ſpäteren Schriften Auskunft gegeben, theils ſind die von ihm herausgegebenen Paraphraſen unmittelbare Proben davon.

Die Auslegung eines alten Dichters, ſo ſpricht ſich Friſchlin in einer im Jahr 1574 gehaltenen Rede [3]) mit beſonderer Rückſicht auf Virgil aus, muß theils Wort-, theils Sacherklärung ſein. Denn, ſo

[1]) S. den Brief von Caſpar Rüttel an Friſchlin, Tübingen d. 15. Febr. 1590. St. A.

[2]) Praefatio in Paraphr. Bucolicor. et Georgicor. Virgilii. Hinter der Methodus declamandi, p. 97. f.

[3]) Oratio de praestantia ac dignitate P. Virgilii Maronis Aeneidos, Tubingae 6 Id. Jun. 1574 habita. In Oratt. insigniores aliquot, p. 1 ff.

wenig derjenige für einen guten Lehrer zu achten iſt, der die alten Geſchichten und Dichterfabeln ſo lieſt, daß er daraus keinen Nutzen für das wirkliche Leben zu ziehen weiß, ſondern nur dem leeren Schall der Worte nachgeht:[1]) ſo wenig iſt doch ohne vorangehende gründliche Worterklärung zu einer fruchtbaren Sacherklärung zu gelangen. Die Worterklärung nun iſt ſelbſt wieder eine doppelte: eine grammatiſche und eine rhetoriſch-dialektiſche. Jene gibt zuerſt die Bedeutung der Wörter und Sätze an, wobei ſie auf Sprachgebrauch und Parallelſtellen aufmerkſam zu machen, und ſofern es ſich um Auslegung eines Dichters handelt, insbeſondere zu unterſcheiden hat, was gewöhnlich und was dichteriſch ausgedrückt, was eigentlich und was figürlich zu verſtehen iſt. Als in ihrem Gipfel faßt ſich die grammatiſche Auslegung in der Paraphraſe zuſammen, d. h. darin, daß der gebundenen Rede die Feſſeln des Metrums abgeſtreift, die dichteriſchen Worte mit gewöhnlichen vertauſcht, wohl auch zur nöthigen oder wünſchenswerthen Erläuterung einzelne Worte oder Sätze eingeſchoben werden. Hiebei kommt es darauf an, welcher Art die Dichtungen und deren Beſtandtheile ſind, die in Proſa verwandelt werden ſollen. Die Georgica Virgils hat Friſchlin in die Proſa der römiſchen Schriftſteller über den Landbau, eines Cato, Varro, Columella, Plinius, die er zu dieſem Behuf ſtudirte, umgeſetzt; um die Hirtengeſpräche der Bucolica angemeſſen umſchreiben zu können, achtete er auf die Sprache, in welcher Plautus und Terenz ihre Sclaven und Bauern reden laſſen; bei der Aeneis beſtrebte er ſich, die Erzählungen in Worten und Phraſen aus Cäſar, Salluſt und Livius, die Reden aber, je nach dem Charakter und der Würde der Perſonen, in der Sprache entweder der Ciceroniſchen, oder der Reden bei den genannten Hiſtorikern, wiederzugeben. Nach der grammatiſchen Erklärung geht es an die rhetoriſche und dialektiſche. Hier wird, hinſichtlich der Erzählungen, auf die Perſonen und deren Verhältniſſe, Zeit, Ort, Abſichten, Thaten und Erfolge, aufmerkſam gemacht; in den Reden aber die Schlüſſe und Beweiſe zergliedert, die Redefiguren und

[1]) Dieß aus der Oratio contra Marc. Vaganerum, ibid. p. 371. Einzelnes im Folgenden iſt auch aus der ſchon angeführten Vorrede zur Paraphraſe der Bucolica und Georgica; der ganze Contert aber aus der Rede über die Vorzüge der Aeneis.

Feinheiten nachgewieſen, und aus Ariſtoteles, Cicero, Quinctilian u. A. erläutert. Hat in dieſer Weiſe die Worterklärung ihre Aufgabe gelöst, ſo beginnt die Sacherklärung ihr Geſchäft. Sie ſondert in dem Werke des alten Dichters Geſchichtliches vom Fabelhaften, erläutert jenes aus den einſchlagenden Geſchichtsquellen, dieſes aus andern Dichtern und Schriftſtellern; weist ferner auf das Phyſikaliſche, Geographiſche, Aſtronomiſche, Mediciniſche, das auf Kriegs- und Staatsweſen Bezügliche, hauptſächlich aber auf das Moraliſche in dem auszulegenden Dichterwerke hin.

Ein würdiger Gegenſtand für ſolche Auslegung iſt nach Friſchlin vor Allem die Virgiliſche Aeneis. Virgil iſt auch ihm noch der Dichterfürſt, der insbeſondere dem Homer ausdrücklich weit vorgezogen wird. Seine Vortrefflichkeit liegt theils in den Sachen, von denen er handelt, theils in den Worten, deren er ſich dabei bedient. Die Sachen zeichnen ſich vor Allem durch ihre Alterthümlichkeit aus, während ſie uns auf der andern Seite doch nahe genug angehen. Iſt doch das Thema ſeines Gedichts der Urſprung des römiſchen Reichs, das, wenn auch in veränderter Geſtalt, noch immer dauert und von dem wir Deutſchen ein Haupttheil ſind. Dann, fürs Andre, achte man auf die Mannigfaltigkeit der in dieſem Gedicht abgehandelten Gegenſtände. Es iſt Geſchichtliches aus verſchiedenen Zeiten und Völkern; Fabelhaftes, das uns die natürliche Schwäche des menſchlichen Geiſtes in der Erkenntniß göttlicher Dinge vor Augen ſtellen, uns für die Offenbarung dankbar machen und vor neuem Verſinken in den Aberglauben warnen kann. Denn Friſchlin gedenkt den Virgil ſo auszulegen, daß beinahe das ganze Pabſtthum mit allen ſeinen Gebräuchen und Ceremonien aus demſelben hergefloſſen ſich zeigen wird. Oder hat nicht die Fürbitte Maria's und der Heiligen ihr Vorbild in der Fürbitte der Venus für die Trojaner, Aen. I.? Iſt die Todtenfeier für Anchiſes Aen. V. nicht eine Seelenmeſſe? Wer aber könnte in Aen. VI. das Fegfeuer, und wer gar in Polyphem, dem Monstrum horrendum, informe, ingens, cui lumen ademptum, das deutliche Ebenbild des Pabſtes verkennen? Dann aber, neben dem Geſchichtlichen und zur Fabellehre Gehörigen, wie reich iſt Virgils Dichtung an phyſikaliſchen Ausführungen über Kräuter und Thiere, Winde und Flüſſe; an mediciniſchen über Peſt und

Wunden; an geographiſchen, aſtronomiſchen; vor Allem aber an trefflichen moraliſchen Sentenzen, welche in die Erzählung gleich Edelſteinen eingeſetzt ſind. Dieſe Lehren finden ſich zwar bei Salomo und Sirach beſſer: aber Gott wollte auch den von der Offenbarung ausgeſchloſſenen Theil des Menſchengeſchlechts nicht ganz in Thierheit verſinken laſſen, und wir Begünſtigte ſollen nun Eins mit dem Andern vergleichen. Uebrigens wird die Sittenlehre von Virgil nicht blos durch Sentenzen, ſondern ungleich wirkſamer in Beiſpielen vorgetragen; wovon ſogleich mehr.

Doch wie durch das Alter, die Wichtigkeit und Menge der Gegenſtände, ſo iſt die Aeneis auch durch die Mannigfaltigkeit der Worte, den Reichthum der Rede, den Glanz der Ausdrücke einzig in ihrer Art. Virgils Worten läßt ſich nichts zuſetzen und nichts abziehen. Eine Probe davon kann man an den unvollendeten Verſen der Aeneis machen, die Virgil, nach Friſchlin, wie jenes Sic vos non vobis etc., abſichtlich unvollendet gelaſſen hat, als wollte er ſagen: Verſuchs Einer und mache die Verſe fertig — wenn er kann! Wie anſchaulich ferner ſind ſeine Schilderungen: des Seeſturms wie des verrätheriſchen Sinon; wie malend die Verſe vom galoppirenden Roß, von den armaufhebenden Vulcansſchmiedknechten; wie ſtark und innig der Ausdruck der Empfindung, bei Priamus Tod, Dido's Untergang, und vor Allem in der Stelle von Marcellus. Dann die Keuſchheit, die Jungfräulichkeit des Virgiliſchen Ausdrucks, die ihn zur Lectüre und zum Vorbild für Jünglinge ſo geeignet macht.

Nach dieſen allgemeinen Bemerkungen über die Vorzüge des Virgiliſchen Heldengedichts geht Friſchlin ſofort in eine nähere Auseinanderſetzung deſſelben ein. In ſeinen Prolegomenen zur Aeneis,[1]) die wir uns als den Eingang ſeiner Vorleſungen über dieſelbe zu denken haben, handelt er zuerſt von der Aufſchrift, dann von dem Inhalte des Werkes, hierauf von der Art, wie der Dichter dieſen Inhalt bearbeitet hat. In letzterer Hinſicht macht er vor Allem auf den Kunſtgriff der veränderten Ordnung aufmerkſam, durch welchen Virgil den Anfang ab ovo vermieden habe, überhaupt auf die planmäßige Vertheilung des Stoffs in die aufeinanderfolgenden Bücher;

[1]) In P. Virgilii Maronis Aeneida Nic. Frischlini Prolegomena. In Oratt. insign. aliquot p. 49—101.

dann aber auch innerhalb jedes einzelnen Buchs auf die Feinheit, gelinde anzufangen und pathetisch zu schließen, wodurch die meisten derselben Trauerspielen ähnlich werden. Was ferner den Zweck des Dichters betrifft, so war dieser, nach Frischlins Ansicht, ein mehrfacher. Erstlich, wie schon berührt, den göttlichen Ursprung des römischen Reichs und des Julischen Geschlechts darzustellen; aber auch, zweitens, die Homerische Dichtung nachahmend in's Lateinische zu verpflanzen. Und hier erscheint aus vielen Gründen Virgil dem Frischlin größer und vorzüglicher als Homer. Erstlich durch die kräftige Kürze seines Ausdrucks, während Homer oft bis zum Ekel gedehnt und geschwätzig ist [1]) (ein Fehler, den Frischlin den Griechen überhaupt gerne vorwirft: [2]) das eigentliche Feld seiner Virtuosität und Vorliebe war die lateinische Literatur). So hat der römische Dichter, auch was die Composition betrifft, die 48 Bücher des griechischen in 12 zusammengedrängt: sein Aeneas ist Achill und Ulyß zugleich; seine Venus vereinigt die Rollen der Homerischen Thetis und Athene u. s. f. Dazu kommt die höhere sittliche Haltung des Virgilischen Gedichts: Lavinia ist eine anständigere Kriegsursache als Helena, Aeneas handelt edler, als der leidenschaftliche Achill. Dieß hängt mit dem dritten Zwecke zusammen, welchen Virgil bei der Abfassung seines Epos hatte, dem moralischen. Sein Aeneas ist das Musterbild eines Fürsten oder Gemeinvorstehers; Achates eines treuen Hofmeisters; Ilioneus eines Gesandten; Mnestheus und Segest von Heerführern; selbst der Zinkenbläser ist in Misenus nicht vergessen. Dabei ist bemerkenswerth, daß bei Virgil zu den übrigen Tugenden noch pietas, die Frömmigkeit, hinzukommt. Hierin liegt ein Anklang an das Christenthum; wie auch darin ein Mysterium, daß Virgil nur wenige Jahre vor Christi Geburt gestorben ist.

Nachdem Frischlin hierauf das erste Buch der Aeneis nach eben den Gesichtspunkten wie vorher das ganze Werk im Einzelnen erörtert hat, läßt er noch ein ganz artiges kritisches Kapitelchen über die

[1]) A. a. O. p. 82: Multis de causis Homero major et praestantior Virgilius mihi videtur. Vgl. die Vorrede zu den Epigrammen des Archias, hinter Methodus declamandi, p. 125: .. hoc contractae et nervosae eloquentiae poeta, illo saepe ad nauseam usque loquace, et inani nonnunquam garrulitate multisque otiosis ταυτολογίαις aures hominum obverberante.

[2]) Loquacissimi Graeci, liebt er sie zu nennen.

bekannten vier Eingangsverſe: Ille ego qui quondam etc. folgen.[1]) Servius und Donat berichten, dieſelben rühren zwar von Virgil her, ſeien aber von Tucca und Varius geſtrichen worden. Friſchlin glaubt umgekehrt beweiſen zu können, ſie ſeien von Tucca angeflickt worden, und Virgil habe nichts mit denſelben zu ſchaffen. Denn das Zeugniß der beiden Grammatiker werde durch ſo viel andres offenbar Unglaubhafte, was ſie über Virgil berichten, entkräftet. Virgil aber wollte mit Homer wetteifern, alſo gewiß auch in der nachdruckſamen Kürze und Sächlichkeit ſeiner Eingänge. Die Anführungen der Alten ſcheinen gleichfalls das Arma virumque als den Anfang der Aeneis vorauszuſetzen.

In dieſer ganzen Art, einen claſſiſchen Schriftſteller zu faſſen und auszulegen, iſt eigentlich nichts Neues. Es iſt die Weiſe jener Zeit, und von ähnlichen Einleitungsvorträgen eines Cruſius u. A. unterſcheidet ſich der Friſchliniſche nur durch mehr Geiſt und Lebendigkeit.

Nächſt der Einleitung in die Aeneis haben wir aus den Friſchliniſchen Vorleſungen noch verſchiedene Paraphraſen. Nämlich über die Bucolica, Georgica und die beiden erſten Bücher der Aeneis von Virgil, und über die Epiſteln des Horaz.[2]) Was dieſe Arbeiten in ihrer Zeit werth ſein mochten, fällt uns ſchwer aus ihnen ſelbſt zu beſtimmen, nachdem dieſe Form, alte Schriftſteller, und insbeſondere Dichter, zu erklären, ſo ganz außer Gebrauch gekommen iſt. In jener Zeit vertrat die Paraphraſe eines lateiniſchen Dichters in lateiniſcher Proſa die Stelle der Ueberſetzung und des Commentars zugleich. Denn Lateiniſch war die Sprache der Gebildeten; nur das Dichterlatein mit ſeinen Inverſionen, Tropen u. ſ. f. machte ihnen Schwie-

[1]) A. a. O. p. 97. Cap. VIII. Utrum quatuor hi versiculi: Ille ego qui quondam etc. Virgilii sint, an secus?

[2]) Außer verſchiedenen Einzelausgaben in der Sammtausgabe: Operum .. Nic. Frischlini ... Pars paraphrastica, qua continentur P. Virgilii Maronis Bucolica ex Plauto et Terentio, Georgica ex Catone, Varrone, Columella et Plinio, Aeneidos libri II priores ex Livio, Caesare et Cicerone, item Horatii Flacci Venusini Epistolarum libri II. tum et A. Persii Flacci Volaterrani Satyrae VI. erudita et eleganti maximeque perspicua paraphrasi, quae lectoribus commentarii vice esse poterit, luculenter expositi et enucleata. Francofurti ad Moenum 1602, und wieder 1607.

rigkeit: wurde alſo dieſes in eine leidliche lateiniſche Proſa umgeſetzt, ſo war es in die Sprache überſetzt, die ihnen geläufig war; und wurden zugleich einige Mittelgedanken, einige Erläuterungen (was in Einem hinging) eingeſchoben, ſo war gleich auch die Erklärung dabei. Uns behagt die Paraphraſe deßhalb nicht, weil ſie die dichteriſche Kunſtform auflöst: allein für dieſe hatte das damalige Zeitalter wenig Sinn; es faßte den Dichter doch nur wie einen Redner: ſo mochte es ihn lieber gleich in redneriſcher Proſa ſprechen laſſen. Dieß leiſteten die Friſchliniſchen Paraphraſen mit ſeltener Sprach- und Alterthumskenntniß, und mit einer Gewandtheit des Ausdrucks, die noch ſeltener war; daher wurden ſie von den Zeitgenoſſen hochgeſchätzt, mehrmals aufgelegt, und insbeſondere zur Vollendung der Paraphraſe zur Aeneis Friſchlin von verſchiedenen Seiten her lebenslänglich dringend aufgefordert.

Unter dieſen Paraphraſen bietet die über die Bucolica die Seltſamkeit einer doppelten Umſchreibung dar. Jedermann weiß, daß dieſe Gedichte unter dem Schäfergewande zum Theil Verhältniſſe und Namen der damaligen Zeitgeſchichte verbergen, und ſo läßt denn Friſchlin bei denſelben (die 4., 6., 8. und 10. Ekloge ausgenommen) der paraphrasis noch eine allegorica interpretatio folgen. Hier iſt denn nicht blos Tityrus Virgil, ſondern die Ziege des Meliböus, die auf der Flucht Zwillinge zur Welt bringt, iſt das Weib dieſes vertriebenen Mantuaners, die unterwegs von der Entbindung überraſcht wird (Ecl. I.); der arme Corydon, der für den ſchönen Alexis, den Liebling ſeines Herrn, in hoffnungsloſer Liebe brennt (Ecl. II.), iſt abermals Virgil, der ſich lange vergeblich um die Freundſchaft des Cornelius Gallus, damaligen Günſtlings von Octavian, bemüht; Menalcas und Mopſus, die ſich zum Wettgeſange zuſammenfinden (Ecl. V.), ſind Horaz und Virgil, wobei das Rohr, auf welchem Mopſus ſeine Stärke hat, Virgils Bukoliſche, die Verſe des Menalcas die lyriſche Poeſie des Horaz bezeichnen u. ſ. f. Das Verdienſt oder die Verantwortlichkeit für dieſe Deutungen weist Friſchlin dem L. Vives zu, dem er ſie faſt durchaus entnommen zu haben bekennt:[1])

---

[1]) In paraphrasin Bucol. & Georg. Virgilii Praefatio. In Epistolae & Praefationes, hinter der Meth. decl. p. 99.

wir ſehen darin nur den allegoriſchen Hang jener Zeit, der mit ihrem Mangel an wahrem Kunſtſinne natürlicherweiſe Hand in Hand ging. [1])

Von ſeiner Paraphraſe der Horaziſchen Briefe ſagt Friſchlin in der Zueignung, er habe denſelben eine ſolche Sprache geliehen, daß der Dichter, den ſonſt Erwachſene nicht verſtanden, jetzt für Knaben verſtändlich ſei. Dieß leiſtet ſeine Paraphraſe wirklich, indem ſie noch mehr als die zu Virgil zugleich die Rolle des Commentars übernimmt, der beſonders in denjenigen Stellen, wo der Gedankengang durch Kürze und Raſchheit der Wendungen dunkel wird, ſeine ganze Trefflichkeit bewährt.

In noch höherem Grade gebührt dieſes Lob der Paraphraſe zu den Satiren des Perſius, die (ſammt einer ſpäter verloren gegangenen zu Juvenal) gleichfalls in jenen Jahren ausgearbeitet wurde; [2]) unſtreitig derjenigen von Friſchlins Arbeiten dieſer Art, die am meiſten auch für unſre Zeit noch Werth hat und genießbar iſt. Perſius iſt derjenige römiſche Dichter, bei dem eine ſolche Umſchreibung noch am eheſten am Platze iſt. Um ſeine ſchroffe Kürze und ſprunghaften Gedankengang uns, denen, außer der fremden Sprache, noch ſo manche erklärende Zeitumſtände entgehen, nur einigermaßen verſtändlich zu machen, iſt ſelbſt die Ueberſetzung genöthigt, Manches zu umſchreiben, Anderes einzuſchieben, kurz, ſtellenweiſe zur Paraphraſe zu werden. Auch iſt der Kunſtwerth einer ſo geſchraubten Form, wie ſie Perſius ſeinen Satiren gegeben hat, ein ſo zweifelhafter, daß es um ſie wenig Schade iſt, wenn ſie paraphraſtiſch aufgelöst wird. Es iſt Alles ſo eingekocht bei ihm, daß es erſt wieder verdünnt werden muß, um genießbar zu werden. Bei Virgil, bei Horaz, thut es einem leid um die Zerſtörung der ſchönen Form durch die Paraphraſe: ein ähnliches Bedauern hat bei Perſius wenigſtens uns niemals angewandelt. Sein Text iſt aber auch durch den paraphraſtiſchen Aufguß mehr als der der andern Poeten aufgelaufen: einzelne Verſe werden mit den Gedankenſupplementen zu halben Seiten, die erſte Satire von 134 Verſen

[1]) Auch in der Worterklärung übrigens, die im Ganzen recht gut iſt, fehlt es doch an einzelnen Verſtößen nicht. So wird Silens berühmtes: satis est potuisse videri, Ecl. VI., ganz verkehrt ſo umſchrieben: Nam satis est vobis, Silenum videre potuisse, etiam si nihil ex illo audiatis (p. 88).

[2]) S. die Epistola de professione Rhetorices sibi demandanda (aus dem Jahr 1575) in Epist. & Praefationes, hinter Meth. decl. p. 91.

und $4^1/_2$ Seiten iſt auf 25 Seiten paraphraſirt. In der Zueignung ſagt Friſchlin, er habe ſich durch die Dunkelheit dieſes Dichters nicht abſchrecken laſſen, ſondern ſei mit den Ariadnefaden der Zeitgeſchichte, wie ſie Sueton und Tacitus an die Hand geben, in das Labyrinth hineingeſchritten. An dieſen Faden habe er hierauf den einer deutlichen Ciceroniſchen Schreibart angeknüpft, und ſo hoffe er, ſolle auch Perſius jetzt für Knaben verſtändlich ſein, den einſt Kirchenväter nicht verſtanden.[1])

Die hiemit kürzlich geſchilderten Paraphraſen ſind nun zwar erſt in ſpäteren Jahren, von 1580 an, von Friſchlin zum Druck befördert worden, ja die über die zwei erſten Bücher der Aeneis erſt nach ſeinem Tode erſchienen. Aber ſie waren (die zu Perſius ausgenommen) aus den Heften ſeiner Vorleſungen genommen, die er gleich von Anfang ſeiner Anſtellung in Tübingen gehalten hatte: es war alſo erlaubt, ſie hier zu benützen, um von der Lehrart Friſchlins eine Vorſtellung zu geben.

Gleich in den erſten Jahren wurde ſein akademiſcher Geſchäftskreis nach zwei Seiten hin erweitert. Ungefähr gleichzeitig mit Friſchlins Anſtellung war der Mathematiker Philipp Apian in Ingolſtadt um ſeiner Anhänglichkeit an die evangeliſche Lehre willen aus Bayern vertrieben worden. Er wandte ſich nach Tübingen, wo ihm am 4ten Oktober 1569 die Profeſſur der Mathematik übertragen wurde. Während er nun zur Abwickelung ſeiner Angelegenheiten nach Bayern zurückreiſte, wurde Friſchlin vom Senat beauftragt, ſtatt ſeiner über doctrina sphaerica zu leſen, welches er ein Jahr lang fortſetzte.[2]) Als hierauf im Herbſt 1571 die Univerſität ſich abermals vor der Peſt nach Eßlingen geflüchtet hatte, wurde Friſchlin von Apian, als damaligem Dekan des Artiſtencollegiums, angeſprochen, den Dekanen und der Facultät die Laſt des Vorſitzes bei den philoſophiſchen Diſputirübungen abzunehmen, welche mit den Baccalaureen allſonntäglich drei Stunden lang zu halten waren. Auch dieſem Auftrag unterzog ſich

[1]) In A. Persii Flacci Satyras paraphrastice explicatas Praefatio &c. In Epp. & Praefat. hinter Meth. decl. p. 106.

[2]) Frischlin, pro sua Gramm. et Strig. Dial. I, p. 141 f. Poppysmi Dial. II, p. 205. Celet. gramm. I, p. 75 a. Apian war übrigens ſchon im März 1570 wieder zurück, Melch. Adami vitae philosophorum, ed. 3. p. 168.

Frischlin, der sich darum später nicht mit Unrecht seinem Fürsten gegenüber das Zeugniß gab, alle Arbeit, welche die andern Professores artium nicht haben thun wollen oder können, habe er alleweg gutwillig auf sich genommen und mit Nutzen der Zuhörer verrichtet.[1]) Ueber sieben Jahre lang leitete er diese Disputationen so, daß er, wie ihm hernach vom Senat selbst bezeugt wurde, jährlich „beinahe die ganze Cyclopädie, d. h. Physik, Moral, Astronomie, Logik und Rhetorik", durchlief.[2]) Wie er es verstand, diese Uebungen lebendig und anziehend zu machen, können wir noch aus einigen Proben abnehmen. An dieselben schloß sich die Ertheilung der prima und secunda laurea oder der Würde eines Baccalaureus und eines Magister an, wobei es gebräuchlich war, daß, außer einer Rede des promovirenden Lehrers, die Candidaten über gewisse philosophische Probleme nach einem vom Lehrer durchgesehenen Concept für und wider sprechen mußten. In der Regel mochte das, sowohl durch die Wahl abstracter Themen, als durch scholastische Behandlungsweise, sehr langweilig sein. Als Frischlin im Herbst 1574 einen solchen Promotionsact mit 38 Candidaten der prima laurea vorzunehmen hatte, kam er auf einen artigen Einfall. Er gedachte, erst die sieben freien Künste, dann die fünf Sinne miteinander um den Vorrang streiten zu lassen. Er theilte den jungen Leuten die Rollen aus, gab ihnen die Hauptgedanken an, sie mußten zu Hause ihre Ausarbeitungen machen, die er hernach verbesserte. Bei dem öffentlichen Acte trat also zuerst ein Candidat auf, der die Grammatik für die vornehmste der sieben Schwestern erklärte, und dieß mit allen erfinnlichen Gründen unterstützte; dann ein Andrer und Dritter ebenso die Dialektik, Rhetorik u. s. f. bis zur Astronomie. Im zweiten Gange trat Einer für den Vorrang des Gesichts in die Schranken; einem Andern schien das Gehör der edlere Sinn zu sein; selbst der Geschmack fand seinen bescheidenen Lobredner: und das kleine Doppeldrama mit seinen beziehungs- und gedankenreichen Reden und Gegenreden fand so vielen Beifall bei den Professoren und selbst bei dem Kanzler Andreä, daß Frischlin aufgefordert wurde, es überarbeitet herauszugeben, wie wir es nun in der Sammlung seiner Reden lesen. Selbst poetische Gestalt wagte er wohl

[1]) Frischlin an den Herzog, Backnang 10. August 1577. St. A.

[2]) Frischlin. pro sua Gramm. Dial. I, 142. 147.

einmal einem ſolchen Redeact zu geben. Bei einer Magiſterpromotion in demſelben Jahre 1574 machte er die Frage zum Thema, ob es in der Welt einen Zufall gebe? wobei das Für von M. Johannes Lätus aus Lauingen, das Wider von Friſchlin, Beides in Diſtichen, vorgetragen wurde.[1]) Daß die Diſputationen ſelbſt Friſchlins Witz den geeignetſten Spielraum boten, müßten wir vorausſetzen, wenn es auch nicht ausdrücklich bezeugt wäre.[2])

Auch in ſeinem eigentlichen Fache, der Erklärung lateiniſcher Dichter und Geſchichtſchreiber, ſuchte Friſchlin die Schüler zur Mitthätigkeit heranzuziehen. Der Zweck des Studiums der Alten iſt ihm zufolge nicht eine bloße Erkenntniß, d. h. es iſt nicht genug, daß ſich der Schüler die Sachen und die Worte eines ſolchen Schriftſtellers merke, um ſie zu wiſſen, ſondern er ſoll auch lernen, ſie ſelbſtſtändig zu handhaben, praktiſch anzuwenden. Den moraliſchen und ſonſtigen Sachgehalt im Leben — und darauf legte Friſchlin in ſeinem Unterrichte großen Nachdruck;[3]) die Worte, die poetiſche oder redneriſche Form, durch Nachbildung. Das Ziel der interpretatio

---

[1]) Tria problemata in utramque partem agitata: quorum est 1. de septem liberalibus artibus, 2. de quinque sensibus, cum 38 adolescentibus anno 1574 Baccalaureatus gradus a N. Frischlino conferretur; 3. vero de fortuna, cum Magisterii titulus ac honos eodem anno 32 Candidatis tribueretur, publice Tubingae recitata. In Orationes insigniores aliquot p. 192 ff.

[2]) Otto Melander theilt in ſeinem Buche: Jocorum atque seriorum centuriae aliquot, Francof. 1626, I, No. 205, folgende hiehergehörige Anekdote mit. Friſchlin hatte die Theſe aufgeſtellt: Mundus est duntaxat unus. Ein eingebildeter junger Savoyer opponirte, und brachte unter Anderem den Spruch Chriſti, Luc. 17, 17, nach der Vulgata herbei: Nonne decem mundi facti sunt? Gut, entgegnete Friſchlin, weit entfernt von einer trockenen Rüge des groben Mißverſtands; gut, aber es heißt dort gleich weiter: Ubi autem sunt novem? Der Savoyer ſei aus dem Hörſaal durchgegangen, heißt es, ſo habe man ihn ausgelacht.

[3]) S. z. B. Friſchlins Zueignung der Tragödie Dido an ſeinen Schüler Otto Roſenkranz aus Dänemark, in Nicod. Frischlini operum poeticorum pars scenica, Argentorat. 1598, p. 429 f.: Nam meos ego auditores et amo et diligo: ut qui non modo illorum linguas eleganti oratione ex Caesaris et Virgilii libris, sed etiam vitam et mores eorundem, propositis exemplis virtutum iisdem, informare studeo.

iſt die imitatio: durch Nachahmung der Compoſition und des Ausdrucks in den Werken der Alten ſoll der Schüler fähig gemacht werden, ſelbſt ähnliche Werke hervorzubringen.[1]) Freilich ein kümmerlicher Begriff von ſchriftſtelleriſcher Hervorbringung, wie die ganze Zeit darüber nicht hinauskam, und ſo lange die Schriftſtellerei lateiniſch betrieben wurde, auch nicht darüber hinauskommen konnte; denn in einer fremden, noch dazu todten Sprache iſt keine Production, ſondern nur Nachahmung möglich. Dieß nun aber vorausgeſetzt, werden wir Friſchlins Verfahren ganz praktiſch finden. Er legte ſeinen Zuhörern Erzählungen und Reden aus der Bibel vor, und gab ihnen Anleitung, ſie mit Ausdrücken Virgils, den er gerade mit ihnen las, wiederzugeben. Ein ſolches Uebungsſtück iſt die Geſchichte von dem Durchgang der Iſraeliten durch das rothe Meer, nach 2 Moſ. 14., in lateiniſchen Hexametern, wie wir ſie, mit der Unterſchrift des Grafen Wolfgang von Caſtell, hinter Friſchlins Einleitung zur Aeneis finden:[2]) dieſer hatte das Thema aufgegeben, jener edle Schüler es nach ſeiner Anweiſung ausgearbeitet. Wie nämlich die Iſraeliten das profane Gold, das ſie den Aegyptern ſtahlen, zu heiligem Gebrauche verwendeten, indem ſie Gefäße zum Tempel des Herrn daraus machten: ſo wollen wir, ſagte Friſchlin ſeinen Schülern, mit den profanen Worten und Verſen Virgils heilige Dinge wiederzugeben, und wie St. Hieronymus ſagt, chriſtliche Virgile zu werden ſuchen.[3]) Dieſem Ideal iſt Friſchlin durch ſein ganzes Leben nachgegangen: die Arbeit, in der er daſſelbe, noch in ſeiner letzten Lebenszeit, erreicht zu haben

[1]) Oratio de praestantia & dignitate P. Virgilii Aeneidos, in Oratt. insign. aliq. p. 44. f.

[2]) A. a. O. p. 106. ff.: De transitu Israelitarum per mare rubrum et interitu Pharaonis, Cap. 14. Exod., e Virgilio redditum, exercitii causa propositum a Nic. Frischlino. Dem genannten jungen Grafen hat daher Friſchlin ſeine Oratio de praestantia &c. zugeeignet, ſ. Epist. & praefat. hinter der Meth. decl. p. 253 ff.

[3]) Orat. de praest. etc. p. 45: Ut enim Israelitae profanum aurum, quo Aegyptios spoliaverant, in sacrum usum converterunt, et vasa ex illo ad templum Domini praeparārunt: ita nos profanis Virgilii versibus res divinas & sacras persequemur, & quod D. Hieronymus scribit, Christiani Virgilii esse conabimur. Vgl. die Orat. de exercitationibus oratoriis et poeticis ad imitationem veterum recte utiliterque instituendis, in Oratt. insig. aliq. p. 157.

meinte, zeigte freilich nur, wie verkehrt das ganze Ideal war, oder um billiger zu urtheilen, wie roh, äußerlich und unnational die Deutschen jener Zeit dasjenige auffaßten, was allerdings das Ziel der ganzen neueren Geſchichte iſt: die Ineinanderarbeitung der antiken und der chriſtlichen Cultur. Auf das Chriſtliche im engern Sinne beſchränkte jedoch Friſchlin jene Aufgabe keineswegs: auch die Schlacht bei Lepanto wollte er ſeine Schüler mit Worten und Phraſen Cäſars erzählen lehren,[1]) und ſeine zahlreichen lateiniſchen Dichtungen weltlichen Inhalts ſind eine fortlaufende Reihe von Verſuchen dieſer Art.

Auch hierin übrigens war Friſchlin nicht Führer, ſondern folgte nur dem Zuge ſeiner Zeit. Ganz wie er, hatten ſchon vor ihm Andere, z. B. Johann Sturm in Straßburg, der Lehrer des Cruſius, die imitatio als Ziel des claſſiſchen Studiums aufgeſtellt; wie Friſchlin dem Virgil, ſo hatte Sturm insbeſondere dem Cicero Wörter und Phraſen abzuborgen gelehrt.

Noch in einer andern Hinſicht brachte Friſchlin eine allgemeine Zeitrichtung auf ihren Gipfel. Da unter den Gelehrten die deutſche Sprache für eine barbariſche, das Lateiniſche nicht mehr zur Mutterſprache zu haben, als ein allgemeines Unglück der neueren Völker galt, ſo mußte man auf Abhülfe denken. Wollte das Latein nicht mehr im Freien bei uns fortkommen, ſo verſuchte man es mit Treibhauswärme. Den Schülern wurde die Mutterſprache verboten. Nicht nur in der Schule, ſondern auch beim Spiel unter ſich, ſollten ſie ausſchließlich lateiniſch reden.[2]) Spott und Strafe ſtand auf jedem deutſchen Wort, das einem entfuhr. In dieſem Stücke kamen der Straßburger Schulplan des Johann Sturm, der Würtembergiſche des Herzogs Chriſtoph und der der Jeſuiten überein. Dieſes Umgangslatein der Schüler war dann freilich darnach. Es zu heben, wurden die Muſter claſſiſchen Umgangslateins, Terenz und Plautus, mit ihnen geleſen. Sie mußten deren Stücke auswendig lernen. Ja ſie mußten oder durften ſie ſpielen. Johann Sturm vergaß es ſein Leben lang nicht, wie er als 13jähriger Schüler zu Lüttich im Terenziſchen Phormio den Geta geſpielt, und wie viel ihm das genützt hatte. So

[1]) Orat. de exercitationibus &c. a. a. O. p. 164 f.

[2]) Wie jetzt unſere Töchter (o Schmach!) in den Penſionen franzöſiſch.

ließ er nun als Rector in Straßburg von den oberſten Klaſſen ſämmtliche Komödien der beiden römiſchen Dichter aufführen, keine Woche ſollte ohne eine ſolche Aufführung vergehen. Sturm war kein Poet; Friſchlin war einer. Er begnügte ſich alſo nicht mit den vorhandenen claſſiſchen Stücken, ſondern machte ſelbſt neue mit ſeinen Schülern. War er in ſeiner Vorleſung mit einem Buche der Aeneis fertig, ſo wurde es in dramatiſche Form gebracht, in dieſer Geſtalt von dem Lehrer vorgeleſen, von den Schülern auswendig gelernt, und zuletzt aufgeführt. So ſind die beiden Tragödien: Venus aus dem erſten und Dido aus dem vierten Buche der Aeneis, entſtanden,[1]) und ebenſo entſtand ſpäter aus dem erſten Buche von Cäſars galliſchem Kriege die Komödie Helvetiogermani. Was dieſe Stücke als Dramen werth ſind, davon wird weiter unten zu ſprechen ſein: hier haben wir es lediglich mit dem Nutzen zu thun, welchen Friſchlin durch ſolche Uebungen ſeinen Schülern zu ſchaffen ſuchte. Neben der vollſtändigen Aneignung der großartigen Virgiliſchen Redeweiſe, von welcher der Redner nicht minder als der Dichter profitiren konnte, neben der Stärkung des Gedächtniſſes, war es ihm dabei noch beſonders um die Uebung ſeiner Schüler im freien Vortrag, in richtiger Ausſprache und angemeſſener Action zu thun. Ich möchte, ſagt er, den jungen Leuten ſchon im zarten Alter Muth und Faſſung verſchaffen, daß ſie einſt als Männer deſto fertiger und herzhafter vor Andern, beſonders in öffentlichen Verſammlungen, ſprechen mögen[2]). Zugleich fand Friſchlin in dergleichen Uebungen ein heilſames und höchſt nöthiges Gegengift wider die geiſtige und ſittliche Erſchlaffung ſeiner Zeit. Im Prolog zu den Helvetiogermani ſpricht er dieß aus:

Im Schlafe liegen jetzt die edeln Kräfte
Der faulen Jugend, die kein höh'res Streben
Beſeelt und ſpornt; Schlaffheit und übler noch
Der Hang zu ſchlechten Dingen nimmt ſie ein.

[1]) Dedicatio der Tragödie Venus an die jungen Grafen von Tübingen. Opp. Frischlini pars scenica p. 369. Vgl. die Dedic. der Tragödie Dido, ebendaſ. p. 425 f.

[2]) Volo denique animum accendi & excitari in tenera aetate, ut aliquando viri facti promtius & cordatius coram aliis, praesertim in coetibus & conventibus publicis, loquantur. In der Zueignung der Dido, a. a. O. p. 429.

Schamloſen Tänzen gehen Männer nach,
Gleich Weibern künſteln ſie an ihrem Haar;
Und ſich zu zieren aufs Unziemlichſte,
Erſcheint den Jünglingen als Ehrenſache.
Wir ſtreben einem andern Ziele nach:
Daß in den Schulen ſich die Jugend übe
Und ihr Gedächtniß ſtärke; daß ſie ſich
Dadurch zu höhern Dingen vorbereite,
Vor Allem aber die Beredtſamkeit
Der großen Römer ſich zu eigen mache.[1])

Muß uns ſchon nach dem Bisherigen die akademiſche Thätigkeit Friſchlins umfangreich und vielſeitig genug erſcheinen: ſo wußte er gleichwohl bereits in den erſten Jahren auch noch zu allerhand ſchriftſtelleriſchen Arbeiten Zeit zu gewinnen. Im Jahr 1571 gab er die Hymnen und Epigramme des alexandriniſchen Dichters Kallimachus, mit doppelter lateiniſcher Ueberſetzung, einer proſaiſchen und einer metriſchen, mit alten Scholien und eigenen Anmerkungen, bei Heinrich Stephanus in Genf heraus[2]), und widmete ſie dem Grafen Ludwig von Hanau, der damals einer ſeiner eifrigſten Schüler war[3]). Die Arbeit fand den verdienten Beifall verſchiedener Gelehrten, den ſie in belobenden Epigrammen ausſprachen, welche Friſchlin nach der Sitte der Zeit dem Buche vordrucken ließ. Darunter finden wir nicht blos

[1]) Opp. Nic. Frischlini pars scenica, p. 467.

Torpent nunc ingenia pigræ adolescentiae,
Nec in ullius honestae rei laboribus
Vigilatur: languor, & languore turpior
Malarum rerum animos occupat industria.
Nunc studia obscoena saltandi viros tenent
Effeminatos, & capillum frangere:
Et immundissimis se excolere munditiis,
Nostrûm adolescentium virtutis specimen est.
Nobis alius propositus est finis, alius
Scopus: ut juventus in scholis se exerceat,
Et memoriam augeat, & facundiam
In primis Romanae hauriat eloquentiae.

[2]) Callimachi Cyrenaei Hymni &c. (Genev.) H. Stephanus. Die Epigramme ſind nur metriſch überſetzt, dagegen von einigen Hymnen auch noch andre Ueberſetzungen, von A. Politian, Henr. Stephanus ꝛc. mitgetheilt.

[3]) Die ausführliche Dedication findet ſich wieder abgedruckt vor der zweiten Ausgabe, Baſel 1589, und in Epist. & praef. hinter der Meth. decl. p. 110 ff.

Elegien von ſeinem hochgeſchätzten Lehrer Schegk, von ſeinem Zeitlebens bewährten Freunde Peſtinus, dem poetiſchen Leibarzte des Biſchofs von Würzburg u. A., ſondern auch ſeine nachmaligen Gegner Erhard Celius und Leonhard Engelhart ſparen ihr Lob nicht, ja Martin Crusius ſelbſt nennt ihn auf griechiſch:

„Frischlin, der Freund der Musen, der Stolz der jüngeren Männer.“

Von den lateiniſchen Ueberſetzungen Ariſtophaniſcher Komödien, von welchen ſpäter zu reden ſein wird, gehört gleichfalls wenigſtens ein Theil ſchon dieſen Jahren an.[1])

Auch von eigenen Dichtungen ließ ſich der junge Profeſſor durch die Geſchäfte ſeines Lehramts nicht abhalten. Zunächſt hatte er einen Streit auszufechten, der ihm beſonders nahe lag. Das theologiſche Stipendium in Tübingen, deſſen Zögling er geweſen war, ſtand in jener Zeit als eine hochverdienſtliche Stiftung des verſtorbenen Herzogs Ulrich und ſeines damals noch regierenden Sohnes, des unvergleichlichen Ehrenfeſt, da. Dieſes Verdienſt in's Licht zu ſtellen, zugleich die Anſtalt ſelbſt und ihre für jene Zeit muſterhafte Einrichtung bekannter zu machen, war eine ganz ſchöne Aufgabe für einen Dichter, der durch Talent und Localkenntniß dazu vor Andern befähigt war. So wird nun in dem elegiſchen Versmaße, das unſerem Friſchlin ſchon damals geläufiger als einem Andern die gemeinſte Proſa von der Hand ging, der Urſprung und die Verfaſſung des Stipendiums, die Studien- und die Kleiderordnung, die Sittenzucht und die Speiſung in demſelben, die Verrichtungen der Superintendenten und der Repetenten (Namen der Beſoldung der letzteren im Betrage von 10 fl.)[2]) des Hexameters, der Zucht und des Ehrenamts beſchrieben, und verdienten Verſtorbenen und berühmt gewordenen Zöglingen (welche aus demſelben, wie die Griechen aus dem Trojaniſchen Pferde, zahlreich hervorgegangen) das gebührende Lob gezollet. Dieß iſt zwar, der Natur der Sache nach, den Verſen nicht immer Poeſie, aber manchmal nicht das begeiſternde Wort, oder doch der leichte Fluß der klaren, lebendigen Rede. Herzog Ehrenfeſt gnadenwürdigte noch wenige

---

2. Epistola de professione Rhetoricae scholae demandanda &c. In Epist. & praef. p. 31.

1 Per quadrum effluxi lustra novem et geminos anni
Proemia [illegible] lustra labores habet.

chen vor ſeinem Tode den Druck der Schrift mit einigen Abän=
mgen;[1]) doch erſchien ſie erſt unter ſeinem Sohn und Nachfolger
wig, zugleich mit einem Seitenſtück: einer ähnlichen poetiſchen Be=
eibung der Würtembergiſchen Klöſter, wie ſie Herzog Chriſtoph zu
ngeliſchen Lehranſtalten eingerichtet hatte. Deren waren es damals
9 niedere, grammatiſche Vorbereitungsanſtalten, und 4 höhere, die
Zöglinge in das Stipendium nach Tübingen abgaben; eine Zahl,
unter den folgenden Regierungen durch Zuſammenlegung nach und
bis auf 4 im Ganzen vermindert worden iſt. Auch hier werden
Schickſale und die Einrichtungen dieſer Anſtalten beſchrieben, die
ſonen ihrer Vorſteher, die damals ſehr einflußreichen Aebte, wie
oberſten Leiter des Kloſterweſens, eines Brenz und Andreae, mit
ſprüchen bedacht; das Geſchichtliche der erſten Stiftung der ver=
ebenen Klöſter, das Landſchaftliche ihrer Lage, gibt Gelegenheit zu
iſchen Schilderungen, unter denen das Gemälde der Umgebungen
Kloſters Königsbronn, wo der Dichter erzogen worden war, durch
Lebendigkeit ſeiner Farben ſich auszeichnet.[2])

Bald darauf wagte die junge Muſe unſeres Dichters weitere
ge: vom Neckar an den Rhein, ja über den Rhein, an die Seine.
Jahr 1570 wurde Eliſabeth, Kaiſer Maximilians II. Tochter,
Speier aus Karl dem IX. von Frankreich als Gemalin zuge=
rt. Friſchlin dichtete einen Hymenäus, mit dem er nach Speier

[1]) Reſcript an Superintendenten und Major domus des Stipendiums, vom 23. Nov. 1568. Die erſte Nummer der Friſchliniſchen Actenſammlung des Würtemb. St. A.

[2]) Beide Dichtungen: Stipendium Tubingense ducis Wirtembergici und Monasteria ducatus W., erſchienen zuerſt mit einer Zueignung an den Herzog Ludwig im J. 1569; ſpäter als drittes und viertes Buch in Operum poeticorum Nic. Frischlini pars elegiaca, cum praefat. M. Geo. Pflügeri, Argentorat. 1601. Die Zueignung iſt wieder abgedruckt in Fr. Epist. & praefationes, hinter Meth. decl. p. 216 ff. Von der günſtigen Aufnahme, welche dieſe Arbeit fand, liegt noch eine Probe vor in einem Briefe von Johannes Magirus, damals Abt zu Maulbronn, ſpäter Probſt in Stuttgart, welcher dem Dichter ſowohl im Namen des Vaterlands und der evang. Kirche, als für ſich perſönlich (er war darin ehrenvoll erwähnt) für ſein Werk dankt, und ein Geſchenk von zwei Goldgulden beilegt. S. den Brief hinter der erſten Ausgabe von Friſchlins Rebekka, Francof. ex typog. A. Wecheli, 1576, p. 108 f.

reiste und ihn dem Kaiser selbst vortrug. Das Gedicht ist patriotisch in der Gesinnung, prächtig und schwungvoll im Ausdruck. Es begrüßt den deutsch-französischen Ehebund als Unterpfand des Friedens am Rhein und einer erfolgreichen Machtentwicklung an der Donau gegen die Türken. Kaiser Max erscheint schon damals als körperlich hinfällig; Karl IX. erhält Lobsprüche, wie ausgesucht um 2 Jahre später recht auffallend zu Schanden zu werden. Der Dichter spricht das Vorhaben aus, den Kaiser Max II. und das gesammte Habsburgische Haus in einem eigenen Gedichte zu verherrlichen, was er sechs Jahre später ausgeführt hat. [1])

Auf der Reise zum Reichstag nach Speier war es ohne Zweifel, wo Frischlin auch nach Straßburg kam. Die herrliche, damals noch deutsche Stadt mit ihrem freien Gemeinwesen, ihrer wehrhaften Bürgerschaft und blühenden Akademie, machte auf ihn einen tiefen bleibenden Eindruck. Kurz vorher hatten die Straßburger für ihre Münsterkirche eine künstliche Uhr verfertigen lassen: sie ersah er sich zum Gegenstand einer poetischen Beschreibung. Die Uhr zeigte, nach Frischlins prosaischer Angabe in der Zueignung an den dortigen Rath, nicht blos die Stunden und deren Theile an, sondern auch die Wochen- und Monatstage, die Mondphasen, die Bewegung der Sonne und der Planeten in der Ekliptik, sammt dem jährlichen Umlauf des ganzen Himmels; dann enthielt sie einen immerwährenden Kalender auf 100 Jahre, und war mit beweglichen und unbeweglichen Figuren und Malereien aller Art geschmückt. [2]) Ein solches Wunderwerk des

---

[1]) Hymenaeus de nuptiis... Galliarum regis Caroli IX., cum ei... Maximiliani II. filia .. Elisabetha, ex Nemetum urbe Spira in Franciam duceretur. In Opp. poet. N. Frischlini Paralipomena, p. 78—99.

Vom Kaiser:

Corpore non validus, sed pectore vivida virtus.

Von Carl IX.:

. . quam nil letale minatur
Pestiferumve suis, quam bile est liber ab omni.

[2]) Die Uhr ist unter Ludwig Philipp durch Schwilgue wiederhergestellt oder neu gemacht worden. Die alte Uhr war, Frischlins Angaben zufolge, von Conrad Dasypodius, der sich den David Wolkenstein aus Augsburg als Gehülfen beigesellte, erfunden, die Schlosserarbeit durch Isaak Habrecht, die Malereien und sonstigen Verzierungen durch Tobias Stimmer ausgeführt.

menſchlichen Geiſtes, das Friſchlin unbedingt allen Kunſtwerken des Alterthums vorzog, zu beſchreiben, ſchien ihm eine ſo würdige Aufgabe für ſeine Kunſt, daß er die alten Dichter bedauert, denen durch die Ungunſt ihrer Zeiten ein ähnlicher Stoff verſagt geweſen, weßwegen ſie ihre Kraft an Fabeln, oder gar an unſittliche Gegenſtände verſchwendet haben. Allein der würdige Gegenſtand iſt nicht immer auch der poetiſche. Sieht man über die Frage hinweg, ob überhaupt eine beſchreibende Poeſie in dieſem Sinne zuläſſig ſei, ſo wird man dasjenige, was ſich zur poetiſchen Schilderung eignet, wie die ſieben Planetenfiguren, davon jeden Wochentag eine herauskam, die allegoriſchen Geſtalten der vier Lebensalter, welche die Viertelſtunden anſchlugen, den Tod und Chriſtus, die mit einander kämpften, immerhin ganz artig beſchrieben finden; das Abſtractere hingegen von Kreiſen und Bogen, von Zenith und Azimuth u. dgl., widerſtrebte ein für allemal der poetiſchen Darſtellung, und iſt auch von Friſchlin nicht bewältigt worden, ſo viel Anſtrengung er es ſich koſten ließ, und ſo beſonderen Werth er gerade auf dasjenige legte, was er hierin geleiſtet zu haben glaubte. Er hatte für dieſe Arbeit die epiſche Form des ungemiſchten Herameters gewählt, und ſo fehlt es darin grundſätzlich an geſtohlenen Gefäßen aus Virgil nicht. Auf Straßburg kommt der Dichter im Eingang ganz ſo zu ſprechen, wie Virgil im Proömium der Aeneis auf Karthago,[1]) und ſchon hier begegnen wir einer chriſtlichen Parodie des Enniani ſch-Virgiliſchen Unus qui nobis cunctando restituis rem, die hinfort in verſchiedenen Variationen, eine immer unglücklicher als die andere, bei Friſchlin ſtehend bleibt.[2]) Doch wie dem Allem ſei, erfreulich tritt uns in dieſem Gedichte der offene Sinn und die Bewunderung für die Werke der Natur und des menſchlichen Geiſtes,[3]) verbunden mit warmer Vater-

[1]) Urbs antiqua fuit, primi coluere Trebaces,
Argentoratum....
Dives opum....

[2]) Unus homo ut nobis moriendo restituat rem.

[3]) Z. B. Humanae o divina manus inventa! Quid usquam
Aut Deus aut Natura facit, quod pollice nostro
Non imitemur opus, nostri gens aemula patris?
Et quisquam has fabricas satis admiretur et ore
Praedicet? &c.

landsliebe, entgegen. Ein Epilog an die Stadt Straßburg, Friſchlins Liebling unter den deutſchen Städten, ſchließt das Ganze:

. . . . Aber du ſelber,
Straßburg, du köſtlichſte Zier des deutſchen Landes, der Tugend
Heiliges Haus, der Gerechtigkeit Port und Anker des Glaubens,
Sei mir gegrüßt, o du in allen Landen geprieſ'ne
Herrliche Stadt, und das Lied, das ich hier am Neckar dir finge,
Nimm es, Erhabene, an, und betracht' es mit gütiger Miene.
Nie dann mög' ein grauſamer Feind dir die Mauern umſtürmen,
Nie ſie von innen die Peſt, noch ſchrecklicher Hunger veröden;
Sondern an Korn ſei fruchtbar dein Land und lieblichem Weine,
Deine Häuſer durchwehe vom heiteren Aether geſunde
Luft, und über dir breite die ſilbernen Schwingen der Friede [1]).

[1]) De astronomico horologio Argentinensi. Argent. 1575. Wiederabgedruckt in Operum poeticorum Nic. Frischlini pars epica, opera & studio M. Georgii Pflügeri, Ulmani. Argent. 1598. p. 39—82. Die Zueignung in Epist. & praef. p. 234 ff. Auch dieſe Arbeit Friſchlins begleitete Cruſius noch mit einem Elogium, das ſich in ſeiner Germano-Graecia, p. 146. abgedruckt findet.

Drittes Kapitel.

Bedrängniſſe, Anſtöße, Zurückſetzungen.

In der vorhin beſchriebenen Weiſe war Friſchlin in Tübingen eine Reihe von Jahren als Univerſitätslehrer und Schriftſteller thätig. Die Beziehungen zu ſeinen Collegen ſcheinen von Anfang ganz leidlich geweſen zu ſein. Cruſius, ſein nachmaliger Hauptgegner, war bei ſeiner Hochzeit anweſend und wurde nachher Pathe ſeines erſten Sohnes, wie er bei Friſchlins erſten Schriften durch lobende Epigramme Pathenſtelle vertrat. Fand dieſer in ſeinen Arbeiten einen Anſtand, ſo pflegte er den Rath ſeines gelehrten Gevatters einzuholen, und ſeine fertigen Bücher mit geziemenden Inſchriften „ſeinem verehrten Lehrer und Freunde" zu überreichen.[1]) Von den Studirenden war er gern gehört, und die perſönliche Anziehungskraft, die er auf dieſelben ausübte, war ſpäter ſeinen Gegnern ein Dorn im Auge.[2]) Daß insbeſondere auch manche Söhne adeliger Häuſer ſich als Schüler an ihn anſchloſſen, haben wir ſchon gelegentlich beobachtet; jener Graf Wolfgang von Caſtell, den wir darunter fanden, war ein Neffe des Grafen Heinrich von Caſtell, der während der damaligen Minderjährigkeit des Herzogs Ludwig als Statthalter der Würtembergiſchen Regierung vorſtand. Philipp Ludwig, Graf von Hanau, dem Friſchlin im J. 1571 ſeinen Kallimachus widmete, war die Jahre vorher ſein Zuhörer im Cäſar und Virgil, und er faſt täglich deſſen Gaſt

[1]) Crusii defensio necessaria, p. 154 ff. Resp. adv. Popp. p. 10.

[2]) Crus. def. necess. p. 198: Semper factionem tuam habebas, et stultorum adolescentium animos a praeceptoribus ad te, velut Caesias nubes attrahebas.

geweſen. Aber auch ein Sprößling des Würtembergiſchen Regentenhauſes ſelbſt, Graf Friderich von Würtemberg-Mömpelgard, der 22 Jahre ſpäter der Nachfolger ſeines Vetters Ludwig im Herzogthum werden ſollte, ſtudirte ſeit 1571 in Tübingen. Der geiſtreiche junge Prinz zog Friſchlin nicht ſelten zur Tafel, und wurde bald der Pathe ſeines zweiten Sohnes Friderich.[1]) Es entwickelte ſich ein ganz trauliches Verhältniß zwiſchen dem Poeten und dem kleinen Hofe. Jener erbittet ſich von dem Hofmeiſter Samuel Reiſchach in poetiſcher Epiſtel eine Flaſche Wein, die er dann leer zurückſchickt, mit dem Verſprechen, künftig keine mehr in's Haus zu verlangen, ſondern ihren Wein bei ihnen zu trinken.[2]) Den Lehrer des Grafen, M. Caſpar Schegk, ſpricht er, bei gänzlicher Leerheit ſeines Beutels und Hauſes, gleichfalls poetiſch, um ein Darlehn von 2 Thalern auf etliche Tage an. Bei dieſer Gelegenheit erfahren wir zugleich, daß er ſich damals, um ſich recht beſſädig zu machen, den Bart nach Art der Hofleute abſcheeren ließ. Er beſchreibt mit Humor, wie niederträchtig er ſich und Andern mit dem glatten Geſichte vorgekommen ſei: die Frau habe geweint, ſein kleiner Friderich ihn nicht mehr küſſen wollen, und ſelbſt die Magd vor ihm ausgeſpuckt.[3]) Fortan ließ er ſich den Bart wieder wachſen, deſſen Länge ihn nachmals auszeichnete. Dem Grafen Friderich ſelbſt widmete Friſchlin verſchiedene Gedichte,[4]) verlor jedoch ſpäter, durch ſeinen Streit mit dem Adel, deſſen Gunſt.

---

[1]) Schreiben von Friderich Friſchlin an den Grafen Friderich, Waiblingen 19. Apr. 1590. St. A.

[2]) Lagenam sibi missam vino repletam, remittit evacuatam Nobilissimo Samueli a Rischach &c. Die Elegie ſteht hinter der Oratio de scholis & gymnasiis aperiendes ed. Flayder. 1627. p. 100 f.

[3]) In barbam sibi abrasam more aulicorum, ad D. Casp. Scheckium Ebend. p. 97 f. Daß dieſer des Grafen Friderich praeceptor war, meldet Crusius Annal. Suev. III. p. 742.

[4]) Consideratio novae stellae anno 1572 in signo Cassiopeae, ad Fridericum Com. W. & M., bildet jetzt das vierte Buch der friſchlinſchen Elegien. Dann noch zwei Elegien L. XIV. 4 und XX. 1 an denſelben als Studirenden und als erwachſenen Mann. Im J. 1579 eignete er ihm ſeine Komödie Priscianus vapulans zu und 1581 widmete er ein Epithalamion in nuptiis Friderici, und einen Panegyricus de ludis equestribus Stuccardiae celebratis in nupt. Fr. beide in den Paralipomena L. II. 1 und 2.

Ein kleiner Verdruß mit einem Theil seiner Collegen kam doch schon in den ersten Jahren vor. Es ist erwähnt worden, wie Frischlin bald nach seiner Anstellung, auf Ansuchen der Facultät und des Senats, die Stellvertretung für den abwesenden Mathematicus, Philipp Apian, übernommen hatte. [1]) Während dieser Zeit kamen etliche angesehene Fremde nach Tübingen, die auch ihm ihren Besuch machten. Ihnen gab Crusius, als damaliger Dekan, im Namen des Artistencollegiums einen Schmaus, ohne auch Frischlin dazu zu laden. Der, mit Recht darüber entrüstet, daß er der Facultät gut genug sei, ihre Arbeiten zu verrichten, aber nicht auch, an ihren Gastungen Theil zu nehmen, stellte von Stund an jene Vorlesungen ein. [2])

Weil aber hier Martin Crusius zum erstenmal in widriger Stellung zu Frischlin erscheint, unter dessen Gegnern er später die erste Rolle spielte, so mag hier Einiges zur näheren Kenntniß des Mannes vorausgeschickt werden. Martin Kraus (denn Crusius, oder, wie er sich griechisch nannte, ὁ Κρούσιος, ist nur eine Uebersetzung im Zeitgeschmack; daß aber der eigentliche Name seiner Vorfahren Vesperläuter gewesen sei, [3]) ist wohl nur als ein Frischlinischer Witz zu betrachten) war im Jahr 1526 zu Grebern, im Nürnbergischen Gebiete, drei Meilen von Bamberg, als der Sohn eines protestantischen Geistlichen geboren. Er studirte zu Straßburg unter Johann Sturm, wo er im Jahr 1547 (dem Geburtsjahr Frischlins) eine griechische Rede hielt, was damals, wie er sagt, in Straßburg etwas Neues war. Nach längerem Hofmeisterleben wurde er im Jahr 1554 Schulrector in Memmingen, wo er eine lateinische Grammatik in 6 und eine griechische in 2 Abtheilungen, für die verschiedenen Classen, schrieb. Dem Beifalle, welchen diese Grammatik bei dem Stuttgarter Pädagogarchen Johann Wacker fand, und der Empfehlung des Professors Nicolaus Varenbüler in Tübingen verdankte er seine Berufung nach Würtemberg. Im Jahr 1559 bestellte ihn Herzog Christoph zum

[1]) Nach Frischlin. Popp. II, p. 205 unter dem Rectorat von Valentin Volz, d. h. (nach A. Ch. Zeller's Merkwürdigkeiten der Universität und Stadt Tübingen, S. 382) im Winter 1567/68 oder 71/72. Im letzteren Jahre war, nach Crusius Annal. Suev. III, p. 743, dieser Dekan des Artistencollegiums.

[2]) Frischlini Poppysm. a. a. O.

[3]) Frischlin. Poppysm. Gramm. II, p. 222.

Aufſeher über eine Anzahl junger Adelichen, die er im Barfüßerkloſter zu Tübingen erziehen ließ, und von Seiten der Univerſität wurde ihm die Profeſſur der griechiſchen und lateiniſchen Sprache, nebſt dem rhetoriſchen Unterricht im Pädagogium, bald darauf, nach ſeiner Aufnahme in das Artiſtencollegium, auch die Leitung der Declamationen übertragen.[1]) Sein Haupt- und Lieblingsfach war die griechiſche Sprache, um die er wirklich nicht ohne Verdienſt war. Es iſt ganz wacker, wie er ſich in einer akademiſchen Rede für das Studium des Griechiſchen wehrt. Die Unbekanntſchaft damit weist er als eine Haupturſache der Barbarei des Mittelalters nach. Er erkannte den Vorzug dieſer Sprache vor der lateiniſchen. Und man ſolle nur nicht meinen, daß die vorhandenen Ueberſetzungen die Kenntniß der Urſprache überflüſſig machen.[2]) Noch höher müſſen wir es ihm anrechnen, wie er den Obſcurantengedanken bekämpfte, daß man auf Schulen und Univerſitäten ſtatt des heidniſchen Homer den Nonnus und Gregor von Nazianz, ſtatt Thucydides und Demoſthenes den Euſebius und Baſilius leſen ſollte. Er ſagt geradezu, man lerne nicht blos beſſer Griechiſch aus den alten Claſſikern ſelbſt, als aus ihren chriſtlichen Nachahmern, ſondern auch ſchärfer denken und geſchmackvoller darſtellen. Und da man ja wöchentlich etliche chriſtliche Predigten höre, ſo ſei eine Beſchädigung des Glaubens durch das Studium jener Heiden nicht zu befürchten.[3]) Von dem genannten Gegenmittel machte Cruſius fleißigen Gebrauch; er wußte es aber mit ſeinem griechiſchen Eifer auf eigene Art zu verbinden. Er ſchrieb die Predigten griechiſch nach, und ſoll nicht weniger als 7000 Stück in dieſer Weiſe excipirt haben; wovon er in ſeiner Germano-Graecia Proben mittheilt. In dieſem Sammelwerke lernen wir ihn auch als Dichter kennen; was aber nicht ſeine ſtarke Seite war. Er wußte dieß ſelbſt; doch die gelehrte Eitelkeit war ſtärker als die Einſicht. Oft meinte er, wenn er mit Wein ſo nachhelfen wollte, wie Andere, könnte er auch ein Dichter ſein.[4]) Von reiſenden Griechen lernte

[1]) Crusii Annal. Suevici, Dodecas tertia (Francof. 1596) p. 599. 664. 691-703. Defens. necess. p. 182 ff.

[2]) Oratio de conservanda lingua Graeca, in Crusii Germano-Graecia, p. 2 ff.

[3]) Oratio de Odyssea Homeri, Germano-Graecia p. 37. f.

[4]) Epist. dedicatoria vor der Germano-Graecia.

Cruſius das Neugriechiſche, das er zuerſt in Deutſchland bekannt machte. Literariſche Verbindungen mit dem Patriarchen Jeremias von Konſtantinopel und andern vornehmen Griechen knüpften ſich an, deren Frucht ſeine Turco-Graecia, d. h. die Geſchichte Griechenlands ſeit der Eroberung Konſtantinopels durch die Türken, war. Nun fiel es aber den Tübingern ein, die griechiſche Kirche zum Lutherthum bekehren zu wollen: Andreae und Cruſius ſchickten die Augsburgiſche Confeſſion und Heerbrands Compendium, griechiſch überſetzt, an den Patriarchen; in ſpäteren Jahren ein trefflicher Stoff für den Spott Friſchlins. Auch für die vaterländiſche Geſchichte war Cruſius thätig, durch ſeine Annales Suevici, worin er ein reiches Material mit unſäglichem Fleiß, aber ohne Kritik und Geſchmack, zuſammentrug. Dieſes Werk von drei Folianten ſchrieb er, wie er auch mit andern ſeiner Werke that und ſich deſſen gerne rühmte, mit Einer und derſelben Feder; wie er überhaupt Alles aufzubewahren pflegte und den Wahlſpruch im Munde führte: „wer weiß, warzu es gut möcht ſein?“ [1]) Neben einem Briefwechſel mit faſt allen namhaften Gelehrten Deutſchlands, welchen er geſchickt zur Ausbreitung ſeines Einfluſſes zu benützen wußte, führte Cruſius auch noch weitläufige Tagebücher, theils allgemeine, in denen Welthändel und perſönliche Erlebniſſe durcheinander gemengt erſcheinen, auch ein Theil jenes Briefwechſels eingetragen iſt, theils ein beſonderes über ſeinen Streit mit Friſchlin und deſſen Schickſale. [2]) Ziehen wir aus allen dieſen Schriften, beſonders aus den letztern, das Ergebniß, ſo finden wir

[1]) Annal. Suev. III, letztes Blatt: ἐνὶ καὶ τῷ αὐτῷ καλαμῳ, δεηνεκεῖ ἐν τῷ γράφειν στάσει οὐ καθίσει, habe er das Werk, etliche ſpätere Zuſätze abgerechnet, geſchrieben. Frischlin. Poppysm. Dial. I, 74: Crusius admiratur suos calamos, quibus conscripsit suas nugas. Ideo enim suspendit eos a superiori pavimento, sperans fore, ut aliquando pro reliquiis Sti Martini a posteris adorentur. Vgl. Crus. Def. nec. p. 241.

[2]) Frischlin, Celet. II, p. 157b: Observasti .. omnium temporum articulos, et domi tuae omnia connotasti, adeoque quoddam diarium Frischlinianum collegisti. Er hatte ganz Recht; die Tübinger Univerſitätsbibliothek bewahrt die Cruſius'ſche Handſchrift, die vom December 1585 (der eigentliche Anfang fehlt) bis über Friſchlins Tod hinausgeht. Wir citiren dieſes Tagebuch unter dem ſpäteren Titel, den es von außen trägt: Crusius contra Frischlinum.

eine Gelehrsamkeit, die nicht nur für den Charakter, sondern selbst für den Geist, beinahe unfruchtbar geblieben ist. So weit der Umfang seiner Kenntnisse, so eng ist bei dem Manne Kopf und Herz. Dem gelehrten Geschichtsforscher sind die abgeschmacktesten Ammenmährchen glaubhaft genug, sie in seine Annalen einzutragen, und in eine Anmerkung zum Homer ist er im Stand, einen Gevatterbrief hineinzubringen. Ein Pedant in der Wissenschaft, ist er kleinlich eitel auf seinen gelehrten Ruf und seinen Einfluß an der Universität, für deren Erhaltung, wo sie ihm bedroht erscheinen, er die Intrigue keineswegs scheut. Da er Alles, was er war, durch saure Arbeit einem keineswegs ergiebigen Talent abgerungen hatte, so hegte er gegen seine eigne Person eine ordentliche Verehrung und konnte, wenn dieser zu nahe getreten wurde, in einen Fanatismus wie über eine Antastung des Heiligen ausbrechen. Er war um 21 Jahre älter als Frischlin, war dessen Lehrer gewesen, und begann nun in ihm einen Nebenbuhler sowohl seiner akademischen Wirksamkeit als seines auswärtigen Ruhmes zu spüren, der ihm an Arbeitskraft gleich, an Talent überlegen, und dessen ganzes Wesen das Widerspiel des seinigen war. Frischlin von starkem, blutreichem Körper, lebhafter Gesichtsfarbe, der ganze Mann eine ansehnliche stattliche Person, sein Benehmen frei, voll Lachen und Scherz, er sprach so laut auf der Straße, daß, wo man ihn nicht kannte, es Aufsehen erregte; ein Sanguiniker durch und durch, offen, aber auch ruhmredig, schnell aufbrausend, aber auch schnell wieder gut, jetzt gerührt, dann wieder trotzig, von schonungslosem Witz und doch nicht ohne Gutmüthigkeit. Dagegen Crusius mit fahlem Gesicht, ernster Miene, steifer Haltung, gemessenem Gange, salbungsvoller Rede, in seinem Aeußern nicht ohne Ziererei (Dockenmändlin nennt ihn der Andere), sein Temperament schwarzgallig, nicht prahlerisch, aber desto eingebildeter, nicht leicht aufbrausend, aber grollend und nie verzeihend. Zwischen diesen Männern mußte es zum Streit kommen, wenn sich Frischlin nicht sehr zusammennahm: aber sich auch nur ein wenig zusammenzunehmen, war er gerade nicht der Mann.[1])

[1]) Crusius starb, nachdem er das achtzigste Jahr zurückgelegt und seinen Gegner um mehr als 16 Jahre überlebt hatte, im J. 1607. S. Zellers Merkwürdigkeiten von Tübingen. Tüb. 1743. S. 497 f.

Bald regte ihn auch äußere Bedrängniß auf. Sein Einkommen ſtand weder mit ſeinen Arbeiten, noch mit dem Anwachs ſeiner Familie im Verhältniß. Im Jahr 1574 war er bereits Vater von drei Kindern, und „noch mehrerer gewärtig.“ Dagegen betrug ſein Gehalt Anfangs drei Jahre lang nur 60 fl., wurde dann auf 80, und endlich auf 120 fl. aufgebeſſert, wozu noch jeden Sonntag drei Batzen für die dreiſtündige Diſputation kamen.[1]) Er mußte in jenen Jahren 150 fl. vom Vermögen ſeiner Frau zuſetzen. Der Uebelſtand war, daß er nicht auch, wie diejenigen Profeſſoren, die Facultätsmitglieder waren, eine Beſoldung an Früchten und Wein bezog. Trat nun, wie vom Jahr 1570 an mehrere Jahre lang, Theurung ein,[2]) ſo wollen wir ihm gerne glauben, daß er mit ſeinen 120—130 fl. „an truckenem Geld“ ſich mit ſeiner Haushaltung nur kümmerlich durchgebracht habe. Und er hatte nicht blos für ſeine eigene Familie zu ſorgen. Die damaligen Profeſſoren waren in der Regel auch Koſtreicher,[3]) und es war dieß nicht blos eine Zubuße zu ihrem Einkommen, ſondern es wurde von der Univerſitätsbehörde ſelbſt, der beſſeren Aufſicht über die Studirenden wegen, gewünſcht und befördert. Insbeſondere die in jener Zeit ſo häufigen Trinkexceſſe knüpften ſich ja meiſtens an den Extrawein, der außer der gewöhnlichen Portion von nachſichtigen oder gewinnſüchtigen Koſtherren im Uebermaße gereicht zu werden pflegte. An der ordentlichen und vortheilhaften Unterhaltung dieſer Koſtgänger nun ſah ſich Friſchlin durch den Mangel einer Naturalbeſoldung gehindert, und hatte deßhalb erſt neulich einige, die ſich bei ihm meldeten, zurückweiſen müſſen.

[1]) Das erſchien doch auch Andern als eine ſchlechte Bezahlung von Seiten der Facultät. Celet. II, p. 120 b. f.: Memini Burchardum saepe mihi dicere: Ich wolt die Decanos nit anſehen, wann ich ſo gelehrt were als jhr, vnd vmb drey Batzen wegen alle Sonntag mich alſo tribulieren laſſen. Man ſperret euch das Maul auff mit viel verheiſſen, wie mir auch, darnach leſt man euch in hindern ſehen.

[2]) In Tübingen koſtete im J. 1570 der Scheffel Korn 10—11 fl., Roggen 7—8 fl. Im folgenden Jahre ließ die Univerſität Frucht von Straßburg kommen. Crusius, Annales Suevici, Dodecas tertia (Francof. 1596) p. 740. 742 f.

[3]) Cruſius z. B. hatte in jenen Jahren 12 Koſtgänger, deren jeder über Tiſch ein Quart Wein bekam, und wöchentlich 14 Batzen (das war aber ſchon der Theurungspreis) bezahlte. A. a. O.

Dieſen Nothſtand trug er im Auguſt 1574 in einer Bittſchrift der vormundſchaftlichen Regierung vor. An Rector und Regenten der Univerſität habe er ſich dießmal nicht wenden wollen, da es ihnen an gutem Willen, ihm zu helfen, nicht fehle, aber ſie können nichts Weiteres für ihn thun, da bis dahin Keinem, der nicht im Collegium geweſen, von der Univerſität aus mehr gereicht worden, die Gelegenheit aber, in dieſes zu kommen, allzuweit entfernt ſei. Er bitte alſo, ihn entweder zu anderen Dienſten, dazu er tauglich erkannt werden möchte, zu verwenden, oder ihm zu einem subsidio und gnädiger Handreichung verhelfen zu ſein. [1]) Dieſes Geſuch unterſtützte der Kanzler der Univerſität, Dr. Jakob Andreä, mit einem dem Bittſteller ſehr günſtigen Beibericht. Er bezeugt ihm, daß er ein billig Geld für Koſt und Disciplin, und weniger denn ſonſt kein Profeſſor, nehme, auch mit beſonderem Fleiß über ſeine Discipeln halte. Nun fehle es aber derzeit an Gelegenheit, ihn von Seiten der Univerſität ſo zu bedenken, wie er es ſeiner Eruditien, Gaben und Fleißes halben verdiente; es möge daher einſtweilen die Regierung in's Mittel treten, und ihm etwa auch einen Platz in dem Barfüßerkloſter einräumen, wo er mit einer größeren Zahl von Schülern wohnen und ſeine Haushaltung anſtellen könnte. [2]) Auch das Bedenken der Kirchenräthe fiel ganz zu Friſchlins Gunſten aus. [3]) Ihn von dannen zu laſſen, oder zu anderen Dienſten zu gebrauchen, finden ſie nicht rathſam, da er zu ſeinem jetzigen Stand und Profeſſion ganz wohl tauglich und erwünſcht ſei, auch bisher ſchon bei der Univerſität nicht geringen Nutzen geſchafft habe; es ſeien alſo die Sachen dahin zu richten, daß er beharre, und ſo möge man ihm, mit Rückſicht auf die herrſchende Theurung, unerachtet ihn eigentlich die Univerſität zu beſolden habe, für dießmal aus Gnaden „ein Scheffel Dinkel oder ſechs“ vom Stift Tübingen reichen, außerdem aber ihn mit einer Fürſchrift an die Univerſität verſehen, daß ihn dieſe, in Betracht ſeiner Eruditien und ſeines Fleißes, mit Aufbeſſerung ſeiner Beſoldung oder ſonſt bedenke, „damit er deſto baß bleiben möge und in ſeiner Vocation luſtig und willig erhalten werde.“ Mit dieſem Vorſchlag ſie wohl empfohlen war damals Friſchlin durch alle

[1]) Im Württemb. Staatsarchiv. Faſcikel 9. der Univerſitäts-Acten, No. 2.

[2]) Vom 10. Auguſt 74. Ebendaſ.

[3]) Stuttgart 15. Auguſt 74. St. A.

Stufen der Behörden hinauf) erklären sich auch Landhofmeister und Vicekanzler einverstanden, weil ihnen bewußt, daß der Bittsteller „ein gelehrter Gesell, der in artibus dicendi, sonderlich aber in poesi propter facundam venam für Andern commendirt werde." Das herzogliche Placet fehlte nicht, und so erhielt Frischlin das einmalige Gratial an Früchten; die Fürschrift an die Universität aber wegen bleibender Aufbesserung, die am 18. September im Senat vorgelegt wurde,[1]) blieb ohne Folgen.

Schon einige Monate vor diesen Verhandlungen hatte sich Frischlin durch eine poetische Uebereilung in eine jener Verlegenheiten gebracht, welche sich in seinem ferneren Leben so oft wiederholten, aber nicht immer so leicht, wie dieses erste Mal, beizulegen waren. Ein plötzliches Nachlassen der Theurung, unter der auch er so empfindlich gelitten hatte, begeisterte ihn zur Abfassung einer Elegie, welche neben dem Danke gegen Gott zugleich das herkömmliche Bekenntniß der Sünden enthielt, durch welche Stadt und Land jene Heimsuchung verdient haben sollten. Von der ersteren war in einem Pentameter geradezu gesagt, daß Frömmigkeit und Glauben aus ihr verbannt seien.[2]) Diese Elegie schlug Frischlin am Donnerstag den 10. Juni, wo in der Kirche die Litanei gebetet wurde, an der Kirchthüre an. Die guten Tübinger Bürger gingen das lateinische Carmen vorbei; aber der Stadtschreiber, Isaak Schwarz, entzifferte jenen Vers, und erklärte den Anschlag für eine Schmähschrift gegen die Stadt. So stiegen am Nachmittag der Bürgermeister, Conrad Bräuning, und der patriotische Stadtschreiber auf das Universitätshaus, und verklagten den Poeten. Allein der Kanzler Andreä bedeutete sie, daß derselbe in seinem Gedichte nichts gesagt habe, was sie nicht jeden Sonntag von der Kanzel hören müßten; auch gehe es ja nicht blos auf die Angehörigen der Stadt, sondern auch auf die Universitätsverwandten, die sich doch gar nicht dadurch beleidigt finden. So zogen die Kläger ab, und es wurde besonders am Hofe des Grafen Friderich, wie wenigstens Frischlin versichert, viel über die Geschichte gelacht.

Im folgenden Jahr, 1575, schien sich für Frischlin eine Hoffnung

[1]) Senatsprotokoll, unter obigem Datum.

[2]) Exulat hac pietas, exulat urbe fides. Vgl. über diese Geschichte Crusius, Defens. necess. p. 198. Frischlin, Celet. gramm. II, p. 114 b. f.

auf Beförderung zu zeigen. Georg Burckard, der die Lectionen der Grammatik und Rhetorik am Pädagogium versah, folgte einem Rufe als Schulrector nach Rotenburg an der Tauber. Ihm, den in Folge späterer Verwicklungen Frischlin gleichfalls feindlich und überdieß äußerst verächtlich behandelte, widmete er jetzt ein Abschiedsgedicht, in welchem er ihn an Geist sich gleich, an anmuthiger Beredtsamkeit über sich stellt, und von ihm rühmt, er sei ein Mann ohne Falsch und sein wahrer Freund gewesen.[1]) Nun glaubte aber Frischlin die Zeit gekommen, sich der Artistenfacultät mittelst einer nachdrücklichen Eingabe in's Gedächtniß zurückzurufen. Obwohl er bereits über heimliche Feinde klagt, die ihn durch Verläumdungen anzuschwärzen suchen, will er doch die Herren im Allgemeinen noch als ihm günstig voraussetzen. Was er bisher an der Universität geleistet, wie er auch durch Schriften ihren Ruhm gemehrt habe, wissen sie. Es heiße immer, und habe besonders so geheißen als der Herzog sich für ihn verwendet habe, es fehle nur an Gelegenheit, ihn zu befördern: jetzt sei diese Gelegenheit vorhanden. Man möge ihm entweder beide Lectionen, die Burckard versehen habe, oder doch eine übertragen. Man möge die Bewerber mit einander kämpfen lassen, und dem Sieger die Stelle geben. Er glaube kein schlechterer Orator als Poeta zu sein.[2]) Am 15. Mai kam die Sache im Senat zur Verhandlung, der beschloß, die Lectionen zu theilen, und die rhetorische, um die es Frischlin am meisten zu thun gewesen war, einem ältern Professor, Georg Liebler, jenem aber die grammatische zu übertragen.[3]) Nun hatte er also, außer seinen bisherigen Lehrstunden, noch am Pädagogium, einer Hülfsanstalt für schwächere philosophiae studiosos, aus Cicero's Epistolae ad familiares und Orationes selectae lateinische Sprache zu lehren; was sein Einkommen etwas vermehrte, aber im Rang kein Aufsteigen heißen konnte.[4])

[1]) Opp. Pars eleg. L. XV. Eleg. 5.

[2]) Epistola de professione Rhetorices sibi demandanda, ad Decanum & Collegium studii philosophici Tubing. Epist. & praef. p. 90 ff.

[3]) Senatsprotokoll vom 15. Mai 1575. Nach demselben Protokoll vom 24. März und 27. Oct. überreichte Frischlin in jenem Jahr dem Senat eine Komödie (vielleicht das Mspt. einer seiner Schulkomödien aus Virgil) und einen libellum, und erhielt für erstere 10, für letzteren 4 fl. als Honorarium.

[4]) Den genauen Bestand seiner damaligen Lehrstunden gibt Frischlin in der Elegie

Unter ſolchen Umſtänden war es natürlich, daß Friſchlin mitunter an eine auswärtige Anſtellung dachte. Zu Anfang des Jahres 1576 ſuchte er ein Zeugniß vom Senate nach, welcher unter dem 28ten Januar ihm eines ausſtellte, worin zwar nicht, wie Anfangs beſchloſſen war, nur ſeine Gelehrſamkeit und Lehrgabe gerühmt, ſeine Sitten aber mit Stillſchweigen übergangen wurden; doch fällt neben dem ausführlichen und nachdrücklichen Lob ſeiner Verdienſte nach der erſten Seite, die kurze und nur beiläufige Berührung der letztern immerhin auf. [1])

Welcher Art die Verfehlungen ſein mochten, die den Senat zu ſolcher Zurückhaltung veranlaßten, kann zum Theil aus einer Geſchichte abgenommen werden, welche ihm kurz darauf begegnete. An einem warmen Sommertage des Jahres 1576 (ſo erzählt Friſchlin die Geſchichte; es ſoll jedoch auch der Bericht des Gegentheils, wo er abweicht, gehört werden) [2]) wandelte Friſchlin mit dem Degen umgürtet durch das Hagthor, um nach Entringen zu gehen, einem Dorf eine ſtarke Meile von Tübingen, wo er Weingärtnern Geld geliehen hatte, nach deren Herbſtausſichten er nun ſehen wollte. Unter dem Thor begegnen ihm zwei legum studiosi (deren einer nachmals

an Virgil an (Opp. pars eleg. L. XX, Eleg. 13; auch Opp. pars epica, p. 84 f.):

Binas quoque die consumo naviter horas,
Dum doceo tenerum Romula verba gregem.
Nunc Cicero est manibus nostris sumendus, et illo
Deposito, magni Caesaris illud opus.
Caesare vix posito, tua nos Aeneïa torquent
Arma, juventuti rite canenda meae.....
Quin etiam sacri quando venere diei
Tempora, cum noster otia coetus habet:
Tres ego continuas tribui sermonibus horas,
Socraticamque ivi per nemus omne viam.

Vgl. auch Friſchlins Brief an den Herzog, Tübingen 1. Jan. 1577. St. A.

[1]) Senatsprotokoll vom 19. Jan. Das Zeugniß ſelbſt d. d. Tubingae 28. Januarii 1576 ſteht hinter der Ausgabe des Priscianus vapulans, Argentor. 1580.

[2]) Crusii defens. necess. p. 198. Frischlin, Celet. II, p. 116 ff. Senatsprotokoll vom 23. Juni, 13. Juli, 6. Auguſt und 22. Sept. — Cruſius, deſſen Data ſonſt genau ſind, beſonders, wenn es ſich um „Friſchlini Schelmerei" handelt, hat den 16. Juli. Allein da am 23. Juni ſchon im Senat über die injuria Godelmanno illata verhandelt wird, ſo iſt es vielleicht Schreibfehler für 16. Juni.

ſchwediſcher Rath wurde, auf deſſen Zeugniß ſich Friſchlin für ſeine gedruckte Erzählung beruft) und erbieten ſich, ihn zu begleiten. Nachdem in Entringen die Geſchäfte abgethan waren, holten die Weingärtner von dem beſten Wein, den ſie hatten, nebſt einem ländlichen Imbiß, um ihn und ſeine Begleiter zu bewirthen. Nun ſagt Friſchlin, er habe des weiten Wegs halben auf baldigen Aufbruch gedrungen; wir wollen jedoch annehmen, er habe ſich den angenehmen Schiller (sapidissimum rubellum) ſeiner Weingärtner gehörig ſchmecken laſſen, ſo konnte er ihn auf jeden Fall beſſer führen, als wenigſtens der eine ſeiner Begleiter. Dieſer nämlich wurde auf dem Rückweg in der Nähe des Schloſſes Roſeck dergeſtalt vom Schlaf übermannt, daß er nicht mehr weiter zu bringen war. Daher ging Friſchlin mit dem andern in das Schloß und bat die Stieftochter des Kaſtellans, ſeines Bekannten, ſie möchte, da es Abend werde und ſie zur Stadt zurück müſſen, den ſchlaftrunknen Studioſen bei den Knechten auf der Streue über Nacht bleiben laſſen. Allein ſie ſchlug es ab, weil ihr Vater nicht daheim ſei. Darauf will Friſchlin mit ſeinem Begleiter unter höflichem Abſchiede fortgegangen ſein; aber der Anblick ihres Gefährten, der ſchnarchend unter einem Baume lag, und weder fortzubringen, noch unter freiem Himmel liegen zu laſſen war, veranlaßte beide, noch einen Verſuch zu machen. Jetzt wurde ihnen das Thor gar nicht mehr geöffnet, und auf ihr Drängen fing das Mädchen an, vom Thorhaus herunter zu ſchimpfen. Darauf antwortete ihr, wie Friſchlin ſagt, ſein Begleiter nach Verdienſt; ſie zog ſich zurück, und nun, ſchreibt Friſchlin, damnum ibi datum fuit vix unius oboli et praeter nostram voluntatem, d. h. ſie warfen etliche Fenſter im Schloſſe ein. Sofort wurde der Schlaftrunkene geweckt, und Anſtalt gemacht, ihn in das unten gelegene Dorf Jeſingen zu bringen. Schon wollten ſie mit ihm durch die Weinberge hinab, als der Kaſtellan, Jeremias Godelmann, zu Pferde von Bebenhauſen zurückkam. Man begrüßt ſich freundlich von beiden Seiten, und eben war Friſchlin daran, ſein Anliegen vorzubringen, als die Tochter gelaufen kommt, und dem kaum vom Pferde geſtiegenen Vater den Handel in den grellſten Farben vorträgt. Jetzt fing auch der Kaſtellan, der in Bebenhauſen gleichfalls kein Waſſer getrunken haben mochte, zu ſchimpfen an; worauf, wie Friſchlin verſichert, ſie beide ſchwiegen,

nur noch einmal haben ſie ſich umgewendet und ihm mit Einem Worte ſeine Schimpfreden zurückgegeben, d. h. nach Godelmanns Angabe, ihn einen Schelm und die Tochter was dem entſpricht geheißen.

Der Kaſtellan ſäumte nicht, beim Senat eine Injurienklage gegen Friſchlin anhängig zu machen, und dieſer, nach ſeiner verzweifelten Art, in die Kohlen zu ſchlagen, machte die Sache erſt noch recht ſchlimm. Er hatte den derzeitigen Rector, Anaſtaſius Demler, in der Angelegenheit beſuchen wollen, der ihn aber Geſchäfte halber nicht ſogleich annahm, ſondern auf eine Stunde ſpäter beſtellte. Dieß brachte den Poeten ſo in Harniſch, daß er dem Rector ſogleich ein Schreiben voll Injurien in's Haus ſchickte. Er ſprach darin von Männern, die draußen Argusſe, daheim Tireſiaſſe ſeien: was Demler, ſowohl weil es an ihn gerichtet war, als gewiſſer Verhältniſſe in ſeiner Familie wegen, auf ſich bezog, alſo zur Injurienklage Godelmanns noch die ſeinige fügte. Friſchlin, vor den Senat gefordert, ſuchte, obwohl mit geringer Wahrſcheinlichkeit, jener Aeußerung eine andere Deutung zu geben, und verſicherte, den Brief nicht injuriandi causa geſchrieben zu haben; auch ſeine Frau legte Fürbitte ein: ſo trug der Senat dem Rector auf, ihm einen ſcharfen Vorhalt zu machen und „alle ſeine delicta aufzumutzen"; worauf Friſchlin für künftig ſich wohl zu halten verſprach. Bei dieſer Verhandlung iſt im Senate wiederholt von turpitudo und flagitiosa vita die Rede; im Einzelnen wird vorgebracht, daß er ſich oft betrinke, die meiſten Profeſſoren verachte, ſein Weib übel behandle, in Stuttgart den Hofnarren ſpiele (wovon ſpäter). Aber auch das macht ihm ein guter alter Profeſſor zum Vorwurf, daß er „mit den versibus zu Bett gehe und mit ihnen aufſtehe, ſei keine Gottesforcht in ihm"; worauf ein anderer meinte, man ſollte ihn warnen, ſich nicht ſo an dieſe Lapperei zu hängen, damit man ihn künftig zu einer höheren Profeſſion befördern könne. Mit Godelmann ward ihm auferlegt, ſich gütlich zu vertragen; was auch, ſeiner Verſicherung zufolge, vollkommen gelang. Friſchlin machte ihm, in Begleitung ſeines alten Crapner und der beiden Frauen einen Beſuch, der Kaſtellan ließ ſich ſeine Entſchuldigung gefallen, holte den beſten Wein aus dem Keller, und die Verſöhnung wurde beſiegelt. Dem Sohne des Kaſtellans war Friſchlin hernach in ſeinen Studien behülflich, wofür ihm jene Amazone ſelbſt, deſſen Schweſter, einen

Haſen und einen Käſe in's Haus brachte. Als Godelmann ſtarb, dichtete Friſchlin ein Epicedion auf ihn, das er der Sammlung ſeiner Elegien einverleibte. [1])

Gegen Ende des Jahres kam ein auswärtiger Ruf an Friſchlin. Die Fortſchritte, welche unter Ferdinand I. der Proteſtantismus in den öſterreichiſchen Erblanden gemacht hatte, wollte in Ober- und Unteröſterreich ſein Nachfolger Maximilian II. nicht aufhalten, und Erzherzog Carl in Inneröſterreich, durch die beſtändige Türkengefahr an den guten Willen ſeiner Landſtände gebunden, konnte es nicht. Dem faſt durchaus proteſtantiſchen Adel ſeiner Lande mußte er freie Religionsübung, Errichtung evangeliſcher Kirchen und Schulen, nachſehen, während auch aus den Städten und Märkten, denen er gleiche Freiheit nicht gewähren wollte, der Katholicismus mehr und mehr verſchwand. Es fehlte nur, in Folge des früheren Drucks und niederen Culturſtandes, an Leuten, um die Stellen zu beſetzen. Schon Herzog Chriſtoph hatte manchem Zögling ſeines Tübinger Stipendiums Urlaub zur Annahme derartiger Stellen gegeben: auch ſein Nachfolger Ludwig wurde in ähnlicher Weiſe von jenen Landſchaften angeſprochen. Dießmal waren es der Landſchaft des Herzogthums Steyer Verordnete Kirchen- und Schul-Inſpectoren, die ſich an ihn wandten. Der ſteyeriſche Adel hatte, nachdem er bis dahin in der Hauptſtadt mit ſeinem Gottesdienſt auf das Landhaus beſchränkt geweſen, im Jahre 1568, während der Abweſenheit des Erzherzogs in Spanien, eine evangeliſche Kirche und Schule erbaut. Der Rector dieſer Schule war geſtorben, und an der Wiederbeſetzung der Stelle durch einen tüchtigen Mann um ſo mehr gelegen, als die im Jahr 1573 nach Grätz berufenen Jeſuiten mit ihrer Schule der evangeliſchen eine gefährliche Concurrenz machten. So baten die Verordneten den Herzog von Würtemberg, da er „vor anderen Potentaten Gelegenheit habe, ſolche Perſonen in ſeinem Lande zu erzüglen", er möge aus ſeinem Ueberfluß an gelehrten Leuten ihnen Beförderung erzeigen. Auf gehaltene Nachfrage ſei ihnen Nicodemus Friſchlinus in Tübingen als vorzüglich tüchtig zu dieſem Amte empfohlen worden: ſie bitten daher,

[1]) Der junge Godelmann übrigens, der ſpäter Profeſſor in Roſtock, hierauf Rath des Churfürſten von Sachſen wurde, blieb Friſchlin abgeneigt, wie aus einem Brief deſſelben an Cruſius, in deſſen Resp. adv. Popp. p. 55 f. hervorgeht.

ihnen denſelben, wo nicht länger, doch auf 6 Jahre, zu einem Rector zu bewilligen [1]). Herzog Ludwig, ſo gern er ausgeholfen hätte, zumal da es die Erhaltung und Ausbreitung der Sache des Evangeliums betraf, war doch nicht geneigt, einen hominem literatum et eruditum wie Friſchlin von ſeiner Univerſität zu laſſen, und forderte den Senat auf, einen Andern in Vorſchlag zu bringen [2]).

Nun aber rührte ſich Friſchlin ſelbſt. Sei es, daß die „300 Thaler ſammt einer herrlichen Behauſung und Beholzung, auch andern viel Accidentibus" ihn lockten, oder daß er den Ruf nur benutzen wollte, um endlich in der Heimath die gebührende Stellung ſich zu erringen: genug, am Neujahrstag 1577 wendete er ſich in einer nachdrücklichen Bittſchrift an Rector und Regenten der Univerſität. Während der nunmehr 10 Jahre ſeiner Profeſſur habe er „durch möglichen Fleiß dahin gearbeitet, damit er dermaleinſt zu mehreren Ehren und höherem Stand möchte erhoben werden; aber damit nichts Anderes ausgerichtet, als daß er neben mehreren und mühſeligen Geſchäften, bei ſeiner ringfertigen Beſoldung, in pristino statu, als Professorum publice docentium infimus, verblieben ſei." Dabei habe er unter dieſer Zeit, zu nothdürftiger Unterhaltung ſeines Hausweſens, über 300 fl. eingebüßt und ſich darüber in Schulden geſteckt, während Andere Frucht verkaufen können und reich werden. Auch in Betreff ſeiner Geſundheit habe er dieſe Jahre her „ſolche incommoditates geſpürt, daß, wo er in eodem statu, unvermehrt ſeiner Beſoldung, verharren müßte, er endlich durch Müh und Arbeit erſchöpft und ausgemergelt, ſeinem Weib und Kindern, die ihn in ziemlicher Zahl anfallen, einen ſchwachen, alten und armen Hausvater geben, und zuletzt nichts denn Armuthei verlaſſen würde." Er habe Feinde, „die ihm bei Rector und Senat Mißvergunſt zu machen ſich unterſtehen, auch zu Zeiten, wie man ſagt, nicht leer Stroh gedroſchen." Dennoch habe er, aus dankbarem Willen, dem Herzog und der hohen Schule zu Tübingen zu dienen, nicht nur keine auswärtige Anſtellung geſucht, ſondern auch ehrliche Berufungen, aus Liebe zum Vaterland

[1]) Schreiben der Landſchaft ꝛc. an den Herzog, Grätz 26. Nov. 1576. St. A.

[2]) Der Herzog an Rector und Regenten der Univ. Stuttg. 18. Dec. 1576. St. A. Der Senat erklärte damals, er wiſſe keinen; bei einer ähnlichen Anfrage im J. 1579 empfahl er den bekannten Exjeſuiten Kaspar Kratzer.

und in Hoffnung künftiger Beförderung in dieſem, in Wind geſchlagen. Weil ihm aber von einer ſolchen, außer der ihm vor einem Jahr übertragenen Lection im Pädagogium, nichts zu Theil geworden, und er jetzt, „ohne Zweifel aus Schickung des Allmächtigen, von einer ehrſamen Landſchaft aus Steyer zu einem Rectore ihrer chriſtlichen Schulen erfordert werde, ſo wolle ihm ſolche Vocation auszuſchlagen bedenklich fallen", aus Rückſicht auf den Nutzen ſowohl der Kirche Gottes als ſeines Weibs und ſeiner Kinder. Um jedoch dem Herzog und der Univerſität nicht als undankbar zu erſcheinen, wenn er ſich ohne Weiteres fremder Herrſchaft zu Dienſten verſpräche,[1]) bitte er Rector und Regenten, ihn entweder mit Vermehrung ſeines Gehalts in die Facultät aufzunehmen, oder wofern jetzt nichts für ihn zu erlangen wäre, ihn deſſen zu berichten, damit er dieſer fürſtehenden Gelegenheit nach ſeinen Nutzen und Wohlfahrt nicht aus den Händen fahren laſſe.[2])

Am 5ten Januar wurde im Senat über das Geſuch Friſchlins verhandelt.[3]) Noch am Abend zuvor hatte dieſer gegen den Prorector geäußert, wie ihm weniger an der Vermehrung ſeiner Beſoldung, als an der Aufnahme in die Facultät, um des Anſehens bei den Studirenden willen, gelegen ſei. Für ſein Geſuch waren im Senat mehrere Juriſten und Mediciner, vor Allem jetzt wie ſpäter der hellbenkende Rechtslehrer Johann Hochmann, deſſen Gedächtniß noch heute in Tübingen durch bedeutende Stiftungen in Ehren fortlebt; auch der Theologe Dietrich Schnepff, Friſchlins wohlwollender „Schwager," hatte ſich ſchriftlich für ihn verwendet: aber gegen die Coalition der anweſenden Artiſten mit dem vielgeltenden Theologen Heerbrand (der Kanzler war in Sachſen) und den Rückſichtsvollen und Engherzigen in allen Facultäten war nichts auszurichten. Dennoch bedurfte es beinahe einen ganzen Tag, um über die Sache hinwegzukommen.

[1]) Dieß ſtand ihm auch nicht zu, da er als Stipendiat die Verpflichtung übernommen hatte, ſich ohne landesherrliche Bewilligung in keinen auswärtigen Dienſt zu begeben.

[2]) Friſchlin an Rector und Regenten der Univerſität. Tübingen 1. Jan. 1577. St. A.

[3]) Das Senatsprotokoll iſt hier ſehr kurz. Wir müſſen uns an Crusius, Defens. nec. p. 200, Resp. adv. Popp p. 10 f., und an Friſchlin, Celet. II. p. 128 f. halten.

Sehen wir uns nach den Gründen der Gegenpartei um, wie ſie deren Führer, Cruſius, ſelbſt angibt,[1]) ſo beſtehen ſie faſt durchaus entweder aus unbeſtimmten Behauptungen, oder aus elenden Fraubaſereien. Daß Friſchlin bisweilen zu viel trank, iſt leider wahr; doch hat wohl, wenn man auf die Sitten der Zeit ſieht, er gleichfalls nicht Unrecht mit der Bemerkung, wollte man die Tübinger Univerſität von allen Trinkern ſäubern, ſo würden gar manche Stellen dort erledigt werden.[2]) Von ſich bekannte Friſchlin, „daß er lieber Wein dann Bier und Waſſer trinke, überkomme auch beſſere spiritus vitales und poeticos von dem Wein, dann von Bier oder Waſſer.“ Und was es denn ſei, wenn „er und andere Poeten bisweilen einen ſtarken Trunk, ohne Verſäumniß ihres Amts, ad refectionem ingenii thun?“[3]) Geiſtlichen Würdenträgern, Juriſten, Aerzten, ſtehen ſtrenge Sitten an: von einem freien und freimüthigen Dichter dürfe man nicht Gleiches fordern.[4]) Die Ungebundenheit der Sitten und Schamloſigkeit in Worten und Werken, die man ihm vorwarf, kommt wohl eben nur auf ſolche Geſchichten wie die Roſecker hinaus, die freilich ſelbſt für einen noch nicht 29jährigen Profeſſor zu ſtudentiſch war. Wenn hinzugefügt wurde, ſein „unbehäb Maul“ und daß er kein Geheimniß für ſich behalten könne, mache ihn untauglich zu einem Mitgliede des Collegiums, ſo waren die Herren ſelbſt ſo wenig „behäb“, daß wenige Jahre ſpäter ein herzoglicher Rath ihnen vorwerfen konnte, man wiſſe zu Tübingen auf der Gaſſe, was ſie in ihrem Senate reden.[5]) Nun hieß es aber weiter, er ſei anmaßend, nehme ſich über Alles ein

[1]) Crus. def. nec. a. a. O.: Arrogans enim eras: judicium tibi de omnibus rebus sumebas: prae te omnes contemnebas. Moribus inconditis eras: ebrius fiebas: impudens verbis et factis eras: nihil secreti continens, sed rimarum plenus eras.

[2]) Frischlin, Celet. II, 171 b.: Scio, si ab ebriis et ebriosis hominibus esset repurganda omnis Academia vestra, multos ibi fore locos vacuos. Ubi n. permanebit Lieblerus? ubi Planerus? ubi gurges vini, Burchardus?

[3]) Friſchlin, grundfeſte Antwort wider Marr Wagner. Mſpt. des St. A.

[4]) Opp. p. eleg. L. XIX, Eleg. 9:.....

Me juvat interdum mentem vincire Lyaeo,
Unde vigor cerebri promicat ille mei.

[5]) Senatsprotokoll vom 22. Dec. 1582.

Urtheil heraus, ſehe die andern Profeſſoren alle über die Achſel an — welche Gründe! Wenn Cruſius ſeinem Friſchliniſchen Sündenregiſter noch beifügt: „ſchon damals gingſt du mit dem Gedanken um, eine neue Rhetorik in die Schulen einzuführen", ſo hat Friſchlin gewiß Recht mit der Bemerkung: „da lag der Has im Buſch." Nämlich Cruſius hatte ſelbſt rhetoriſche Quäſtionen geſchrieben, nach denen ſein Freund Liebler in Tübingen las[1]). Und dieſe ſollten verdrängt werden? welch ein Attentat! Nun benahm ſich allerdings Friſchlin hiebei unvorſichtig und großſprecheriſch genug. Ich habe die Rhetorik erſt verlernen müſſen, um ſie recht zu lernen, ließ er ſich vor den Studenten vernehmen; bald ſollt ihr meine rhetoriſchen Bücher ſehen. Lieblers Lehrbuch der Phyſik iſt Lapperei; es iſt keine Dialektik hier, keine Redeübungen.[2]) Dieß und Aehnliches wurde dem Cruſius von wohldieneriſchen Zuhörern zugetragen, und er nahm Alles, Wahres und Zugedichtetes, mit Vergnügen an. „Du biſt dein Lebtag auf hör' ich ſagen gegangen!" ruft ihm Friſchlin mit Recht in einer ſpäteren Streitſchrift zu.[3]) Denken kann man ſich aber, daß nun Liebler und Cruſius und wer ſich ſonſt noch durch ſolche Reden bedroht meinte, wie Ein Mann gegen den Neuerer ſtanden, der in ſämmtlichen philoſophiſchen Wiſſenſchaften das Unterſte zu oberſt zu kehren im Sinne habe. Nein! Wenn man das Artiſtencollegium zu Grunde richten wolle — dieſen Trumpf ſpielte endlich Einer aus (nach Cruſius Verſicherung wäre es Brenz, nach Friſchlins Vermuthung Cruſius ſelbſt geweſen), ſo müſſe man Friſchlin in daſſelbe aufnehmen.

So fiel dieſer mit ſeiner Bewerbung durch; um ihn jedoch für den Augenblick einigermaßen zu beſchwichtigen, ließ man es, neben einer Ermahnung zum Wohlhalten, an einer Vertröſtung nicht fehlen.[4]) Es habe ihm, ſo berichtet Friſchlin ein halbes Jahr nachher an den Herzog, der ganze Senat eine ungezweifelte Hoffnung gemacht, oder wie er ſich ein andermal ausdrückt, der Rector in Beiſein der vier Dekane ihm endlich und gewiß verſprochen, ſobald eine Stelle im

[1]) Crus. def. nec. p. 171.

[2]) Derſ. ebendaſ. p. 152.

[3]) Frischlin, Celet. II, p. 127. b.

[4]) Crus. def. nec. p. 200: Ut tamen tunc aliquo modo sedareris, commode tibi responsum fuit & ad morum correctionem adhortatio facta.

Collegio bonarum artium aufgehen würde, ſolle er gewiß vor Andern bedacht werden, und wenn es nicht gegen die Verordnung weiland Herzog Ulrichs liefe (in welcher die Zahl der Mitglieder jenes Collegiums auf 6 feſtgeſtellt war), ſollte ihm ſchon jetzt willfahrt werden. Dazu verehrte ihm der Senat noch 20 fl., was Friſchlin als eine Art von Draufgeld oder Unterpfand anſah, während es wohl nur dazu dienen ſollte, ihm den ertheilten Kanzleitroſt annehmlicher zu machen, der auch ſchwerlich ganz ſo beſtimmt, wie Friſchlin ihn faßte,[1]) gelautet haben mag.

Wie dem ſei: der Fall, auf den die Herren nur gewartet haben wollten, trat früher ein, als beide Theile vermuthet hatten.[2]) Im Juni deſſelben Jahres ſtarb M. Joh. Mendlin, Prof. Dialectices, und dadurch war ſowohl ein höheres Lehrfach, als das der Poeſie und Hiſtorie, wie eine Stelle im Artiſtencollegium, erledigt. Was die letztere Stelle betrifft, meinte Friſchlin nach den erhaltenen Verſprechungen ſeiner Sache ſo gewiß zu ſein, daß er ſeine Bewerbung nur mündlich durch den Dekan des Collegiums einbrachte; während er um die Profeſſion des Verſtorbenen, oder überhaupt um eine vacirende Lection höherer Ordnung als ſeine bisherige, eine Bittſchrift einreichte, in welcher er nicht vergaß, ſeiner bereits eilfjährigen Dienſte und der ſchriftſtelleriſchen Arbeiten zu gedenken, „damit er die Academiam (ohne Ruhm zu melden) celebrem gemacht habe." Daß er in dieſer Bittſchrift ſich zugleich darüber ausließ, wie jene Lection, die nun etliche Jahre her nicht am beſten verſehen geweſen, hinfüro nützlicher möchte eingerichtet werden, damit hat er ſich den Facultätsherren ſchwerlich empfohlen.

Doch es kam ein anderer Umſtand hinzu. Ein angeſehenes Mitglied des Artiſtencollegiums, der Profeſſor Georg Liebler, hatte einen Tochtermann (Friſchlin kannte ihn wohl, ſie hatten zuſammen ſtudirt), einen Tiroler aus Botzen, Andreas Planer. Er hatte zwar in Straßburg eine Anſtellung, aber der Schwiegervater hätte ihn gern in Tübingen gehabt. Einsmals vernimmt Friſchlin, dem ſei die erle-

[1]) Friſchlin an den Herzog, Backnang 10. Auguſt und Stuttgart 31. Dec. 1577. St. A.

[2]) Zum Folgenden vgl., außer den beiden Briefen der vorigen Anmerkung, das Senatsprotokoll vom 8. Juni 1577, ferner Frischl. Celet. II. p. 125 ff.

digte Stelle zugedacht, und Liebler ſchon nach Straßburg gereist, die Sache in Richtigkeit zu bringen. Eilends begibt er ſich nach Backnang, wo der Hof ſich eben aufhielt, und reicht da eine nachdrückliche Vorſtellung ein. Er erfahre, daß die ihm ſchon ſo lange zugeſagte Stelle einem Ausländer aus der Herrſchaft Tirol, der zu Straßburg eine gute Anſtellung habe, bereits decernirt und deputirt ſei. Da müſſe er nun den Herzog, ſeine einzige Zuflucht, um Interceſſion bitten; „denn ſo dieß vorgehen ſollt und ein Landfremder ihm und ſeinen Kindern das Brot vor dem Mund abſchneiden, könne der Herzog wohl abnehmen, wie ſpöttlich und nachtheilig ihm dieſe repulsa fallen würde.“ Er hoffe, der Herzog werde nicht zulaſſen, daß ihm dieſer Tiroler, obgleich ſein Schwäher ein Profeſſor und im Collegio ſei, oder andre Ausländer einen Stein ſtoßen; vielmehr „durch eine Fürſchrift an Rector und Regenten gnädiglich verſchaffen, daß ihm der locus in Collegio philosophico, auf den er allweg ſei vertröſtet worden, endlich und einmal eingeräumt und zugeſtellt werde.“

Bereits am folgenden Tage hatte Friſchlin eine herzogliche Fürſchrift, ganz wie er ſie wünſchte, in der Taſche, mit der er eilig nach Tübingen zurückreiste. Zwar habe man es, hieß es darin, etlichermaßen für unnötig erachtet, dem Friſchlin die verlangte Empfehlung zu geben, da ja ſie, die Tübinger, ſeine Geſchicklichkeit am beſten kennen: „jedoch, weil wir dannoch ſoviel bemerkt, daß ihm vielleicht um Etlicher Vorbitte wegen ein Anderer präferirt werden möchte, ſo haben wir ihm zu Gnaden dieſe commendatitias nicht verweigern wollen, und das um ſo viel weniger, weil wir ihn derſelben von wegen ſeiner Erudition würdig geachtet. Sintemal er denn etlich viel End bis in das zehnte Jahr bei unſerer Univerſität, et quidem cum laude et fructu (anderſt wir nicht gehört) docirt, auch ſonſten honeste et laudate gelebt, darzu in artibus und höhern Facultäten praeclare verſiert, und ſowohl latinae als graecae linguae cognitione polleat, auch varia doctrina erniert und optimus poeta iſt, alſo daß er (verhoffentlich) der ganzen Schul je länger je mehr ornamento ſein kann; daher wir, neben andern Urſachen, nicht für unbillig, ſondern ſeinem bisherr angewandten Fleiß, Müh und Profeſſion gemäß halten, daß er vor Andern auf die jetzt zugetragene Gelegenheit (darauf ihm ohne Zweifel von Euch auch hiebevor etwan

Vertröſtung und Exſpectanz gegeben ſein mag) bedacht werde: ſo iſt unſer günſtiges und gnädiges Begehren, ihr wollet ihn in den erledigten locum Collegii philosophici, nicht allein oberzählter Motiven und ſeines meriti wegen, ſondern auch fürnehmlich um dieſer unſerer wohlmeinenden Commendation willen, annehmen, damit er dieſer unſerer Fürſchrift im Werk genoſſen zu haben ſpüren möge. Inmaßen ja an ihm ſelbſt rechtmäßig, daß taugliche Landeskinder vor Fremden bedacht und Jeder ſeiner Müh und Fleißes mit der Zeit ergötzt werde." [1])

Am 13ten Auguſt reichte Friſchlin dieſe hohe Interceſſionsſchrift beim Senate ein und erhielt die beruhigendſten Verſicherungen; aber die Sache ging nicht vorwärts, ſo oft er ſie auch, mündlich und ſchriftlich, in Erinnerung brachte. Mit Einem Male gegen Ende des Jahrs, als er, ohne Zweifel in buchhändleriſchen Geſchäften, auf 14 Tage in die Schweiz verreist war, enthüllten ſich die Abſichten ſeiner Collegen. Hatte er früher ſeine Proteſtation hauptſächlich gegen Planer gerichtet, ſo mochten ſie ihn mit ſcheinbarer Wahrheit verſichern, daß er von dieſem nichts zu fürchten habe. Für Planer nämlich hatte ſich mittlerweile eine noch beſſere Unterkunft gefunden: die vereinigten Lehrſtellen der Medicin und des ariſtoteliſchen Organon, welche Jakob Schegk, dem Erblinden nahe, gleichfalls im Juni, niedergelegt hatte. [2]) Darum wurde nun aber die Mendliniſche Lection mit dem Sitz im Collegium doch nicht dem Friſchlin, ſondern dem Georg Burckard, der, früher in Tübingen, vor dritthalb Jahren das Amt eines Schulrectors zu Rotenburg an der Tauber angenommen hatte, übertragen. Das war dem Getäuſchten doch zu arg. Augenblicklich ſtellte er ſeine Lectionen ein, reiste nach Stuttgart und beſchwerte ſich in einer Eingabe, die er ſchon als „weilund Profeſſor zu Tübingen" unterzeichnete, beim Herzog. Für und für habe man ihm das Maul aufgeſperrt, zeige ihm und den Seinigen „dieſen rothen Oepfel" nun in das eilfte Jahr, um ihnen denſelben jetzt ſammt dem Brot vor dem Mund abzuſchneiden. Daß ſich der Herzog ferner für ihn bei der Univerſität verwende, wünſche er nicht, da es nicht allein vergeblich ſein, ſondern den Haß und Neid ſeiner Mißgönner ſogar vermehren würde. Dagegen bitte

[1]) Der Herzog an die Univerſität, Backnang 11. Auguſt 1577. St. A.

[2]) Senatsprotokoll vom 8. Juni 77. vgl. mit 7. Juni und 29. Juli 76.

er auf ein Jahr um gnädige Handreichung, damit er ſein vor Langem angefangenes mediciniſches Studium vollführen, und dermaleinſt dem Herzog anderswo dienen möge. Wäre dieſer hiezu nicht geneigt, ſo möchte er ihm wenigſtens erlauben, auswärts in Dienſte zu treten, und ihn namentlich dem Churfürſten Ludwig von der Pfalz empfehlen, der bei der hohen Schule zu Heidelberg an Profeſſoren Mangel habe. Könne er dann dem Hauſe Würtemberg mit Leib und Blut, Ehr und Geführ (denn Hab und Gut ſei nicht bei ihm) wiederum dienen, ſo werde man ihn jeder Zeit willig finden.[1]) Zugleich lief ein Bericht von Seiten des Senats an den Herzog ein: ſie ſeien in der Sache ganz gemäß den Statuten und altem Herkommen zu Werke gegangen, wornach, auf angehörte Meinung der betreffenden Facultät, das Mehr des Senats einen Profeſſor wähle; nun habe aber Friſchlin, als er das Ergebniß erfahren, ſeine beiden Lectionen, von denen er jährlich 160 fl., und wegen der ſonntäglichen Diſputationen 14 fl. gehabt, gänzlich reſignirt, auch erklärt, daß er keine andere vacirende Lectiones annehmen wolle, er werde dann daneben auch in das Collegium artium aufgenommen und der commoditatum ejus Collegii et Senatus theilhaftig, mit dem Anhang, daß er ſich über dieſe Sache, als de summa injuria, beim Herzog beklagen wolle. „Dieweil ſie denn aus bewegenden Urſachen (dieſe werden aber nicht angegeben) ihn dieſer Zeit nicht können oder wiſſen in Facultatem artium kommen zu laſſen", ſo bitten ſie, falls Friſchlin klage, nichts ihrer unverhört hierin zu ſtatuiren.[2])

Auf herzoglichen Befehl ſollten nun die Theologen und Kirchenräthe mit Friſchlin handeln. Am 4ten Januar 1578 wurde er vorgefordert und ihm vorgehalten: da er ſeither nicht ohne Frucht an der Univerſität docirt habe, ſo ſei des Herzogs gnädige Meinung und Begehren (unerachtet ihm des Mendlin ſel. Lection verweigert worden, „in welchem vielleicht Universitas et Senatus dießmals Bedenken gehabt"), er möge bei ſeinen Vorleſungen bleiben und dieſes Orts nicht ſo auf einen Stutz ausſetzen. Darauf erzeigt ſich Friſchlin, deſſen Zorn, je heftiger er am Anfang war, deſto ſchneller zu ver-

[1]) Friſchlin an den Herzog, Stuttg. 31. Dec. 1577. St. A.

[2]) Rector und Regenten der Univerſität an den Herzog, Tübingen 30. Dec. 1577. St. A.

rauchen pflegte, ſchon wieder wie ein Lamm. „Weil es denn Ihrer Fürſtl. Gnaden Will und Meinung, daß er ſeine lectiones wieder annehme und fortſetze, ſo wolle er (unerachtet er aus einer Hitz, wenn er nicht in's Collegium und den Senatum genommen werde, wieder zu leſen abgeſchlagen, und alſo reſignirt) Gehorſam leiſten, und in ſeinem officio mit getreuem Fleiß fürfahren"; er bitte nur um eine gnädige Empfehlungsſchrift an Rector und Regenten, „allen Unwillen hinzulegen und fallen zu laſſen: ſo ſei er der tröſtlichen Hoffnung, es ſolle mit Gottes Gnad allenthalb wieder gut werden." Hierauf ſchließlich die Räthe: daß er ſich dermaßen willfährig erklärt habe, daran thue er recht und gut, und werde ihm künftig zu ſeiner Wohlfahrt fürſtändig ſein.[1])

Noch an demſelben Tage ging auch ein Erlaß an die Univerſität in der Sache ab. Es wird die Empfindlichkeit darüber nicht verborgen, daß der Senat auf die herzogliche „ſo wohlmeinende Interceſſion ſich nicht willfährig erklärt, oder doch die verhinderlichen Urſachen berichtet habe", darüber jedoch mit einem allzugutmüthigen „Aber wie dem —" hinweggegangen, und ſchließlich an die Herren nur das Begehren geſtellt: „Ihr wollet eures Theils, wo einiger Unwille fürgefallen wäre, denſelben gänzlich hinlegen und fallen laſſen, und weil Friſchlin, wie ihr wiſſet, ein fürtrefflich ingenium und feine dona hat, daher auch der Schul nicht übel anſtehet und Nutzen ſchaffen kann, ihm über die 160 fl. und die 14 fl., ſo er bisher gehabt, darin ihm billig nichts abzukürzen, etwas addiren, oder ihn ſonſten, da ihr Bedenkens trüget, ihn in das Collegium und den Senatum noch derzeit aufzunehmen, mit ſelbigen Collegii und Senatus Nebencommodis an Früchten und Wein bedenken, und euch hierunter dermaßen gegen ihn erweiſen, daß er deſto luſtiger und williger gehalten werde und ſo viel daß beharren könne, auch dieſer unſerer Commendation zum wenigſten hierin fruchtbarlich genoſſen zu haben, im Werk ſpüren möge."[2])

Nach Friſchlins eigener Angabe in einer um zehn Jahre ſpäteren Schrift,[3]) wären ihm jetzt zu ſeiner Geldbeſoldung 24 Scheffel Getreide,

[1]) Protokoll, Stuttg. 4. Jan. 1578. St. A.

[2]) Erlaß an Rector und Regenten ꝛc., Stuttg. 4. Jan. 1578. St. A.

[3]) Celet. II, p. 125 b. f.

4 Eimer Wein, und an Hülſenfrüchten ſo viel zugelegt worden, als die Mitglieder des Artiſtencollegiums bezogen. Wenn man jedoch nach zwei Jahren noch einen Antrag der herzoglichen Räthe findet, ihm die Emolumente eines Facultätsmitgliedes zu ertheilen, und zugleich in einem Briefe Friſchlins aus jener Zeit von großen Vortheilen lieſt, die ihm damals, zu Ende des Jahres 1579, zugewendet worden ſeien, ſo ſcheint es, er hat ſich in der ſpäteren Erzählung entweder über den Zeitpunkt ganz geirrt, oder es ſind ihm die Einkünfte eines Facultätsmitgliedes auf jene Verhandlung vom Januar 1578 hin wenigſtens noch nicht vollſtändig zugetheilt worden.

Doch die Leſer werden längſt gefragt haben, woher dem von ſeinen gelehrten Collegen ſo unfreundlich behandelten Manne die warme Hofgunſt gekommen ſei, die in den zuletzt erzählten Vorgängen zu bemerken war? Und da müſſen wir bekennen, daß wir, um die zuſammenhängende Entwicklung der Tübinger Verhältniſſe nicht zu unterbrechen, das Verhältniß Friſchlins zum Hofe, wie es ſich ſchon mehr als zwei Jahre vor dem zuletzt erreichten Zeitpunkte geſtaltet hatte, abſichtlich übergangen und ſeine Darſtellung dem nächſten Kapitel vorbehalten haben.

Viertes Kapitel.

Frischlin in Hofgunst.

Seine Würtembergische Hochzeitbeschreibung und sein Lobgedicht auf die Oesterreichischen Kaiser.

In den Weihnachtstagen 1568, noch kein Jahr nach Frischlins Anstellung in Tübingen, war Herzog Christoph gestorben, nachdem er in einer nur achtzehnjährigen Regierung Gutes für Jahrhunderte gestiftet hatte. Er war ein Mann von hellem Verstande, redlichem Herzen, festem, nur auf das Gute gerichteten Willen, und in der Schule des Unglücks gereift. Selten thut die Betrachtung eines Fürstenlebens so durchaus wohl. Selbst seine kleinen Schwächen stehen ihm gut; er hatte aber im Grunde nur Eine: allzu ängstliches Lutherthum und zu viel Respect vor seinen Theologen. Sein frühzeitiger Tod war für das Land, und war gewiß auch für Frischlin ein Unglück. Schwerlich würde dieser zwar bei dem ernsten würdigen Vater die Stufe persönlicher Gunst erstiegen haben, wie bei dessen lebens- und trinklustigem Sohne: aber unter Christophs ehrfurchtgebietendem Auge und fester Regentenhand würden auch wahrscheinlich sowohl die Eigenmächtigkeiten der Universität, als die Excesse Frischlins unterblieben sein, deren Zusammenwirken ihn in's Verderben stürzte.

Bei Christophs Tode war sein Sohn und Nachfolger Ludwig noch nicht volle 15 Jahre alt. [1]) Der ältere Sohn, Eberhard, war vor dem Vater gestorben, dem er keine Freude gemacht hatte. Der

[1]) Christoph † 28. December 1568. Ludwig geb. 1. Jan. 1554.

mit Landes- und Reichsgeſchäften überladene Fürſt hatte ſeine Erziehung ſorgfältig angeordnet, aber in der Wahl der Perſonen ſich vergriffen und den rechten Mann zu ſpät gefunden: ſo wurde der Prinz ein wüſter Trinker und verkürzte ſich das Leben. Doppelte Sorgfalt ward nun aufgewendet, damit der zweite Sohn nicht auch mißrathe; er zeigte ſich lenkſamer, aber wenig begabt, und verlor den Vater, da er ihn am nöthigſten gehabt hätte. Die Mutter, eine Anſpachiſche Prinzeſſin, hatte Chriſtoph auf Befehl ſeines deſpotiſchen Vaters geheirathet, und mit ihr eine friedliche, kinderreiche Ehe geführt. Erſt nach ſeinem Tode kam es allmählig an den Tag, was ſie für eine ſchwache, einfältige Dame war. Die Oſtheimerin, des Kammermeiſters Frau, und eine Kammermagd beherrſchten ſie, die ihrerſeits im Lande herrſchen wollte. Kein Jahr ſtand es auch an, ſo war durch ſie die Staatsmaſchine, die ihr verewigter Gemahl ſo wohleingerichtet hinterlaſſen hatte, aus allen Fugen gebracht. Mit Chriſtophs Einrichtungen zur Erziehung ſeines Sohnes ging es nicht beſſer. Der 15jährige Prinz wuchs unter den Weibern auf, und mußte auf der Hirſchjagd der Oſtheimerin die Hirſche zutreiben.[1]) Zuletzt wurde die gute Frau gar noch irrſinnig aus Liebe zu einem heſſiſchen Landgrafen, deſſen Mutter ſie hätte ſein können, und der auch ſpäter ihr Schwiegerſohn wurde, und ſtarb in dem Gewahrſam, worein man ſie deßwegen hatte bringen müſſen.

Herzog Chriſtoph hatte für ſeinen Sohn eine lange Vormundſchaft angeordnet. Erſt mit 24 Jahren ſollte er die Selbſtregierung antreten. Doch gaben die Verhältniſſe, daß ſchon drei Jahre früher (1575) die Vormünder und ihr Statthalter ſich zurückzogen und dem jungen Herzog die Regierung überließen, die er gleichwohl förmlich erſt nach Ablauf der feſtgeſetzten Friſt antrat. Ludwigs anfänglich ſchwache Leibesbeſchaffenheit kräftigte ſich durch die ritterlichen Uebungen der Zeit. Er wurde ein gewaltiger Jäger, der Eber ſpießte und Bären hetzte, und kein Datum ſicherer behielt, als wenn es ſich an die Hirſchfeiſte oder ſonſt eine Feſtzeit des Waidmannskalenders knüpfte. Auch bei Kampfſpiel und Turnier zeigte er (wenigſtens in Friſchlin's Beſchreibungen) Gewandtheit und Kraft. In dem Unterricht,

[1]) Sattler, Geſchichte des Herzogthums Würtemberg unter den Herzogen, Bd. V, S. 9.

den er genoſſen hatte, war die religiöſe und theologiſche Seite auf keinen Fall zu kurz gekommen. In den Glaubenscontroverſen ſeiner Zeit war Herzog Ludwig wohl bewandert, und ſeine lutheriſche Rechtgläubigkeit vom reinſten Waſſer. Auch Latein hatte er für den Haus- und Hofgebrauch genug gelernt, ſo ſehr ſeine Rechtſchreibung die „grabrones“ die Kritik „ihrithiren“ [1]) mochte. Seine eigenhändigen Reſolutionen und Randgloſſen zu eingelaufenen Bittſchriften oder Berichten zeigen nicht blos geſunden Verſtand, ſondern oft auch drolligen Mutterwitz. An Geradſinn und guten Willen fehlte es ihm noch weniger; hierin vielmehr war er ganz ſeines Vaters Sohn. Aber zum Regieren reichten dieſe Eigenſchaften in dieſer Ausbildung nicht hin. Ludwigs Auge ſah ſchärfer im Walde als im Kabinet, er ſaß feſter zu Pferde, als auf dem Herrſcherſtuhl. Dieß fühlte er auch ſelbſt, und ſtützte ſich daher bei jedem Schritt auf ſeine getreuen Räthe. Sein Wunſch war „ein chriſtlich, ruhig, vertraulich Regiment,“ und das ließ ſich am eheſten erreichen, wenn er es nach dem Gutachten von wenigen erprobten Männern führte.

Das Vergnügen des jungen treuherzigen Fürſten war, neben der Jagd und dem Bibelleſen, „bisweilen mit ankommenden Freunden oder vertrauten Dienern einen ſtarken, fröhlichen Trunk zu thun.“ Die Gäſte wo möglich bezecht nach Hauſe zu ſchicken, war eine Abſicht, die nur leider ſelten erreicht werden konnte, ohne „der eigenen Natur und Complexion zu viel zuzumuthen.“ Sein vertrauteſter Rath ſtellte ihm ſpäter freimüthig den Abbruch vor, den er hiedurch ſeinem Verſtand, Leibeskräften und Leben thue, ja er erlaubte ſich, auf die Kinderloſigkeit der beiden herzoglichen Ehen als eine Folge davon hinzudeuten. Der gewagte Vorhalt änderte nichts in des Herzogs Gunſt gegen den treuen Diener, aber auch nichts in ſeiner Lebensart. [2])

Eine angenehme Unterhaltung waren dem jungen Herrn von jeher auch Komödien geweſen. Im Jahr 1571, als die zu Tübingen ausgebrochene Peſt die Univerſität nach Eßlingen und das Hofgericht nach Waiblingen getrieben hatte, führten um Lätare Waiblinger Bürger das jüngſte Gericht ſo natürlich auf, daß der Herzog ſie auf den

[1]) So ſchrieb er nämlich ſtatt „die crabrones irritiren.“

[2]) Zwei für den Herzog Ludwig bezeichnende Stellen aus ſeinen Leichpredigten ſind in den Beilagen unter I. mitgetheilt.

Oſtermontag nach Stuttgart berief, dort auf dem Markt ihre Vorſtellung zu wiederholen. Da wäre es aber beinahe gar zu natürlich zugegangen. Nämlich die Bühne fiel zuſammen, die Hölle gerieth in wirklichen Brand, die Teufel liefen davon, und Gott Vater wich fluchend von ſeinem Throne.[1]) Ueberhaupt war Herzog Ludwig nicht ohne Sinn für Poeſie. Hatte er einen Bären gefangen, ſo wollte er auch ein Lied darauf haben, und die Jahrszahl einer ergiebigen Saujagd ſah er gern durch ein Chronoſtichon verewigt.

Ob nun nicht für einen Fürſten ſolcher Complexion ein Mann wie Friſchlin ein glücklicher Fund heißen mußte? Er war lebenslänglich berühmt dafür, wie „boſſierig er in conviviis" ſei. Auch bezechen ließ er ſich, wenn es der Herzog durchaus haben wollte; nur daß, wenn beide in gleichen Zügen tranken, der erlauchte Wirth vermuthlich ſchon vor dem gelehrten Gaſte genug hatte. Und Komödien konnte es nun geben, ſo viel der Herzog wünſchen mochte: in Friſchlin hatte er den Dichter und Regiſſeur in Einer Perſon. Für ſeine Jagden, ſeine Feſte, hatte er nun einen Beſchreiber, für den Ruhm ſeines Hauſes einen Herold gewonnen: und Herzog Ludwig hielt auf ſeine „Reputation."

Geſehen und geſprochen hatte der leutſelige Fürſt, der Tübingen häufig beſuchte, ſeinen poetiſchen Profeſſor gewiß ſchon früher: ein näheres Verhältniß aber trat erſt im Jahr 1575 ein, als es für ſeine Muſe eine bedeutende, dringende Beſtellung gab. Vielleicht, daß ein empfehlendes Wort aus der Umgebung des Fürſten hinzukam. Sein Kanzler Dr. Johann Braſtberger, ein gelehrter Juriſt, bewunderte Friſchlins Talent, deſſen erſte größere Arbeit für den Herzog er hernach mit einem Elogium zierte. Als ſein beſonderer Gönner aber erſcheint fortan des Herzogs Kammerſecretär Melchior Jäger, und er ſpielt in Friſchlins Lebens-, wie in der Würtembergiſchen Landesgeſchichte eine ſo bedeutende Rolle, daß wir hier ausführlicher von ihm reden müſſen. Melchior Jäger war nur drei Jahre älter als Friſchlin. Er war in Neuffen geboren, machte ſeine Studien in Tübingen, und reiſte dann zu ſeiner weiteren Ausbildung in der Jurisprudenz und in der franzöſiſchen Sprache nach Frankreich. Nach ſeiner Rückkehr ſtellte ihn im Jahr 1566 Herzog Chriſtoph in der Hofkanzlei an,

[1]) Crusius, Annal. Suev. III, 744.

und gab ihn seinem vertrauten Kammersecretär, Franz Kurzen, als Schreiber bei. Die Verwirrungen, wie sie nach Christophs Ableben, namentlich durch die Zerwürfnisse der verwittweten Herzogin mit den Vormündern, in dem Geschäftsgang eintraten, wußte der aufstrebende junge Mann mit solcher Gewandtheit für sich auszubeuten, daß er bald bei den fürstlichen Personen den alten ehrlichen Kurz ausgestochen hatte, und nach dessen ebendamals (im August 1575) erfolgtem Tode als Kammersecretarius an seine Stelle trat. Als im Jahr 1578 Herzog Ludwig die Selbstregierung förmlich antrat, überreichte ihm Jäger „als ein vertrauter, wiewohl geringfügiger und unwürdiger Kammerdiener" ein unterthäniges Promemoria, wie das neue Regiment am besten geführt werden könne, in welchem er bald der einflußreichste Mann wurde. Schon im Jahr 1576 erhob ihn auch Kaiser Maximilian II. in den Adelstand, und Rudolf II. verlieh ihm im Jahr 1582 einen Freiheitsbrief, der ihm und seiner Familie alle Rechte von Reichsunmittelbaren gewährte. Dazu belehnte ihn sein Herzog im Jahr 1587 mit Dorf und Burg Höpfigheim, nachdem er ihn das Jahr vorher des Secretariats entlassen und zum adelichen Geheimenrath, mit dem Rang unmittelbar nach dem Landhofmeister und vor dem Kanzler, ernannt hatte; eine Stellung, die er während der ganzen übrigen Regierungszeit des Herzogs Ludwig einnahm. Wie treu er diesem anhing, dessen Erhaltung freilich zugleich die seiner eigenen Stellung war, davon haben wir schon eine Probe gesehen; das häkliche Mahnschreiben an diesen Fürsten in Absicht des Trunkes war von ihm. Eine Elegie Frischlins,[1]) der wir auch einige Lebensumstände entnommen haben, rühmt seine Arbeitsamkeit und Mäßigkeit, und die zahlreichen Concepte von seiner Hand unter den Frischliniſchen Acten zeigen ihn als einen Mann nicht nur von Geschäftsgewandtheit, sondern auch von Geist. Wie und wann sich seine nähere Bekanntschaft mit Frischlin gemacht hat, wissen wir nicht: aber von der Mitte der 70er Jahre an zeigt sich in seinen den Dichter betreffenden Concepten ein entschiedenes Wohlwollen für diesen, der sich hinwiederum fortan, wo er einer Fürsprache bei'm Herzog bedarf, an Melchior

[1]) Frischlini Opp. pars eleg., L. XX, Eleg. 6. Sonst vgl. über Melchior Jäger, außer den Würtemb. Geschichten, insbesondere Spittlers Geschichte des W. Geheimenrathscollegiums, Werke XIII, S. 308 ff.

Jäger als an „ſeinen Vertrauten“ wendet. Natürlich ſuchte er dieſe wichtige Gunſt durch poetiſche Huldigungen zu erhalten und zu mehren, für welche Jäger keineswegs unempfindlich war. Wie derſelbe als Kammerſecretarius an Kurzens Stelle trat, fand ſich Friſchlin mit einem elegiſchen Glückwunſch ein; für ſeine erſte Frau verfaßte er ein Epitaphium, für die Hochzeit mit der zweiten ein Epithalamium; bei den Beſchreibungen Würtembergiſcher Hoffeſte aber war ſein Lob ohnehin nicht zu umgehen. So galt denn Jäger auch bei Andern, namentlich bei der Univerſität, als Friſchlins entſchiedenſter Gönner, und blieb dieß auch am längſten.

Jetzt, da Noth mich umdrängt, da Alle mich, Alle, verlaſſen,
Biſt der Einzige Du, der ſich zur Seite mir ſtellt —

ſo rief ihm Friſchlin ſpäter zu.[1]) Selbſt als dieſer ſeine Angelegenheiten bereits dermaßen verwirrt hatte, daß ihm nicht wohl mehr zu helfen war, ſuchte Jäger das Unvermeidliche wenigſtens zu mildern, und in mancher unſcheinbaren Correctur, die er in den Friſchlin betreffenden Ausfertigungen anbrachte, zeigt ſich die Hand des Freundes, der freilich zugleich Hofmann genug war, um ſich nicht ausſetzen zu wollen.[2])

Ob es nun Jäger war, der den Herzog auf Friſchlins Talente aufmerkſam machte, oder nicht: jedenfalls kam in dem damaligen Zeitpunkte für den Würtembergiſchen Hof ein Poet wie gerufen, da eines jener Feſte bevorſtand, welche ſelbſt in bürgerlichen Verhältniſſen die Muſe herauszufordern pflegen. Auf bewegliches Zureden des Ausſchuſſes ſeiner getreuen Landſchaft nämlich hatte ſich der 21jährige Fürſt zum Heirathen entſchloſſen, und dem Gutachten ſeiner Vormünder gemäß Dorothea Urſula, des Markgrafen Carl von Baden Tochter, gewählt. Auf den 7ten November 1575 war das Beilager feſtgeſetzt, und nun galt es für den neuen Hofpoeten, die Poeſie zu commandiren. Das that er denn auch meiſterlich, indem er ſich gleich doppelt

[1]) Opp. p eleg. L. VII, Eleg. 1.

[2]) Nachdem unter Herzog Friderichs eigenmächtigem Regimente Jäger 15 Jahre lang im Schatten geſtanden, erreichte er unter deſſen Sohne und Nachfolger, Johann Friderich, faſt noch eine höhere Stufe der Macht, als er unter Herzog Ludwig inne gehabt hatte, und ſtarb 1611.

und dreifach, erſt als Elegiker, dann auch als Epiker und Dramatiker, einſtellte. Eben in jenen Jahren hatte der jetzt 27jährige Dichter die männliche Geiſtesreife erreicht.

Die elegiſche Gabe, die er brachte, ſind zwei poetiſche Epiſteln, in der Weiſe der Ovidiſchen Heroiden, zwiſchen dem fürſtlichen Brautpaare gewechſelt.[1]) Es ſind ſehr ausführliche Gedichte, die zuſammen 65 Seiten umfaſſen. Vor Allem zeigt ſich hier nun Friſchlin im Beſitze der vollen Meiſterſchaft über die Form. Gedanken und Ausdrücke der römiſchen Dichter ſtehen ihm in reichſter Auswahl zu Gebot, und werden ſo geſchickt verwendet, in ſo leichtem, natürlichem Redefluſſe dahingetragen, daß man glauben möchte, er wirthſchafte durchaus mit eigenem Gut, würde man nicht durch die häufig eingeflochtenen Parodien berühmter antiker Verſe und Halbverſe an den eigentlichen Sachverhalt erinnert.[2]) Aber auch in Abſicht auf Erfindung und Ausführung ſind dieſe Gedichte nicht gemeiner Art. Die Situation, die ſie vorausſetzen, iſt dieſe. Herzog Ludwig iſt nach Pforzheim an den markgräflichen Hof gereist, hat die Tochter geſehen und von den

[1]) Epistolae duae: altera illustrissimi Principis ac Domini Dn. Ludovici, Ducis Wirtembergici & Teccii &c. ad illustrissimam Pr. ac Dominam Dn. Dorotheam Ursulam, ill. Pr. & Dni Caroli. March. Bad. &c. filiam; altera hujus ad illum. Opp. P. eleg. Lib. VI. Steht auch in Opp. P. scenica, Argent. 1598, p. 564 ff.

[2]) Ich ſetze zur Probe einige in der Friſchliniſchen Umbildung her.

Aus Horaz:

Nil desperandum Christo duce & auspice Christo (Teucro).

Fortibus atque bonis fortesque bonique creantur,
Nec venit a navo semine deses equus.
Nec Jovis imbellem volucres genuere columbam &c.

(Chriſtoph) Cui pietas, cui cana fides & cultus honesti
Quando ullum invenient hoc super orbe parem?

Mista ducum ac populi densantur funera: nullum
Orbe fugit toto mors violenta caput.

Aus Virgil:

Moestaque se longo solvebat Teccia (Teucria) luctu
(bei Ulrichs Rückkehr).

Aus Ovid:

Si tibi, ni fuerit, quales tibi dicimur esse,
Nulla placere potest: nulla placere potest.

Eltern das Jawort erhalten, iſt ſofort zurückgeritten, und bringt nun bei der jungen Markgräfin ſeine Werbung ſchriftlich an. Da erzählt er denn, wie ſein ſeliger Vater Chriſtoph ihm im Traum erſchienen ſei, ihn ermuntert habe, bei dieſen geſchwinden Zeitläufen doch endlich an die Heirath und Fortpflanzung ſeines Stammes zu denken, und als er die Schwierigkeit, eine geeignete Frau zu finden, eingewendet, habe jener ihn auf die erlauchte junge Nachbarin aufmerkſam gemacht. So ſei er denn zum Beſuch gekommen, wie ſie wiſſe, habe ſie geſehen, und alsbald Liebe für ſie empfunden, ſei aber zu blöde geweſen, ihr dieſelbe mündlich zu geſtehen, was er nun ſchriftlich mit der Bitte um Gegenliebe nachhole. Freilich ſei weder ſein Aeußeres mit dem ihrigen, noch auch der Würtembergiſche Stamm mit dem der kaiſerverwandten Zähringer zu vergleichen, deſſen Genealogie ſofort weitläufig gegeben wird; doch ſeien auch ſeine Vorfahren wackere Fürſten geweſen, und ſeine Schwäger und Vettern aller Ehren werth, die ſie freundlich in den Kreis der Familie aufnehmen werden, zumal die beiden Häuſer durch gleiches Feſthalten am reinen Lutherthum ganz beſonders zuſammenpaſſen. Auch Land und Leute zu Würtemberg werden das Hochzeitsfeſt verherrlichen helfen: die ſchutzverwandten Reichsſtädte werden Geſchenke bringen, die Kloſteräbte mit Segenswünſchen und Verehrungen erſcheinen, die Feſtungen bei ihrem Einzuge die Kanonen löſen, und die blühenden Städte des Landes je von ihren Erzeugniſſen Hochzeitsgaben überreichen. Möge nur die Erkorene den erſehnten Tag und die ſelige Nacht nicht allzulange verzögern, und vor Allem ihm bald eine günſtige Antwort zu Theil werden laſſen. Das Alles iſt beredt, phantaſiereich, warm und ſelbſt zart ausgeführt, und nicht minder im zweiten Briefe die Antwort der Braut. Ihre Verlegenheit, wie ſein Schreiben ihr im Kreiſe der Mägde bei'm Spinnrocken übergeben wird; ihre Ueberraſchung, daß ein ſo bedeutender Fürſt ſich zu ihr herablaſſen wolle; der tiefe Eindruck, den ſein männliches Weſen auf ſie gemacht hat; die demuthsvolle Ergebung, mit der ſie ſich und ihr Geſchick in ſeine Hände legt, ihm Treue und unzertrennliche Anhänglichkeit gelobt: iſt hier gleichfalls lebendig und innig wiedergegeben. Dabei iſt der Gegenſatz gegen die erſte Epiſtel regelrecht durchgeführt: hat der Freier ſein Aeußeres gegen das ihre heruntergeſetzt, ſo thut ſie nun das Umgekehrte; wie er den Badiſchen,

ſo preist ſie, und zwar in noch ausführlicherer genealogiſcher Darſtellung, den Würtembergiſchen Stammbaum u. ſ. f.: kurz, in der Literatur ihrer Art nehmen dieſe Gedichte eine ausgezeichnete Stellung ein. Friſchlin ſcheint ſie beim Hochzeitsfeſte überreicht zu haben, wo auch andre Gelehrte, z. B. Martin Cruſius, „der Stolz der griechiſchen Sprache", wie ihn Friſchlin bei dieſer Gelegenheit nennt, poetiſche Gaben darbrachten, und vom Herzog dafür beſchenkt wurden. [1])

Die fürſtliche Hochzeit ſelbſt, die ſofort vom 7ten November an mit achttägigen Feſtlichkeiten begangen wurde, war ein rechtes Prachtexemplar einer ſolchen Feier, das eine poetiſche Beſchreibung gewiſſermaßen zu fordern ſchien. Die großartigen Zubereitungen am Stuttgarter Hoflager, die Zahl und der Rang der Gäſte, der Glanz ihrer Erſcheinung und die Pracht ihres Empfangs, die Aufzüge, Mahlzeiten, Schenkungen, die Jagden und die Ritterſpiele zu Pferd und zu Fuß, die Kampfpreiſe, die Tänze und Feuerwerke, das Alles bot einem Poeten jener Zeit und ihres Geſchmacks eine Fülle der lockendſten Aufgaben dar. Schade nur, daß des Herzogs dramatiſche Liebhaberei dem neugefundenen Hofpoeten kaum Zeit ließ, an ſeiner epiſchen Feſtbeſchreibung zu arbeiten. Alle Augenblicke wurde er nach Hofe berufen, um dort Komödien aufzuführen, die er zum Theil erſt zu machen hatte; dabei gingen ſeine Lectionen an der Univerſität fort, und im Herbſt 1576 kam noch eine Reiſe von mehreren Wochen hinzu. So ſtand es über ein Jahr an, bis die Feſtbeſchreibung zu Stande kam, die ſich nun aber auch in 7 Büchern, jedes von 700 und mehr Hexametern, um ſo ſtattlicher einſtellte. [2])

In einer vorangeſchickten Elegie an Virgil bittet Friſchlin dieſem die auch hier wieder an ihm begangenen vielfachen Diebſtähle durch einfaches Zugeſtändniß ab; [3]) dann entſchuldigt er die Unvollkommenheit ſeiner Arbeit theils mit der Ungunſt der Sprache, die ihm entgegengeſtanden:

[1]) S. das ſogleich anzuführende Werk Friſchlins, in deſſen Opp. Pars epica, ed. Pfüger, Argent. 1598, p. 159.

[2]) Libri VII de primis nuptiis ill. Principis ac Domini Dni Ludovici &c. cum ill. Principe ac Domina Dna Dorothea Ursula &c. Stuccardiae, anno 1575, mense Novembri celebratis. Opp. P. ep. p. 83—248.

[3]) Furta meis multi dicent haerere libellis,
Et mea quod fuerit praeda Maronis opus.

(Denn dir floß das Latein als Mutterſprache vom Munde,
Das zu erlernen mich Mühe gekoſtet und Schweiß)

theils mit der kurzen und nicht ungeſtörten Zeit, die ihm dazu vergönnt geweſen. Im Eingang des Epos ſelbſt werden ſofort Phöbus und die Muſen als verbrauchte Wahngebilde abgewieſen, und dafür Chriſtus um das Jeſſäiſche Plectrum angerufen, womit Salomo ſeine keuſche Liebe zur Sulamith verherrlicht habe: als Sonnengott übrigens erſcheint Phöbus gleich darauf, auch Bacchus und Ceres, Mars und Minerva bleiben ungekränkt in ihren herkömmlichen Stellungen; obwohl ſpäter, um das maskirte Ringelrennen zu beſchreiben, wieder pflichtmäßig Chriſtus und der heilige Geiſt zu Hülfe gerufen werden.

Die Erzählung wird mit einer Beſchreibung des Schauplatzes eröffnet. [1])

Dort, im Thale verſteckt, unfern von den Hügeln des Neckars,
Liegt eine Stadt, ein Garten vordem erzhufiger Stuten
(Badens Markgraf gründete ſie, ſo lautet die Sage);
Reich an Gut iſt der Ort und geſegnet durch Gaben des Bacchus,
Mauern gleich erheben ſich rings weintragende Hügel,
Weit und breit grünt Alles von üppigem Rebengeranke,
Nie auch verſagt der Kelter den Moſt die ſchwellende Traube.

Wir können dem Gange des Gedichts, das dem Verlaufe der Feſtlichkeiten von den Zurüſtungen und der Ankunft der Gäſte bis zu deren Abzuge Schritt für Schritt folgt, hier nicht nachgehen; es ſei genug, auf einzelnes Bemerkenswerthe hinzudeuten. Daß die grundſätzliche Vermauerung antiker Säulen in den neuen Bau auch hier nicht fehlt, iſt ſchon in der vorausgeſchickten Elegie zugeſtanden. So ſtarren uns denn gleich am Eingang, unter den Vorräthen zur Speiſung der Gäſte, die wohlbekannten 100 Virgiliſchen Schweinsrücken entgegen; [2]) der Stuttgarter Palaſt wird ganz wie einſt Dido's kar-

[1]) P. 87: Urbs jacet ad Nicri colles in valle reducta,
Stuccarda, aeripedum quondam fuit hortus equarum,
(Marchiadae Badensis opus, sic fama priorum)
Dives opum locus & dulci generosus Jaccho:
Quem circum uviferi surgunt, ceu moenia, colles,
Pampineisque virent late loca plena racemis,
Et nunquam praelis laticem negat uva Lyaeum.

[2]) . . . . . Magnorum horrentia centum
Terga suum. . . . Aen. I, 637 f.

thagiſcher für die Gäſte hergerichtet;[1]) der Würtembergiſche Oberhofmeiſter drückt ſeinem Herrn ſeine Dienſtbefliſſenheit in des Aeolus Worten an Juno[2]) aus; ja Herzog Ludwig ſelbſt am Traualtar gleicht auf ein Haar dem frommen Aeneas, wie ihn die göttliche Mama zur Cour bei Ihrer puniſchen Majeſtät herausgeputzt hatte.[3]) Bezeichnend iſt die Verwendung der Verſe, mit welchen Virgil dem edeln Freundespaare, Niſus und Euryalus, ewigen Nachruhm verheißt. Keines geringern nämlich ſcheinen unſerem Dichter die Fürſten werth, welche zur Hochzeit — die feineren Weine geliefert hatten.

Dank ſei euch für die Gaben des Bacchus, die ihr geſendet,
Edle Seelen, geſagt! Wenn meine Geſäng' es vermögen,
Wird euch nimmer ein Tag entziehn dem Gedächtniß der Nachwelt.[4])

Eine unerläßliche, aber ſchwierige Aufgabe für einen ſolchen Feſtdichter war es, alle die Herrſchaften, Grafen und Edle, Doctoren und Räthe, die daran Theil genommen, mit Namen und nach ihren Verdienſten aufzuführen. Mit den letztern ging es noch, denn wo keine waren, mochten ſie dreiſt erdichtet werden; aber die deutſchen Namen waren für den lateiniſchen Poeten eine harte Nuß. Denn wenn auch die Späte und Schillinge, die Weiler und Kechler allenfalls zu zwingen waren, ſo konnten die Riedeſel und Burgmilchlinge, und vollends gar die Geisbolzheime, einen chriſtlich-germaniſchen Virgil wirklich zur Verzweiflung bringen.[5]) Zwar hilft ſich der unſrige

[1]) Jam domus interior regali splendida luxu
Instruitur . . Vergl. Aen. I, 637 f.

[2]) . . . . Tuus, o Ludovice, quid optes
Explorare labor: mihi jussa capessere fas est. Vgl. Aen. I, 76 f.

[3]) Constitit hic heros claraque in luce refulsit,
Os humerosque deo similis: namque ipse decorem
Ludvico aetherius genitor, lumenque juventae
Purpureum, & laetos oculis afflarat honores. Vgl. Aen. I, 588 ff.

[4]) Gratia sit vobis missi pro munere Bacchi,
Illustres animae: si quid mea carmina possunt,
Nulla dies unquam memori vos eximet aevo. Vgl. Aeneis IX, 444 f.

[5]) Spaetius Hepfigia ducens cognomen ab alta —
Suandorfa Caspar Kechelerus origine natus —
. . . . Studiis animum formatus & arte
Ridesel ingenua . . . . —

etlichemal durch einen kühnen Griff, indem er so bedeutsame Namen wie Karpfen, Breitenbach, Hanfmus, geradezu übersetzt;[1]) wobei er aber meistens dennoch gerathen findet, den eigentlichen deutschen Namen dazuzusetzen, sonst hätten es die deutschen Herren gar nicht als Erwähnung ihrer edlen Häuser gelten gelassen. Nimmt man noch die Masse deutscher Ortsnamen hinzu, die nicht zu umgehen waren, so begreift man, warum Frischlin eine besondere Entschuldigung gegen die ausonischen Musen (daß er diese im Eingang abgeschworen, daran denkt er also nicht mehr) für nöthig hält:[2])

Ihr ausonischen Musen, wofern so barbarische Namen
Euch verletzen, die kaum in römische Verse zu bringen:
Klaget mein Lied nicht an, noch suchet die Schuld in des Dichters
Ungeschick, die allein in der heimischen Sprache zu finden.
Denn wem wär' es verliehn, so sträubende Worte zu zwingen,
Daß nichts Holpriges mehr, nichts Rauhes verbliebe, wenn deutscher
Wortstamm unter lateinischen Laut mißtönig hineinkreischt?

Also über die deutsche Sprache soll Alles hinaus, die doch gewiß den Dichter nicht geheißen hatte, ihre ehrlichen Geschlechter- und Ortsnamen in lateinische Herameter hineinzustopfen. Doch mochten hierüber die Musen immerhin ein wenig schmollen, wenn nur die edeln Herren selbst, mit deren Namen und Lob er jene plagte, es dem Dichter verdankten. Aber hierin hatte er gerade das Widerspiel zu erfahren. Die Herter und Anweil, die Degenfeld, Schilling und Karpfen, deren Biderkeit, Bildung und Humanität er hier so volltönig preist,[3]) sind

Nam Brandenburgi partesque locumque Georgi
Burgmilchlingus habet . . .
. . . Badani nomine Carli
Cranzus erit judex Geisbolzheimaea propago.

[1]) Karpfen heißt Carpio; Braitenbach wird umschrieben:
. . . . . cui latus nomina rivus
Indidit, at braitum dicit vox patria Bachum.
Hanfmus wird als derjenige bezeichnet, qui
Cannabia de pulte gerit memorabile nomen.

[2]) L. I, p. 101.

[3]) J. B. von Fritz Herter: . . animo sincerus aperto,
Antiquae fidei & studii laudator honesti,
Et leges et jura fori dare civibus aequa
Suetus, & ingenuas doctus non seguiter artes.
Er war damals Obervogt in Sulz.

ſpäter (wir können hier noch nicht entſcheiden, aus weſſen Schuld) ſeine bitterſten und (ſo viel können wir hier ſchon ſagen) roheſten Feinde geworden.

Ein weiteres Rennen mit Hinderniſſen bereiteten dem deutſch-lateiniſchen Pegaſus die fürſtlichen Mahlzeiten, deren zum Theil ganz moderne Gerichte in claſſiſches, und noch dazu ſcandirbares Latein zu bringen waren. Was hierin mittelſt eines genauen Studiums der einſchlägigen Partien in Plinius und Petronius, Horaz und Juvenal, durch den gewandtſten Verskünſtler geleiſtet werden konnte, das hat Friſchlin gewiß geleiſtet, und iſt dafür von ſeiner und der nächſtfolgenden Zeit geprieſen worden: wir können nur den Aufwand von Fleiß und Geiſteskraft bedauern, die an eine ſo verkehrte Aufgabe verſchwendet wurden. Daß der Dichter neben den Speiſen die damals beliebteſten Weine, deutſche und ausländiſche, aufzuzählen nicht vergißt, iſt ſchon angedeutet. Was die Würtembergiſchen Landweine betrifft, leſen wir:

Einem mundet der Eilfinger mehr, Heppacher dem Andern,
Dieſem behagt Beinſteiner, und Jenem der Schiller von Fellbach.

Auch der Stuttgarter und Beutelſpacher, der von Wangen und Lauffen, finden ihre Liebhaber. Dabei wird von dem fürſtlichen Bräutigam und Wirth gerühmt, er habe nur mäßige Becher genommen und ſei ſeinen Gäſten mit anſtändigem Beiſpiel vorangegangen. Daß er an ſeinem Freudentage der Armen und Leidenden nicht vergeſſen, ſondern ihrer ein Tauſend vor dem Thor unter einem eigens errichteten Schutzdache reichlich geſpeist und getränkt habe, iſt ohnehin in ſeiner Art.

Leichter als das wirkliche Eſſen ließen ſich die ſogenannten Schaueſſen beſchreiben, die bei ſolchen Feſten herkömmlich neben den genießbaren Speiſen zur Augenweide aufgeſetzt wurden. Es waren dieß Landſchaften und Figuren, wie wir ſie unſern Kindern an Weihnachten zu beſcheren pflegen, und dem Geſchmacke der Zeit gemäß theils bibliſchen, theils mythologiſch-allegoriſchen, bisweilen auch mehr genrehaften Inhalts. So wurden hier nacheinander aufgeſetzt: das Paradiesgärtlein; die Krippe mit dem Jeſuskind und den drei Königen; Berg und Burg mit Weinſpringbrunnen, worin Schwäne und Sirenen

ſchwammen; der barmherzige Samariter; Simſon; St. Georg; Daniel in der Löwengrube; Chriſti Auferſtehung; eine Jagd; das goldene Kalb; die Kundſchafter mit der Kalebstraube; Q. Curtius; Iſabel und Jehu, wobei Büchſen mit Pulver und Blei; Mars und Venus, Fides und Juſtitia u. ſ. w. Im gleichen Geſchmacke waren auch die Maskengruppen gewählt, die gegen das Ende der Feſtlichkeiten beim Ringelrennen aufzogen. Zuerſt erſchien ein Schiff mit Amor, Fortuna und den neun Muſen, worauf Herzog Ludwig und der Fürſt von Anhalt ſich befanden;[1]) dann die drei Könige mit Pilatus und Kaiphas; hierauf die Türken, Selim, Mahomet und Amurath; endlich noch Amazonen und Mohren, Jakobsbrüder und Tartaren.

Bei einem Feſte wie dieſes durfte Muſik nicht fehlen. In der Schloßkapelle läßt Daſer, Würtembergiſcher Kapellenmeiſter, einen 12ſtimmigen Geſang eigner Compoſition aufführen; über Tafel wird hernach achtſtimmig geſungen, auch ein Inſtrumentalquartett kommt zum Vorſchein; als der berühmteſte Tonſetzer der Zeit gilt der am bairiſchen Hof lebende Orlandus Laſſus, neben ihm werden der frühere Clemens, der Meiſter in der Fuge (er hatte in Carls V. Dienſten geſtanden), und der alte ernſte Josquin erwähnt.[2])

Daß der Dichter den ritterlichen Kampfſpielen eine beſonders ausführliche Schilderung widmen mußte, verſteht ſich von ſelbſt; wir begnügen uns, eine einzige Epiſode, weil ſie für dieſe ganze Dichtungsart bezeichnend iſt, hervorzuheben. Ein Graf Albrecht von Hohen-

---

[1]) Bei den Feſtſpielen zu Graf Friderichs Vermählung, ſechs Jahre ſpäter, trug eine rieſenhafte Schnecke ſammt Schneckenhaus dem Zuge voran, mit der Inſchrift: Vorbild einer ehrſamen Hausfrau; eine Erfindung, auf welche ſich Graf Friderich nicht wenig zu Gute that. S. Frischlin. de ludis equestribus &c. Paralipom. p. 52 f.

[2]) Lib. IV, p. 162 (Man bemerke die hübſche Definition der Fuge):
Vix tale Orlandus modulatur arundine carmen,
Vix Clemens, cantumque fugans fugiensque vicissim,
Vix gravitate valens Josquini musica prisci.
p. 171:
Hic canitur quidquid Clemens contexuit ante,
Orlandus quidquid Boja meditatur in aula,
Musarum vertex atque hac coryphaeus in arte.

lohe hatte am erſten Tage den zweiten Dank, einen goldenen Kranz, errungen, während der Fürſt Joachim Ernſt von Anhalt den erſten Preis gewann. Tags darauf rannten dieſe Beiden gegen einander, und der Hohenloher wurde von dem von Anhalt mit dem Speer in der Gegend des Gürtels verwundet, ſtürzte, und mußte aus den Schranken getragen werden; ſtarb auch in Folge davon nach wenigen Tagen. Für den Hofpoeten ging hiebei die poetiſche Aufgabe, ein ſolches Ereigniß epiſch zu begründen, mit der höfiſchen Hand in Hand, das üble Vorzeichen abzuwenden, und das herzogliche Feſt von der Schuld eines ſo traurigen Ereigniſſes zu entlaſten. Wie ein römiſcher Dichter das gemacht haben würde, wußte Friſchlin ſehr wohl. Das Schickſal, und Jupiter als deſſen Verwalter, hätte den Tod des jugendlichen Kämpfers feſtgeſetzt; eine ſchützende Gottheit, eine Venus, ein Apollo, verwendete ſich für den Liebling, ohne etwas mehr, als einen kleinen Aufſchub oder eine Milderung in der Art ſeines Untergangs auswirken zu können. Allein auf die heidniſchen Götter, ſo weit ſie nicht bloße Redensarten waren, hatte der neulateiniſche Dichter verzichtet; ernſtlich handelnd durfte er ſie nicht in den Gang der menſchlichen Geſchicke eingreifen laſſen. Alſo was thun? Eine Mehrheit göttlicher Perſonen, freilich keine rechte, hat auch das Chriſtenthum in ſeiner Dreieinigkeit: im Vater einen ſtrengen und eifrigen, im Sohne einen gütigen und fürbittenden Gott; freilich ſollen beide Eins ſein und um ſo mehr nur Einen Willen haben: allein der Poet muß ſich nach der Decke ſtrecken, und ſo werden die Rollen, ſo gut es gehen will, vertheilt. [1])

Aber der himmliſche Vater, der oberſte Herrſcher der Welten,
Längſt ſchon Leid der feſtlichen Luſt und dem Glücke das Unglück
Beizugeſellen gewillt, ſpricht ſo den einigen Sohn an:
Sohn, du des Vaters Kraft, du anderer Theil meiner Seele [2]) —

(Er ſehe, wie da unten in Würtemberg Alles voll Jubel, und ſowohl der Bräutigam auf ſein Glück, als auch beſonders der Fürſt von Anhalt und der Graf von Hohenlohe auf die errungenen Siegespreiſe ſtolz ſeien. Darüber denke der Hohenloher nicht an die erſt kürzlich überſtandene Rippenfellentzündung, und ohne eine Recidive zu fürchten, erhitze er ſich durch Ritt und Kämpfe.)

[1]) L. V, p. 192 ff.

[2]) Mate, meae vires, mea magna potentia solus —
Worte der Venus zu Cupido, Aen. I, v. 664.

Drum vernimm du nunmehr und merke dir, was ich beſchließe.

(Morgen werden die Kampfſpiele fortgeſetzt werden, und auch der Fürſt von Anhalt und Graf Albrecht ſich wieder einfinden.)

Dieſen gedenk' ich alsdann den Muth und die Kräfte zu mehren,
Und zu gewaltigem Kampf die feurigen Herzen zu ſpornen.

(So werden ſie miteinander kämpfen, und der von Anhalt den Hohenloher vom Pferde ſtechen; dieſer werde vom Kampfplatz getragen werden, und keine geringe Beſtürzung entſtehen.)

Das iſt ſo meine Art (du kennſt ſie), Unglück zu miſchen
Unter das Glück, damit nicht der Menſch, uns ſchnöde vergeſſend,
Allzuſehr ſich gewöhne, der Gegenwart zu vertrauen,
Und, als wär' er vor Schaden gedeckt, nach Verbotnem zu greifen.
Alſo ſprach der Erzeuger; darauf antwortet der Sohn ſo:

(Der Vater möge die Feſtfreude der frommen Fürſten nicht ſo trüben, keinen ernſtlichen Kampf aus dem Spiel entſtehen laſſen; oder wenigſtens der Sache eine ſolche Wendung geben, daß man den Tod des Hohenlohers nicht dem von Anhalt zur Laſt legen könne.)

Chriſtus ſprachs; dann that der Erzeuger den göttlichen Mund auf:
Spare die Furcht, o Sohn;[1]) es ſoll kein tödtlicher Unfall
Trüben das Spiel, in den Leib nicht dringen die grauſame Lanze,
Nur auf der äußerſten Haut wird blau ſich zeigen die Schramme.
Aber ein Rückfall dann in die überſtandene Krankheit
Wird von der Erd' abrufen den Mann; doch erſt wenn der Hochzeit
Fröhliche Feſte vorbei . . .
. . . Dieß ſei, o Sohn, dir und deinen
Bitten gewährt; denn was verſagte der Vater dem Sohne?
Sprach's; doch Chriſtus verſetzte mit reich vorquellenden Thränen:
Ach, wie wünſcht' ich den Mann dem grauſen Geſchick zu entreißen!
Doch u. ſ. f.
(Ergibt ſich.)
Alſo der Sohn; dann ſchmiegt' er zärtlich des himmliſchen Vaters
Schooſe ſich an und ſchaut' auf die Teckiſchen Gauen hinunter.

Gegen das Ende des Jahres 1576 war Friſchlin mit ſeiner poetiſchen Feſtbeſchreibung zu Stande gekommen, und um Weihnachten las er ſie, mehrere Tage nacheinander, in Tübingen öffentlich vor. Als ſie im Mai des folgenden Jahres gedruckt war, ſchickte er ein Exemplar an

[1]) Parce metu fili . . .
Vgl. Aen. I, 257, Jupiter zu Venus:
Parce metu Cytherea . . .

einen Bekannten, den Rector des Pädagogiums in Oehringen, Beyer, mit der Aufforderung, eine Ueberſetzung in deutſchen Reimen davon zu fertigen, da ihm „die vena und der stylus" von Beyers deutſchen Verſen beſonders gefalle. Dieſer ging auf die Sache ein, und machte ſich, nachdem er näherer Erkundigung wegen nach Stuttgart, und auch nach Tübingen zu Friſchlin, gereist war, ſo rüſtig an das Werk, daß er ſchon im October mit den 446 Seiten, welche das Gedicht in ſeiner Verdeutſchung umfaßt, im Reinen war.[1]) Der Mann und ſeine Arbeit verdienen eine beſondere Erwähnung. Er ſagt in der Vorrede: gleichwie Cicero ſeinen Sohn ermahnt habe, neben der griechiſchen Sprache ſich auch in ſeiner Mutterſprache, die damals lateiniſch geweſen, zu üben, ſo habe auch er von jeher darauf gedacht, wie neben den genannten beiden gelehrten Sprachen „unſere liebe teutſche Mutterſprach exornirt möcht werden, und ſolches nicht allein prosa, ſondern auch ligata oratione." Auch woran es den deutſchen Verſen damals vor Allem fehlte, um ſchön zu ſein, hatte Beyer ſchon vor Opitz recht gut erkannt. Die bisherigen deutſchen Poeten, urtheilt er, haben „des accentus in den Reimen kein Sorg und Acht gehabt, ſondern nur auf die Zahl der Sylben und ob ſichs am Ende reime," geſehen. Er dagegen habe ſich beſtrebt, „daß in den teutſchen rhythmis die quantitas syllabarum, ſo viel den accentum belangt, fleißig und ſo viel immer möglich gehalten und obſervirt werde." Dieß iſt ihm zwar bei Weitem nicht durchaus gelungen, da in jener Zeit das Ohr hiefür noch lange nicht ausgebildet war; doch zeichnen ſich ſeine deutſchen Verſe immerhin vor andern jenes Zeitraums durch geringere Härte aus, und der Ausdruck iſt, obwohl Alles ſehr in's Breite und Platte gearbeitet erſcheint, bisweilen nicht ohne Lieblichkeit.[2])

[1]) Sieben Bücher von der Fürſtlichen Würtembergiſchen Hochzeit .... erſtlich in Latein beſchrieben durch N. Frischlinum ... jetzund aber von Neuem aus dem Latein in teutſche Vers oder Reimen transferirt durch Carolum Chriſtophorum Beyerum von Speir. Tübingen bei Georg Gruppenbach 1578. Hier findet ſich auch S. 16 die Notiz von der Vorleſung des Friſchliniſchen Gedichts in Tübingen, ebenſo das Elogium des Kanzlers Braſtberger. Wie Beyer mit Friſchlin bekannt wurde, ſ. in dem Brief des Erſteren an den Letzteren, hinter der erſten Ausgabe der Rebekka, S. 111 f.

[2]) Zur Probe ſtehe die Beſchreibung der Lage von Stuttgart hier, die oben in hexametriſcher Ueberſetzung wiedergegeben worden: (S. 21.)

Am Hofe zu Stuttgart fand Friſchlins Hochzeitbeſchreibung die beifälligſte Aufnahme. Die Conſiſtorialräthe, zum Bericht über die Arbeit, und wie ſie zu belohnen ſein möchte, aufgefordert, „befinden ihrem einfältigen Verſtande nach, daß es ein künſtlicher und rühmlicher labor, da er den Anfang, Mittel und End der fürſtlichen Hochzeit mit allen Umſtänden eleganti heroico et Virgiliano carmine ſo artig, künſtlich und zierlich beſchrieben, alle nomina, und was fürgeloffen, darein gebracht, daß ſich nicht unbillig zu verwundern, wie er in ſolcher Zeit, neben ſeinen lectionibus, da er auch dazwiſchen etlich Comoedias und Andres gemacht und ausgehen laſſen, dazu etlich Wochen auf dem Reichstag geweſen, ein ſolches präſtiren und ſo viel ausrichten können. Demnach, dieweil er von Gott dem Herrn mit einem ſonderen herrlichen ingenio begabt, daher auch ſchon in Germania celebris und berühmt iſt, und der hohen Schul ganz wohl anſteht (von der er billig, ungeacht man nach ihm trachtet, nicht zu laſſen; denn zu verhoffen, daß er mit dem Alter zunehmen und noch viel Nützlichs und Guts bei der Jugend ſchaffen werde)", ſo ſehen ſie es, bei ſeiner geringen Beſoldung von Seiten der Univerſität, für gut an, daß ihm der Herzog für dieſe Arbeit (wozu inzwiſchen noch ein Trauergedicht auf ſeinen Schwäher, den Markgrafen Carl von Baden, gekommen war) eine Geldverehrung von 50 fl., und dann füraus jährlich, damit er deſto luſtiger und williger erhalten, und um ſo weniger anderswohin bewegt werden möge, (15—) 20 Scheffel Dinkel

---

Es ligt ein Statt in Bergen drin,
Der Necker fleußt nit weit dran hin,
In einem ſchönen Wieſengrund,
Gezlert mit Maurn und Thürnen rundt....
Jetz iſts ein edels Wingartthal,
Da es herumb hangt überal
An Bergen hoch von Trauben ſüß,
So tragen guten Wein gewiß.
Wenn ich die Wahrheit ſagen muß,
Iſt jetzund da all Ueberfluß.
Die Bühel grünen von Weinreben,
Die alle Jar gut Moſt da geben,
Fülln Keltern, Kuffen, Keller vol,
Das thut dann Alten und Jungen wol.

nd 2 Eimer Wein gnädig reichen laſſe. Dazu gibt auch der Land=
ofmeiſter mit dem Beiſatz ſeine Zuſtimmung: „dann er es gar wohl
erdienet hat", und der gütige Ludwig genehmigt es durch Melchior
ägers Hand mit der liebenswürdigen Aenderung, daß er ſtatt 2 Eimer
ein 3 ſetzen ließ.[1]) Die „vier kleine ſilberne Becherlin," die Friſch=
in gleichfalls aus Gelegenheit der Hochzeit vom Herzog erhielt,[2])
unten vielleicht das Geſchenk für die am Feſte ſelbſt überreichten
eiden Elegien geweſen ſein.

„Damals, ſagte Friſchlin ſpäter, fing mir vom Hofe her die
onne zu ſcheinen an; ich war in großer Gnade bei dem Herzog von
ürtemberg, und bei Allen am Hof und im Rathe beliebt. Auch
om Reichstage war ich mit neuen Würden geziert zurückgekommen."[3])
s war der Höhepunkt ſeines Lebens.

Dieſen herbeizuführen, traf, wie in der zuletzt angeführten Stelle
ngedeutet iſt, mit der Gunſt des Würtembergiſchen Hofes eine
uszeichnung von Seiten des kaiſerlichen zuſammen. Mit dieſem
atte Friſchlin ſchon früher eine Berührung gehabt. Schon im Jahr
570 finden wir ihn auf dem Reichstag zu Speyer, wo er dem Kai=
er Maximilian II. ſein Gedicht auf die Vermählung von deſſen Toch=
er Eliſabeth mit Carl IX. von Frankreich vorlas. Cruſius hatte
hm ein Empfehlungsſchreiben an den kaiſerlichen Hiſtoriographen
ambucus mitgegeben; er hielt um etwas an, vielleicht ſchon damals
m den Dichterlorbeer, mußte aber unverrichteter Sache wieder ab=
eiſen; ja, wenn wir dem Cruſius glauben, machte er ſich überdieß
urch einen ſatiriſchen Vers auf den kaiſerlichen Prokanzler Weber

[1]) Bedenken des Conſiſtoriums, Stuttgart 2. April 1577. St. A. Dagegen hatte der Herzog die Unbeſtimmtheit in dem Antrag der Räthe, die Früchte betreffend, zu heben vergeſſen. Sie gab ſpäter zweimal zu Irrungen Anlaß, die aber im Sinne des höheren Antrags, auf zwanzig Scheffel, gehoben wurden. S. den Brief Friſchlins an den Herzog, Tüb. 24. Jan. 86. St. A.

[2]) Friſchlin an Melchior Jäger, Tübingen 22. Oct. 1585. St. A.

[3]) Frischlin. pro sua Gramm. &c. Dial. I. p. 142: Anno demum 75, cum III. princeps Wirtenbergicus celebraret primas nuptias, coepit mihi sol affulgere ex aula. Celet. II, p. 124 b.: Eram tum in magna apud Ducem Wirtembergicum gratia & acceptus omnibus in aula & curia. E comitiis quoque redieram novis ornatus dignitatibus.

Verdruß.[1]) Beſſer glückte es ihm ſechs Jahre ſpäter auf dem Reichstage zu Regensburg. Jetzt hatte er ſich auch beſſer vorgeſehen. Er hatte ein angelegentliches Empfehlungsſchreiben ſeines Herzogs nebſt dem günſtigen Zeugniß der Univerſität vom Januar bei ſich, und brachte überdieß eine reife Frucht ſeiner Dichtergabe, dem Kaiſer in einer Elegie zugeeignet,[2]) nämlich ſeine Komödie Rebekka, mit. Zwar Kaiſer Maximilian II. erkrankte auf dieſem Reichstag und ſtarb (12. Oct. 1576), ehe er etwas für Friſchlin hatte thun können; dieſer machte jedoch mit den vornehmſten Hof- und Reichsbeamten Bekanntſchaft, deren Fürſprache ihm von dem Nachfolger, Rudolf II., die Würde eines Poeta laureatus, mit Wappen und Gürtel, verſchaffte.[3]) Sein Siegel zeigte von da an im Schild einen Mercursſtab und auf dem Helme einen belorbeerten Mercur. Unter den Vornehmen, mit denen er damals verkehrte, nennt Friſchlin, außer dem genannten Prokanzler Weber, noch Rupert von Stotzingen und den Dr. Johann Crato; vielleicht iſt er auch mit Webers Nachfolger, ſeinem ſpäteren großen Gönner Sigismund Viheuſer, mit Andreas Erſtemberg u. A.

[1]) Crus. def. nec. 257. Frischlin. Celet. II, 186 f. Der Vers lautete nach Cruſius:

Scribere carmen ego didici, tu texere numos,

nach Friſchlins Angabe:

Condere ego didici versus, hic texere numos.

und wurde nach des Erſteren Bericht von Friſchlin aus Aerger darüber gemacht, daß der Kanzler ſein Geſuch nicht förderte; nach Friſchlins Darſtellung war derſelbe ein Impromptu über Tafel, als von des Kanzlers Reichthum die Rede war und Einer zu Friſchlin ſagte, ſolches Gut ſollte er ſich auch mit ſeinen Verſen ſchaffen können.

[2]) Opp. P. eleg, L. XIX, Eleg. 1.

[3]) Frischlin. Celet. II, 110 b.: Sed erat tum fere in extremis divus Maximilianus. Cum autem ab imperatore illo petivissem arma & lauream, facile impetravi utrumque a successore ejus, divo Rudolpho. Pro sua Gramm. Dial. I, p. 142: Pro Rebecca Caesar in comitiis Ratisp. lauream [mihi] contulit poeticam cum armis & cingulo aureo militari. In der Oratio contra Mascum nennt er ſich poetam, manibus ipsius Caesaris in frequentibus imperii comitiis coronatum, und Epist. & praef. p. 197. bezeichnet er dieſe Würde als honores etiam Doctoris honoribus omni juris ratione aequales. Daß ſie das Recht mit ſich brachte, an allen Schulen und Univerſitäten in den Fächern der Poetik und Rhetorik Vorleſungen zu halten, iſt in Ulrich von Huttens Poetendiplom ausdrücklich geſagt. S. Ulr. ab Hutten Opera, ed. Münch, I, p. LIII.

ſchon damals in Verbindung gekommen. Mit der mediciniſchen Doctorwürde, die er bei dieſer Gelegenheit von dem genannten Crato erhalten haben will, iſt es eine apokryphiſche Geſchichte. [1])

Nach einmonatlichem Aufenthalt in Regensburg [2]) kehrte Friſchlin nach Tübingen zurück, und kaum hatte er hier ſeine Würtembergiſche Hochzeitbeſchreibung vollendet und der Komödienluſt ſeines Fürſten durch ſeine Suſanna genügt, ſo ſuchte er auch das neue Verhältniß zum kaiſerlichen Hofe mittelſt einer neuen Dichtung anzubauen. Den Plan dazu hatte er ſchon früher, in dem Epithalamion auf die Vermählung der Kaiſerstochter mit dem franzöſiſchen König, angekündigt, auch die Grundlinien dort ſchon gezogen, die jetzt nur weiter auszuführen waren. So entſtanden ſeine Panegyriken auf die Oeſterreichiſchen Kaiſer, gleichfalls im epiſchen Versmaß und Style geſchrieben. [3]) Die drei Bücher ſind nach Form und Werth ungleich. Held

[1]) S. Frischlini Celet. II, p. 110 b. f. 58 b. Crus. justa, vera & postrema resp. p. 75 f. Nach Friſchlins Erzählung hätte ihm Crato, der zur Ertheilung ſolcher Würden (als Pfalzgraf?) vom Kaiſer bevollmächtigt geweſen, in Regensburg den Doctorgrad angeboten und verliehen; weil jedoch Friſchlin, um ſich an den Würtembergiſchen Geſandten bei jenem Reichstag, den Tübinger Profeſſor juris Varenbüler, anzuſchließen, ſchnell abreiſen mußte, ſei die förmliche Ausfertigung unterblieben. Von Tübingen aus habe dann Friſchlin um ein Diplom, und zwar als Doctor der Theologie, gebeten, wie er ſich, nach Cruſius Verſicherung, öfters ſchrieb, und auch in einem Concept Melchior Jägers vom Jahre 1577 genannt wird. Allein Crato habe mit den Theologen nichts zu ſchaffen haben wollen, und daher vorgezogen, ihn zum Doctor der Medicin, mit der er ſich ja gleichfalls beſchäftigt hatte, zu machen. Daß er nun aber hierüber ein Diplom beſitze; ſagt Friſchlin doch nicht; auch hat er ſich noch neun Jahre ſpäter nur Candidat der Medicin, und erſt nach mehr als zehn Jahren deren Doctor genannt, zu einer Zeit, wo es ihm, um ſeinen Zerfall durch Prahlerei zu decken, auf eine halbe oder ganze Unwahrheit nicht mehr ankam. Hier ſtimmen wir alſo den Zweifeln des Cruſius bei, der freilich ſelbſt Friſchlins Dr. philos. beanſtandete, bis dieſer erklärte, daß er damit nichts Anderes, als den ihm durch Cruſius ertheilten Magiſtergrad ausdrücken wolle. Crus. def. nec. p. 143 f.

[2]) Eleg. ad Virgilium, Opp. P. epica p. 84:
Comitiis unus [mensis] datus est, cum, Caesare rapto,
Ipse Ratisponae, res ea nota, fui.

[3]) Panegyrici tres de laudibus Maxæmyliani II. & Rudolphi II..... Habes in his libris decem Austriacorum Caesarum historiam &c. In Operum poeticorum N. Fr. Pars epica, p. 368—439.

der beiden erſten iſt Maximilian II.; ſein Leben und Wirken unter der Regierung ſeines Vaters Ferdinand I. bildet den Gegenſtand des erſten, ſeine Selbſtregierung den des zweiten Buchs. Dieſe zwei Bücher gehören zu dem Beſten, was Friſchlin in ſolcher Art gemacht hat. Sie ſind beredt und fließend, edel gehalten, und weniger als die Hochzeitbeſchreibung durch mißtönige Namenregiſter oder Künſteleien entſtellt. Maximilian II. iſt mit ſichtlicher Liebe behandelt; von ſeinem milden und menſchlichen Weſen und Walten bekommt man ein lebendiges Bild. Die Reichstage mit ihren Reden, der Türkenkrieg mit ſeinen Belagerungen und Schlachten, ſind pompös beſchrieben; Schwierigkeit machte in einer Lobſchrift auf das Haus Oeſterreich dem proteſtantiſchen Dichter der Schmalkaldiſche Krieg. Friſchlin hat dieſe Klippe geſchickt umſchifft, indem er die Schilderung des Bürgerkriegs in Ermahnungen zur Einigkeit ausmünden läßt, und ſeinen Helden Maximilian allenthalben als Vermittler hinſtellt.

Auch hier werden Stellen aus Virgil, Horaz u. A. in großer Anzahl, und zum Theil mit vielem Geſchicke, verwendet. So, wenn es vom Paſſauer Vertrag, mit Anſpielung auf das Virgiliſche:

Troer und Tyrier gelten mir gleich, ohn' einigen Vorzug,

heißt, es ſei darin feſtgeſtellt worden,

Beide Gemeinden gelten ihm [dem Kaiſer] gleich, ohn' einigen Vorzug.[1])

Oder wenn am Schluſſe des erſten Buches die Rede der alten Hecuba zum kampfluſtigen Priamus:

Ach, nicht ſolcherlei Hülf' und ſolche Vertheidiger fordert
Jetzo die Zeit —

gegen den Religionskrieg gewendet wird:

Nein, nicht ſolcherlei Hülf' und ſolche Vertheidiger fordert
Gottes Sache; das Wort und der Geiſt nur lenken die Herzen[2]).

[1]) Virgil. Aen. I, 574: Tros Tyriusque mihi nullo discrimine agentur.
Frischlin: Ambae ipsi gentes nullo discrimine agantur.

[2]) Aen. II, 521: Non tali auxilio, non defensoribus istis
Tempus eget ...
Frischlin: ... (Quis enim temerarius ardor,
Pro cultu superum, pro religione docenda,
Arma movere ....)
Non his auxiliis, non defensoribus istis
Numen eget: verbo mentes et spiritu aguntur.

Nicht immer freilich ſind dieſe Anlehnungen gleich paſſend. So wird die Sittſamkeit Maria's, der Gattin des Kaiſers, in Worten gerühmt, die nach einem der ärgſten Schmutzwinkel im Martial riechen.[1]) Weniger Wunder nehmen wird es uns nach dem Bisherigen, daß der ſterbende Kaiſer von Gemahlin und Sohn in Virgiliſchen und Horaziſchen Phraſen Abſchied nimmt, und die Kaiſerin als Antwort die bekannten Betheurungen des Horaz gegen Mäcenas entlehnt, ihn nicht überleben zu wollen; bis endlich Gott ſelbſt das Amt der Virgiliſchen Iris übernimmt, „die ringende Seele" vom Körper zu löſen.[2])

Um auch zur Verherrlichung Rudolfs II., der ſo eben erſt den Thron beſtiegen hatte, etwas beizubringen, holt der Dichter im dritten Buche von Rudolf von Habsburg aus, und geht nun ſämmtliche zehn Kaiſer ſeines Stammes, ihn und den zweiten Rudolf miteingeſchloſſen, curſoriſch durch. Man ſieht hier von ſelbſt die ungünſtige Aufgabe: für den engen Rahmen iſt des Stoffs zu viel und es wird nur eine chronikaliſche Ausführung möglich. An einzelnen gelungenen Zügen fehlt es gleichwohl ebenſowenig als an claſſiſchen Reminiscenzen; wie z. B. bei Erwähnung von Rudolfs I. geringer Herkunft die bekannte Stelle der horaziſchen Römerode ausgebeutet wird von der rauhen Sabelliſchen Zucht, unter welcher die Sieger des Pyrrhus, Antiochus und Hannibal aufgewachſen. Bei Friderich III. vergißt der Poeta laureatus nicht zu bemerken, daß unter ihm zuerſt die vaterländiſchen Muſen ihr Haupt erhoben haben, und Poeten gekrönt worden ſeien;[3]) minder bekannt wird wohl den Meiſten ſein, was er von Maximilians I. ausgezeichneter Schamhaftigkeit beibringt.[4])

---

[1]) ... qualis Cornelia Graccho,
Julia Pompejo. Vgl. Martial. Epigr. XI, 104.

[2]) Horat. Carm. II, Od. 17. Virg. Aen. IV, 695.

[3]) Hoc primum patriae rerum sub praeside Musae
Erexere caput, meritae & sua praemia laudis
Et foliis lauri consertam habuere coronam.

[4]) ..... Adeo illi vita modesta
Ingenuique pudoris amans, ut verba caveret
Ludicra, nec naturae operas nisi solus & omni
Tutus ab arbitrio, ceu virgo insignis, obiret.

Für dieſe Dichtung wurde Friſchlin von Rudolf II. zu der Würde eines kaiſerlichen Pfalzgrafen erhoben, und ihm darüber unter dem 29. December 1577 ein Diplom ausgeſtellt, das in der Sammlung ſeiner epiſchen Poeſien hinter der Arbeit, durch die er es ſich verdient hatte, abgedruckt iſt.[1]) In Erwägung der ausbündigen Gelehrſamkeit, ſo heißt es in dieſem (lateiniſchen) Actenſtück, und der glücklichen Dichtergabe, wie ſie aus etlichen ſeiner Arbeiten erkannt worden; in Erwägung ferner ſeiner beſonderen Ergebenheit gegen den Kaiſer, das heil. Röm. Reich und das Oeſterreichiſche Haus, mache der Kaiſer aus eigener Bewegung, doch wohl überlegt, den vorgenannten Nicodemus Friſchlin zu sacri Lateranensis Palatii Aulaeque Caesareae et Imperialis Consistorii Comitem und zeichne ihn Comitatus Palatini titulo aus, mit der Verordnung, daß er aller und jeder Privilegien, Gnaden, Freiheiten und Ehren ſich gebrauchen und genießen möge, welche die übrigen Pfalzgrafen bis daher, ſei es durch Recht oder Herkommen, genoſſen haben und genießen. Namentlich wird hiebei das Recht aufgeführt, im Umfang des römiſchen Reichs, ja ubilibet terrarum, notarios publicos et tabelliones et judices ordinarios zu creiren (daß er hiezu keine andere als treue und taugliche Perſonen nehme, wird ihm auf ſein Gewiſſen gegeben), und ihnen die Befugniß zu Errichtung von gültigen Urkunden jeder Art, wie Verträge, letztwillige Verordnungen u. dgl. zu ertheilen. Das Alles bei 50 Mark Goldes Strafe für denjenigen, welcher dem kaiſerlichen Brief zuwider den ernannten Pfalzgrafen in der Ausübung ſeiner Rechte und dem Genuſſe ſeiner Privilegien gewaltſam hindern oder ſtören möchte.[2])

---

[1]) Opp. P. epica. p. 441 ff. Nicodemi Frischlini Palatinatus, post superiores tres de decem Caesaribus Austr. panegyricos oblatos, ipsi a Caes. Majest. praemii loco collatus & concessus.

[2]) Der Umfang der Befugniſſe, die einem Comes Palatinus zuſtanden, ſcheint damals ſchon ein ſchwankender geweſen zu ſein. Wenigſtens machte Friſchlin ſolche geltend, die man von anderer Seite nicht gelten ließ. Ausdrücklich iſt in ſeinem Diplom nur das Recht namhaft gemacht, Notare zu ernennen. Zu einem ſolchen will er u. A. einen Schwager des Cruſius gemacht haben. Allein er ſchrieb ſich auch die Vollmacht zu, insignia, d. h. Wappen, zu ertheilen. Dem Stadtſchreiber von Herrenberg, auch einem Stuttgarter Bürger, Mertele genannt, ſoll er ſolche verliehen, und für den ausgeſtellten

Doch wir dürfen den guten Herzog Ludwig nicht allzulange auf die Rückkehr ſeines neuen Haus- und Hofpoeten warten laſſen, deſſen dramatiſche Darſtellungen um dieſe Zeit das beſte Vergnügen des jungen Fürſten ausmachten.

Brief von dem Letzteren neun Philippsthaler erhalten haben (Crus. contra Frischl. Mſpt., p. 196. 213. Defens. necess. p. 252.). Damit verband ſich die Vorſtellung des Adels. Ein M. Jakob Agricola von Pforzheim hatte von Friſchlin einen Brief, worin ihn dieſer zum nobilis poeta laureatus ernannte. Aber das bekam dem armen Magiſter mit dem „gelben Bärtlin übel.“ Er war Pfarrer im Kraichgau, im Gebiete des Edeln Ludwig von Hirſchhorn, geworden, und hatte einmal die Unvorſichtigkeit, zu äußern, er ſei auch adelich. Da citirt ihn der Patron und fragt, ob es wahr ſei? Ja, iſt ſeine Antwort, er habe von Friſchlin den Adel erhalten. Fort, in's Loch! commandirt der Edle, und erſt nach acht Tagen kommt der Pfarrer durch Verwendung wieder los. Ein Doctor zu Speier, den er nun zu Rathe zieht, weil er von Friſchlin nur ein Schreiben, kein förmliches Diplom hat, meint, daß auch jenes genüge, und ſo verklagt der Pfarrer ſeinen Patron, der jedoch, da der Proceß ſich hinſchleppte, darüber ſtarb. Agricola war überzeugt, dieſer wäre bei längerem Leben geſtraft worden, weil er Friſchlins Privilegien beeinträchtigt habe; allein Cruſius, dem er ſeine Noth klagte, gab ihm zur Antwort, Friſchlin habe gar kein Privilegium, Wappen zu ertheilen (Crus. contra Fr. p. 213 f.). Von Braunſchweig aus verſicherte Friſchlin ſpäter (Jan. 1589), als er hörte, daß man ſeine Wappenertheilungen in Würtemberg nicht gelten laſſe, der Kaiſer habe ihm ſeine alten Privilegien beſtätigt und das neue hinzugefügt, gekrönte Dichter und Magiſter zu creiren (Crus. a. a. O. S. 272 f.). Allein dieſe Verſicherung fällt in eine Zeit, über welche die obige Anmerkung S. 95 zu vergleichen iſt.

Fünftes Kapitel.

Friſchlins Komödien.

Wir haben oben Friſchlins akademiſche Thätigkeit bis zu dem Punkte verfolgt, wo ſie in den dramatiſchen Uebungen, die er mit ſeinen Schülern vornahm, ihren Gipfel erreichte. Es lag nahe, dort den Uebergang zur Schilderung ſeiner Thätigkeit als dramatiſcher Dichter zu machen; doch anderer biographiſcher Stoff drängte ſich dazwiſchen, und ſo ſpinnen wir den dort abgebrochenen Faden erſt hier wieder an.

Es liegen drei Stücke vor uns, die aus jenen Uebungen hervorgegangen ſind: zwei Tragödien, Venus und Dido, aus dem erſten und vierten Buche der Aeneis, und eine Komödie, Helvetiogermani, aus dem erſten Buch von Cäſars Commentarien über den galliſchen Krieg. Sie ſind zu verſchiedenen Zeiten entſtanden: die beiden erſteren im Zuſammenhang mit Friſchlins Tübinger Wirkſamkeit, das dritte Stück mit ſeiner Thätigkeit in Braunſchweig;[1]) ſie müſſen aber ihrer Gleichartigkeit wegen zuſammengenommen werden.

Bei den beiden Stücken aus Virgil[2]) handelt es ſich um die Umſetzung des Epiſchen in das Dramatiſche. Daß dieſe im Allgemeinen möglich ſei, iſt nicht zu bezweifeln. Auch daß Sophokles und

[1]) Die Zuneigung zur Dido trägt das Datum: Tubingae 26. Junii 1581; die zur Venus: Argentor. Id. Nov. 1584; die Helvetiogermani wurden laut der voranſtehenden Elegie an den kaiſerlichen geheimen Rath Jakob Kurz im Jahre 1588 zuerſt aufgeführt.

[2]) Venus, Tragoedia nova, ex libro primo Aeneidos Virgilii. Frischl. Opp. P. scenica, Argent. 1598, p. 395 ff.
Dido, Tragoedia nova, ex quarto libro Virgilianae Aeneidos, ibid. p. 428 ff.

Euripides aus Homer ihre Tragödien gemacht haben, worauf Frischlin sich beruft, hat zum Theil seine Richtigkeit: es fragt sich nur, wie? Noch mehr als Homer kommt nach Frischlins Urtheil Virgil einer solchen Umwandlung entgegen, da die einzelnen Bücher der Aeneis selbst schon tragisch, eine Art von Trauerspielen seien. Denn sie bestehen, sagt er, großentheils aus Dialogen, zerfallen in gewisse Acte, handeln von erhabenen Personen in großartigen Worten, und gehen fast durchweg traurig aus. Alles das ist nicht ohne: es kommt nur darauf an, was Frischlin unter jener Umwandlung versteht, und wie er dabei zu Werke geht. Sie ist aber bei ihm die einfachste Sache von der Welt. Er nimmt, so viel möglich, Satz für Satz von Virgil, und macht aus den Hexametern, durch Umstellung, Vertauschung der Worte u. dgl., Jamben. Das also wäre das große Kunststück? So hätten Sophokles und Euripides ihre Tragödien aus Homer zurechtgeschnitten? Wir sehen hier abermals, wie weit man um jene Zeit in Deutschland, bei aller bewundernswerthen Fertigkeit im (lateinisch-) poetischen Ausdruck, in den tiefern ästhetischen Fragen über das Wesen der Dichtkunst und die Unterschiede ihrer Gattungen zurück war.

Der Anblick dieser sogenannten Tragödien, besonders, wenn man sie mit Virgil vergleicht, ist ein wahrhaft possierlicher. Die erstere, Venus (die übrigens nur etwa kraft der Würde der handelnden Personen, dem Ausgang nach aber nur in Verbindung mit der andern, der Dido, eine Tragödie heißen kann; denn sie selbst schließt mit der Ankunft des Cupido in der Maske des Julus bei der Didonischen Mahlzeit) fängt mit dem bekannten Monolog der Juno Aen. I., 34 ff. an, der sich allerdings durch seinen pathetischen Ton zur Einfügung in ein Drama nicht übel schickte. Hierauf begibt sich die Göttin zu Aeolus, dessen Sitz und Amt der Epiker als Rhapsode beschreibt: der Dramatiker aber? Nun, ein heutiger würde sich auf Miedings wackere Söhne verlassen: Frischlin läßt den Aeolus in einem Monolog darüber Auskunft geben; was ihn bereits gegen sein episches Vorbild in Nachtheil setzt. Den folgenden Seesturm muß der Chor der Nereiden beschreiben, ebenso das Auftauchen Neptuns, dessen drastisches Quos ego im Munde jener Damen (er selbst tritt nicht auf) alle Wirksamkeit verliert.[1]) Auch weiterhin hat dieser Chor, der in der

[1]) S. in den Beilagen No. II.

zweiten Tragödie aus Phönicerinnen beſteht, theils der Handlung fortzuhelfen, theils horaziſche Oden zu Chorgeſängen zu verarbeiten.

Der aus Cäſar genommenen Komödie [1]) fehlt, wie ſämmtlichen Friſchliniſchen Komödien, nach dem Vorgange der römiſchen Komiker, der Chor; übrigens iſt ſie viel umfangreicher, und daher nicht blos, wie die gar kurzen Tragödien, in Acte, ſondern auch in Scenen eingetheilt. Den Inhalt des Stückes bilden (daher ſein Titel Helvetiogermani) die beiden Siege Cäſars, erſt über die Helvetier, dann über die Deutſchen unter Arioviſt. [2]) Friſchlins Verfahren iſt auch hier ſo einfach als möglich. Wie in den Tragödien der Virgiliſche Hexameter, ſo wird hier Cäſars Proſa friſchweg in Senarien und Octonarien umgeſetzt. Hatte doch Terenz durch die Freiheiten, die er ſich mit dem Metrum nahm, aufs Beſte dafür geſorgt, daß das gar keine ſo ſchwere Sache iſt. Zur Expoſition wird Cäſars Erzählung von den Anſchlägen des Orgetorix benützt, die Cäſars Unterfeldherr Labienus faſt wörtlich einem Mitunterredner vorträgt, der ihn, den dramatiſchen Anſtand zu wahren, bisweilen durch Fragen oder Ausrufungen unterbricht, ihm einmal gar eine berühmte Stelle aus dem Proömium des Livius, in Achtfüßler verwandelt, entgegenbringt. Auch hier bieten ſich die Reden und Verhandlungen der Feldherrn und Geſandten wenigſtens äußerlich der dramatiſchen Form dar; aber auch des Hiſtorikers Schlachtberichte werden ohne Weiteres handelnden Perſonen in den Mund gelegt, ſummariſche Erzählungen von kriegeriſchen Operationen als Tagsbefehle vorgetragen: [3]) ohne alle Ahnung, daß außer der Metriſirung, der Eintheilung in Acte und Scenen und der Vertheilung an Perſonen, mit der Erzählung eines Geſchichtſchreibers noch ganz andere, tiefer greifende Veränderungen vorgenommen werden müſſen, ehe ſie dramatiſirt heißen kann. Die Einſchiebung einiger komiſchen Figuren, wovon eine an Falſtaff im Feldzug gegen Percy erinnert, kann dem Stück im Ganzen nicht aufhelfen; obwohl es den

[1]) Helvetiogermani, Comoedia nova neque illepida, & lectu actuque jucunda atque utilis. Opp. P. scen. p. 463 ff.

[2]) Daher im Prolog und am Schluſſe: duo bella, und die beiden Elegien: de bello Helvetio und de b. Germanico, welche hinter der Komödie abgedruckt ſind.

[3]) S. einige Proben in der Beilage III.

Beifall, den es bei der Aufführung gefunden haben soll,[1]) hauptsächlich diesen Scenen verdankt haben mag. Denn so sehr diese Stücke zunächst Schulübungen waren, was wir, um ihnen im Urtheil gerecht zu werden, nie vergessen dürfen, so waren sie doch für die Aufführung bestimmt, sofern Frischlin durch diese, wie wir gesehen haben, einen pädagogischen Zweck zu erreichen glaubte.

Doch auch über diesen nächsten Zweck hinaus waren Schüler und Studenten die gewöhnlichen Schauspieler jener Zeit. Jakob Frischlin, der jüngere Bruder unseres Nicodemus und lateinischer Schullehrer zu Waiblingen, erzählt im Jahr 1588, er habe mit etlichen seiner Schüler bisher das exercitium im Brauch gehabt, daß sie bisweilen eine sacram comoediam mit dem Exponiren gleich auswendig gelernet und dieselbig etwan bei ehrlichen Hochzeiten und sonst vor hohen und niedern Stands Personen gespielt und agirt haben.[2]) So waren die dramatischen Aufführungen der Gymnasiasten zu Straßburg und Ulm, der Tübinger Studenten und Stipendiaten, zugleich eine Unterhaltung für das ganze gebildete Publicum jener Orte und Gegenden. Dabei machten die Lehrer, oder ältere Magister, die Regisseure, spielten auch wohl selbst mit, wie Frischlin höchst wahrscheinlich in seinem Julius redivivus. Doch hinter den Studenten blieben die Bürger nicht zurück. Derselbe Jakob Frischlin bezeugt, daß die Bürgerschaft zu Waiblingen vor und nach der Zeit den löblichen Gebrauch gehabt, seine, gottselige, geistliche und christliche historias und comoedias öffentlich zu agiren, und das mit solchem Lob und Zier, daß dieß Städtlein und Bürger einen sonderen Ruhm und Namen dadurch bekommen. Waiblinger Bürger waren es ja gewesen, die im Jahr 1571 von Herzog Ludwig zu dem weltgerichtlichen Gastspiele nach Stuttgart berufen wurden.

Die Schauplätze waren, wie solche Verhältnisse es mit sich brachten: Schul- und Rathhäuser, Säle in Collegien oder Schlössern,

---

[1]) In der Zueignung an Jak. Kurz v. Senftenau. p. 464 f.:

O utinam belli potuisses esse jocosi
Spectator, dum res haec fuit acta mihi.
Comica majori sonuerunt atria plausu,
Quam cum scenae actor Roscius ille fuit.

[2]) In der Zueignung seiner Uebersetzung der Rebekka, Frankfurt 1589.

häufig der offene Markt. In Tübingen wurde im Jahr 1586 eine Komödie Tobias von einem Magiſter Joh. Menta in der neuen Aula der Univerſität gegeben; die Zöglinge des Collegium illustre daſelbſt ſpielten in einem Saale oder Hofe dieſes Collegiums.[1]) Dem Jakob Friſchlin ſcheint das renovirte Rathhaus der benachbarten Eßlinger als paſſender Schauplatz ſehr in die Augen geſtochen zu haben; daheim brachte er ſeines Bruders Suſanna auf dem Markte zur Aufführung,[2]) wie auch die Tübinger Stipendiaten im Jahr 1592 eine gleichnamige Komödie von Xyſtus Bürk (Betulejus). Am Hofe zu Stuttgart wurde Friſchlins Hildegard, und wohl auch andere ſeiner Stücke, im langen Saale des Schloſſes aufgeführt.[3]) Beſondere Schauſpielhäuſer, wie die Stadt Straßburg ein ſolches hatte erbauen laſſen,[4]) waren noch große Seltenheit; wie auch eigene Schauſpielergeſellſchaften erſt ſpäter gewöhnlich wurden.

Unter ſolchen Umſtänden mußte man mit Scenerie und Perſonal diejenige Nachſicht haben, die Friſchlin im Prolog zu ſeinen Helvetiogermani in Anſpruch nimmt:

Iſt unter Euch nun Einer, dem die Spieler
Nicht gut genug ſind, die Zurüſtungen
Zu ärmlich, oder auch der Raum zu eng,
Der möge bei ſich ſelber alſo denken:
Die Zeit der Roſciuſſe ſei vorbei,
Die ihre Kunſt verſtanden; der Luculle,
Die Mäntel für's Theater übrig hatten;
Kein Prätor ſchieße mehr die Koſten zu,
Kein Cäſar baue mehr ein Schauſpielhaus.

---

[1]) S. Cruſius contra Frischlinum, Mſpt., p. 155. Annal. Suev. III, p. 641. Nic. Frischlini Epist. & Praef. p. 189. Jakob Friſchlin, Nicod. Frischlinus factus redivivus, D, 1 b. Pfaff, Geſchichte des Fürſtenhauſes und Landes Würtemberg III, 1, S. 282.

[2]) Jakob Friſchlin an ſeinen Bruder, Waiblingen 10. Febr. 1590. St. A. Deſſen Vorrede zur Suſanna, S. 223.

[3]) Sattler, Geſchichte des Herzogthums Würtemberg unter der Regierung der Herzoge, V, S. 53. Vgl. den Prolog zu Friſchlins Komödie Frau Wendelgard, Frankf. 1589.

[4]) Zueignung des Julius redivivus an Stadtmeiſter, Bürgermeiſter und Rath von Straßburg, N. Frischlini Epist. & Praef. p. 189: Cui rei indicio est

Was die Stücke betrifft, ſo muß man ſich erinnern, daß im ſpäteren Mittelalter die Kirche ihre Feſte durch dramatiſche Vorſtellungen der Paſſion oder anderer bibliſchen Geſchichten zu verherrlichen pflegte; daß hierauf, bei'm Wiederaufleben der Wiſſenſchaften, an den Schulen die Aufführung Plautiniſcher und Terenziſcher Komödien in Gebrauch kam. Was lag nun näher, als zwiſchen jener kirchlichen und dieſer humaniſtiſch-weltlichen Richtung einen Vergleich in der Art zu ſchließen, daß in der claſſiſchen Form eines Terenz und Plautus ein bibliſcher Gegenſtand dargeſtellt wurde? Dieſer Weg war ſchon von Andern eingeſchlagen worden; unſern Friſchlin insbeſondere aber, den wir oben bei der Idee eines chriſtlichen Virgil verließen, finden wir nun hier ebenſo ernſtlich mit der eines chriſtlichen Terenz ſich tragen. Und dieß meinte er nicht nur ſo im Allgemeinen, ſondern den einzelnen Komödien des römiſchen Komikers dachte er einzelne bibliſche Stücke mit gleichen Titeln zur Seite zu ſtellen. Dazu ſchien insbeſondere die Geſchichte Joſephs gleich eine ganze Trilogie liefern zu können. Der erſte Theil derſelben, wie er von den Brüdern verkauft, von der Frau des ägyptiſchen Kämmerers verrathen, von dieſem in's Gefängniß geworfen und durch Pharao befreit und erhöht wird; mochte Eunuchus heißen; die Adelphi waren ſchon im Titel Joſeph und ſeine Brüder, und der Heautontimorumenos war der alte Jakob, der über den vermeintlichen Verluſt dreier Söhne ſich ſelber quält. Eine bibliſche Hecyra, d. i. Schwiegermutter, ſollte aus der Geſchichte der Ruth gemacht werden u. ſ. f.[1]) Wie Friſchlin einen Theil dieſer Vorſätze noch in ſeiner letzten Lebenszeit, obwohl in veränderter Form, ausgeführt hat, werden wir ſpäter finden. Nicht in dieſem beſtimmten Sinne von Seitenſtücken einzelner claſſiſchen Vorbilder (obwohl auch hiebei die Aehnlichkeit ſich faſt nur auf den Titel beſchränkt, während Fabel und Charaktere weit abweichen) ſind doch auch die übrigen

magnificum illud theatrum, magnis sumptibus hujus reip. exstructum, in quo singulis annis aliquot Comoediae et Tragoediae a studiosis juvenibus, laudatissimae hujus academiae alumnis, agi atque exhiberi solent.

[1]) Operum poeticorum Nic. Frischlini Pars scenica, Praefatio. Auch in den Epistolae & Praef. p. 160 f. Einen Joſeph ſchrieb damals auch ein etwas jüngerer Landsmann Friſchlins, der Theolog Aegidius Hunnius in Marburg, geb. zu Winnenden 1550.

Frischlinischen Komödien Kinder jenes Ehebundes zwischen christlichem Inhalt und antiker Form. Sie nehmen den Stoff aus der biblischen Geschichte, der kirchlichen Vorstellung, oder überhaupt aus der neueren christlichen Welt; die Anordnung des Stoffes und den Ausdruck aber aus den lateinischen Komikern, deren Phraseologie zu diesem Behufe ebenso, wie oben die des Virgil und Horaz für die epischen und elegischen Dichtungen, ausgebeutet wird.

Das erste Stück, das Frischlin in dieser Art lieferte, war Rebekka.[1]) Daß er mit dieser, wie er sich einmal ausdrückt und wie auch auf dem Titel der ersten Ausgabe angedeutet ist, die Hochzeit seines herzoglichen Gebieters erheitert habe, ist als Zeitbestimmung auf keinen Fall genau zu nehmen. Denn in der ersten Hochzeitbeschreibung wird der Rebekka nicht gedacht, was doch der Fall ebensogut sein müßte, als in der zweiten der damals aufgeführte Julius redivivus vorkommt. Auch sagt Frischlin an einem andern Ort ausdrücklich, er habe sie in drei Monaten nach der fürstlichen Hochzeit gemacht.[2]) Ersehen wir nun aus den Tübinger Senatsverhandlungen, wie Frischlin wegen Versäumniß von 3 Lehrstunden im Januar 1576 sich mit einer Komödie entschuldigte, die er dem Herzog in Stuttgart habe aufführen müssen,[3]) so liegt der Schluß nahe, daß diese die Rebekka gewesen sei. Wirklich sagt er in der Zueignung der ersten Ausgabe an den Kaiser Maximilian II., sie sei zuerst am Geburtstage des Herzogs Ludwig aufgeführt worden:[4]) der war aber der erste Januar. Eine gewisse Beziehung auf die herzogliche Vermählung kann man dessenunerachtet kaum darin verkennen. Ganz dasselbe Ge-

[1]) Rebecca, Comœdia nova & sacra, ex 24. cap. Genes., ad Plauti & Terentii imitationem scripta, & ad nuptias ill. principis ac Dni Ludovici, ducis Wirt. &c., adornata a N. Frischlino &c. Francofurti, ex typogr. Andr. Wecheli. 1576. Später in Opp. P. scenica, p. 1 ff.

[2]) Eleg. ad Virgilium:

Bis seni ex illo lapsi sunt tempore menses,
Cum thalami hoc fieret connubiale sacrum.
Tres mea Germano Latioque ornata Cothurno
Abstulit, a Syrio tracta Rebecca solo.

[3]) Senatsprotokoll vom 17. März 1576.

[4]) ..... primum scenae spectacula vidit,
Principe natalem concelebrante meo.

wicht, welches in der Komödie der alte Erzvater darauf legt, daß der Sohn keine Tochter aus den umwohnenden abgöttischen Stämmen heimführe, hatte Frischlin in jenen zwei poetischen Episteln darauf gelegt, daß Herzog Ludwigs Wahl auf keine katholische oder calvinische Nachbarin gefallen sei; und wenn sein Isaak die Trauer über den erst vor 4 Jahren erfolgten Tod seiner Mutter als Grund vorbringt, warum er sich noch nicht verheirathen möge, so hatte dort sein Herzog ganz das Gleiche in Bezug auf die Trauer um seinen vor 6 Jahren verstorbenen Vater vorgeschützt. [1])

Was am meisten hervortritt in dem Stück, ist der durchgeführte Gegensatz zwischen dem gesitteten und menschlichen Isaak und dem rohen und wüsten Ismael, in welchem der Dichter das Bild eines rechten Scharrhansen und Leutfressers, wie er später diese Klasse roher Adelichen zu nennen liebte, entwirft. Wie sich die Zeit und Liebhaberei eines solchen Junkers zwischen Jagen und Saufen theilte, so sind hier dem Ismael auf der einen Seite der Jäger Thamus, der die Bauern schindet, und auf der andern der Schmarotzer Gastrodes beigesellt, der trostlos ist, daß er nicht mehr, wie früher, 10, sondern nur noch 6 Maß Wein über jede Mahlzeit trinken kann, und vor der

[1]) Man vergleiche Rebecca, Act. II. Sc. 5, p. 22 f.:

Isaac. Sed vereor ut possim (heirathen).

Abrah. Cur?

Is. Quia matris Saræ
Memoriam & luctum animo nondum ejeci meo.
. . . . .
Age mitto ætatem, mitto & mœrorem meum:
Sed unde tandem uxorem invenies commodam,
Et moribus ac religioni parem meæ?

Epistola Ludovici, p. 568:

Nam neque dedolui properatam funere mortem,
Quæ procul a terris te patet esse facit.
Nec, si deposito tentem connubia luctu,
Apta venit votis ulla puella meis.
Hinc me relligio nostris inimica sacellis,
Hinc fastus terret, perfidus inde furor.

Doch der Dichter spricht diese nähere Beziehung selbst aus (in der Zueignung an den Kaiser):

At neque Ludvico mea Dorotheæque Rebecca
Displicet: ille Isacus, illa Rebecca mihi.

Ausſicht ſchaudert, ehe er 80 Jahr alt werde, gar auf 2 herabzukommen. Nach beiden Richtungen hin finden ſich aber zwiſchen den komiſchen Scenen auch ſehr ernſte Worte:

Dürfen dieſe Jäger
Menſchen wie Vieh behandeln? gleich als wäre
Der arme Bauer dazu auf der Welt,
Der Herren Hunde aufzufüttern? während
Er ſelbſt daheim kein Brod hat, ſeine Kinder
Vor Hunger ſterben? Welcher Jammer, ſo
Mißhandelt ſein, vor jedes Höflings Wink
Erzittern müſſen und nicht mucken dürfen![1])

Dann gegen das übermäßige Trinken, beſonders auch an den Höfen:

Ja, ja, mit Bechern pflegt man jetzt bei Hof
Trankopfer für der Fürſten Wohl zu bringen;
Das iſt ihr Gottesdienſt dort, ihr Gebet.
. . . . .
Des Herrn Geſundheit trinken ſie, darüber
Verfallen ſie in Krankheit jeder Art,
In Gicht und Zipperlein und Waſſerſucht,
In Kolik und in Fieber. Guter Gott!
Wär' es denn beſſer nicht, in Nüchternheit
Dem Fürſten tüchtig dienen, als an's Bett
Gefeſſelt, weder ſich noch Andern nützen?[2])

Ob ſich nun gleich in dieſem Stücke ein Vorſpiel zu der Polemik gegen den rohen Adel ſeiner Zeit nicht verkennen läßt, durch welche ſich Friſchlin ſpäter ſo viele Feinde machte, ſo fand es doch allgemeinen Beifall. Vor dem Würtembergiſchen Hofe mußte es zweimal aufgeführt werden,[3]) und die Gelehrten und Dichter der Zeit wetteiferten in poetiſchen Lobſprüchen, welche der erſten Ausgabe, und zum Theil auch noch den ſpäteren, beigedruckt ſind. Der Propſt zu Stuttgart, Balthaſar Bidembach, nannte in einem ſolchen Enkomium Friſchlins Rebekka eine ebenſo fromme und ſittliche, wie angenehme

[1]) Act. II, Sc. 4, p. 21.

[2]) Act. V, Sc. 4, p. 68 f.

[3]) In dem Gedicht an D. Fichard, vor der erſten Ausg. der Rebekka:
Principibus placuit bis lusa Rebecca . . .

Dichtung.[1]) Aehnliche Lobepigramme leſen wir von Hieronymus Wolf, Johann Poſthius, Paul Meliſſus u. A., auch von Friſchlins nachmaligem Gegner Leonhard Engelhart; wobei den meiſten die faſt gleichzeitige Geburt einer Rebekka genannten Tochter Friſchlins (geb. Sept., † Dec. 75.) Gelegenheit gab, witzig zu ſein. Nur Martin Cruſius war anderer Anſicht. Als Friſchlins Komödie vor dem Druck, wie herkömmlich, der Cenſur ſeines Collegiums unterlag, meinte er, die ſcurrilen Perſonen Chamus und Gaſtrodes ſollten weggeſchafft werden, ſie gehören nicht in ein bibliſches Stück, und die Jugend pflege dergleichen nachzuahmen. Dieß nannte Friſchlin ein asininum judicium, und pflegte von da an, wenn die Herren eines ſeiner Stücke zu cenſiren hatten, zu ſagen, man habe wieder Narren auf ſeine Eier geſetzt, ſie auszubrüten.[2])

Seiner eigenen Angabe zufolge hat Friſchlin die Rebekka lateiniſch und deutſch bearbeitet.[3]) Allein ſein Bruder Jakob ſagt auf dem Titel der deutſchen Ueberſetzung,[4]) er, Jakob, habe ſie zum erſtenmal „in liebliche teutſche Reimen transferirt und verſetzet.“ Entweder hat ihm nun Nicodemus, der aus deutſchen Verſen wenig machte, ſeine Arbeit überlaſſen; oder er hat ihm wenigſtens daran geholfen, und insbeſondere die deutſchen Argumenta actuum, dergleichen er zu

[1]) Hinter der Rebekka, p. 90:

Tu, Frischline, canis modos amicos,
Et lætum modularis arte carmen:
Tu misces pia, casta, sancta, dulci,
Misces utile, suave cum decoro:
Saltetur, peragatur, exprimatur.

Ausdrücklich wird anerkannt:

Obscœni nihil hic, nihil profani.

[2]) Crus. def. nec. p. 212. Justa, vera & postr. resp. p. 62 f. Frischlin. Celet. II, 148. Auch ſchon in den Verſen an Joh. Fichard, auf der Rückſeite des Titelblatts der erſten Ausg., ſagt er, dieß ſei die Ausgabe letzter Hand:

Si non & lima Critici polietur inepta &c.

[3]) S. oben in der Stelle aus der Eleg. ad Virgilium.

[4]) Zwo ſchöne, gottſelige Komödien, Rebecca und Suſanna: vormals wohl und zierlich im Latein beſchrieben an Tag geben durch den hochgelehrten Herrn Nic. Frischlinum, P. L. und C. P. Caes.; jetzund aber zum erſtenmal.... transferirt .. durch M. Jacobum Frischlinum, Rectorn der Schul zu Waiblingen, obgedachtes Hn. Autoris Brudern. Gedruckt zu Franckfort a. M... 1589.

ſeinen Komödien zu verfaſſen pflegte, die aber meiſtens verloren ſind, verfertigt. Sobald nämlich die dramatiſchen Aufführungen aus dem Kreiſe der Schulen heraustraten, gab es mit der lateiniſchen Sprache Schwierigkeit. Wenngleich die damaligen Fürſten und Obrigkeiten beſſer als die heutigen Latein verſtanden, ſo hatte auf dem Markte doch auch die Bürgerſchaft ihr Recht, und am wenigſten wollte die ſchönere Hälfte der Menſchheit leer ausgehen. Man ſieht ganz in dieſen Widerſtreit hinein, wenn der Prologus zu den Helvetiogermani ſagt:

So höret uns denn günſtig zu, und haltet
Den lieben Pöbel wie ihr könnt im Zaum.
Denn weil das Stück lateiniſch wird verhandelt,
So murren, die die Sprache nicht verſtehn,
Belfern die Weiber, lärmen Mägd' und Knechte,
Wurſtmacher, Fleiſcher, Schmied' und andre Zünfte,
Und fordern laut in deutſcher Sprach' ein Stück.
Da man dieß nicht gewährt, ſo ziehen ſie
Seiltänzer, Gaukler, Taſchenſpieler und
Dergleichen Volk uns unverholen vor [1]).

Eine Abſchlagszahlung waren, wie erwähnt, jene gereimten deutſchen Inhaltsanzeigen. Vor jedem Acte trat ein Knabe, als Herold gekleidet, auf, und ſagte ſein Sprüchlein her, das dem ungelehrten Theile der Zuſchauer die nachfolgende Pantomime (denn das war es für ſie) deutete. Natürlich genügte das aber nicht, und ſo entſtand, wie wir geſehen haben, ſobald eine lateiniſche Komödie gefallen hatte, von ihr eine deutſche Ueberſetzung.

---

[1]) Opp. Nic. Fr. P. scen. p. 467.

.... Quod reliquum est, quæso benignas date
Aures, & vulgus non nihil compescite.
Nam quia Latino sermone isthæc peragimus,
Occlamant imperiti linguæ: ogganniunt
Mulieres, obstrepunt ancillæ & servuli,
Opifices, lanii, fartores, ferrarii,
Sibique Germana lingua postulant dari
Comœdiam. Hoc quia non fit, nobis præferunt
Cybisteres, lanistas, funambulos,
Petauristas, quibus gaudet plebecula.

So ſcheint es denn, als hätte Friſchlin nach ſeiner erſten lateiniſchen Komödie dem Verlangen des unlateiniſchen Volks gleich im vollen Umfange genug thun wollen. Den nächſten Monat nämlich nach den dreien, die er mit der Rebekka zugebracht hatte, widmete er einem rechten Volksſtück, das uns leider nicht erhalten iſt.[1]) Es hieß „der Weingärtner", und ſchilderte die Klagen des Landvolks über ſein Mißgeſchick vielleicht mit Rückſicht auf die vorangegangene Theurung, die aber zum Theil ſehr luſtig geweſen ſein müſſen. Ob unter den verſchiedenen Sprachen, in denen es verfaßt war, nur deutſche Dialekte, oder wirklich eine Sprachenmengung zu verſtehen iſt, wie ſie auch in einzelnen Scenen anderer Friſchliniſcher Komödien vorkommt,[2]) muß dahingeſtellt bleiben. Die kecken Reden, welche in dieſem Stücke das Volk gegen die Obrigkeit führte, gaben, wie wir aus einer Elegie Friſchlins erfahren, einem hochgeſtellten Manne Anſtoß, der von ihm ſchon vorher im Trunke beleidigt worden war, und ihm nun, neben politiſcher Verdächtigung ſeines Stücks, Trunkenheit und anſtößigen Lebenswandel vorwarf. Friſchlin weiſt ihn an, ſich in letzterer Hinſicht bei der eigenen rothen Naſe zu nehmen, meint, er ſei eher zum Ochſentreiber als zum Beurtheiler von Komödien gemacht, und rechtfertigt jene Ausfälle gegen die Obrigkeit im Stücke damit, daß es ja nur Reden ſeien, wie ſie das Volk, wenn es ihm ſchlecht gehe, wirklich zu führen pflege;[3]) hätte er übrigens auch dazugedichtet, ſo werde ja vom Poeten keine hiſtoriſche Treue gefordert. Wer der rothnaſige

[1]) Eleg. ad Virg., Opp. P. ep. p. 84:

Est unus [mensis] misero ploranti fata colono,
Et variis linguis plebeculæque datus.
Nam varios pinxit Comœdia libera mores,
Plebejo quales cernimus esse gregi.

[2]) Im Julius redivivus und Phasma. Vgl. den Entwurf der zweiten Joſephstomödie, Adelphi, (St. Ad): Joseph & Serapio colloquuntur latine in actione Germanica.

Redt eine fremde Sprach mit Hohn
Durch ſein Dolmetſch Serapion.

[3]) Opp. P. eleg. L. XIX, Eleg. 9: Apologia lepidissimæ Comœdiæ, cui titulum Vinitoris fecit.

. . . . . .

Dispeream, si non profert hæc omnia vulgus,
Scenicus ut retulit Vinitor ille meus.

Herr gewesen, wird nicht mehr zu ermitteln sein; da er ihn einen Stallknecht (agaso) nennt, so hat man wohl eher an einen weltlichen als an einen geistlichen Herrn zu denken. Auch der Ort der Aufführung bleibt zweifelhaft: die moralischen Vorwürfe des Rothnasigen klingen eher Tübingisch; doch wenn wir erfahren, daß Frischlin im Februar oder März 1576 abermals vom Herzog nach Stuttgart berufen war, um eine Komödie vor ihm aufzuführen,[1]) so war dieß gerade die Zeit, wo der Weingärtner fertig gewesen sein muß.

In die Zeit von Ostern bis Cantate 1577 fällt die Ausarbeitung der zweiten lateinischen Komödie Frischlins, der Susanna.[2]) Hier nimmt der Dichter bereits Gelegenheit, in dem vom Erzengel Raphael gesprochenen Prologe sein dramatisches Recht gegen den Tadel zu wahren, den die komischen Personen in seiner Rebekka erfahren hatten.

Da schrei'n gewisse naseweise Richter,
In heiligen Komödien solle kein
Leichtfertig Volk auftreten, sondern lauter
Ehrwürdige Personen, die der Jugend
Zum Vorbild dienen können. Gleich als brächte
Die Schlechten, Lasterhaften, Tückischen,
Die Lügner, Säufer, Gotteslästerer,
Der Dichter darum auf die Bühne, daß
Die Andern sich nach ihnen bilden sollen,
Und nicht nach jenen, deren Tugenden
Und Biederthaten sie vor Augen sehn.
. . . . .
Ja, sagen jene Richter, ihr entweihet
Die heil'ge Schrift! — Nun damit geben sie
Recht zu verstehen, daß sie nichts verstehn.
Führt denn der heil'ge Geist nur fromme Menschen
Und Tugendmuster dort uns vor? nicht auch
Wüstlinge, Trunkenbolde, Bösewichter,
Damit ihr Beispiel uns zum Bessern treibe?

Vulgus iners sortem quoties sustentat iniquam,
Arguit hinc homines, arguit inde Deum.
Inque magistratum petulantius ora resolvit,
Et dicit summis verba proterva viris.

[1]) Senatsprotokoll v. 17. März 1576.

[2]) N. Frischlini Susanna, Comœdia veteris Testamenti. Opp. P. scen. p. 78 ff. Frischlin an den Herzog, Backnang 11. August 1577. St. A.

Der Stoff der Rebekka war mehr idylliſch als dramatiſch, ein Mangel, der ſich auch in der Friſchliniſchen Bearbeitung fühlbar machte. Von der bibliſchen Hiſtorie der Suſanna dagegen hatte er ſelbſt ſchon vor Jahren geſagt, daß Einige ſie nicht ohne Grund für eine Komödie halten: und ſo iſt auch ſeine Bearbeitung derſelben dramatiſcher. Gleich Anfangs ſind die beiden Alten, ihr Zuſammentreffen, gegenſeitiges ſich läſtig Fallen, einſeitiges, dann beiderſeitiges Geſtändniß, wirklich komiſch geſchildert; ihrer Scene mit Suſanna fehlt es nicht an Leidenſchaft, die folgende Verwicklung beklemmt, die Entwicklung erleichtert den Leſer oder Zuſchauer, wie es in einem Drama ſein ſoll. Dazwiſchen hat aber auch hier der Dichter einen Faden komiſcher Scenen hindurchgeſchlungen, und zwar geht es dießmal nicht über die Junker und Jäger, ſondern über geldgierige Advokaten und betrügeriſche Wirthe her. Man ſieht in einen reichen Hintergrund von Erfahrungen hinein, welche der zech- und reiſeluſtige Poet mit dieſer letztern Menſchenklaſſe gemacht hatte, wenn er einem Landmann, der ſo eben aus einem Wirthshauſe tritt, worin er tüchtig geſchnellt worden, folgende Philippica in den Mund legt: [1])

Hiram.

Schon manchen Dieb und Räuber ſah ich hangen;
Doch keinen, der den Strick ſo wohl verdiente,
Als jene Menſchen, die man Wirthe nennt.
Denn Diebe ſtehlen doch bei Nacht und Nebel,
Der Räuber raubt im unwegſamen Wald:
Die aber ziehn am hellen lichten Tag
Und öffentlich den armen Wandrer aus.
Vor ſolchen Räubern kann ſich Niemand ſchützen.

(Hierauf, nach einer ausführlichen Schilderung der allerhand Prellereien, denen man in Wirthshäuſern ausgeſetzt iſt:)

Doch wozu braucht es Worte, da ſie ſelbſt
Durch ihre Schilde, was ſie ſind, verrathen?
Die Einen hängen Raben aus und Adler,
Weil ſie mit Adlersklau'n und Rabengriffen
Das gute Geld der Gäſte zu ſich reißen;
Die Andern führen Löwen, Bären, Schweine
Im Schilde, wie zum Zeichen, daß ſie ſelbſt

[1]) Act. II, Sc. 5, p. 104 ff.

Gefräßig, räuberiſch, unfläthig ſind.
Auch Ochſen, Hirſche, ſieht man ausgehängt,
Zur Warnung vor der Hörner böſem Stoß.
Der Bock, das Einhorn, zeigt Geſtank und Frechheit;
Die ſtolzen Pfau'n, die Hühner, Gänſe, Schwäne
Und Tauben mahnen uns an Vogelſteller,
Die ihre Gäſte, wie die Gänſ' und Hühner,
Zu rupfen wiſſen.

Sichar (für ſich).

Nein, wie dieſer Mann
Auf Hieroglyphendeutung ſich verſteht!

Hiram.

Der Schild zur Krone deutet klärlich an:
Hier wird auf Kronenthaler Jagd gemacht.
Ein Schwert, ein Meſſer, zeigt den Beutelſchneider;
Die Sonne trocknet unſre Seckel aus;
Das Lamm, der Engel, ſind nur falſche Masken,
Der Fuchs, der Affe, ſind die wahren Zeichen;
Die Gäſte ſind die Lämmer, ſie die Wölfe,
Gehüllt in Schafspelz.

Sichar.

Schade, daß der Mann
Kein Maler iſt: der müßte gar nichts als
Wirthsſchilde malen.

Hiram.

Die Aufrichtigſten
Sind jene, welche gar die Hölle ſelbſt
Zum Schilde wählen; denn da weiß man doch,
Man hat's zu thun mit eingefleiſchten Teufeln.

Dem Bruder Jakob, der nach mehreren Jahren die Suſanna gleichfalls überſetzte, kam dieſer Ausfall auf die Wirthe bedenklich vor. Hatte er doch unterdeſſen an ſeines Bruders Handel mit der Ritterſchaft ein warnendes Exempel erlebt, wie übel man ſich durch allgemeine Angriffe auf einen Stand die Finger verbrennen könne. Um es daher nicht mit der ganzen ehrenwerthen Genoſſenſchaft der Wirthe zu verderben, fügt er in ſeiner Ueberſetzung der Stelle ausdrücklich einen „Widerruf" bei; „denn man, ſagt er am Rand, auch fromme, gottſelige Wirthe findt, welche dieſe Red nichts angeht."

Ich ſag aber, etlich ſolches thon,
Die Frommen ich ausgnommen hon;

Darum, welcher iſt redlich Mann,
Den gehen nicht die Reden an u. ſ. f. [1]).

Uebrigens fand Friſchlins Suſanna, die lateiniſch zu Stuttgart vor dem Herzog, deutſch zu Waiblingen u. a. a. O. geſpielt wurde, denſelben Beifall wie ihre ältere Schweſter, ja in einer Hinſicht mehr als dem Dichter mit gutem Gewiſſen lieb ſein konnte. Denn wenn er von Bürgermeiſter und Rath der Stadt Memmingen hörte, daß ſie angeordnet haben, mit ihrer Schuljugend ſtatt der Terenziſchen Komödien ſeine Rebekka und Suſanna zu leſen, [2]) ſo mußte er doch wohl erſchrecken, hierin der finſtern Partei in die Hände zu arbeiten, die ſchon damals damit umging, die heidniſchen Claſſiker aus den Schulen zu verdrängen und durch chriſtliche Wechſelbälge zu erſetzen. [3]) So weit ging Friſchlins Meinung und Abſicht keineswegs, ſondern nur dahin, daß ſeine Nachahmungen neben den Vorbildern geleſen werden möchten. [4]) Auch that er bei Weitem nicht genug, um einen ſolchen Vorzug von der einzigen Seite zu verdienen, wo er wirklich zu verdienen geweſen wäre. In den eingeſtreuten komiſchen Scenen huldigte auch er mitunter dem rohen Zotengeſchmacke ſeiner Zeit, dem ja auch Shakeſpeare ſeinen Zoll entrichtet hat, und mußte dafür von Cruſius den Vorwurf hören, daß ſeine Stücke jugendverderblich ſeien. [5]) Daß einzelne Reden in denſelben dem Schulzweck zuwider waren, und auch in äſthetiſcher Hinſicht beſſer weggeblieben wären, kann man zugeben, ohne daß dadurch der Bann, welchen Cruſius gegen die komiſchen Figuren im Ganzen ausſprach, weniger unvernünftig würde. Auch die Nachricht, die er in Verbindung damit bringt, daß die Straßburger aus jenem Grunde Friſchlins Stücke von ihrer keuſchen Bühne ausgeſchloſſen haben, wird mit Vorſicht aufzunehmen ſein.

---

[1]) S. 312 ſeiner Ueberſetzung.

[2]) Præfat. in Susannam. Epp. & præf. p. 169.

[3]) Wie dieß, außer einer früher angeführten Rede von Cruſius, aus verſchiedenen Stellen des Tübinger Senatsprotokolls jener Jahre erhellt.

[4]) Opp. P. scenica, Praefat.: Nam olim delineavi pro Terentio profano (non quidem ut illum e scholis exterminem, sed ut mea cum illo conjungam) .. tres comœdias novas & sacras &c. Vgl. auch den Jakob Friſchlin in ſeiner Vorrede zur Rebekka.

[5]) Crus. justa, vera & postr. responsio p. 63 f.

Werfen wir hier einen vergleichenden Blick auf die lateiniſchen Vorbilder hinüber, ſo finden wir, daß der Prolog zur Suſanna faſt ein Cento aus Plautiniſchen und Terenziſchen Prologen zu nennen iſt, während auch in den der Rebekka verſchiedene Reminiſcenzen hereinſpielen. Die Expoſition der Rebekka beginnt mit denſelben Reden wie die der Terenziſchen Andria: in der Eröffnungsſcene der Suſanna ſind Wendungen aus den erſten Scenen der Caſina und des Heautontimorumenos in einander gearbeitet. Die Reden des Jägers zu den Bauern ſind den Anreden der griechiſch-römiſchen Herren an ihre Sclaven nachgebildet; für die Schmarotzergeſpräche fanden ſich im Munde der Gnathonen und Peniculi Phraſen genug: wie dieß Alles die im Anhang gegebene Parallelentafel anſchaulich machen wird. [1])

In das folgende Jahr, 1578, fällt die Ausarbeitung der Hildegardis magna, [2]) welche Friſchlin in der am 18. Januar 1579 geſchriebenen Zueignung eine neuerlich entſtandene Komödie nennt. Hier tritt der Dichter aus dem bibliſchen Kreiſe heraus in den der weltlichen Ueberlieferung, indem er einen Stoff aus der Sage von Karl dem Großen behandelt. Die Fabel hat Aehnlichkeit mit der von Genovefa: ihre Stelle nimmt hier Hildegard ein, Karls Gemahlin; Taland, ein natürlicher Bruder des Kaiſers, dem der Paraſit Benzelo zur Seite ſteht, ſpielt die Rolle des Golo; aber ſtatt in der Wildniß zu bleiben, geht Hildegard nach Rom, wird dort, in männlicher Verkleidung, ein berühmter Arzt, und heilt den mittlerweile erblindeten Taland: wodurch die Entwicklung herbeigeführt wird. Das Stück wurde unter den Feſtlichkeiten bei der förmlichen Regierungsübernahme des Herzogs Ludwig, im Januar 1579, vor dem Hofe, ſammt Prälaten und Landſchaft, die eben beiſammen waren, im langen Saale des Stuttgarter Schloſſes aufgeführt. [3]) Daß Friſchlin daſſelbe für den Hof ſeines jagdluſtigen Herrn beſtimmt hatte, klingt uns ſchon aus dem Prolog wie Hörnerſchall entgegen.

Es ladet Euch der Dichter heut zur Jagd
Auf dieſem Schauplatz ein. Denn wilde Thiere

[1]) Beilage IV.

[2]) Opp. P. scen. p. 149 ff.

[3]) Sattler, Geſch. des Herzogth. Würtemberg unter den Herzogen, V, S. 58.

Verſpricht er Euch in Maſſe vorzuführen,
Und bittet, daß Ihr ſie betrachten mögt.
Er weiß ja, daß das Waidwerk Euch ergötzt,
Da es ein Werk für wackre Männer iſt,
Ein Vorſpiel gleichſam zu dem Ernſt des Kriegs.

Hier ſeht Ihr vor Euch den Ardenner Wald,
Worin der Wolf Taland das Schäflein Hildegard
Verfolgt; ſie gibt der Leu, Karl, ihr Gemahl,
Den Henkersknechten als den Hunden preis;
Roſina weint, die Hindin, um die Frau;
Dem Wolfe ſchmeichelt Benzel-Reineke;
Der Freudenberger aber, als der Bär,
Befreit die Opfer und zerſtreut die Meute.
. . . .
Wenn Einen mehr der Vogelfang erfreut,
Dem führen wir ſtatt Borſten Federn vor.
Flugs wird nun aus dem Wolf Taland ein Weih,
Der ſtößt auf Hildegard, die ſanfte Taube.
Als Turtel klagt Roſina, Benzel ſchnappt
Als Möwe; doch der Adler, König Karl
Berupft die Taube jämmerlich, und gibt ſie
Den Raben, ihr die Augen auszuhacken:
Wo nicht der edle Falke Freudenberg
Sie rettete. Zuletzt, nachdem voll Großmuth
Den Wolf das Schaf geheilt, den Weih die Taube,
Geſellt ſie ſich dem Aar, dem Lamm der Löwe;
Indeſſen Wolf und Weih die Straf' ereilt.

Des Dichters Wunſch iſt nun, Ihr mögt, ſo oft
Ein häßlich Thier hervortritt, es auch haſſen:
Fuchsſchwänz' abhacken, Wölfen ihre Geilheit
Benehmen, grimmer Leu'n entbrannten Zorn
Mit Worten mildern, nicht noch mehr entflammen;
Dem Weih'n und Habicht ſollt Ihr Netze ſtellen,
Doch Taub' und Turtel ſchützen, nähren, bergen,
Indeß Ihr Raben fern vom Hofe jagt.
So viel vorher. Nun laßt die Augen Jäger,
Die Ohren aber Vogelſteller ſein.

Keine zwei Monate ſtand es an, ſo hatte Friſchlin eine neue weltliche Komödie, und zwar dießmal in deutſcher Sprache, fertig, die am erſten März 1579 vor dem Hofe aufgeführt wurde. Hieronymus

Megiſer aus Stuttgart, ein Lieblingsſchüler Friſchlins,[1]) dem wir in ſeiner Lebensgeſchichte noch öfter begegnen werden, war Actor in dieſer Komödie, die er hernach mit Bewilligung des Dichters herausgegeben, und der Herzogin Dorothea Urſula, der ſie bei der Aufführung wohlgefallen hatte, zugeeignet hat.[2]) Der Gegenſtand iſt wie in der vorigen Komödie die Frauentreue, nur in anderer Wendung. Bei einem Einfalle der Ungarn war ein Graf Ulrich von Buchhorn gefangen weggeführt worden, während man daheim der Meinung war, er ſei in der Schlacht gefallen; aus Trauer darüber war ſeine Gemahlin Wendelgard (von der das Stück benannt iſt) in's Kloſter gegangen, nachdem ſie ſeinem Andenken einen Jahrtag geſtiftet hatte, an welchem ſie ſelbſt den Armen milde Gaben zu ſpenden pflegte. Dazwiſchen — damit wir doch unſern Dichter auch einmal in eigenen deutſchen Reimen ſprechen hören —

Sieh zu, dazwiſchen kömmt ihr eben
Graf Ulrich, der war noch bei Leben
Und ſeiner Gfängnuß worden los,
Doch kam er elend, nackt und bloß,

[1]) Er hatte 1571 inſcribirt und war 1577 Magiſter geworden. Crusius, Annal. Suev. III, p. 743. 761. Als ſein Lehrer Comes Palatinus geworden war, wünſchte er ihm in einem Gedichte Glück, das wir hinter den Friſchliniſchen Oden leſen; dieſem Stücke hängte er zwei Catulliſche Parodien zu Ehren deſſelben an, die eine auf Friſchlins Bild:

Poeta cujus heic vides imaginem,
Ait fuisse præco nobilissimus &c.

Die andere:

Cui dono lepidum novumque drama,
Teutono modo pectine expolitum,
Dux Tecci? &c.

Megiſer wurde ſpäter Profeſſor zu Leipzig, dann zu Linz, wo er im Jahre 1616 ſtarb.

[2]) Fraw Wendelgard, ein new Comedi oder Spil, auß glaubwürdigen Hiſtorien gezogen, von Fraw Wendelgard, Keyſer Henrichs, deß Erſten, auß Sachſen, Tochter, vnd jhrem Ehegemahel, Graff Virich von Buchhorn, Herrn im Lintzgew, am Bodenſee: was ſich Anno 915 vnd Anno 919 mit jhnen zugetragen. Nützlich vnd kurtzweylich zuleſen. Gehalten zu Stutgardt, den 1. Tag Martij Anno 1579. Authore Nicodemo Frischlino. Getruckt zu Franckfort am Main, durch Wendel Hummen, im Jar 1589. — Dieß muß eine zweite Auflage ſein; die Zueignung iſt datirt: Tübingen, an S. Jacobi Tag Anno 1580.

Und eben auf denſelben Tag,
Das ich Euch bei der Wahrheit ſag,
Zu Buchhorn einzog, wie gemeldt;
Der hätt ſich untr die Bettler gſtellt,
Und als er Wendelgard erſah
In ihrem Weyler[1]), da geſchah,
Daß er auch in eins Bettlers Weis
Ein Gab begehrt mit allem Fleiß;
Frau Wendelgard ihn nicht erkannt,
Da hält er ſie bei ihrer Hand,
Und küßt ſie wider ihren Willen,
Damit ſein Liebe zu erfüllen.
Behend die Diener liefen her,
Und ſchlugen auf den Bettler ſehr;
Da gab er ſich bald zu erkennen,
Frau Wendelgard mit Namen nennen,
Zu Stund ward er von ihr erkannt,
Nahm ſie mit Freuden in ſein Hand
Und wieder zu eim Gmahel an,
Mit Willen Biſchofs Salomon u. ſ. f.[2]).

Vor Allem ſehen wir nun in dieſem deutſchen Stück, daß es nicht Armuth an Erfindung oder an Ausdruck war, was unſern Dichter in ſeinen lateiniſchen Dichtungen zu den vielen Plagiaten veranlaßte; da hier, wo ihm keine ſolchen Vorbilder zu Gebot ſtanden, im Mindeſten kein Mangel zu verſpüren iſt. Im Gegentheil weiß Friſchlin auch hier die Charaktere mit leichter Hand zu umreißen, den Knoten ſelbſt geſchickter, als ſonſt bisweilen, zu ſchürzen und zu löſen, die ernſten Scenen mit komiſchen anmuthig zu durchflechten, die ſich gerade dießmal von Schmutz durchaus rein halten. Die Sprache hat freilich den Adel nicht wie in Friſchlins lateiniſchen Komödien; doch iſt ein grober eigener Rock immer mehr werth als ein geborgter feiner, und neben denen der Zeitgenoſſen dürfen ſich ſeine Reime mit Ehren ſehen laſſen.[3]) Es finden ſich Stellen, die einer wirklich edeln Form wenigſtens nahe kommen. Z. B. die Betrachtungen des in Bettlergeſtalt aus der Gefangenſchaft wiederkehrenden Grafen:[4])

[1]) D. i. Nonnenkleid.

[2]) Aus dem Prologe.

[3]) So urtheilt auch Gervinus über das Stück, Geſchichte der deutſchen Dichtung, III, S. 83.

[4]) Act. II. Sc. 1.

Wie wandelbar iſt Menſchenglück,
So gar unſtät mit falſcher Tück: . . . .
Jetzt iſt einer hoch, bald wird er nieder;
Jetzt iſt einer arm, bald reicht er wieder.
Die Zeit bringt oft die rothen Roſen,
Oft bringt ſie auch herfür Zeitloſen.
Keiner ſoll dem Glück zu viel vertrauen,
Allein auf Gott den Herren bauen.
Denn wie ſich das Aprillenwetter
Erzeigt je länger je unſtätter,
Alſo das walzend unſtät Glück,
Stößt Alles hinter ſich zurück.

Auch hier aber, wie in den meiſten ſeiner Stücke, zeigt ſich Friſchlins Talent am entſchiedenſten in den komiſchen Scenen. Der Jahrtag mit ſeinen reichlichen Almoſen lockt alle Bettler- und Landſtreicher der weiten Umgegend herbei, und hier ſchildert uns nun der Dichter das Bettler- und Gaunerweſen in Oberſchwaben, dem Elſaß und der nördlichen Schweiz genau ſo, wie wir es noch 200 Jahre ſpäter, in den Zeiten des Sonnenwirths und des Konſtanzer Hans finden. Dieſe Scenen ſind voll Leben und Humor. Zwei Bettler verloben Sohn und Tochter, nachdem von jedem der Beiden ein Schelmenmeiſterſtück gemeldet iſt, und geben ihnen, der eine Baſel und Straßburg, der andere Konſtanz und Zürich (mit Ausnahme der Gaſſe, worin er ſelbſt von Haus zu Haus zu betteln pflegt) zur Mitgift. Dem Grafen, der ſich in Bettlerskleidern unter ſie miſcht, entwerfen ſie ein lockendes Gemälde ihrer Lebensweiſe:[1])

Bei uns wirſt du kein Mangel haben.
Du darfſt nicht ſchaffen und nicht ſorgen,
Schlaf von dem Abend bis an Morgen.
Was du ein Tag haſt zſammenbracht,
Verzehren wir bis Mitternacht.
Und kommen dann die Bettelweiber
Mit ihren graben ſtarken Leibern,
Dann geht herum die ledern Flaſch,
Bis daß wir leeren unſer Taſch,
Und trinken werdn, mich wohl vermerk,
Da ſollt einer ſehen Wunderwerk:

[1]) Act. II, Sc. 4.

Dann gſehn die Blinden, redn die Stummen,
Und werden grad die Lahmen und Krummen;
Und wird das Spiel erſt eben ganz,
Erhebt ſich bald der Betteltanz.
Wie gfällt dir unſer Bettelſtand?

Doch der Poet führt ſcharfe Maßregeln gegen dieſes Geſindel im Schilde, die er durch einen Diener des jungen Grafen entwickeln läßt.

Fridlin. Ihr geht den Rhein ſo auf und nieder,
Und ſammlet Würſt, verkaufet's wieder,
Und zieht die halben Hoſen aus
Und machet Bettelſäck daraus.
Henzlin. Was dann den Armen in dem Land
Sollt geben werden von der Hand,
Das [illegible] den faulen Schlingeln zu Theil.
Fridlin. Bei [illegible]en iſt weder Glück noch Heil.
Dann gmeinlich diß die Schelmen ſein,
So man hat gſtrichen über'n Rhein;
Und wann man's ſtreichet wieder nüber,
So führts der Teufel wieder hrüber.
Wann ich meim Herren rathen ſollt,
Ein treuen Rath ihm geben wollt:
So oft mir würd ein ſolcher Wicht,
Dörft es kein lang Bedenken nicht,
Ich ließ ihm eiſen Spreng anſchmieden,
Dazu ein Halsband, wie eim Rüden.
Die härtſte Arbeit müßt er thun,
Darzu nit gnug zu freſſen hon,
Die Gaſſen fegen, Winkel raumen,
Stein zutragen und ſich nicht ſaumen.
Käm alſo aus der Schelmenzucht
Ein guter Nutz, ſo man's verſucht.
Iſt mir kein Zweifel, mancher Lecker,
Der jetzund ſündigt etwas kecker,
So er vor Augen ſäh die Noth,
Er würd ſich hüten als vorm Tod....
Was gilts, ich wollt ſie hurtig machen?
Henzlin. Du redſt nit Unrecht von den Sachen [1]).

Am Schluſſe gibt ein Epilog die Moral des Stücks: die Männer ſollen von dem Grafen Heldenmuth im Kampfe für das Vaterland

[1]) Act. IV, Sc. 1. Act. V, Sc. 1.

und Gottvertrauen, die Weiber von der Gräfin Treue und Zucht, auch die Biſchöfe und Geiſtlichen von dem Biſchof Salomon das rechte geiſtliche Leben lernen.

War in den bisher betrachteten Friſchliniſchen Stücken der Stoff aus der bibliſchen oder weltlichen Sage entlehnt, die Form aber, ſoweit die Stücke lateiniſch geſchrieben waren, den römiſchen Komikern, den Nachahmern eines Menander und Diphilus, abgeborgt; das Ganze eine Komödie nur in dem weiteren Sinn eines glücklichen Ausgangs, ſonſt aber vielmehr was wir Schauſpiel nennen würden: ſo ſtoßen wir nun auf eine Gruppe von Stücken, die als freie komiſche Phantaſiegebilde uns an Ariſtophanes erinnern können. Eben in jenen Jahren war Friſchlin mit einer lateiniſchen Ueberſetzung der Ariſtophaniſchen Komödien beſchäftigt, ja er hatte den Plan, auf den Faſching 1581 zwei davon mit Wiederherſtellung der antiken Chöre, mit Geſang und Tanz, unter Flötenbegleitung, zur Aufführung zu bringen (was freilich äußerer Umſtände wegen nicht zu Stande kam).[1] Wie bei dieſem Meiſter der alten Komödie, ſo iſt es nun auch in jenen Friſchliniſchen Stücken mit der Fabel kein wirklicher Ernſt, ſie hat lediglich ſymboliſchen Sinn, wie auch die Perſonen wenigſtens zum Theil ſymboliſche ſind. Etwas Aehnliches hatte auch das kirchliche Drama in jenen Myſterien, welche, wie das früher erwähnte Spiel vom Weltgericht, mehr dogmatiſch-prophetiſcher als hiſtoriſcher Art waren. Solcher ſymboliſchen Komödien hat Friſchlin drei gedichtet: eine grammatiſche, eine dogmatiſche und eine patriotiſche; Priscianus vapulans, Phasma und Julius redivivus. Nur die erſte und letzte ſind in Ariſtophaniſcher Art und Form, die mittlere kirchlich myſterienhaft; dennoch dürfen ſie des gemeinſamen Grundcharakters wegen zuſammengeſtellt werden.

Der Zeit nach gehört der Priscianus vapulans[2] vor die beiden zuletzt beſprochenen Stücke, da er bei'm Univerſitätsjubiläum im Februar 1578 in Tübingen im Beiſein des Hofes aufgeführt wurde.[3]

[1] Frischlin. ad Jo. Posthium, Tub. 20. Nov. 1580 (St. A.): . . . quarum duas proximis Bacchanalibus agam, Deo volente, introductis veterum choris, modis, tibiis, saltibus.

[2] Einzeln: Argentorati apud Bernhardum Jobinum. Anno 1580. Dann in Opp. P. scen. p. 309 ff.

[3] Sattler, Geſch. des Herzogth. Würt. unter den Herzogen, V, S. 49.

Das Stück erinnert an eine Seite der Epistolae obscurorum virorum, deren Satire gegen das Küchenlatein der damaligen Gelehrten noch immer nicht überflüſſig geworden war. Doch wir können aus dem Prolog Anlage und Tendenz der Komödie vollſtändig erkennen.

Heut ſollt Ihr etwas Nagelneues ſehn,
Das keinem von den alten Luſtſpieldichtern
Je zu behandeln eingefallen iſt:
Inhalt und Styl ſind gleicherweiſe mein.
. . . . . .
So laßt euch denn des Stückes Namen ſagen,
Gleichviel, ob er gewiſſe Herrn verdrießt.
Die Küchenlateiner, hätt' ichs taufen können;
Doch beſſer: der geſchlagne Priscian.
Wie übel ward auch ſeit viel hundert Jahren
Dem guten Alten mitgeſpielt; was hat er
Für Hiebe, Stich' und Schläg' an allen Orten
Erdulden müſſen; ja, die Hand auf's Herz,
Ihr ſelber gabt ihm manchen harten Puff.
Der wendet ſich nun heut um Linderung
Erſt an die Philoſophenfacultät:
Doch jämmerlich zerſchlagen ſchickt ihn die
Den Medicinern zu. O Himmel! hier
Wird er noch kränker als er war gemacht,
Gedenkt daher mit der Juriſten Beiſtand
Den Aerzten den Prozeß zu machen: aber
Da kommt er von dem Regen in die Traufe,
Sie gehn die Rabuliſten mit ihm um.
Mehr todt ſchon als lebendig, wankt er nun
Den Theologen zu, ein Tröpflein Troſt
Von ihnen zu genießen. Schöner Troſt!
Wie Steine fallen ihre Wort' auf ihn,
Er ſinkt in Ohnmacht. Endlich kommt Erasmus,
Mit ihm Melanchthon: beide nehmen ſich
Des lang mißhandelten Grammaticus
Werkthätig an und heilen ſeine Schäden.

Dieß iſts, was ſich vor Euch ereignen wird.
Ein Stück, ganz anders als die übrigen:
Da tritt kein kuppelnder Schmarotzer auf,
Kein wilder Iſmael, kein eiferſücht'ger
Ehmann, kein geckenhafter Greis. Doch ſoll's
Euch lachen machen; hört nur günſtig zu,

Und daß Ihr deſto bälder merkt, wo es
Hinauswill mit dem Stücke, ſeid fein ſtill.

Alſo das barbariſche Latein, wie es während des Mittelalters unter den Gelehrten eingeriſſen und immer noch nicht ganz ausgerottet war, auf der einen, und die Wiederherſtellung einer beſſern Latinität durch die Humaniſten des 15ten und 16ten Jahrhunderts auf der andern Seite, iſt das Thema dieſer grammatiſch-literariſchen Komödie. Jeder Sprachfehler, den die Unterredner begehen, verſetzt dem alten römiſchen Grammatiker Priſcian, als dem Repräſentanten der reinen Latinität, einen Schlag oder eine Wunde, über die er ſich beklagt, darüber mit den Unterrednern (deren barbariſche Reden meiſtens wörtlich aus damals wohlbekannten Büchern der mittleren Zeiten genommen ſind,) [1]) weil ſie von ſeinen unſichtbaren Schäden nichts wahrnehmen, überhaupt nicht klug aus ihm werden können, in Verwicklung geräth, zuletzt als Wahnſinniger gebunden wird, bis die beiden grammatiſchen Reformatoren ſeine Bande löſen. Melanchthon hält ihm ſeine Grammatik als Riechfläſchchen vor, und nun (hier wechſelt das Bild; denn bisher war von Wunden und Beulen die Rede) verordnen ihm beide zur Reinigung ſeines durch ungrammatiſchen Wuſt verdorbenen Magens eine Arznei aus ihren und Andrer in beſſerem Latein geſchriebenen Werken; ein reichlicher Stuhlgang erfolgt, durch welchen eine Maſſe barbariſcher Schriften von ihm geht; worauf der Patient in die Officinen eines Froben und Heinrich Stephanus geführt wird, um durch deren gediegene Verlagsartikel ſeinen nunmehr gereinigten, aber zugleich auch geſchwächten Magen aufs Neue zu ſtärken.

Man könnte nun denken, hier eine bloße Schulkomödie vor ſich zu haben, in der es ſich lediglich um Worte und grammatiſche Formen handle. Allein der Dichter hat tiefer geſehen, und durch ſeine ganze Darſtellung anſchaulich gemacht, wie bedeutend dieſes grammatiſche Thema in jener Zeit zugleich in's Leben eingriff. Mit der Barbarei des Ausdrucks zeigt er uns überall die der Vorſtellungen eng ver-

[1]) Praefat. in Julium redivivum, p. 186 der Epistolæ & præfat.: In Prisciano vapulante mirati sunt aliqui, Javellum, Nevisanum, Barberium, nihil aliud loqui, quam quod olim scripserant, & Philonium atque Lilium aliis non uti verbis quam suis, h. e. quæ in Lilio & Philonio medicinali passim occurrunt.

knüpft; hinter Bergen unverſtändlicher Worte verſteckt ſich nicht blos Leerheit und Unwiſſenheit, ſondern auch Charlatanerie und Rabuliſterei, die er uns in ſchlagenden Epiſoden zeichnet; wie mit der reineren Sprache zugleich Klarheit der Vorſtellung und Humanität der Geſinnung einzieht.[1]) Dieſe Bedeutung des Stücks erkannte jene Zeit ſehr wohl: ſein Ruf verbreitete ſich bis nach Italien, und als Friſchlin daſſelbe im Jahr 1584 der Sammlung ſeiner Komödien einverleibte, hatte es bereits drei Einzelausgaben erlebt.[2])

Während Friſchlin alle bisher betrachteten Komödien nicht blos aufführte, ſondern (den deutſchen Schwank: der Weingärtner, abgerechnet) auch zum Druck beförderte, hat er diejenige, zu der wir jetzt übergehen, das Phasma, zwar zur Faſtnacht 1580 zu Tübingen vor Fürſten und Herrn agirt,[3]) aber die Handſchrift zurückgehalten, ſo daß ſie erſt nach ſeinem Tode im Druck erſchienen iſt.[4]) Er befürchtete nämlich mit Recht, damit nach vielen Seiten hin anzuſtoßen, und ſich noch mehr Anfeindungen zuzuziehen, als ihm damals ſchon auf dem Halſe lagen, weil darin alle chriſtlichen Religionsparteien, außer der lutheriſchen, verdammt, und ihre Häupter kurzweg vom Teufel geholt werden. Auf dieſen Patron iſt auch der von Menander entlehnte[5]) Titel: Phasma, d. h. Erſcheinung, zu beziehen: die Sectirer

[1]) In der Zueignung der erſten Ausg. ſagt Friſchlin: Sed dicant & sentiant alii quod libet, mea sic est sententia: horridam ac tetricam orationem aliquid in se monstri alere, & aut rei quæ tractatur, aut animi ipsius horridi ac sinosi indicium esse manifestarium. Quod cum ita sit, omnes ego literarum amantes volo admonitos, ut perspicuo & usitato ac proprio sermonis generi studeant &c.

[2]) S. Nic. Frischlinus, vita, fama, scriptis, ac vitæ exitu memorabilis, recensuit ... atque ... edidit Car. Henr. Langius &c. Brunsvigæ & Lipsiæ 1727, p. 99 f.

[3]) S. den Bericht des Conſiſtoriums an den Herzog, Stuttg. 4. Mai 86. Friſchlin an den Herzog, Hohenurach, Samſtag nach Jacobi 1590. St. A.

[4]) Phasma, h. e. Comœdia posthuma nova & sacra, de variis hæresibus & hæresiarchis ... auctore Nic. Frischlino &c. Impressum in Jazygibus Metanastis anno Christi nati 1592, Antichristi vero revelati 75. (ſ. bei Langius, p. 98.) Der Geſammtausgabe von Friſchlins Komödien angehängt ſeit 1595.

[5]) Dieß ſagt Friſchlin im Prologe ſelbſt; über das Menandriſche Stück vgl. die Stelle des Scholiaſten zu Terent. Eunuch. Prol. v. 9. in der Ausgabe von Bentley.

rühmten sich himmlischer Traumgesichte, die in Wahrheit vielmehr Teufelserscheinungen waren. Das Ganze ist eine wunderliche Composition: formlos, halb deutsch, halb lateinisch, dort Hans-Sachsische Reime, hier Phrasen aus Terenz und Plautus, halb Rede, halb Gesang; dem Geiste nach von einer strenglutherischen Ausschließlichkeit nicht blos gegen verderbliche Schwärmerei, sondern auch gegen die freieren Vorstellungen Zwingli's und Calvins [1]) von dem Abendmahl und der Person Christi, die an einem Humanisten auffallen muß. Wie diese Haltung des Stücks mit Frischlins religiösen Ueberzeugungen zusammenhängt, wird sich später ergeben; hier haben wir es blos mit dem Drama als solchem zu thun.

Das Stück wird durch einen lateinischen Prolog eröffnet und durch einen deutschen Epilog geschlossen; vor jedem Acte wird dessen Inhalt in deutschen Reimen angekündigt, „der Frauen und Mägdlein, wie auch anderer des Latein unkundiger Personen wegen", dagegen fällt nach den Acten ein lateinischer Chorgesang ein; nach dem letzten jedoch wird deutsch gesungen, nachdem in diesem Act auch eine deutsche Scene „der Ergötzlichkeit wegen" eingeschoben war.

Gleich im ersten Auftritt werden wir in den religiösen Zustand der Reformationszeit eingeführt. Man wisse gar nicht mehr, was man glauben solle, klagt ein Bauer dem andern, so vielerlei Meinungen und Secten gebe es. Das komme aber nur vom Ehrgeiz her, daß immer Einer klüger sein wolle als der Andere. Die zweite Scene macht uns eine praktische Folge des Sectenwesens anschaulich. Eine Bäuerin tritt auf, die ihr Mann, von Carlstadts widertäuferischer und communistischer [2]) Schwärmerei angesteckt, nachdem er Hab und Gut verkauft hat, fortschicken will. Daher denn der Chor nach dem Schlusse des ersten Acts ein Gebet contra haereses anstimmt. Der zweite Act führt den widertäuferischen Bauer mit Luther zusammen; dabei kommt es zu einer Disputation, in welcher die Streitpunkte zwischen Luther und Carlstadt, oder zwischen praktischer Religion und Schwärmerei, die Fragen über Taufe, Ehe, Obrigkeit, Eigenthum u. s. f. recht gut und mit großer Bibelfestigkeit in Scene gesetzt

[1]) In Bezug auf diesen im Prolog die horazische Parodie: Novisque rebus infidelis Allobrox, Calvinus.

[2]) Nihil cuiquam debere esse proprium. Act. I, Sc. 2.

ſind. Der Bauer geht nach Mähren ab, dem rechten Sectirersklima in jener Zeit, und Luther gibt dem Weibe verſtändige Rathſchläge; worauf der Chor ein Gebet pro magistratu, contra anabaptistas, anſtimmt. Im dritten Acte treten ein Mönch und eine Nonne auf, die über Schmälerung ihrer Koſt durch die Reformation klagen; dann werden wir zum Marburger Colloquium geführt, wo Luther und Brenz, Zwingli und Carlſtadt ſich gegenübertreten, und Luther beweist,

Daß in dem Nachtmahl nicht nur ſei
Wein und Brod, wie ein Bauren-Brei;

nachher erſcheint auch Schwenckfeld und erzählt einen Traum, wird aber von Brenz abgefertigt; ein Chorgeſang pro agnitione veritatis iſt hierauf ſehr am Ort. Im vierten Acte fängt es bereits an nach Schwefel zu riechen. Der Teufel, für jetzt noch in Mönchsgeſtalt maskirt, freut ſich der vielen Secten, erzählt, wie er den Carlſtadt und Zwingli geholt habe, und geſellt ſich zu Pabſt, Cardinal und Biſchof, die mit den Schlüſſen des Tridentiniſchen Concils beſchäftigt ſind. Nachdem noch einmal Luther und Brenz aufgetreten, die ſchon von Carlſtadts und Zwingli's erbaulichem Ausgange Wind haben, ſtimmt der Chor einen Geſang contra Papam et Papatum an. Im fünften Acte präſidirt Pabſt Pius IV. mit dem Cardinal Campegius und dem Biſchof Hoſius dem Tridentiniſchen Concil; Chriſtus, (auf deſſen Auftreten der Herold mit den Worten aufmerkſam macht:

Nun merkt auf unſers Herren Trab)

mit Paulus und Petrus, miſcht ſich unter die Verſammlung, und Petrus kann ſich nicht enthalten, dem Pabſt, der ſich ſeinen Nachfolger nennt, in das Wort zu fallen. Es entſpinnt ſich eine Diſputation, die ſich hauptſächlich wieder um die verſchiedene Schriftauslegung dreht, und wo dießmal die päbſtliche von Chriſtus und den Apoſteln ſelbſt in die Pfanne gehauen wird. Wie es bereits um die Sache des Pabſtes ſchlimm genug ſteht, tritt zum Ueberfluß auch noch die Mutter des Herrn mit einer Anklage in allverſtändlichen deutſchen Reimen gegen ihn auf: [1])

[1]) Scena intercalaris, condemnationem Papæ & asseclarum ejus præcedens, in qua virgo Maria, mater Jesu Christi, de injuriis a Papa & illius asseclis sibi illatis suo filio conqueritur... oblectationis causa interposita.

Ach, lieber Sohn, auf dieſen Tag
Leg ich dir für ein große Klag,
Wie mich der Bapſt und ſein Geſchwarm
So häßlich ſchändt, daß Gott erbarm.
Beatrix eine Nonne war —

(folgen einige anſtößige Nonnengeſchichten, wobei Maria ausgeholfen haben ſoll; wie ſie, nach der Klägerin Verſicherung, in damals beliebten, zum Theil päbſtlich approbirten Legendenbüchern zu leſen waren. Dann weiter:)

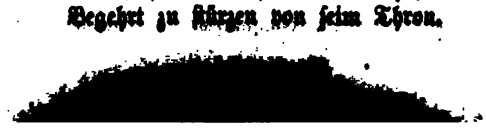
Zween Biſchof ſoll ich haben kußt,
O Herr, das iſt mir unbewußt;
Den ein auch zur Eh habn genommen,
Das iſt mir in mein Herz nie kommen . . .
Soll auch ein Münch in ſeinr Krankheit
Aus mein vollen Brüſten han geſäugt,
Und er davon wordn ſei geſund:
O Herr, wie iſts ſo gar ohn Grund . . . . .
Ach lieber Sohn, auch lieber Herr,
Errette du mein Zucht und Ehr u. ſ. f.

Nach ſolchem Anbringen kann Alles nichts mehr helfen: Pabſt, Cardinal und Biſchof werden vom Teufel und ſeinen Geſellen als gute Beute abgeführt; ſofort, nach ähnlicher Vornahme und ſchriftgemäßer Aburtheilung, partienweiſe Zwingli und Carlſtadt, Mönch und Nonne, Schwenckfeld und der widertäuferiſche Bauer. Dieß abgethan, verfügt ſich Chriſtus in das Thal Joſaphat, um die Menſchheit zum Gerichte zu verſammeln, unterdeſſen ſoll Petrus das Himmelsthor bewachen und Luther und Brenz auf ihn warten heißen, da er ſie mit hineinnehmen wolle. Zum Schluſſe laſſen ſich wechſelnde Halbchöre vernehmen; Chriſtus mit den Seinigen ſingt das Bekannte:

Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort,
Und ſteur des Bapſts und Türken Mord,
Die Jeſum Chriſtum, deinen Sohn,
Wollen ſtürzen von ſeinem Thron u. ſ. f.

welches Satanas cum suis parodirt:

Erhalt die römiſch Kirch, o Gott,
Und wehr des Luthers Hohn und Spott,
Der Papam Pium, meinen Sohn,
Begehrt zu ſtürzen von ſeim Thron.



Nach dem Schluſſe des Stücks wurde noch ein deutſcher Epilog geſprochen, deſſen Zweck die Abwehr von Mißdeutungen war. Er beginnt:

Ein Sprichwort iſt, und nicht unwahr,
Das hat gewährt viel hundert Jahr:
Wann einer an ein Straß bauen will,
Hat er der Widerſacher viel.
Alſo hat es auch ein Geſtalt
Mit dieſem Spiel bei Jung und Alt:
Viel werden ſein, die's loben werden,
Nicht wenig, die es ſchelten gern;
Drum iſt mir hier befohlen worden
Von der Studenten ganzem Orden,
So dieſes Spiel haben gedicht
Und auf dem Plan ſo zugericht,
Ich ſoll auf etlich Einred geben
Ein Antwort hie, ſo merkt mich eben,
Und leſen dieſen Zettel ab,
Ich bitt, habt kein Verdruß darab.

Zuerſt wird dem Einwande begegnet, als ob mit dem Pabſtthum auch der Zuſchauer fromme Vorfahren, die ohne ihre Schuld unter demſelben geweſen, verdammt würden; dann, nach wiederholter Warnung vor Pabſt, Zwingli und Schwenckfeld, heißt es:

Letztlich, ſo werden ſich Leut finden,
Die ſich hierein nicht ſchicken könnten,
Und werden ſagen: Soll man dann
Geiſtliche Sachen auf die Bahn
Fürbringen in eim Spiegelfecht,
Durch ein Comedi alſo ſchlecht,
Als wann die Gottesdiener gut
Verloren hätten all ihrn Muth,
Die Wahrheit nicht mehr könnten lehren,
Und müßt man die Poeten hören
Und junge Leut, den' nicht zu viel
Zur Faßnacht ſei ein Affenſpiel?
Los (d. h. hör) Meiſter Klügle, laß dir ſagen:
Es iſt nichts Neus in dieſen Tagen,
Daß man ſpielweis geiſtliche Sachen
Fürbringen thut, und oft mit Lachen
Der argen Welt muß zeigen an,
Wie ſie ſich muß bethören lan
Vom Teufel und ſeiner argen Rott,

Und werdn mit ihm zu Schand und Spott.
Chriſtus hat ſelbſt parabelweis,
Und gleich in Comedi, mit Fleiß
Der Welt fürgmalt ihr Weis und Gbärd; —

von den Büchern Suſanna, Judith und Tobias nichts zu ſagen.

So in der Bibel werden geleſen,
Das lauter gdicht Spiel ſeind geweſen.
Darum es gar nicht unrecht iſt,
Ein geiſtlich Spiel ſo zugericht,
Und nimmt des Kirchendieners Amt
Gar nichts. Darum euch alleſammt
Will ich hiemit gebeten han,
Ihr wöllets Alls zum Beſten verſtahn.
Hiemit geh ich jetzt wiedr darvon.

Mit dem dritten, patriotiſchen, Stücke dieſes Kreiſes, dem Julius redivivus,[1]) hat ſich Friſchlin am längſten getragen. Nach ſeiner eigenen Angabe[2]) fing er denſelben ſchon im Jahre 1572 an, nahm ihn hierauf im Jahr 80 wieder vor die Hand, und gedachte ihn auf die Oſtermeſſe des folgenden Jahres druckfertig zu machen; aber die Streitigkeiten mit dem Adel, die eben damals einfielen, unterbrachen die Arbeit bei'm dritten Acte des Stücks, und geſtatteten erſt im Jahre 84 deſſen Vollendung für den Druck, nachdem es übrigens doch ſchon vorher, im Jahre 82 oder 83, während Friſchlins Landesabweſenheit, nach ſeinem Manuſcripte zu Tübingen aufgeführt worden war.[3]) Vor dem Druck erlitt es indeß noch allerlei Veränderungen, indem verſchiedene Stellen, welche gar zu offenbare Ausfälle auf ſeine Feinde enthielten, weggelaſſen wurden. So verſichert Cruſius, es habe ſich darin über die philoſophiſche Facultät zu Tübingen der Ausdruck gefunden, wenn all ihre Weisheit ſich in Gift verwandelte, würde ſie nicht hinreichen, eine einzige Fliege umzubringen: doch das ſei von

[1]) Opp. P. scenica, p. 227 ff.

[2]) Friſchlins grundfeſte Erklärung an den deutſchen Adel. Mſpt. des St. A. Derſelbe an Lucas Oſiander Tüb. 18. März 1581. St. A.

[3]) Zueignung der Tragödie Venus an die Grafen von Tübingen, Opp. P. scen. p. 396: Nam Julium meum, cum is Tubingæ ageretur, me adhuc extra patriam apud Carniolanos commorante, vos applausu vestro mirifice approbastis: cumque is in lucem jam prodeat &c. (Idib. Nov. 84.)

einer erlauchten Hand geſtrichen worden.[1]) Auch von Cyclopen, d. h. von brutalen Junkern, und der Unbill, die ſie einem berühmten Gelehrten und Dichter angethan, von der falſchen Anklage auf perduellio, die ſie gegen ihn erhoben haben, war urſprünglich die Rede geweſen, was wir jetzt, wie auch die Scene mit einem türkiſchen Paſcha, vergeblich ſuchen.[2])

Friſchlin ſelbſt ſprach Anfangs von dem Werth und möglichen Erfolge der unter ſo mancherlei Störungen entſtandenen Dichtung unſicherer, als er ſonſt von ſeinen Arbeiten zu ſprechen pflegte;[3]) hielt ſie aber doch nachher für ſein gelungenſtes Stück.[4]) Vor Allem war er ſich des patriotiſchen Gefühls bewußt, das ihn bei der Ausarbeitung beſeelt hatte. Da ein Jeder verpflichtet iſt, dem Vaterland mit der Gabe zu dienen, die er empfangen hat, „wer will es tadeln, ruft er, daß ich, von Liebe zu meinem Vaterlande getrieben, ein deutſcher Mann, dieſes Spiel zu Deutſchlands Lobe verfaßt habe?" Hätte ihn das Vaterland als Kriegsmann erzeugt und auferzogen, ſo würde er nicht der Letzte ſein, mit gewaffnetem Arme dem Andrang der Feinde ſich entgegenzuſtellen: da es ihn aber zum Dichter gemacht habe, ſo habe er es für ſeine Aufgabe gehalten, daſſelbe mit einer dichteriſchen Gabe zu zieren. An die Einwendung, daß das Lob der eigenen Nation im Grunde Eigenlob ſei, glaube er ſich nicht kehren zu dürfen. Denn er habe nicht allein den Vorgang auswärtiger Völker für ſich, deren Schriftſteller ein Gleiches gethan haben; ſondern, was die Hauptſache, er ſei ſich bewußt, bei der Wahrheit geblieben

[1]) Crus. def. nec. p. 141: Infensus meo Collegio, posueras in Julio redivivo: si omnis nostra prudentia in venenum mutaretur, eam non fore tantam, quæ ad unam muscam sufficeret necandam. Sed hoc ab illustri manu deletum fuit.

[2]) Argumentum Julii redivivi (Mſpt. des St. A. Fasc. 13. No. 15. b.): Cicero.. Eobanum solatur, ne ob acceptam injuriam a paucis quibusdam Cyclopibus animum despondeat.... Cæsar.. narrat, quos Cyclopes in cauponis & tabernis viderit. (Ein türkiſcher Paſcha kommt) Quæ illic dicuntur, talia sunt, ut si Germaniæ nostræ non injiciant terrorem aut saltem pudorem aliquem, nescio quid excogitari possit adversus barbariem quorundam plus quam Cyclopicam. Vgl. Celet. II, p. 31 a.

[3]) Lectori pio & æquo, hinter dem Julius rediv. Opp. P. 307 f.

[4]) Friſchlin an Melchior Jäger, Tüb. 1. April 1585. St. A.: Quem (Julium) ego omnibus comœdiis (hoffentlich sc. meis) antepono.

zu ſein, und unſerm Volke keinen eiteln oder falſchen Ruhm angedichtet zu haben. „Möchten nur, ſagt er ganz trefflich, andere Völker entweder gegen unſere Vorzüge weniger ungerecht, oder in der Lobpreiſung der ihrigen etwas ſparſamer ſein.“ [1])

Das Thema des Stücks, abgeſehen von der Erfindung, durch welche Friſchlin daſſelbe dramatiſch gemacht hat, kann man in einem Gedichte Ulrichs von Hutten finden. [2]) Um zu zeigen, daß die damaligen Deutſchen von der Tüchtigkeit und dem Ruhm ihrer Vorfahren noch nicht entartet ſeien, weist Hutten zunächſt auf das geſchichtliche Geſetz hin, daß die Entwicklung der Völker in einem Wechſel von Perioden des Kriegs und des Friedens, oder der Kraft und der Cultur, vor ſich gehe. Und in dieſer Hinſicht ſeien die alten Germanen einſeitigere That- und Kraftmenſchen geweſen, als die jetzigen Deutſchen Culturmenſchen ſeien. Unſere Alten haben Schlachten zu ſchlagen, aber nicht zu beſchreiben gewußt, ſo daß wir jetzt von ihren Großthaten nur durch andere Völker ungenügende Kunde haben: die jetzigen Deutſchen hingegen haben, bei aller Landes- und Geiſtescultur, durch welche ſie ihren Vorfahren ſo weit überlegen ſeien, doch zugleich Thatkraft genug übrig, um nicht allein die Nachbarvölker im Reſpect zu erhalten, ſondern auch von allen Enden der Welt her als Mitkämpfer und Kriegslehrmeiſter geſucht zu ſein. Ja, während dieſer Periode angeblicher Erſchlaffung habe Deutſchland zwei Künſte erfunden, die an Nutzbarkeit alle Geiſteserzeugniſſe des Alterthums, alle Künſte des heutigen Italiens, weit übertreffen: das Pulver, das Mauern und Thürme niederwerfe, und die Buchdruckerkunſt, durch welche der Cultur eine früher nie geahnte Verbreitung und Dauer geſichert ſei. Dieſe Gedanken Ulrichs von Hutten ſind gewiß vortrefflich; aber in ſolcher Geſtalt waren ſie noch nicht poetiſch, am wenigſten dramatiſch. Um ſie dazu zu machen, mußte das Alterthum dem jetzigen Deutſchland perſönlich entgegengeſtellt werden: was nur durch eine poetiſche Todtenerweckung möglich war.

---

[1]) In Comœdiam Julium red. præfatio ad Prætorem, Consules atque Senatum liberæ Imper. urbis Argentoratensis. Epist. & præf. p. 188 ff.

[2]) Quod ab illa antiquitus Germanorum claritudine nondum degenerarint nostrates, Ulrichi ab Hutten, equitis Germani, heroicum. Opera ed. Münch, I, p. 248 ff.

Hermann. Wie aber ſoll ich das mir möglich denken,
Wovon kein Menſch jemals vernommen: daß
Ein längſt Verſtorbner lebend wiederkehre?
Cicero. Ganz leicht.
Hermann. Wie aber?
Cicero. Nun, wie die Poeten
In ihren Stücken oder Dichtungen
Die Todten auferwecken.
Hermann. Ich verſtehe.

Durch ſeine Verwendung, berichtet der Seelenführer Mercur als Prologus, haben Cäſar und Cicero von dem Herrſcher der Unterwelt die erbetene Erlaubniß erhalten, unter ſeiner Führung das jetzige Deutſchland mit ſeinem Anbau, ſeinen neuen Städten und neuen Menſchen, zu beſuchen.

Denn täglich kommen in die Unterwelt
Aus dieſem Deutſchland Leute, deren gleichen
Zu ſeiner Zeit geſehn zu haben, Cäſar
Sich nicht erinnern kann. Der ſtygiſche Sumpf
Reicht kaum zur Löſchung ihres Durſtes hin,
So lechzen ſie, von innrem Brand verzehrt,
Den ſie durch zuviel Wein ſich zugezogen.
Doch davon kommt nichts vor in dieſem Stück,
Das ja zu Deutſchlands Ehren iſt gedichtet.

Die Fabel des Stückes gibt uns der Dichter ſelbſt in einem ſpäteren Gedichte, ſeiner Beſchreibung der zweiten Hochzeit des Herzogs Ludwig, bei welcher daſſelbe aufgeführt wurde.

Julius Cäſar betritt die Bühne, vom Lande der Schatten
Wiedergekehrt, und des neuen Germaniens Fluren durchreiſend
Schaut er mit Staunen das Land, mit Staunen die Städte des Landes.
Ihn begleitet, verwundert wie er ob ſolcher Verändrung,
Cicero. Siehe, da tritt in deutſchen Waffen ein Kriegsmann
Ihnen entgegen; er ſtrahlt in ſchwerem eiſernem Harniſch,
Arm' und Beine bedeckt gleichfalls geſchmiedetes Eiſen.
Wie er nun gar aus dem Feuergeſchoß mit flammendem Krachen
Bleierne Kugeln verſchickt in die widerhallenden Lüfte:
Da, von Staunen erfaßt ob der nie geſehenen Waffe,
Wähnen die Römer, es ſei der Donnerer ſelber vom Himmel
Niedergeſtiegen in Menſchengeſtalt, und beten den deutſchen
Mann als Jupiter an, der nicht mit ſterblichen Waffen

Kämpfe, mit ſauſendem Speer nicht ſchrecke die feindlichen Schaaren,
Sondern mit Donnergeroll und wolkenentſchleudertem Blitzſtrahl
Niederſchmettre die Welt. Doch endlich erfahren ſie Beide,
Menſchenerfindung ſei's, und in deutſcher Schmiede gefertigt
Wehr und Geſchoß. Auch was des Pulvers Gewalt und Gebrauch ſei,
Lernen ſie nun, und wie aus dem Kieſel der Funke zu locken.

Während Cäſarn ſofort der kriegriſche Sinn in das Zeughaus,
Waffen zu muſtern, entführt, erſcheint ein heſſiſcher Sänger [1])
(Lorbeer kränzt vom Parnaß die caſtaliſchen Locken des Mannes),
Dieſer lieſt ein Gedicht, von einem Deutſchen verfaßt, dir,
Marcus Cicero, vor; auch weist er das Buch, das gedruckte,
Dir mit kundigem Finger, und daß auch dieſe Erfindung
Sei aus germaniſchem Geiſt gleich einer Minerva entſprungen.
Dann zur Druckwerkſtatt fort zieht er den innig Erſtaunten
Ueber die Gaben des Volks, und zeigt ihm die Preſſen in Arbeit.

Cäſar iſt unterdeſſen zurückegekehrt und beſchreibt nun,
Was er für Waffen geſeh'n in dem Zeughaus, welcherlei Büchſen,
Was für neue Baliſten, mit ſachverſtändigem Munde.
Da erblickt er von fern, den Hauſirerkorb auf dem Rücken,
Einen ſavoyiſchen Mann, der in neugalliſcher Mundart
Wälſcht, dem alten Beſieger der Gallier nimmer verſtändlich.

Von dem Heſſen geführt, kehrt Tullius jetzt auf die Bühne,
Preist mit Bewundrung die Druckwerkſtatt, die Preſſen, die Typen,
Auch die Kaſten, der Hände Geſchick und der Menſchen Erfindung,
Und die Künſte des gar nicht mehr barbariſchen Deutſchlands.
Endlich mit Cäſar zuſammengeführt, der Vieles von Schilden,
Vieles von Mauerkanonen erzählt, holt Cicero weit aus,
Rühmt ihm die friedlichen Künſte des deutſchen Volkes mit Nachdruck,
Seine gelehrten Schriften und weisheitsvollen Katheder,
Und die Bücher, gedruckt auf ſchnell ſich drehenden Preſſen.

Während ob all den Dingen der römiſche Cäſar erſtaunt iſt,
Schau, da erhebt in der Gaſſe, den Mund aufreißend, ein Schornſtein-
Feger ein grauſes Geſchrei und wälſcht in italiſcher Mundart.
Beide Römer entflieh'n; denn ſie meinen, der grimmige Pluto
Komme daher mit dem Beſen, ſie wegen zu langen Verweilens
Abzuſtrafen und wieder hinab zum Orcus zu führen.
Schwer klagt Cicero dann, daß die alte Romuliſche Sprache
Unter den Enkeln ſo gar entartet, und murrend vor Unmuth,
Läßt er die Zügel dem Zorn und verwünſcht den ſchwarzen Geſellen.

---

[1]) Eobanus Hessus, geb. 1488 zu Bockendorf in Heſſen, einer der ausgezeichnetſten Humaniſten und lateiniſchen Dichter des angehenden 16. Jahrhunderts.

Bis er zuletzt, durch die Rede des freundlichen Heſſen begütigt,
Wieder ſich faßt und hinein ſich begibt zur bereiteten Mahlzeit.
Alles lacht, und vom Klatſchen ertönt das ganze Theater.[1])

Hiemit iſt übrigens die Fabel des Stücks nur bis zum Schluſſe des dritten Actes wiedergegeben: der Umſtand, daß Friſchlin den Reſt hier ganz übergeht, iſt als eine thatſächliche Selbſtkritik des Compoſitionsfehlers zu betrachten, daß er ſchon jetzt Cäſar und Cicero, und zwar ohne alle Kataſtrophe, aus der Handlung verſchwinden läßt. An ſie knüpfte ſich ſo ſehr das Hauptintereſſe des Stücks, daß nach ihrem Abgang nichts mehr im Stande iſt, unſere volle Aufmerkſamkeit zu feſſeln. Auch die Scene im fünften Acte zwiſchen Pluto und dem Kaminfeger nicht, wo beide ſich ſtreiten, welcher der ſchwärzere ſei; eine Scene, von welcher der Dichter ſelbſt rühmt, im ganzen Plautus finde ſich nichts Aehnliches.[2])

Wir haben alſo in Friſchlins Komödie einen doppelten Gegenſatz: Deutſchland iſt, erſtlich in Vergleichung mit der alten Zeit, nicht mehr das Barbarenland, ſondern hat ſeine Lehrerin, das claſſiſche Rom, in den Künſten ſowohl des Kriegs als des Friedens überholt; den jetzigen Nachbarvölkern aber, zweitens, deren eines (die Italiäner) als verkommen,[3]) das andere (die Franzoſen), als Träger der Künſte des Luxus, beide aber ſchon in der Sprache als Abartungen der Römer erſcheinen,[4]) ſind die Deutſchen als Träger der Cultur, als Ur- und Kernvolk gegenübergeſtellt.

---

[1]) Libri IV de secundis nuptiis.. Ludovici &c. In Opp. P. epica, p. 345 f.

[2]) Argumentum Julii r. (St. A.): .. ut nihil in Plauto habeas simile.

[3]) Act. III, Sc. 3. p. 290:

Cicero. .... eon'
Italiæ famam, eon' redisse rem Romanam, ut Italici
Homines caminos Germanorum expurgent, et tam barbare
Loquantur, ut ipsorum linguam neuter nostrûm capere queat?

[4]) Act. IV, Sc. 1. p. 296.

Hermannus (zu dem ſavoyiſchen Krämer): .. merces infers peregrinas Germaniæ,
Quibus enervantur animi, languescit virtus bellica.
Cessatin'? quadrupedem istum mercatorem constringite,
Perniciem juventutis, pestem veteris Germaniæ.

Treten wir jetzt dem Stück in seinen einzelnen Theilen noch etwas näher, so spricht uns gleich Anfangs die Freude des Dichters an den ehren- und wehrhaften, gewerb- und kunstreichen Städten des damaligen Deutschlands an. Die deutsche Stadt, die er vor allen rühmt, und in welcher das Stück eigentlich spielt, ist Straßburg, an das er, wie wir schon aus einer andern Dichtung wissen, eine besondere Anhänglichkeit, und auf das er dießmal, wie wir bald finden werden, auch noch besondere Absichten hatte. Wenn er hätte ahnen können, daß es gerade 100 Jahre nach der Entstehungszeit seines Gedichtes dem Vaterlande so schmählich verloren gehen sollte!

Cäsar. Doch sagtest du mir, Cicero, noch nicht,
Wie Straßburg dir gefallen, diese große
Und mächt'ge Stadt in der Treboker Marken,
Auf fruchtbarem Gefilde.
Cicero. Trefflich wohl!
Cäsar. Durch seine Lage, wie durch Werke ist
Der Platz sehr fest.
Cicero. Das zeigt der Augenschein.
Cäsar. Es ist die schönste von den deutschen Städten,
Ein Hort und eine Zier des Vaterlands. . . . .
Zahlreich ist ihr Geschütz, und ihre Bürger
Von Alters her in Waffen wohlgeübt.
Cicero. Und in den Künsten auch. Denn daß geschickte
Handwerker, große Künstler in ihr wohnen,
Beweist der zierlich wundervolle Bau
Des schlanken Thurmes, der sich höher hebt
Als einst der babylonische.
Cäsar. So ist's!
Cicero. Und dann die Uhr, wie staunenswerth ist die!
Cäsar. Höchst staunenswerth!
Cicero. Wo Sonne, Mond und was
Am Himmel sonst noch wandelt, ihre Bahnen
Mit Lauf und Rücklauf so genau vollenden,
Daß es die wirklichen dort oben kaum
Genauer können.
Cäsar. Ja, ein so gelehrter
Sosigenes, als dieser Künstler ist,

Act. II. Sc. 3. p. 271:

Caesar. Unde, obsecro, est haec nova Gallorum lingua, mi Armini?
Herm. Ex variis mista linguis est haec sartago loquendi nova.

Hat mir gefehlt, da ich das Jahr herſtellte.
. . . . . Doch wie, mein Cicero,
Gefiel dir Augsburg?
Cicero. Rom mit ſeinen alten
Quiriten ſcheint mir dahin ausgewandert.
Cäſar. Wie Nürnberg?
Cicero. Nürnberg iſt Deutſchlands Korinth,
Betrachtet man der Künſtler Wunderwerke;
Doch ſiehſt du auf die Mauern und Baſtei'n,
Wird es kein Mummius ſo leicht erobern. [1])

Die Idee des römiſchen Reichs deutſcher Nation, als einer Fortſetzung des altrömiſchen Weltreichs, hält auch unſer Dichter noch feſt. Zu dem deutſchen Heerführer Hermann (nicht dem alten Arminius, ſondern einem fingirten Kriegsfürſten aus der Zeit des Dichters, dem Repräſentanten der kriegeriſchen Tüchtigkeit des damaligen Deutſchlands, wie Eoban Heſſe die literariſche vertritt) zu dieſem Hermann ſpricht

Cäſar. Nun wünſcht' ich Eines, Hermann, noch zu wiſſen.
Hermann. Was?
Cäſar. Wer jetzt Oberherr in Deutſchland iſt.
Hermann. Der römiſche Kaiſer — ſo benennt man ihn.
Cäſar. Warum denn Kaiſer?
Hermann. Nun, von Cäſar, der
Dies Reich gegründet hat.
Cäſar. Der bin ja ich,
Der nach dem Sieg in der pharſaliſchen Schlacht
Die Weltherrſchaft gewann. . . . . .
Ich freue mich, daß meines Namens Ehre
So langer Zeiten Kluft hat überdauert.
Hermann. Sie dauert noch: denn einen höhern als
Den römiſchen Kaiſer gibt's in Deutſchland nicht.
Cäſar. Was hör' ich?
Hermann. Was die Wahrheit iſt.
Cäſar. So ſind
Die Römer immer noch die Herrn der Deutſchen?
Hermann. O nein, die Deutſchen ſind der Römer Herrn!
Cäſar. Das iſt nicht möglich, wenn die Herrſchaft hier
Der römiſche Kaiſer führt.
Hermann. Nun, er iſt ſelbſt
Der deutſchen Fürſten einer.

[1]) Act. I, Sc. 1, p. 282 ff.

Cäſar. Aber wie
Heißt er dann römiſcher Kaiſer?
Hermann. Grade ſo,
Wie eure Kaiſer einſt von den beſiegten
Germanen ſich Germanicus benannten.
Cäſar. Doch ſage mir, wie kamen denn die Römer
In die Gewalt der Deutſchen?
Hermann. Seit der Zeit,
Daß unſer großer Karl nach der Beſiegung
Des meuteriſchen Longobardenkönigs
Des Reiches Würde an die Deutſchen brachte,
Sind ſiebenhundert Jahre nun verfloſſen
Und vierundachtzig.
Cäſar. Weh'! So lange ſchon
Gehört die Weltherrſchaft dem deutſchen Volke!
Hermann. So lange; denn der jetzt das Scepter führt,
Iſt ſchon der zweiundvierzigſte der Kaiſer. . . .
Cäſar. Iſt's möglich? Welche furchtbare Veränderung!
Hermann. Das Schickſal, Cäſar, iſt es, das den Wechſel
Der Reiche ſchickt.
Cäſar. Wahr! Wahr!
Hermann. Gott iſt es, der
Die Herrſchaft gibt und nimmt, bald die, bald jene
Ans Ruder ſetzt, erniedrigt und erhöht. . . .
Und hat ein Reich die höchſte Höh' erreicht,
So pflegt es ſchnell zu ſinken. Den Aſſyrern,
Nachdem ſie die Hebräer unterjocht,
Blieb länger als zweihundertfünfzig Jahre
Die Herrſchaft nicht. So herrſchten auch die Perſer
Nach Babylons Eroberung durch Cyrus
Nicht länger als an die zweihundert Jahr.
Die Griechen dann, die Macedonier,
Erfreuten nur zweihundert Jahre ſich
Der Obmacht, bis ſie Mummius beſiegte.
So iſt die Dauer großen Reichen ſtets
Verſagt.
Cäſar. O glücklich deine Deutſchen, wenn
Sie fremder Völker Unglücksfälle ſich
Zur Lehre dienen laſſen![1])

Was die Künſte des Friedens betrifft, ſo erſcheint es uns freilich ſeltſam, den höchſten Ruhm der Deutſchen darein geſetzt zu finden,

[1]) Act. II, Sc. 3, p. 262 ff.

daß ſie lateiniſche und ſogar griechiſche Verſe machen können. That ſich ja auch Friſchlin bei dieſer Komödie ſelbſt auf Nichts mehr zu Gute als darauf, daß Alles, was er ſeinen Cicero reden läßt, aus Ciceroniſchen, was den Cäſar, aus Wörtern und Phraſen ſeiner Commentarien zuſammengeſetzt iſt. [1]) Auch die für das Drama überausführlichen Beſchreibungen des Feuergewehrs, der Papierfabrikation und des Bücherdrucks, die Eoban Heſſe dem Cicero und Hermann dem Cäſar zum Beſten geben müſſen, ſind ſolche für uns werthloſe Virtuoſenſtücke, ganz moderne Gegenſtände in claſſiſch-antikem Ausdruck wiederzugeben. Ein Curioſum iſt, daß als Erfinder der Buchdruckerkunſt nicht Gutenberg erſcheint:

Cicero. . . . . Wer aber iſt
Urheber dieſer wunderbaren Kunſt?
Eoban. Wer anders als ein Deutſcher?
Cicero. Wie?
Eoban. Gewiß!
Denn der Erfinder hat zu Mainz gelebt,
Mit dem bedeutungsvollen Namen Fauſt. (faustus.) [2])

Nach den Beſuchen in der Druckerei und auf der Bibliothek fragt Eoban den Cicero:

Eoban. . . . . Wie aber haben deine
Gedruckten Werke dir gefallen?
Cicero. Sehr,
Bis auf die Lücken.
Eoban. Nun, da ſollteſt du,
So lange du hier oben bei uns weilſt,
Die Lücken füllen und die eingeſchlichnen
Druckfehler corrigiren.
Cicero. Das, mein Freund,
Iſt leicht geſagt, doch nicht ſo leicht gethan.
Seit ich bei meiner Ankunft gleich dort unten

[1]) In der Zueignung des Julius redivivus, Epist. & præf. p. 186: Quodsi qui erunt, qui argumentum hujus Comœdiæ extenuare ausint, illorum ego animis hoc cogitandum relinquo, quanti illud sit, quod, quidquid Cicero loquitur, suis loquitur verbis, quibus adhuc vivus uti solebat, quæque etiamnum in hominum extant memoria: et quod Cæsar, quidquid loquitur, id prope omne e Commentariis suis depromtum loquitur.

[2]) Act. II, Sc. 2, p. 258.

Den Becher der Vergeſſenheit geleert,
Hab' ich von all' den Büchern, die ich hier
Geſchrieben, die Erinnrung eingebüßt.

Eoban. Das iſt ein Andres.[1]) —

Die Unterhaltung Eobans mit Cicero wird nun aber auch dazu benützt, die Gelehrten und Schriftſteller des damaligen Deutſchlands die Revue paſſiren und ihnen von dem claſſiſchen Altmeiſter ihr Urtheil ſprechen zu laſſen. Dieſes iſt faſt durchaus ein günſtiges, und es bricht hier ein wahrer Platzregen von Lobſprüchen über die damalige deutſch-lateiniſche Gelehrtenwelt herein. Die Aerzte ſind Hippokrateſſe, die Juriſten Labeone, die Redner ſtellt Cicero ſich ſelber gleich, Athen ſcheint ihm nach Deutſchland gewandert zu ſein. Nur Einen Mann trifft ein Hagelkorn ſcharfen Tadels. Eoban fragt den Cicero, was er de nuper natis quæstiunculis, d. h. von dem rhetoriſchen Lehrbuche des Cruſius, denke?

Cicero. So kindiſch, thöricht, aller Redekunſt
Entfremdet, hab' ich lange nichts geſehn.
Eoban. Doch dünkt der Autor ſich gar viel damit.
Cicero. Der eitle, in ſich ſelbſt verliebte Mann!
Eoban. Iſt aber ſeine Sprache nicht gebildet?
Cicero. Nein, trocken iſt ſie, nüchtern, marklos ganz.[2])

Um ſo beſſer werden die deutſchen Poeten des Jahrhunderts, natürlich nur die lateiniſch ſchreibenden, bedacht.

Eoban. . . . Doch was
Hältſt du von unſern Dichtern? einem Hutten,
Lotichius, Sabinus, Poſthius,
Von Celtes, Stigel, Duza, Utenhoven,
Mycillus, Sturnus, Cordus, Lipſius,
Von Junius, Chyträus, Velius,
Cropacius, Fabricius, Schedius,
Von Lauterbach und Reusner?
Cicero. Was ich meine?
Was Andres, als daß ich beſchwören möchte,
Es müſſen alle Berge deutſchen Bodens
Parnaſſ' und Helikone ſein, die Quellen

[1]) Act. III, Sc. 1, p. 276 f.
[2]) Ebendaſ. S. 278.

All' Hippokrenen, überdem ſo fließe
(Wie Fabeln von der Arethuſa melden)
Der Strom Permeſſus unterirdiſch durch
Verborgne Höhlen in den deutſchen Rhein. . . . [1])

Man könnte ſich verſucht finden, ein ſo überſchwängliches Lob großentheils verſchollener Poeten für Ironie zu halten, beſonders wenn man aus andern Aeußerungen Friſchlins ſieht, welch hohen Begriff er mit dem Dichternamen verband. Es wiſſen die Gelehrten, ſagt er einmal, „daß nicht ein jeder Verſificator, der ein Epigramma oder Epithalamion ſchreiben kann, für einen Poeten zu halten, ſondern welcher ein justum opus oder poema kann componiren. Denn poeta iſt ein griechiſch Wörtlin, und heißt creator, ein Schöpfer und Wunderwerkmann; wie ſich denn Gott ſelber ein ποιητήν, einen Wunderwerkmeiſter Himmels und Erden, nennet." [2]) Was ſollte man nun denken, daß nachkommen werde? „Und halt ich gewiß dafür, (womit ich den Versmachern nicht zu nahe treten will, die auch ihres Lobes werth ſind) daß in unſerer deutſchen Nation nicht wohl 30 oder 40 zu finden, denen dieſer Titul mit Wahrheit gebühre." [3]) In jener Zeit, wo keine 3 oder 4, ja eigentlich kein Einziger zu finden war! So iſt unſerem Friſchlin denn der Dichter, dieſer Wunderwerkmann und Schöpfer, ein andermal nichts weiter als ein vollendeter Redner, was er dann freilich wieder dahin zu erhöhen ſucht, der Dichter ſei auch Redner, aber nicht umgekehrt der Redner auch Dichter, ſondern dieſer

[1]) Ebendaſ. p. 279.

[2]) „Das verſteht kein unglehrter Eßel" ſetzt er hier an den Rand.

[3]) Friſchlins grundfeſte, wahrhafte und unvermeidenliche Antwurt wider ein ehr- und ſchandlos Gedicht Marr Wagners u. ſ. w. Mſpt. des Würtemb. St. A. Vgl. Præfatio ad Frentzelii pœmata, Epist. & præf. p. 148 (wo er eigentlich ſich ſelbſt zeichnet, aber den Begriff des Poeten wieder viel niedriger faßt): Alii contra sentiunt, quod poeta non sit, qui tantum norit rationem conficiendi carmina & elegantias latinæ linguæ (nam hic tantummodo est Grammaticus), sed qui etiam sit excellens historicus, insignis philosophus & præclarus orator, & qui integrum possit scribere poema, in quo historiam sacram, aut civilem aliquam materiam tractet, & vel de laudibus heroum agat, vel quadam philosophica gravitate in mores hominum depravatos invehatur, aut etiam drama aliquod scribat, in quo communis hominum vita tanquam in speculo proponatur.

gleichſam ein göttlicher Redner, mit höherer Begeiſterung.[1]) So unklar war man damals in Deutſchland wie allenthalben noch über das Weſen der Poeſie, als in England der Mann bereits aufgeſtanden war, welcher der neuen Welt, wie kaum je einer in der alten, praktiſch zeigen ſollte, was ein Dichter und was Dichtung ſei. Derſelbe blieb übrigens auch in ſeiner Heimath, wie anderswo, unbegriffen, bis faſt zwei Jahrhunderte ſpäter in Deutſchland verwandte Geiſter erſchienen, welche durch Dichtung und Lehre das Weſen der Poeſie aufſchloſſen, und dieſe Erkenntniß als fortan unverlierbaren Beſitz im Bewußtſein der Menſchheit befeſtigten.

[1]) Celet. I, p. 47 a erklärt Friſchlin den von ihm aufgeſtellten Satz: Poeta est quasi perfectus orator, ſo: Hoc volo, poetam esse etiam oratorem, sed non contra (non enim qui orator est, etiam poeta), & volo esse perfectiorem & quasi divinum oratorem, suo afflatum spiritu. Dieß freilich zugleich mit Bezug auf die akademiſchen Rangverhältniſſe.

Sechſtes Kapitel.

Fernere Reibungen in Tübingen.

Die Gunſt des herzoglichen und die Auszeichnungen von Seiten des kaiſerlichen Hofes, deren ſich Friſchlin zu erfreuen hatte, waren ihm in ſeinem Verhältniß zur heimiſchen Univerſität nicht förderlich. Seine neuen Titel, ſein Gnadengehalt, erregten den Neid der Collegen. Seine dramaturgiſchen Reiſen nach Stuttgart führten häufige Verſäumniſſe ſeiner Lehrſtunden mit ſich, und verminderten ſeine Nutzbarkeit für die Univerſität. Mit den Verſäumniſſen nahm er es überhaupt nicht ſo genau als zu wünſchen geweſen wäre. Es war damals noch Brauch, daß die neglectus der Profeſſoren alle Halbjahr vor dem Senate abgerügt wurden. Dabei erſcheint Friſchlin in der Regel mit mehreren ausgeſetzten Stunden, bald wegen einer Mahlzeit mit Fremden, bald eines Freundes wegen, bald wegen einer Reiſe zum Herzog oder zum Grafen von Zollern, einmal auch propter vitium horologii.[1]) Jene wiederholten Berufungen nach Stuttgart waren dem Senate ſo anſtößig, daß er beſchloß, ſich an den Hofprediger mit einer Vorſtellung zu wenden, daß man Friſchlins künftig verſchonen möchte.[2])

Seiner neuen Ehren will ſich Friſchlin zwar gegen Niemand überhoben haben;[3]) wir erlauben uns aber um ſo mehr, in dieſe

[1]) S. das Senatsprotokoll an verſchiedenen Stellen. Friſchlins Amtsnachfolger, Erhard Cellius, gibt bei einer ſolchen Abhör einmal an: „Als man 10 Heren zu Rotenburg verbrannt, habe er eine Lection verſäumet, dann er das zuvor nie geſehen.“ Senatsprotokoll vom 18. Oct. 1583.

[2]) Senatsprotokoll vom 22. Sept. 1576.

[3]) Frischlin, Celet. II, p. 89: Cum ego e Ratisponensibus comitiis fuissem domum reversus, impetrata laurea poetica & armis ab Imperatoria Maj.,

Verſicherung einen Zweifel zu ſetzen und der gegentheiligen des Cruſius ein Ohr zu leihen, als wir es ganz natürlich finden, daß der in Tübingen ſo hartnäckig zurückgeſetzte Mann die Profeſſoren fühlen ließ, wie viel beſſer ihn die Fürſten zu ſchätzen wiſſen. So mag es immerhin wahr ſein, was er verſichert, daß er nach ſeiner Rückkehr vom Regensburger Reichstag ſeinen alten Platz unter den Profeſſoren eingenommen, auch den Cruſius fortwährend rechts habe gehen laſſen; wenn er doch dieſem bald darauf ſchriftlich erklärte, er habe dabei mehr auf des Cruſius Alter als auf ſeine eigene höhere Würde Rückſicht genommen.[1]) Wie nun aber zu Anfang des folgenden Jahres (1577) die Artiſten ihm ihr Collegium verſchloſſen hatten, da wollte er auch nicht mehr unter ihnen ſitzen, ſondern ſetzte ſich am 2ten Juni, als der Rector die Statuten der Univerſität verlas, den Profeſſoren gegenüber zu den jüngeren Doctoren, und nahm ebenſo in der Kirche einige Jahre lang ſeinen Platz unterhalb der philoſophiſchen Facultät nicht mehr ein. Als kaiſerlichem Pfalzgrafen, äußerte er wohl, gebühre ihm neben dem Rector ſein Platz, und ſo ſetzte er ſich einmal wenigſtens über den Dekan des philoſophiſchen Collegiums. Dieß geſchah im Jahr 1578 bei der Antrittsrede des von Rotenburg zurückberufenen Profeſſors Burckard; worauf in der Nacht, ſo erzählt Cruſius, dem Friſchlin zum Spott ein Schemel vor die Hausthüre geſtellt wurde. Im Jahr 1582 kam dann auf den Antrag des Senats der Befehl, daß Friſchlin, unangeſehen ſeiner kaiſerlichen Würden, bei allen öffentlichen Anläſſen wieder unterhalb des philoſophiſchen Collegiums ſitzen ſolle.[2])

Daß er ſich bei Burckards Antrittsrede ſo weit voranſetzte, das hatte nach ſeiner ſpäteren Darſtellung den Grund, daß er wußte,

& a Cratone, nomine Divi Maximiliani Cæs., honoribus doctoreis: ego tam humilis fui, ut pristinum meum inter professores locum tenerem, neque ulli homini me, hac de causa, præferrem. Dagegen Crus. def. nec. p. 141: Cum a nuptiis primis ill. nostri principis 1575 Stutgardia huc redisses, dixisti: Ego jam illic didici omnes homines contemnere... Inflaverat videlicet te ad tantum fastum gratia principum virorum & nobilitatis, opinioque tuæ eruditionis & sapientiæ.

[1]) Bei Cruſius a. a. O. p. 142: Tuæ ætatis majorem, quam dignitatis & præeminentiæ meæ, rationem habendam putavi.

[2]) Crus. def. nec. 143 f. Frischlin. Celet. II, 89 f.

Burckard beabſichtige einen Ausfall auf ihn, dem er nun, nach ſokratiſcher Art, recht nahe ins Geſicht habe ſehen wollen. Wirklich habe derſelbe in einer Rede, die ihm Cruſius und Liebler haben machen helfen (denn der Mann, den Friſchlin vorher, wie wir uns erinnern, an Geiſt ſich gleich, an Beredtſamkeit über ſich geſetzt hatte, iſt nun, ſeitdem er ihm das Amt weggenommen, auf einmal ein hölzerner, unwiſſender Geſell, nicht werth, Friſchlins capsarius zu ſein) ihn zwar nicht namentlich, doch merklich genug durchgezogen. Am nächſten Sonntag verhindert, nahm Friſchlin dann am zweiten bei Gelegenheit der Diſputationsübungen Genugthuung in einer Rede, worin er zuerſt die wiſſenſchaftlichen Blößen in Burckards Vortrag aufdeckte, dann dem perſönlichen Angriff, oder was er dafür hielt, entgegentrat. Dabei brachen auch ältere Schäden wieder auf: „Dieſe Leute meinen, ſagte er unter Anderem, ſie thun mir weh, wenn ſie mich zu den Mahlzeiten und Trinkgelagen nicht einladen, die ſie auf öffentliche Koſten veranſtalten. Ich aber tröſte mich mit dem Horaziſchen Spruch, daß es ungleich ehrenvoller ſei,

Hoch zu Roſſe zu ſein und an fürſtlicher Tafel zu ſpeiſen.“ [1])

Einen ähnlichen Ausfall machte Friſchlin im folgenden Jahr (1579) auf Liebler, der in einer Rede ſich des Ausdrucks: sicut nugantur poetae, bedient hatte, worin jener eine Kränkung ſeiner Dichterehre erblickte.[2]) Man ſieht, es fehlte auch auf Friſchlins Seite an recht kleinlichen, elenden Geſchichten nicht.

Im Jahr 1577 war es hundert Jahre geweſen, daß Graf Eberhard im Bart die Univerſität Tübingen geſtiftet hatte; wegen einer damals herrſchenden Seuche jedoch wurde das Jubiläum erſt im folgenden Jahre gefeiert. Am 19ten Februar kam der Herzog mit großem Gefolge von Fürſten, Grafen und Edelleuten nach Tübingen, und

---

[1]) Spiendidius mihi est, si cygnus me pascat quam si ex Friſchlin. Popp. II. p. 208 f. Cruſ. II. p. 99.

[2]) Cruſ. ibd. pag. 139 f. Friſchlin. Cruſ. II. p. 94. Liebler antwortete Friſchlin mit Spottverſen. Der eine nannte ihn [illegible] Lorbeerkranz u.

Der ſtarre in wilden ungemeinen Gedanken
Friſchlinus unſerem ſpöttiſchen Witz nicht weiß.

Tags darauf, Morgens halb 8 Uhr, wurde das Feſt mit einer lateiniſchen Rede Dr. Dietrich Schnepffs in der Aula eröffnet. Von der Aula gings unter Heerpauken- und Trompetenſchall in die Kirche, wo Dr. Jakob Heerbrand (der Kanzler Andreä war in Sachſen) die größere Verſammlung durch eine deutſche Predigt erbaute. Mittlerweile mochte ſich der Appetit eingeſtellt haben, und ſo verfügten ſich die Geladenen auf das Schloß, um in der großen Ritterſtube an vielen Tiſchen die Mahlzeit einzunehmen. Während des Eſſens (das nach 11 Uhr ſeinen Anfang nahm) ſpielte Vocal- und Inſtrumentalmuſik, und nachher führte Friſchlin ſeinen Priscianus vapulans auf, was bis nach 5 Uhr Abends dauerte. Der zweite Tag begann mit einer Trauerfeierlichkeit. Bei'm Schießen auf dem Schloſſe zu der Ankunft der Fürſten war durch Zerſpringen eines Stücks ein junger Menſch verunglückt, dem nun der Hofprediger, Lukas Oſiander, die Leichpredigt hielt. Darauf folgte ein großes Mittagsmahl auf dem Univerſitätshaus, der ſogenannten Sapienz, wobei ſämmtliche vornehmen Gäſte, mit Ausnahme der Fürſtlichkeiten, erſchienen. Am dritten Tage nahm die Univerſität das Geſchenk entgegen, welches der Stadtrath ihr durch den Stadtſchreiber Iſaak Schwarz übergeben ließ: es war ein fetter Stier, auf deſſen Stirn mitten das Stadtwappen, daneben rechts das fürſtliche, links das Wappen der Univerſität prangte; damit übereinſtimmend war das rechte Horn vergoldet, das linke mit Zinnober angeſtrichen. Nachdem an dieſem Tage die hohen Gäſte abgereist waren, thaten ſich die Univerſitätsangehörigen noch unter ſich gütlich: es ſpeisten nämlich am Sonntag den 23ten alle Profeſſoren mit ihren Frauen auf dem Sapienzhaus an 6 Tiſchen zu Mittag und zu Nacht.[1]) Friſchlin dichtete zu dieſem Feſt ein Carmen saeculare nach Horaz;[2]) eine poetiſche Feſtbeſchreibung lieferte hernach der Profeſſor Erhard Cellius, wobei in dem Verſe:

Friſchlin, dem Licht Deutſchlands, wo weiſen wir ihm ſeinen Platz an?[3])

die ironiſche Beziehung auf die Ranganſprüche des Letztern nicht zu verkennen iſt.

---

[1]) Crusius, Annal. Suev. III, p. 764 f.

[2]) Opp. P. Eleg. Odar. L. II, 2.

[3]) Teutoniæ lux Frischlinus qua parte locandus? Frischl. Popp. II, p. 210.

Bereits war Frischlin Hausbesitzer in Tübingen. Sein Haus lag zwischen dem Hofe der St. Georgenkirche und der Stadtmauer, gegen den Neckar, und hatte vermöge seiner Lage am Bergabhang einen oberen und einen unteren Eingang, deren ersterer von dem Kirchhof aus durch eine Art von Brücke in das obere Stockwerk des Hauses führte.[1]) Die Beschaffenheit desselben rühmt der Besitzer nicht sehr: er nennt es eine schlechte, enge, schmale Behausung.[2]) Jetzt kaufte er auch ein Gütchen dazu. Es bestand aus etwa 3 Morgen Weinberg und Obstgarten, und lag in einiger Entfernung von der Stadt im sogenannten Rotenbad. Aber Frischlins Baarschaft reichte nicht aus, um den Kaufschilling zu erlegen, zumal auch die nöthige Aufbesserung des Grundstücks Ausgaben nöthig machte. Daher wandte er sich im Juni 1578 an den Herzog um ein Darlehen von 300 fl. auf drei Jahre gegen den landläufigen Zins, dafür wolle er das Gütchen selbst undsein Haus dem Herzog verpfänden. Das Darlehen wurde ihm von dem Gelde gewährt, das von dem eingezogenen Gute widersetzlicher Anabaptisten noch verfügbar war.[3])

Im Jahre 1579 gab des Crusius eifersüchtiger Argwohn zu einer Reihe neuer Mißhelligkeiten Veranlassung. Der Professor der Ethik, Samuel Hailand, zauderte, seine moralischen Quästionen, die er seinen Zuhörern zu dictiren pflegte, drucken zu lassen. Mittlerweile ließ Frischlin sich vernehmen, er beabsichtige ein Buch herauszugeben, in welchem die Aristotelische Moral mit der christlichen verglichen würde. Crusius, dem seit Frischlins Drohung mit einer neuen Rhetorik von nichts als von neuen Lehrbüchern träumte, durch welche jener die der alten Professoren verdrängen wolle, forderte nun den Collegen in einem Epigramm auf, unter solchen Umständen mit der Herausgabe seines Lehrbuchs nicht länger zu säumen.

---

[1]) Crus. contra Frischlin. (Mspt.) p. 147: Domi suæ, inter summum templum & murum Neccaricum, in quam domum e cœmeterio templi per suspensum vestibulum intratur. Vgl. Defens. necess. p. 144.

[2]) Brief an den Herzog, 18. Jan. 1581. St. A. Das Haus steht nicht mehr, aber ein anderes ganz in derselben eigenthümlichen Stellung.

[3]) Frischlin an den Herzog, Tübingen 24. Juni 78. St. A.

Wann erſcheint denn einmal dein gelehrtes Buch von den Sitten?
Eifrig harret darauf längſt der Studirenden Schaar.
Warteſt du, bis es ein Andrer, als wär' es das ſeine, herausgibt?
Den Undankbaren ſoll ſtrafen der göttliche Zorn. [1])

Hier ſprach Cruſius überdieß die Vorausſetzung aus, als wollte Friſchlin an Hailand, deſſen Zuhörer er geweſen war, ein Plagium begehen, zu der er auf keine Weiſe berechtigt war. Wenn Hailand hernach, als ſeine Ethik erſchien, dieſes Machwerk ſeines Collegen vor derſelben abdrucken ließ, ſo wunderte ſich Friſchlin nicht mit Unrecht, wie derſelbe ein, durch die Inſinuation die es enthielt, ſo unſittliches Epigramm vor einem Buche von den Sitten habe leiden mögen.

Nun ereignete ſich am 19ten Juni deſſelben Jahres, daß Nachmittags nach 1 Uhr der Blitz in ein Häuschen am nordweſtlichen Ende des Tübinger Schloſſes ſchlug, in welchem ein Pulvervorrath lag. Eine furchtbare Exploſion erfolgte: der neben anſtehende Thurm war in einem Augenblick zerſtört, Häuſer wankten, Fenſter ſplitterten, Dächer ſtürzten ein, Steine und Ziegel flogen umher, das Schloß war in eine ſchwarze Rauchwolke gehüllt, man glaubte den Untergang der Stadt gekommen. Der Schaden an Häuſern war beträchtlich, doch kein Menſchenleben verloren. Das war ein Stoff für unſern Dichter: ſchon drei Tage darauf war er mit einer Elegie fertig, die er ſofort in der alten Aula, dem philoſophiſchen Sommerhörſaal, vorlas. [2]) Darin gibt er vorerſt von dem Unfall ſelbſt eine ausführliche und anſchauliche Beſchreibung; dann lehrt er denſelben als göttliche Strafe für allerlei Sünden aller Stände, beſonders der höheren, zu betrachten. Darunter ſei das deutſche Nationallaſter der Trunkenheit noch nicht einmal das ſchlimmſte. Aber

[1]) Quando venit tandem tua morum docta synopsis?
Epetit hanc cupide gens studiosa diu.
Exspectas, alius, tribuens sibi, dum prior edat?
Qui male gratus, eum puniat ira Dei.
Das vollſtändige Epigramm (es hat noch ein Diſtichon weiter, das aber hier nicht in Betracht kommt) ſteht in Crusius Germanograecia, p. 148, vgl. mit der Note p. 161. Ueber die ganze Geſchichte ſ. Crusius def. nec. p. 142. 201 ff. Frischlin. Celet. II, p. 82 ff.

[2]) De clade Tubingensium, facta 19. Jun. 1579 post immissum cœlitus fulmen in arcem. Tub. 1579. Jetzt in Opp. P. eleg. L. XXI, El. 13 (mit dem irrigen Datum: Juli ſt. Juni).

Ehrſucht birgt ſich und Liſt und Haß und Neid und Gewinnſucht
Unter des Anwalts Kleid, unter dem geiſtlichen Rock.

Dann, mit Beziehung auf Cruſius, der ein Πολίτευμα οὐράνιον, griechiſch und lateiniſch, geſchrieben hatte:

Einer iſt hier, er kräht von himmliſchem Wandel in zweien
Sprachen uns vor, und verwünſcht gräulich mit Flüchen den Feind.
Und ſtatt chriſtlich für ihn um des Himmels Erbarmen zu flehen,
Ruft er wüthend: ihn ſoll ſtrafen der göttliche Zorn.
Andere ſtimmten ihm bei, von gleicher Erinnys geſtachelt:
Und ihr fragt noch, woher komme der göttliche Zorn?[1])

Dieſes Gedicht machte um ſo mehr böſes Blut, da es Friſchlin, mit Umgehung der akademiſchen Cenſur des Rectors und der Dekane, alsbald drucken ließ und dem Herzog widmete. Auch dieſer, dem es Andreä ausgelegt zu haben ſcheint, nahm es nicht günſtig auf,[2]) und unterdrückte, wie wenigſtens Cruſius meldet, die noch unvertheilten Exemplare. Für die gekränkten Tübinger Herren, beſonders die geiſtlichen, trat nun zunächſt ein heſſiſcher Student mit einem Gegengedicht in die Schranken, in welchem er die Prediger von der Schuld an dem Unheil entlaſtete, und dieſelbe dem Volk auflud, das die reine Predigt des göttlichen Wortes verſchmähe. Da die Schülerarbeit dem Meiſter auch grammaticaliſche und proſodiſche Blößen bot, ſo nahm Friſchlin dieſelbe am 3ten Juli Nachmittags 2 Uhr in ſeiner poetiſchen Lection ſcharf mit, indem er einen Dialog zwiſchen Priſcian und dem Lehrer vorlas, und hernach die Handſchrift vom Katheder herab den Zuhörern zum Abſchreiben gab. Aber an demſelben 3ten Juli Abends 4 Uhr, nach ſeiner griechiſchen Lection, nahm auch Cruſius Veranlaſſung, ſeinen Zuhörern zu zeigen, daß er es nicht geweſen ſei, der durch

[1]) Ambitione, dolis, livore, cupidine, rixis,
Rem sacer antistes causidicusque gerit.....
Est etiam, qui sacra crepans sermone bilingui,
Heu, diris hostem devovet usque modis.
Et pro quo veniam a superis exposcere debet,
Hunc, amens inquit, puniat ira Dei.
Assensere viri, similis quos torquet Erinnys:
Et dubitamus adhuc, unde sit ira Dei?

[2]) Friſchlin an Melchior Jäger, St. 10. Oct. 1579. St. A.

jenen Vers den Blitzstrahl verursacht habe;[1]) denn, sagte er, der Vers wünsche denen, die gegen ihre Lehrer undankbar seien, nicht Verderben oder Verdammniß, sondern Gottes Strafe zur Besserung, damit sie dankbar gegen ihre Lehrer werden, und der Verdammniß entgehen möchten. Nach Frischlins Angabe hätte Crusius weit schärfer gesprochen. Ein gewisser Schriftsteller habe sein Epigramm als gottlos angefochten, aber mit Unrecht. Denn er habe, von prophetischem Geist erfüllt, dasselbe gethan, was Elisa, als er die bösen Knaben verfluchte, die sofort von Bären zerrissen wurden; was Paulus, da er den Hymenäus und Alexander dem Satan übergab; was Petrus, da er Ananias und Sapphira durch sein Wort erschlug. Das ist, setzt Frischlin hinzu, des Crusius Frömmigkeit, das seine christliche Liebe, das sein himmlischer Wandel.[2])

Im folgenden Jahr, als Hallands Buch wieder gedruckt werden sollte, ging der Tanz wegen des Crusius'schen Verses von Neuem los. Frischlin suchte denselben zuerst unter der Hand in der Druckerei zu beseitigen: dann, als ihm dieß nicht gelang, brachte er die Sache vor den Senat und stellte den Antrag auf Streichung des Verses. Aber Crusius erwiederte (in der Sitzung vom 12ten Juli 1580): Dieser Vers stehet da wie eine Schweizerkuh (er ist ein Obersatz). Will Frischlin sich drunter setzen (im Untersatz), so ist das seine Sache. So melke er denn den Schlußsatz heraus, daß er durch Undank gegen seine Lehrer Gottes Zorn verdiene; ich kann's nicht hindern. So wurde, erzählt Crusius, der Vers vom Ersäuftwerden im Neckar losgesprochen, und blieb in Hallands Buche stehen.[3]) Mit dem Hessischen Studenten, der gegen Frischlin aufgetreten war, nahm die Sache einen heiterern Ausgang. Der blonde Jüngling kam später zu unserm Poeten, um sich zu entschuldigen (daß er angegeben habe, von Crusius und Anderen aufgestiftet gewesen zu sein, wollen wir uns hüten, dem Frischlin aufs Wort zu glauben), und brachte ihm eine für seinen Landgrafen Wilhelm bestimmte Elegie von den Schicksalen der schönen Melusina, mit der Bitte, sie zu verbessern und mit

[1]) Crus. defens. necess. p. 203: ... me non dedisse causam illi fulmini hoc versiculo: Qui male gratus &c.

[2]) Frischlin. Celet. II, p. 88 b.

[3]) Crus. def. nec. p. 142. 203. Frischlin. Celet. II, p. 88.

nem Elogium zu zieren. Das Poem sei aber so schlecht gewesen, ersichert Frischlin, daß er es leichter neu gemacht haben würde. Da r es nun weder loben konnte, noch tadeln mochte, und ebensowenig en gelehrten Landgrafen täuschen, als den armen Schlucker ganz ab=hläglich bescheiden wollte, so nahm er in seinem Elogium die Wen=ung: das Gedicht von dem erbärmlichen Schicksale der Melusina sei in wahrhaft erbärmliches Gedicht, die Darstellung dem Stoffe ganz emäß, und verdiene daher, daß ein gnädiger Fürst sich desselben rbarme.[1])

Doch wir müssen von dem Jahr 1580, wohin uns der Verlauf ieser Geschichte vorausgeführt hat, in das vorige zurückkehren. Es ar nun mehr als anderthalb Jahre, daß Frischlin durch gute Worte nd vielleicht auch eine Besoldungszulage sich hatte beschwichtigen lassen: ber von einer Aufnahme in die Facultät, wozu man ihm schon da=als die Hoffnung mehr gelassen als gegeben hatte, war immer noch eine Rede. Frischlin mußte die Sache abermals selbst in Bewegung ringen. Auch griff er es dießmal ganz verständig an. Er erbat sich on dem Senat ein Zeugniß, um auf dasselbe hin auswärtige Dienste u suchen, und dieses (ausgestellt am 5. August 1579) fiel ganz zu u seinen Gunsten aus. Es war im Wesentlichen dasselbe, das er chon im Jahr 1576 erhalten hatte, nur daß dießmal auch seines sitt=ichen Verhaltens nachdrücklicher gedacht war. Nach einer Einleitung, aß der Senat bei Ertheilung von Zeugnissen von jeher von dem Grundsatze ausgegangen sei, dieselben mehr mit Rücksicht auf diejeni=en, denen sie vorgezeigt werden sollen, als auf den Vorzeiger, abzu=assen, heißt es nun (lateinisch) weiter: „In Erwägung dessen können ir mit besonderem Lobe zieren den fürtrefflichen, durch Frömmigkeit, Tugend, Geist, Studium und Gelehrsamkeit ausgezeichneten Herrn icodemus Frischlin, kaiserlich gekrönten Dichter und Pfalzgrafen, an nserer hohen Schule Professor der Poesie und der Historie.“ Er abe unter ihnen ehrlich und löblich gelebt, und schon frühzeitig solche ortschritte gemacht, daß er nunmehr im Stande sei, seine Gedanken n Prosa oder Versen, griechisch oder lateinisch, trefflich und zierlich

[1]) Frischlin. Celet. II, p. 134 b: quod istud carmen de miserabili Melesinae fortuna sit vere miserabile carmen, materia numeris conveniente suis: itaque dignum esse clementis alicujus principis miseratione.

aus dem Stegreif auszudrücken, was er gleicherweiſe in gehaltvollen Reden wie in gelehrten Schriften ſattſam bewieſen habe. Daher ſei auch gedachter Friſchlin von ihnen zu einer öffentlichen Lection an der Univerſität berufen worden, der er nunmehr 12 Jahre lang gut und glücklich vorgeſtanden. Während dieſes Zeitraums habe er folgende Schriftſteller erklärt: Virgil, Horaz, Cäſars Commentarien, Salluſt, und jetzt eben Sleidans Bücher von den vier Monarchien. Im erſten Jahr habe er auch doctrinam sphaericam vorgetragen, und in den beiden folgenden im Pädagogium den Cicero ausgelegt. Ueberdieß habe er die Diſputirübungen der Candidaten des Magiſteriums 4 Jahre hindurch jeden Sonntag dergeſtalt geleitet, daß er jedes Jahr beinahe die ganze Cyclopädie, mit Aufſtellung eines Opponenten, in Reden und Gegenreden durchgegangen habe. Auf die Kundſchaft hievon haben vor zwei Jahren die Steyeriſchen Stände ihn zu einem Rector ihrer Schule berufen wollen, er aber aus Liebe zu ſeiner Heimath, und zu dieſer hohen Schule insbeſondere, den Ruf freiwillig ausgeſchlagen. „Da ſich dieß in Wahrheit ſo verhält, ſo erſuchen wir Alle und Jede, weß Standes oder Würden ſie ſein mögen, daß ſie ihn, Friſchlin, als einen gelehrten, mit vielerlei Wiſſenſchaft gezierten Mann und fürtrefflichen Dichter ſich empfohlen ſein laſſen, und ihm ihre Gunſt, Wohlmeinen und Wohlthat, wie er's denn würdig iſt, mit uns gerne erzeigen wollen." [1])

Dieſes ſo durchaus günſtige Zeugniß ließ ſich nicht blos für das Ausland benützen. Hatte Friſchlin daſſelbe verdient: mit welchem Grund konnte ihm der Senat die Aufnahme in die philoſophiſche Facultät fernerhin verweigern? Hatte er es aber nicht verdient, was war von einem Senat zu halten, der ein ſo täuſchendes Zeugniß ausſtellte? [2]) So wendete ſich denn Friſchlin am 21. September mit einer Bittſchrift

[1]) Frischlin, pro sua Gramm. & strig. Dial. I, p. 145 ff.

[2]) Die Art, wie Cruſius das Zeugniß zu entkräften und zugleich den Senat zu entſchuldigen ſucht, kann Niemanden befriedigen. Def. nec. p. 221: Nam quod testimonio, quod tibi academicus Senatus anno 79 dedit, me convincere vis, te nullas molestias Senatui exhibuisse, & nos mentitos esse, qui te præceptorum contemtorem dixerimus, id nec tibi prodest, nec nobis obest. Charitas academica ἐμακροθύμει (ut loquitur D. Paulus) ad multa & magna connivebat, πάντα ὑπέμεινεν, omnia tolerabat, πάντα ἤλπιζεν, omnia sperabat.

an den Herzog, welcher ein entsprechendes Gesuch an den Senat zur Seite ging. Als er in verwichener Zeit mit der Stelle im Collegio artium übergangen worden, habe er um des Herzogs willen solchen Hohn und Spott mit Geduld aufgenommen, in der Hoffnung, es werde sich der Neid und Haß seiner Mißgönner dermaleinst abessen. Nun sei aber Solches bis anher nicht geschehen, vielmehr habe seit den zwei Jahren der Neid täglich zugenommen, auch sei nicht zu verhoffen, daß es in einer Kürze möchte besser werden. Da er nun deßwegen in Verachtung stehe, auch dadurch in seinem officio unlustig und verdrossen werde, so bitte er, in Betracht seines (ohne Ruhm zu melden) ehrlichen und weitberühmten Namens und zu Erhaltung seiner Reputation möge der Herzog durch seinen Kanzler bei der Universität, Dr. Jakob Andreä, so jetztmals einheimisch, mit Rector und Regenten so viel handeln lassen, daß Frischlin fürohin auch ein membrum Senatus und einer aus dem Facultistencollegio sein möge, und also nicht geringer denn andere Professores Artium gehalten werde. „Denn ich — fügt er hinzu — keine befügte Ursach wissen kann, derenhalben ich sollt von den Andern ausgeschlossen und meinen aequalibus unterworfen sein.“ Sollte jedoch der Herzog sich nicht getrauen, bei der Universität etwas auszurichten, oder im Senat die ihm feindselige Minderheit die Oberhand behalten, so bitte er um Urlaub, eine Zeitlang an solche Orte, da er nicht so verächtlich gehalten und unlustig gemacht würde, zu ziehen, allda publice zu profitiren und zu schreiben; vielleicht könne er dann später vom Herzog mit größerem Nutzen wieder gebraucht werden. [1])

Wirklich verhandelte nun der Kanzler Andreä mit dem Senat, aber in keinem dem Bittsteller günstigen Sinne. Das Ergebniß war auch nur, daß ihm dießmal die Gründe der wiederholten Abweisung bestimmt und deutlich angegeben wurden. Ihr irret euch, sagte ihm der Kanzler, wenn ihr die Schuld eurer Nichtaufnahme in das Collegium den Artisten beimesset: die Aufnahme steht dem Senate zu. Uebrigens sind sie eure Lehrer, und haben euch befördert: ihr aber habt sie nicht anerkannt, sondern in der Weinfeuchte bei Mahlzeiten sie durchgezogen und nur euch allein ausgestrichen. Lasset fremden Mund euch

[1]) Frischlin an den Herzog. Tübingen 21. Sept. 1579. St. A.

loben, nicht den eigenen. Ihr redet Manches, was ihr hinterher läugnet. Eure Sitten waren also das Hinderniß. Der Senat nimmt nur solche auf, die er mit Sicherheit zu seinen Berathungen ziehen kann. Ihr habt euch bei öffentlichen Acten über das Collegium gesetzt, ohne den Spruch des Senates abzuwarten. Wäret ihr auch zehnmal gelehrter, so hättet ihr doch eure Lehrer ehren sollen. Auch in der Kirche stehet ihr nicht bei ihnen in ihrem Stand. Warum habt ihr den Tilemann (so hieß der hessische Student) so öffentlich heruntergemacht? ihr hättet ihn privatim zurechtweisen mögen. Auch in euren Vorlesungen und Schriften stechet ihr auf die Mitglieder des Collegiums. In eurem Blitzgedicht habt ihr gesagt, was nicht wahr ist. Wären die Juristen und Theologen solche Leute, so möchte kein Biedermann mehr bei ihnen sitzen. Euer Stolz und Lästermaul also hat euch im Wege gestanden. Aber bessert euren Wandel, demüthigt euch, empfehlet euch durch gutes Betragen euren Lehrern. Stumpfieret Niemand mehr weder schriftlich noch mündlich. Ihr sollet nicht dunkel schreiben und nach der Hand sagen: weißt du, wen ich hier ansteche? den, jenen, und dazu in die Faust lachen. Gebet nichts mehr in öffentlichen Druck, als mit Erlaubniß des Rectors und der Dekane. Ihr drohet, aus dem Herzogthum wegzugehen? Es ist euch darin alles Gute widerfahren. Ihr waret Stipendiat. Der Herzog wird euch nicht gehen lassen, und der Fluch des Herrn wird euch folgen.[1])

Ob die unlogische, basenhafte Form dieses Sermons wirklich auf Rechnung Andreä's, oder nur des Berichterstatters Crusius komme: so viel erhellt aus demselben jedenfalls, daß der eigentliche Grund, warum ihn die Herren nicht in ihrem Collegium haben wollten, kein objectiver, in Frischlins Verhalten zu seinem Berufe gelegener, sondern nur der subjective der persönlichen Empfindlichkeit seiner Collegen war. Auch trinken hätte er immerhin mögen, wenn er nur im Trunk die Professoren ungerupft gelassen hätte.

Durch diese Antwort des Kanzlers veranlaßt, wendete sich Frischlin schon am 24ten mit einem bestimmten Entlassungsgesuch an den Herzog. Die Objecta ist er erbietig, alle mit Grund der Wahrheit abzulehnen. Seine Werke und Leistungen beweisen, daß er die

[1]) Crusius, defens. necess. p. 204 f. mit einem handschriftlichen Zusatz des Verf.

12 Jahre ſeiner Anſtellung docendo und mit andern exercitiis honestis, gar nicht crapulando, heluando, maledicendo et superbiendo, zugebracht habe. Was insbeſondere den Frieden mit den übrigen Profeſſoren betreffe, ſo wiſſe Gott, wer denſelben zuerſt gebrochen und dawider gehandelt habe; „er weiß auch, wem es damit Ernſt oder nicht, und hab ichs und meine lieben Weib und Kinder wohl erfahren, daß, ſo oft ich ſie anſehe, wir mehr weinen dann lachen, wie dann auch dieſer Brief mehr mit meinen Zähren, dann mit Wachs verbittſchiert iſt". Nun habe ihm ſeine letzte Bittſchrift (unerachtet ſie in der Wahrheit gegründet, und wenn ſie nach ſeinem Sinn und Gemüth verſtanden werde, Niemanden nachtheilig ſei) erſt einen neuen Groll zuwege gebracht, und könne der Herzog leicht erachten, wie beſchwerlich es ihm ſein müßte, an einem Orte fürohin zu bleiben, da ihm ſeine Reden, auch inter pocula, ubi animi sunt simpliciores, zum Häßlichſten ausgelegt werden. Er möchte leiden, daß der Herzog jedes Profeſſoris zu Tübingen Thun und Laſſen, Reden und Schreiben im Grund erfahren könnte: er verhoffe, dabei ehrenhalber ſo wohl zu beſtehen, als der ſich ſelbſt für den Frömmſten und Klügſten bedunke. So müſſe er es Gott heimſetzen, der ein Forſcher aller Herzen ſei. An einem ſolchen Orte könnte er auch ſeine vorhabenden Arbeiten, von denen er ein Verzeichniß beilegt,[1])

[1]) (St. A. Fasc. 9, No. 17 b.) Opera sub manu:
Aristophanis, poetæ comici, latina versio.
Horatii, Persii, Juvenalis, satyrarum paraphrasis.
Virgilii paraphrasis cum commentariis, in tres partes distributa.
Scholia in Sallustium & Cæsarem.
Physiologiæ Aristotelææ & Platonicæ ll. VIII per erotemata.
Moralis philosophiæ ll. IV ex Aristotele, Platone, Xenophonte, Plutarcho, Arriano, Seneca etc. p. erotemata.
Rhetoricarum institutionum ll. III ex omni rhetorum choro conscripti.
Poematum Pars prima, continens VII Comœdias, quarum nomina:
Rebecca; Eunuchus s. Joseph venditus; Adelphi s. Joseph agnitus; Heautontimorumenos s. Jacobus semet excrucians; Susanna; Hildegardis; Priscianus vapulans.
Poematum Pars II., continens X ll. Heroicorum s. Panegyricorum.
Poematum P. III., continens VIII ll. Elegiarum & IV Epigrammatum; unum adoptivum.
Habeo & alia complura opuscula, præsertim orationes & commentationes atque observationes in multos bonos autores. Ad hæc omnia per-

nicht mit dem guten Muthe vollführen, welcher dazu erforderlich sei. So wolle er denn auf des Herzogs gnädige Erlaubniß hin, deren er sich gänzlich und unabschläglich versehe, mit gutem Frieden und aller Gebühr nach scheiden; denn ehe er an des Herzogs Universität Unruhe stiften möchte, dessen man ihn beschuldige, wollte er lieber in's Elend ziehen. Seine Dienste würde er am liebsten dem Herzog gewidmet haben, dem er sie ja vor allen Ständen des Reichs schuldig sei, wenn es nur von wegen seiner Widersacher möglich gewesen wäre: so möge der Herzog als Dank für seine Gutthaten Frischlins libros nuptiarum und seine gehaltenen lateinischen comoedias, damit er S. F. Gn. öftermal habe belustigen wollen, gnädig annehmen, und nun ebenso des Abwesenden, wie bisher des im Lande Gegenwärtigen, gnädiger Fürst und Herr sein und bleiben; „hergegen — schließt er — will auch ich mein gut Würtembergisch Herz, wie alle meine Voraltern, gegen E. F. Gn. die Tag meines Lebens stät und vest behalten." Unterzeichnet: Nic. Frischlinus, Caes. Palatii miserrimus et contemtissimus Comes.[1])

Ohne einen Bescheid abzuwarten, oder dem Senat eine vorläufige Anzeige zu machen, nahm hierauf am 26ten Sept. Frischlin in der Vorlesung von seinen Zuhörern, und ebenso Tags darauf in der Disputation von den Baccalaureen öffentlich Abschied: er sei nun so und so lang diesen Verrichtungen vorgestanden, jetzt lege er sie nieder, und werde hinfort in Tübingen nicht mehr lehren.[2])

Da sich der herzogliche Bescheid verzog, reiste Frischlin ungeduldig nach Stuttgart, um sich denselben selbst zu holen, wartete aber dort acht Tage lang vergeblich auf den Herzog, der verreist war, und wendete sich endlich am 10ten October, da ihm der längere Aufenthalt zu kostbar wurde, schriftlich an Melchior Jäger nach Heidelberg. Aus den Gerüchten von fürstlicher Ungnade wegen seines Gedichts de clade Tubingensium, und daß Dr. Jakob Andreä ihm bei'm Herzog ziemlich eingeschenkt haben solle, könne er sich das Ausbleiben der Ant-

ficienda opus est mihi non invidia, non odio, non contemtu: sed favore, gloria & sumtu: comprimis Dei auxilio & spiritus sancti gratia.

[1]) Frischlin an den Herzog. Tübingen 24. Sept. 1579. St. A.

[2]) Crusius, def. nec. p. 205 f.

ort etlichermaßen wohl erklären. „Muß gedenken, kein Antwort sei
ich ein Antwort." Je nachdem diese ausfiele, möchte er sich unver-
glich bei andern Potentaten zu den ihm angebotenen Diensten stellen
ıd präsentiren. Denn er wolle lieber unter Fremden sich leiden,
nn unter seinen Gevattern und vermeinten Präceptoren; ja viel
ber wenig haben bei gutem Fried und Einigkeit der Collegarum,
nn viel bei neidischen und hinterstelligen verschlagenen Feinden und
ißgönnern. Ueberdieß handle es sich um seine Ehre und die Geltung
ines Namens. Daher bitte er den Herrn Secretari als seinen Ver-
uten, ihn bei fürlaufender Gelegenheit zu verständigen, ob der Herzog
frieden sein wolle, daß er die sich bietende Gelegenheit, in andre
ienste zu treten, ergreife. Auch wünschte er zu wissen, wie es der
rzog mit seinem Subsidium (das ihm bei der Universität so viel
eid erregt habe) zu halten gedenke. Seinem Dafürhalten nach
üsse, so lang seine Arbeit, die Hochzeitbeschreibung, daure, auch der
ihn für die Arbeit Dauer haben. „Und ob ich schon dasselbig nicht
nut per absentiam genießen, so hab ich doch arme Eltern, denen
) bis anhero Handreichung gethan, denen ichs gönnen möchte. Bis daß
) mit der Zeit wiederum gen Tübingen zu meiner Possession komm
ıd mich da in ein Ruh begeb, wie ich dann fürhäbig bin, so mir
iberst Gott der Herr auch ein Alter geben wird". [1])

Nun [2]) reiste Frischlin nach Freiburg im Breisgau, wohin
r. Martin Holzapfel ihn zu einer Doctorpromotion eingeladen
ıtte, zugleich in der Absicht, in Verlagsangelegenheiten Basel zu be-
ıchen. Die Freiburger Professoren nahmen ihn freundlich auf, und
olzapfel sprach ihm zu, seinen Wohnsitz in Freiburg zu nehmen,
: könne Glareans Stelle bei der Universität bekommen, und
ar ohne Gefährde für Gewissen und Religion. Dazu die Nähe
on Basel, wo er den Druck seiner Werke unter Augen haben könnte,
ie Anmuth und Wohlfeilheit der Gegend: genug, Frischlin ließ mit

[1]) Frischlin an Melchior Jäger, Stuttgart 10. October 1579. St. A.

[2]) Frischlin, Calet. II, p. 135 a, setzt diese Reise in den November. Allein am 4. November ließ er sich ja in Stuttgart zum Bleiben überreden, und am 9. fing er seine Vorlesungen in Tübingen wieder an. Hier, wie fast immer, wo es sich um ein Datum handelt, hat Crusius das Genauere, der die Freiburger Reise in den October verlegt. Del. nec. p. 206.

ſich unterhandeln, und verſprach dem Senat, binnen eines Monats mit ſeiner Familie nach Freiburg zu ziehen; auch erhielt er ein kleines Reisgeld oder Draufgeld ausbezahlt. Auf dem Rückwege kehrte er in dem damals Würtembergiſchen Kloſter St. Georgen ein, wo der Abt Renz, ſein Verwandter, vergebens ſeinen Vorſatz wankend zu machen ſuchte. Aber nach ſeiner Rückkehr ſcheiterte die Sache an der entſchiedenen Weigerung ſeiner Frau, mit ihm an einen papiſtiſchen Ort zu ziehen. Vergebens ſtellte er ihr vor, es liege ein proteſtantiſches Dorf der Herrſchaft Röteln ſo nahe, daß ſie dahin alle Sonntag mit ihm zur Kirche gehen könne: die Brenzin wollte nicht zu den Katholiken. War doch von dieſem Geſichtspunkte aus der „Freiburgiſche Handel" ſeitdem ein Hauptvorwurf gegen Friſchlin, den um deſſelben willen insbeſondere Cruſius geradezu in das Licht eines Iſchariot zu ſtellen ſuchte. Daher ſeine Angabe, Friſchlin habe von den Freiburgern eben 30 fl. erhalten, und dieſe ihnen, nachdem ſich der Handel zerſchlagen hatte, wie Judas die Silberlinge, zurückgeſtellt. Nach Friſchlin waren es wenige (10) Thaler, die kaum die Hälfte jener Summe betrugen, die er auch nicht zurückzahlte, und dieſe Angabe wird durch einen, ihm übrigens feindlichen Bericht beſtätigt.[1])

Schon zu Anfang jenes Jahres hatte ſich Friſchlin wegen ſeines freundlichen Verkehrs mit Katholiken zu vertheidigen gehabt. Er eignete ſeine Hildegard dem Abte von Kempten zu, wohl wiſſend, es werde nicht an ſolchen fehlen, die ihn darum als einen Abtrünnigen oder doch als einen Achſelträger verſchreien werden. Gar ſchön weist er bei beiden Gelegenheiten auf Dichtung und Wiſſenſchaft als einen neutralen Friedensboden für die getrennten Religionsparteien hin. Warum, fragt er, ſollte ein proteſtantiſcher Philolog nicht mit gutem Gewiſſen an einer papiſtiſchen Univerſität Dichter und Redner erklären können? So gut als ein proteſtantiſcher Juriſt einem katholiſchen Fürſten oder Biſchof als Rath dienen kann, und der Arzt, wo es zu heilen gilt, auf die Confeſſion keine Rückſicht nimmt. Sind wir doch Eines Reiches Bürger, wir Bekenner der beiden Confeſſionen: warum ſollten wir

[1]) Durch den Auszug aus einem Schreiben des Schaffners des Würtemb. Hofrichters B. von Anweil aus Freiburg, der bei den Acten über Friſchlin, Fasc 10, No. 25 d liegt. Dieſem Berichte ſind wir oben in der beſtimmteren Angabe der Summe gefolgt.

nicht durch gegenseitige Dienstleistung so weit unter einander Freundschaft halten, als es ohne Verletzung des Gewissens geschehen kann? Noch ist ja Gemeinschaft unter uns, und durch die gleichen Studien eine heilige Seelenverbindung. [1]) Bei so schönen Grundsätzen der Duldung ist es nur auffallend, daß just an der nächsten Fasten Frischlin eine so intolerante Komödie wie das Phasma zur Aufführung brachte. Geschah es vielleicht eben, um die Makel zu verwischen, welche der Freiburgische Handel seiner Würtembergischen Orthodoxie angespritzt hatte?

Was übrigens Frau Frischlin betrifft, so war sie bei ihres Mannes Rückkehr aus Freiburg auch noch aus einem andern Grunde übler Laune. Während seiner Abwesenheit war ihr ein Brief in die Hände gefallen, aus welchem ein unsauberes Verhältniß desselben zu einer Nähterin hervorging, die während jenes Jahres öfters im Hause gearbeitet hatte. War dieß schon schlimm genug, so machte sie es dadurch noch schlimmer, daß sie in der Hitze mit dem Briefe bei Verwandten und Bekannten herumlief, sich über ihren Ehemann zu beklagen. So wurde die Geschichte stadtkundig, ja sie wurde ihm bald auch von Auswärtigen in Druckschriften vorgeworfen. Doch ließ man sie für dießmal ruhen; erst nach 7 Jahren gruben seine Feinde sie wieder aus, als es galt, den Verhaßten um jeden Preis sich vom Halse zu schaffen. Dort kommen auch wir darauf zurück.

Gegen Frischlins Abzug nach Freiburg erhoben sich nun aber, außer der Weigerung seiner Frau, auch noch andere Schwierigkeiten. Die Theologen und Kirchenräthe zu Stuttgart, deren Bedenken der Herzog eingefordert hatte, fanden nicht rathsam, ihn hinauszulassen, einmal weil dieß nur mit Nachtheil der hohen Schule geschehen könnte, und dann weil zu besorgen, er möchte draußen „etwan (wie die poetica ingenia im Brauch haben) aus Unbedacht Epigrammata schreiben, daraus Unruh und Beschwerung erfolgen möchte." Freilich sei zwischen der Universität und ihm ein Unwille, dazu vielleicht je ein Theil dem andern Ursach gegeben. Sie, indem sie ihn so lange Zeit wider sein Verhoffen nicht in Senatum und der Facultäten Collegium aufgenommen, Etliche auch seine labores verachtet haben sollen; item, daß man zu einem Professore artium Einen von einem fremden Ort gefordert

[1]) Frischlin. Epistolae & praefat. p. 174 ff. Cod. II, p. 137b f.

und ihm vorgezogen, welches er als contemtum, Hohn und Spott zu Herzen geführt: wogegen denn er in ſeinen Reden und Schriften etwan auch deſto freier und unbeſcheidener geweſen. Deſſen unerachtet hielten ſie, die Theologen und Kirchenräthe dafür, es ſollte das Beſchwerlichſte und der größte Unwille vorüber ſein, und ſich auf folgenden Weg und Handlung täglich mehr abeſſen: Friſchlin wäre vorzubeſcheiden, unter Erinnerung an die genoſſenen Wohlthaten zur Beibehaltung ſeines Amts aufzufordern, mit angehängter Ermahnung, „weil er dennoch ſeine Mängel auch bisher gehabt und zu Zeiten friſch genug geweſen," ſich künftig mehr in Acht zu nehmen und der Univerſität keinen Anlaß mehr zu geben. Zeigte ſich hierauf Friſchlin geneigt zu bleiben, ſo wäre dann auch mit den Mitgliedern der Univerſität zu handeln, daß ſie ſeine Gelehrſamkeit auf der einen und auf der andern Seite ſeine Jugend in Anſchlag nehmen, und ſich füraus etwas günſtiger gegen ihn erzeigen möchten; insbeſondere „da ſie ihn je noch in Senatum zu nehmen nicht bedacht, daß ſie ihm doch die commoda wie einem Andern, weil es nicht um ein Namhaftes zu thun, gönnen und widerfahren laſſen, und dießorts dem ingenio etwas zugeben und überſehen wollten. Sei zu verhoffen, er werde ſich, wenn er mehrern Gunſt und Willen ſpüre, auch anderſt anſchicken und der Schul nicht übelſtändig ſein." Wollte Friſchlin darauf nicht hören, müßte man ihn eben ziehen laſſen; er würde vielleicht bald ſelbſt wieder herein begehren.

Dazu fügte der herzogliche Kanzler, Dr. Joh. Braſtberger, noch eigenhändig: „Dn. Frischlinus hat ein herrlich und divinum ingenium, ſo iſt er dazu exquisitae eruditionis et variae lectionis, der mit ſonderem Nutzen die Jugend inſtituiren kann; derowegen und aus ſonderen andern mehr motivis iſt er nicht von der Schul zu laſſen, und ob er gleichwohl etlich naevos haben möcht, ſo iſt doch zu verhoffen, er werde successu temporis, und ſonderlich da er maturiorem aetatem erlangt, ſich beſſern und emendiren.[1]"

So wurde nun Friſchlin abermals, wie ſchon einmal zu Anfang des vorigen Jahres, nach Stuttgart berufen, und hier am 4. November vor den Theologen und Kirchenräthen, denen auf des Herzogs Befehl, der mehreren Autorität wegen, auch ſein Kanzler beiwohnen mußte,

[1]) Bedenken der Theologen und Kirchenräth, Stuttgart 10. Oct. 1579. St. A.

mit ihm unterhandelt. Er werde ſich zu erinnern wiſſen, zu welchem Zwecke der Herzog und deſſen löbliche Vorfahren ihn und Andere beim studio erzogen und erhalten haben; nämlich um Kirchen und Schulen mit tauglichen Perſonen zu verſehen. Da er nun durch Gottes Hülfe dahin gerathen, daß er mit Lob und Nutzen der hohen Schule zu Tübingen, und alſo ſeinem Vaterland, dienen möge, und man auf ſeinen Abgang nach Andern trachten müßte, ſo wiſſe man ihm keinen Urlaub zu geben; auch könne man nicht erachten, daß es ſeines Weibs und ſeiner Kinder Nutz ſein würde, „dann ſelbige mehr Gelegenheit, Troſt und Zuflucht in ihrer patria und bei den Ihren, als außerhalb an andern Orten, gehaben mögen.“ Deßhalb ſei des Herzogs gnädige Meinung, daß er ſeine Obligation bedenken und in ſeinem Berufe bleiben möge; werde vielleicht dasjenige, ſo ihm bisher gemangelt und ihn zu dieſem Anhalten bewegt, bald gewendt und die Sach in einen beſſern Stand gerichtet werden.“

Hierauf Friſchlin (Nota, ſetzt der Protokolliſt hinzu, hat Alles eleganter latine fürgetragen): Er bedanke ſich, daß der Herzog ſeine scriptiones gnädig aufgenommen und alſo mit ihm handeln laſſe; erkenne auch in Unterthänigkeit, daß ihm viel Gnaden und Wohlthaten erzeigt worden, dafür er dann bisher ſeine getreuen Dienſte, ſeines Verhoffens nicht ohne Frucht, geleiſtet habe. Weil ihm aber nicht allein in dieſem Lande, ſondern auch an andern Orten, ein großer contemtus daraus erfolgt ſei, warum und aus was Urſach er nicht auch in der Facultiſten Collegium aufgenommen werde, ſo habe er kürzlich bei'm Senat um die Urſach ſolcher Zurückſetzung angefragt. Darauf ſei ihm zu verſtehen gegeben worden, die Urſach ſei, daß er 1) andere Profeſſoren verachte, 2) ſich ſelbſt hin und wieder rühme und zu viel von ihm ſelbſt halte, 3) daß er ebriosus und vinolentus ſei. Obwohl ihm nun in dieſen Punkten ungütlich geſchehe, ſo habe er doch geglaubt, ſo mit Schimpf und Spott nicht länger allda bleiben zu ſollen oder zu können. „Aber wie dem, — wofern ihm geholfen und die Sach dahin gerichtet, daß er in des Collegii consortium aufgenommen werde, wolle er gern länger verharren und ſeine operam präſtiren. Wo nicht, könne er nicht bleiben; wolle eher dasjenige, ſo 8 Jahre lang, nämlich 3 in Klöſtern, und 5 bei der Univerſität, auf ihn gewendet, wieder erſtatten und eine andere Gelegenheit ſuchen;

ja er wollte eher die geringſte Condition im Lande annehmen, denn dieſer Geſtalt zu Tübingen bleiben."

Dagegen die Räthe: Man höre nicht gern, daß er's eben darauf ſtelle, ihn entweder in das Collegium aufzunehmen oder ziehen zu laſſen; denn der Herzog und deſſen Räthe möchten ihm die Aufnahme wohl gönnen, „weil es aber bisher aus ſonderem Bedenken nicht habe ſein wollen, und das Collegium hierin allwege liberam administrationem gehabt, darinnen man ſelbigem nicht wohl Maß und Ordnung geben könne, ſo ſolle er demnach die Sache baß erwägen, und ſeiner Obligation gemäß bei ſeiner ordentlichen Vocation bleiben, ſich auch mit Tapferkeit dermaßen in die Sache ſchicken, daß Universitas Urſach habe, ſich auch gegen ihn anderſt zu erzeigen, da es dann bald in einen andern Stand kommen möge."

Durch dieſe und ähnliche Vorſtellungen ließ ſich Friſchlin endlich abermals beſchwichtigen, und erklärte, dem Herzog Gehorſam leiſten und deſſen Willen gemäß in ſeinem Berufe bleiben zu wollen, „der Hoffnung (wie er auch unterthänig bitte) ihm zu helfen und ſeine existimationem zu erhalten." Statt einer ſchriftlichen Verwendung bei dem Senat, wie ſie in den Jahren 74 und 78 mit wenig Wirkung in Friſchlins Angelegenheit ſtattgefunden hatte, waren Kanzler und Räthe der Meinung, diesmal die zur gewöhnlichen Viſitation der Univerſität verordneten Commiſſäre zu beauftragen, „welches, wenn mans mündlich anbringt, beide Theile höret und mit ihnen tractiret, mehr als ein Schreiben verfahren und erſchießen mag." Dabei könnten die Commiſſarii ſowohl dem Friſchlin ad partem fernere Erinnerung thun, ſich füraus mit mehr Tapferkeit und Beſcheidenheit zu erzeigen, als auch denjenigen von ſeinen Collegen, ſo ihm zuwider, ihre Mängel unterſagen und ſie zur Einigkeit ermahnen.[1])

So fing Friſchlin am 9ten November ſeine Vorleſungen mit dem dritten Buche der Georgica wieder an (die Leitung der ſonntäglichen Diſputationen übernahm er nicht wieder), indem er die Aenderung ſeines Entſchluſſes mit der Jahreszeit, welche die Reiſe mit Familie unthunlich mache, mit dem da und dort vernehmbaren Waffenlärm und mit der Verweigerung des Urlaubs von Seiten des Herzogs, entſchul-

[1]) Protokoll, was mit D. Nic. Frischlino gehandelt worden, Stuttg. 4. Nov. 79. ſammt Beibericht von demſ. Datum. St. A.

digte. Den Freiburgern ſchrieb er zunächſt ſo, wie wenn er auf's Frühjahr doch kommen wollte; erſt am Anfang des nächſten Jahres ſtellte er ihnen vor, daß die Vortheile, die ihm unterdeſſen in der Heimath geboten worden, es ihm beſchwerlich machen würden, die Stelle an ihrer Hochſchule anzunehmen; worauf ſie ihn mit der Bemerkung, daß er das vorher hätte überlegen ſollen, übrigens ganz freundlich, ſeiner Zuſage entbanden. [1]) Die Vortheile, von welchen Friſchlin in dieſem Schreiben ſpricht, ſcheinen die Naturaleinkünfte eines Facultätsmitgliedes geweſen zu ſein, welche ihm entweder überhaupt erſt jetzt, oder doch erſt jetzt vollſtändig, zugelegt worden ſein mögen.

Um dieſe Zeit benützte Friſchlin eine Gelegenheit, auch die geiſtlichen Herren am Würtembergiſchen Hofe ſich zu verpflichten. Dieſe waren hier noch mächtiger als damals überall, weil der fromme Ludwig ſeines Vaters Ergebenheit gegen die Theologen, ohne deſſen überlegene Einſicht und Willensſtärke, geerbt hatte. Der Probſt der Stiftskirche in Stuttgart, Brenzens Nachfolger, erſt der ſchon erwähnte Balthaſar Bidembach, dann Dr. Johannes Magirus, und noch mehr der Hofprediger, Dr. Lukas Oſiander, erſcheinen als ſehr einflußreiche Männer. Letzterer war der Sohn jenes Andreas Oſiander, der durch eine eigenthümliche Rechtfertigungslehre, zugleich aber als einer der wildeſten Streiter der Reformationszeit, bekannt iſt. Der Sohn war in Nürnberg im Jahre 1534 geboren, und noch zu Herzog Chriſtophs Zeit Würtembergiſcher Conſiſtorialrath und Hofprediger geworden. Sein Einfluß ſtieg unter Herzog Ludwig, in deſſen ſpäteren Jahren er mit Melchior Jäger, dem Landhofmeiſter und Kanzler, die herrſchende Camarilla bildete. Auch in Friſchlins Angelegenheiten finden wir ihn vielfach thätig; in den Acten thun ſeine ſchönen, gerundeten Federzüge neben der unleſerlichen Handſchrift des Erſtern dem Auge wohl; er zeigt ſich als ein verſtändiger, gewandter Mann, bis an die theologiſche Gränze hin, jenſeits deren er, bei ſchätzenswerther Gelehrſamkeit, aller Beſchränktheit und Intoleranz ſeiner Zeit und ſeiner Partei verfällt. Er war nicht nur ein Hauptkämpfer gegen Pabſt und Jeſuiten, ſondern auch gegen den verbeſſerten Gregorianiſchen Kalender, der ihm ſchon deßwegen überflüſſig erſchien, weil ja der jüngſte Tag vor der Thüre ſei; von einem Calviniſten glaubte er von

[1]) Crusius, defens. necess. p. 206 ff. Frischlin, Celet. II, p. 186.

vorne herein nichts als Lügen erwarten zu dürfen, und daß die Juden Zauberer unter ſich hätten, Brunnen vergifteten und Chriſtenkinder mordeten, war ihm eine ausgemachte Sache. Gleichwohl miſchte ſich in jenem Schreiben gegen die Juden, das faſt 20 Jahre ſpäter unter Herzog Friderich den Sturz des alten Mannes herbeiführte, mit dem religiöſen Vorurtheil richtiger nationalökonomiſcher Inſtinct; wie ſich in ſeinem Benehmen in der ganzen Sache Freimuth und Charakterſtärke mit beichtväterlicher Anmaßung verbanden.[1]) Gegen Friſchlin war Oſiander von Anfang nicht übel geſinnt; die jenem ſo günſtigen Zeugniſſe und Gutachten der Theologen und Kirchenräthe hatte er mitunterzeichnet: aber er war der Schwager von Jakob Andreä, der Friſchlins abgeſagter Gegner war, auch griff dieſer ſpäter, wie wir finden werden, einen ſeiner beſonderen Freunde an; wozu noch die Abſtoßung kam, die zwiſchen Poeten- und Pfaffennaturen von jeher ſtattgefunden hat. Niemals übrigens wurde Oſianders Widerwille gegen Friſchlin zum verfolgungsſüchtigen Haſſe, und dieſer that ihm Unrecht, wenn er ihn in ſpäterer Zeit für einen ſeiner thätigſten und ſchädlichſten Feinde hielt.

Oſiander hatte an dem das Abendmahl betreffenden Streite zwiſchen den beiden Straßburgern, Johann Sturm und Johann Pappus, auf Seiten des letzteren, d. h. des ſtreng lutheriſchen Lehrbegriffs, theilgenommen, und war dafür von dem reformirten Theologen Lambert Danäus angegriffen worden. Friſchlin, der lebenslänglich gern dabei war, wo es Händel gab, der für das lutheriſche Bekenntniß eine anerzogene Vorliebe hatte, und nun überdieß eine Gelegenheit ſah, ſich dem einflußreichen Hofprediger zu empfehlen, überſetzte oder latiniſirte erſt zwei Streitſchriften deſſelben gegen Sturm, und verfaßte hierauf eine Schutzſchrift für Oſiander, welche dieſer alsbald mit einigen Aenderungen zum Druck beförderte. Friſchlin will die Arbeit nur zum Privatgebrauch des Hofpredigers beſtimmt gehabt haben; die Sache war ihm bedenklich wegen der Anfeindungen, die ſie ihm zuziehen mußte; weßwegen er ſich auch unter einem erdichteten Namen,

[1]) Vgl. Sattler, Geſch. des Herzogth. Würtemberg unter den Herzogen, V, S. 209. Pfaff, Geſch. des Fürſtenhauſes und Landes Würtemberg, III, 1, S. 300. Oſiander ſtarb im J. 1604 zu Stuttgart, wohin er nach längerem Aufenthalt in Eßlingen zuletzt doch hatte zurückkehren dürfen.

obwohl vergeblich, zu verſtecken ſuchte. Damals nun hieß er Oſianders theurer Freund, der ihm lebhaften Dank dafür ſagt, daß er den verlogenen Franzoſen nach Verdienſt heimgeſchickt habe, und eine Zeit lang wirklich ſeinen Gönner und Beförderer ſpielt.[1])

Ein anderes Würtembergiſches Kirchenhaupt, der Abt Jakob Schropp in Maulbronn, arbeitete in jenen Jahren an einer ſeltſamen Geiſtesgeburt. Der Tridentiniſchen Kirchenverſammlung gegenüber, welche die Proteſtanten nicht als ein frei chriſtlich Concilium anerkannten, führte er die Idee eines wahrhaft ökumeniſchen Concils durch, wobei er Theologen aller Parteien, aber auch Kirchenväter, Apoſtel und Chriſtus ſelbſt auftreten und Reden halten ließ. Nun konnte ſich der Abt zwar auf die Reinheit ſeines Glaubens verlaſſen, auf die ſeines Lateins jedoch weniger; jedenfalls wußte er, daß ſein ehemaliger Königsbronner Zögling ein beſſeres ſchrieb, und ſo ſuchte er dieſen, der jetzt überdieß mit ihm verſchwägert war, zum Ueberſetzer zu gewinnen. Da auch Oſiander und der Herzog ſelbſt ſich für das Maulbronniſche Scriptum intereſſirten, ſo übernahm Friſchlin die Arbeit, die ihm aber bald ſehr läſtig wurde, ſo daß er deren Fortſetzung, jedoch vergeblich, von ſich abzuwälzen ſuchte.[2])

Seit zwei Jahren war Friſchlin, wie wir wiſſen, Gutsbeſitzer, wozu ihm der Herzog 300 fl. vorgeſtreckt hatte. Nun war aber im Jahr 1579 der Wein nicht gerathen, und Friſchlin hatte noch außerdem ſchlecht ſpeculirt. Er hatte nämlich ſeinen guten 77er und 78er verkauft, und das Geld an Weingärtner geliehen, die es ihm in Wein wieder heimgeben ſollten. Nun konnten ſie ihn am Herbſt 79 nur halb bezahlen, und noch dazu in ſaurer Waare, daraus nichts zu löſen

[1]) In dem Verzeichniß Friſchliniſcher Schriften vor der Methodus declamandi werden aufgeführt:

Antisturmii duo Osiandri latinitate donati a Nic. Frischlino.

Spongia Laonici Antisturmii a Sturmeneck &c. adversus Lamberti Danæi, Calvinistæ Gallicani, Antiosiandrum, pro Luca Osiandro.

Vgl. die Briefe: Oſiander an Friſchlin, Stuttg. 17. Mai 1580. Friſchlin an den Herzog, Tüb. 31. Juli 1580. St. A.

[2]) Vgl. die Briefe: Friſchlin an den Herzog, Tüb. 31. Juli 80 und 10. Febr. 81. Der Herzog an Friſchlin, St. 28. März 81. Friſchlin an Oſiander, Tüb. 18. März 81. Oſiander an Jäger, Stuttg. 27. März 81. Schropp an Friſchlin, 16. April 81. St. A.

war: er hatte also kein Geld, dem Herzog seinen Zins zu entrichten, viel weniger am Kapital etwas abzuzahlen, und sah sich genöthigt, um Frist zu bitten.[1]) Diese erhielt er auch bis auf Johannis Baptistä; wie er aber auch jetzt nicht bezahlen konnte, wurde ihm von dem herzoglichen Verwalter sein subsidium an Früchten innebehalten, so daß er Brod kaufen mußte. Das war ihm bei der damaligen Theurung doppelt empfindlich, was er dem Herzog nicht verhehlte. Er hätte gedacht, man würde in solchem Falle darauf Rücksicht nehmen, daß er sein ingenium. Sinn und Gedanken nicht auf Reichthum, Erd- und Geldwucher, wie etwan andere des Herzogs Unterthanen, sondern zu Erbauung der Kirche Gottes, zur Pflanzung der Jugend richten thue, wie denn in nächster Meß auf einmal 8 opera von ihm erscheinen werden. Hätte er sein Geld nicht an theure Bücher angelegt, sondern Gülten daraus gemacht, wie Andere, so sollte der Herzog auf dießmal von ihm nicht molestirt werden. Nun bitte er um drei Dinge: 1) weil er zu Gottes Ehre den Zwinglern und Calvinisten geantwortet (in der Spongia) und dann den ersten Band Paraphraseos Virgilii, woran er drei Jahre gearbeitet, dem Herzog dedicire, wolle dieser einen Theil der 300 fl. aus den Kirchenkasten für ihn erlegen lassen, damit er an der Fortsetzung der Arbeit über Virgil nicht durch Sorgen der zeitlichen Nahrung verhindert werde. 2) Das Uebrige möge der Herzog einstweilen für ihn darstrecken, bis er in Zeit von einem Vierteljahr es bei einer fremden Herrschaft oder benachbarten Reichsstadt entlehnen und dem Herzog wiedererstatten könne, „als ein armer Professor, der bis ander keines Hellers werth nirgend her ererbt, und allein seines ingenii zu genießen hat.“ 3) Die zwei Zinse seit d. J. 78 betreffend, überschickt er dem Herzog eine ordinariam glossam über den neuen römischen Ablaß, so ihm von Augsburg zugekommen. „Da nun E. F. Gn. den einen Zins, nämlich 15 fl., für mich zu Gnaden bezahlen will (dann Ablaß ohn Geld nit hingeht), so will ich diese glossam sammt der Vorred Dr. Jacobi Heerbrandi (dem sie herzlich wohl gefallen und er nicht genug darob lachen können) in Druck kommen lassen. Da aber E. F. Gn. ich zuviel hiemit zumuthen würde, so will ich mein Ablaß bei mir behalten, und lugen, wie auch diese Zins erlegt werden. Ich verhoff aber, weil ich das concilium

[1]) Frischlin an den Herzog. Tübingen 25. April 1580. St. A.

zu Maulbronn mit ſoviel Müh und Arbeit in latinam linguam transferirt und noch nicht erlegen bin, E. F. Gn. werden in promovendis meis conatibus auch nicht erliegen, und da ſie mir gleich die ganz Summ aus Gnaden nachließ, propositis certorum operum conditionibus, ſie werd darum nicht verarmen". [1])

Melchior Jägers Antrag ging dahin, ihm 50 fl. am Hauptgut und die 30 fl. Zinſe zu erlaſſen, und für den Reſt ihm auf ein Jahr ohne Zins Friſt zu geben. Dadurch würde er, meinte Jäger, „nicht allein luſtig gemacht, welches bei denen Leuten ſein muß, ſondern dennoch daneben der Poetenkopf im Zom (Zaum) behalten, wenn ſonderlich ihm dieſe Vertröſtung angehängt würde, daß hiernach auf fernern ſeinen Fleiß, fürnehmlich da er die bewußte concilia fertigte, welches ein opus magni laboris, der Herzog ſich weiters gegen ihn in Gnaden erzeigen würde."

Wirklich erging am 4ten November ein herzoglicher Erlaß an die Kirchenkaſtensverwalter, ſie ſollen „Nicodemo Frischlino aus ſondern Gnaden 50 fl., und dann von der Bebenhauſiſchen Pfleg ſeiner Hausfrauen in die Kindbett ein Eimer guts Weins verehren laſſen", und die Superattendenten des Stipendiums wurden angewieſen, ihn zweimal in der Woche zum Eſſen, bis auf Wiederabkünden, gehen zu laſſen. [2])

Doch um die Zeit, als der Herzog ihm noch ſolche Gnaden erzeigte, hatte Friſchlin bereits von anderer Seite einen Sturm gegen ſich heraufbeſchworen, der ſeine Wohlfahrt in den Wurzeln erſchütterte, und ſeinen nachmaligen Untergang vorbereitete.

---

[1]) Friſchlin an den Herzog, Tübingen 31. Juli 1580. St. A.

[2]) Erlaß vom 4. Nov. 1580. St. A.

Siebentes Kapitel.

Friſchlins Zerwürfniß mit dem Adel.

Seine Oratio de vita rustica.

Als Feinde unſeres Poeten haben wir bisher eigentlich nur einen Theil ſeiner Collegen kennen gelernt, denen ſein Geiſt zu überlegen, ſein Selbſtgefühl zu laut, ſeine Zunge zu ſcharf, wohl auch ſein Wandel zu wenig geordnet war. Mit den übrigen Ständen war ſein Vernehmen im Allgemeinen ein freundliches. Einzelne Verſtöße, wie gegen die Tübinger Bürgerſchaft durch den angefochtenen Pentameter, ſcheint man ihm nicht nachgetragen zu haben. Den Adel insbeſondere hatte er durch Verherrlichung vieler von ſeinen Sproſſen in der Würtembergiſchen Hochzeitbeſchreibung ſich verpflichtet. Einzelnen derſelben, wie denen von Ebingen, hatte er noch beſondere Arbeiten zum Preis ihrer Voreltern gefertigt. Hauptſächlich aber führten ſeine geſelligen Talente ein trauliches perſönliches Verhältniß mit manchen Herren und Edeln herbei. In Hechingen bei den Grafen von Zollern war er ein gern geſehener Gaſt; der Würtembergiſche Hofrichter, Hans Burkard von Anweil, pflog freundſchaftlichen Umgang mit ihm, und mit dem Tübinger Obervogt, Fritz Herter von Herteneck, that er mehr luſtige Trünke, als ihm hernach lieb ſein konnte. Das war es überhaupt, wodurch er ſich hier ſchadete: er machte ſich mit dieſen Leuten, deren Sitten großentheils noch roh, deren Bildung gering, um ſo größer aber der Hochmuth war, zu gemein. So nahmen ſie ihn, was die Sitten betrifft, für ihresgleichen, indem er mit ihnen ſoff und Zoten riß; da ſie aber nach Rang und Stand ſich hoch über ihm

wußten, ſo ſahen ſie ihn doch wieder nur als ihren Luſtigmacher an. Und indem er ſich ebenſo umgekehrt ſeiner Ueberlegenheit an Geiſt und Bildung bewußt war, erlaubte er ſich, die edeln Herren mit Scherzen und Stichelreden aufzuziehen, die das einemal hingingen, das anderemal aber doch auch böſes Blut abſetzten. Aus dieſem Geſichtspunkte verſteht man die folgende Scene, welche Cruſius mit Recht als den erſten Anlaß all des Ungemachs bezeichnet, das von da an über Friſchlin hereinſtürmte. [1])

Eben war das Hofgericht wieder beiſammen, die höchſte Appellationsſtelle für bürgerliche Rechtshändel im damaligen Würtemberg, das, mit 12 Beiſitzern, getheilt in eine adeliche, eine Doctoren- und eine Landſchaftsbank, unter dem Vorſitz eines Gelehrten von Adel, welcher der Hofrichter hieß, um Invocavit, Trinitatis und Martini, zuweilen auch um Bartholomäi, jedesmal für mehrere Wochen, auf dem Rathhaus zu Tübingen zuſammenzutreten pflegte. Es war der 11te März, und die Herren gaben ſich einmal wieder bei einer der Mahlzeiten Erholung, deren in jenem Zeitalter kein Ende war. Die edeln Aſſeſſoren, Gedeon von Oſtheim, Carl von Remchingen und Fritz Herter von Herteneck, dieſer zugleich Obervogt von Tübingen, ein Reutlinger Arzt Alexander Camerarius, und unſer Friſchlin als Gaſt des Hofrichters Burkard von Anweil, waren unter den Schmauſenden. Es ging heiter zu auf dem Tübinger Rathhauſe, und Friſchlin insbeſondere war „boſſierig" in ſeiner Art; aber ſeine „ſcherzigen Reden" ſcheinen einen Stachel enthalten zu haben, der wenigſtens Einen der Anweſenden verletzte. Bereits war das Eſſen vorbei und Friſchlin ſchon zum Abgang gerüſtet, während Herter noch feſtſaß und auch ihn aufzuhalten ſuchte: da trinkt der Hofrichter, der gleichfalls noch am Tiſche ſaß, ſeinem Gaſte noch einen Becher zu. Den nimmt Friſchlin und bringt ihn dem Obervogt, der ihm vorkam, als wenn er einſchlafen wollte. Aber dieſem mochte mit dem Wein noch eine von Friſchlins Reden im Kopfe herumgehen, oder erlaubte ſich dieſer jetzt, bei'm Zutrinken, einen Spaß, der ihm mißfiel; genug, ſtatt Friſchlins Gruß zurückzugeben, antwortete er lakoniſch: „Ein Dreck."

[1]) Die folgende Erzählung iſt zuſammengeſtellt aus gegenſeitiger Abwägung der Berichte Friſchlins in dem Schreiben an den Herzog, Tüb. 9. Juni 1580, St. A., Celet. II, p. 138, b. ff. und des Cruſius, defens. necess. p. 209.

Worauf Friſchlin, in ſolchen Fällen nie verlegen, mit aller Feinheit der beſten Geſellſchaft jener Zeit erwiedert: „Ich nimm euer Maul und iß den Dreck und noch mehr“.[1]) Darauf wandte er ſich um und trank den Becher dem nun auch aufgeſtandenen Hofrichter zu, indem er den Winterhut, den er abgezogen hatte, wieder aufſetzte. Während er aber trinkt, erhält er von hinten einen Schlag auf den Hut, daß ihm dieſer über die Augen herabfällt. Es war der Obervogt, der aber, bis Friſchlin den Hut zurückgeſchoben und den Becher niedergeſetzt hatte, um ſich umzuſchauen, ſchon wieder auf beide Ellbogen geſtützt am Tiſche ſaß. Alle waren betreten, und Friſchlin ſagte: „Was iſt das? geht man ſo mit einem um? Ich habe ein ſpitziges Wort durch ein anderes erwiedert; eine ſolche Beſchimpfung hätte ich nicht erwartet.“ So ging man auseinander.

Des andern Morgens wartete Friſchlin dem Herzog auf, der ſich gerade in dem benachbarten Bebenhauſen aufhielt, that aber, wie er verſichert, des Vorfalls keine Erwähnung. Am Abend beſcheidet ihn der Hofrichter zu ſich und redet ihm zu, die Sache nicht anhängig zu machen, er wolle ſie gütlich beizulegen ſuchen. Friſchlin erklärt ſich bereit, die Beleidigung dem Weine, nicht Fritz Hertern, zuzuſchreiben; nur das Eine bedingt er ſich aus, daß dieſer ſich der That nicht zu ſeinem Unglimpf rühmen möge. Eben dieß kam ihm jedoch ſchon nach einigen Tagen zu Ohren: Herter rühme ſich bei Gaſtmahlen, ihm eine Ohrfeige gegeben zu haben; und bald lief das ihn beſchimpfende Gerücht durchs ganze Land. Jetzt glaubte Friſchlin, es ſich ſelbſt und der Univerſität ſchuldig zu ſein, erſt durch eine Anzeige beim Rector ſeine und ihre Ehre zu wahren, und als dieſer, Dr. Kilian Vogler, ſich der Sache nicht annehmen wollte, da ſie vor den Herzog gehöre, ſo entſchloß er ſich zur Klage beim Herzog. Er erzählte dieſem, wie und unter welchen Umſtänden Fritz Herter ihn mit freventlicher Handanlegung an ſeinem Leib injurirt habe, und „weil mir nun dieſe injuria, fährt er fort, nicht von einem ſchlichten Weingärtner, ſondern von einem Obervogt und Gerichtsaſſeſſore, auch nicht einem ſchlechten unanſichtigen Curſanten, ſondern einem Pro-

[1]) Dieß gibt Cruſius in einem handſchriftlichen Zuſatz zu der Stelle der dec. noc. griechiſch ſo: τὸ στόμα αὐτοῦ πάσης τῆς ἐν τῇ πόλει κόπρου χωρητικὸν εἶναι, was bei Tübingen allerdings viel geſagt war.

ſeſſori und mit ſondern privilegiis et dignitatibus gezierten Perſon, dazu einem geladenen Gaſt, und dann nicht in einem Biegel, ſondern auf dem Rathhaus, intra subsellia Consistorii, begegnet: ſo kann ich ſolche injuriam keineswegs liegen laſſen; ſonderlich aber dieweil ſich Fritz Herter bis anhero leichtfertigerweis dieſer mannlichen That halben gerühmt und noch rühmt, und überdieß noch eine allgemeine Ritterſchaft durch ſich und die Seinen wider mich zu verhetzen ſich unterſteht." Demnach möge der Herzog die Sache unterſuchen laſſen, und nicht allein ihn bei ſeiner Ehr und Reputation, ſondern die ganze Univerſität bei ihren Privilegiis gnädiglich erhalten, damit ſolche freventliche muthwillige Thaten künftighin vermieden bleiben.[1])

Während der herzogliche Beſcheid auf Friſchlins Klage ſich verzog, reiste dieſer am 27ten Mai nach Hechingen, und beſuchte den Grafen Eitelfritz von Zollern, bei dem er auch deſſen jüngern Bruder, Grafen Chriſtoph, der in Haigerloch ſeinen Sitz hatte, antraf.[2]) Man fuhr „auf einer Gutſchen" in das Feld ſpazieren, und Graf Chriſtoph, „als ein ſcherziger, holdſeliger und freundlicher Herr, fing an, ihn mit Fritz Herter, wegen der Schmach, die dieſer an ihm begangen, zu vexieren." Friſchlin erzählte nun den Vorfall, und ſetzte dann hinzu, ihre Gnaden ſollen ſich nicht wundern, daß Herter ſich der an ihm begangenen Ritterthat ſo rühme: habe er ſich doch ſchon gerühmt, Aehnliches gegen viel höhere Perſonen, und namentlich gegen einen der Grafen von Zollern ſelbſt, ſich erlaubt zu haben. Er, Friſchlin, könne Tag und Stunde, Ort und Zeugen noch angeben, vor denen Herter folgende Geſchichte erzählt habe. Auf eine Zeit, als er mit Herzog Chriſtoph ſelig zu Steinhilben auf der Jagd geweſen, habe der junge Graf (Chriſtoph) von Zollern, der mit ſeinem Vater dem Jagen beigewohnt, ihn Gori, wie des ältern Grafen Narr hieß, genannt. Er habe ihm erwiedert, er heiße nicht Gori, ſondern Fritz Herter, „und als ihm der Graf zu viel machen wollen, ſei er aufgewiſcht mit dieſen Worten: Wie, Herr, wollen wir Fäuſtlins miteinan-

[1]) Friſchlin an den Herzog, Tübingen 9. Juni 1580. St. A. Dieß war aber ſchon die zweite Klageſchrift, nachdem auf eine frühere (die nicht vorliegt) keine Antwort erfolgt war.

[2]) Es waren drei Gebrüder, Söhne des 1576 verſtorbenen Grafen Carl I. von Zollern; auch dem dritten Bruder, dem Grafen Carl II. in Sigmaringen und Böhringen, werden wir in Friſchlins Geſchichte nächſtens begegnen.

der machen?" Daraus man abnehmen könne, ſetzte Friſchlin hinzu, daß Herter ſeines Fäuſtlesmachens ſich gern zu gebrauchen und hernach zu berühmen pflege.[1])

Hierüber ſtellte nun der Graf Hertern zur Rede, und nahm ſich überdieß die Genugthuung, daß er in Stuttgart im offenen Wirthshaus zum Adler ſich vernehmen ließ, er höre, Herter habe ſich gerühmt, ihm eine Maulſchelle gegeben zu haben; wenn Herter ſolches rede, ſo lüge er wie ein Schelm.[2]) Dieſer zog in ſeiner Antwort an den Grafen die Sache in Abrede;[3]) was er auch in ſoweit mit Wahrheit konnte, als aus Friſchlins Erzählung nicht hervorgeht, daß er ſich gerühmt hätte, die Maulſchelle wirklich gegeben zu haben; der Graf aber nahm ſeine Antwort als Ausflucht, und bemerkte in ſeiner Erwiederung ziemlich ſpitzig: „Wann man in den tollen und vollen Unter- und Schlaftrünken zu Zeiten, wie man weiß, etwas beſcheidentlicher wäre, und da man von Grafen und Herren reden wollte, nicht alſo unbedächtlich herausbladerte, ſo bedürft es hernacher nicht viel Revocirens und Entſchuldigens. Aber wie der Vogel, alſo auch ſein Geſang, an dem man ihn erkennen ſoll."[4])

Ueber Friſchlin klagte Herter bei der Univerſität, und da „zwiſchen beiden Theilen große Verbitterung und Bewegnuß zu verſpüren war," ſo gebot dieſe Friſchlin als dem Ihrigen Frieden, der Herzog ebenſo ſeinem Obervogt, ſich gegen Friſchlin aller Thätlichkeiten zu enthalten, indem er überdieß dem Landhofmeiſter und Kanzler auftrug, bei nächſter Viſitation der Univerſität auch dieſen Handel vorzunehmen und womöglich in Güte beizulegen.[5]) Dieß geſchah: Friſchlin ſowohl als Herter erklärten die Sache für bloßen Schimpf und Scherz, dadurch ſie die Ehre und Reputation des Grafen nicht anzutaſten ge-

[1]) Friſchlin an Rector und Regenten der Univerſität, (Tüb.) 10. Auguſt 1580. St. A. Celet. II, p. 142.

[2]) Rector und Regenten der Univ. an den Herzog, Tüb. 17. Aug. 1580. St. A.

[3]) Fritz Herter an den Grafen Chriſtoph von Zollern, (Tüb.) 25. Juni 1580. St. A.

[4]) Graf Chriſtoph von Zollern an Fritz Herter, Haigerloch 13. Juli 1580. St. A.

[5]) Rector und Regenten an den Herzog, Tüb. 17. Auguſt 1580, (ſammt der herzoglichen Reſolution darauf). Der Herzog an die Univerſität, Pfullingen, 18. Auguſt 1580. St. A.

meint geweſen, und der Herzog ſprach dieſem brieflich zu, ſich an ſolcher Erklärung genügen zu laſſen.[1]) Der Graf that's, dem Herzog zu Gefallen, konnte jedoch ſein Befremden nicht bergen, daß Friſchlin ihm auf mehrmaliges Befragen, ob er auf ſeine Ausſage fußen möge, mit Ja geantwortet habe, und nun ſolle Alles beiderſeits nur Scherz geweſen ſein.[2])

Doch dieſer zweite Handel war noch nicht ausgetragen, ſo war ſchon ein dritter angegangen, der von noch ganz anderer Bedeutung werden ſollte.[3]) Im April war Friſchlin nach Stuttgart gereist, um für den Tübinger Buchdrucker Alexander Hock einen herzoglichen Vorſchuß von 100 fl. zum Drucke der Paraphraſen über Virgils Bucolica und Georgica auszuwirken, die er während der Jahre 78 und 79 ſeinen Zuhörern dictirt hatte. Als Probe legte er den herzoglichen Räthen nur ſeine doppelte Paraphraſe der erſten Ekloge vor. Sie erkannten, wie Friſchlin in ſeiner Art „ohne Ruhm" meldet, ex ungue leonem, der Buchdrucker erhielt das Geld, und begann ſofort im Juli den Druck. Nun hatte Friſchlin im November 78 ſeine Vorleſungen über die Georgica mit einer Rede de vita rustica, vom Bauernleben oder Bauernſtand, eröffnet, und es ſchien paſſend, dieſe hier mit abzudrucken. Ob ſich dieß ſo zufällig machte, wie Friſchlin es ſpäter darſtellte, daß ſein gelehrter Amanuenſis (Hieron. Megiſer) das Manuſcript unter ſeinen Papieren gefunden, deſſen Druck beantragt, und Friſchlin es vorher nicht mehr angeſehen habe, kann man bezweifeln; es iſt aber von untergeordneter Bedeutung. Freilich war in den akademiſchen Statuten vorgeſchrieben, daß kein Univerſitätsangehöriger etwas drucken laſſen ſolle, es habe denn die Cenſur der vier Dekane paſſirt:[4]) hier aber war die Cenſur der herzoglichen

[1]) Der Herzog an den Grafen von Zollern, Stuttg. 29. Sept. 1580. St. A.

[2]) Der Graf von Zollern an den Herzog, Haigerloch 18. Oct. 1580. St. A.

[3]) Ueber das Folgende vergl. Frischlini epist. ad Jo. Posthium, 20. Nov. 1580, an die Grafen von Zollern, Tüb. 16. Nov. 1580, verſchiedene Briefe an den Herzog aus den JJ. 80 und 81; dann die Apologie, oder gründlicher nothwendiger Bericht auf ein ungegründet Ausſchreiben ꝛc.; ferner den allerunterthänigſten Bericht an Kaiſer, Churfürſten u. ſ. f., ſämmtlich Manuſcripte Friſchlins im St. A. Endlich Celet. II, p. 144 ff.

[4]) Zehn Jahre ſpäter, auf Hohenurach, äußerte ſich Friſchlin über dieſen Punkt auf Befragen ſo: „Daß er die Univerſität nicht darum gefragt, damit habe er

Räthe an die Stelle getreten, und durch eine etwas kühne Auslegung konnte man die fragliche Rede zu dem Reſte des Manuſcripts rechnen, den die Räthe neben der Probe beſonders zu prüfen für überflüſſig gehalten hatten.

Als die Rede gedruckt war,[1]) wurde der Buchdrucker auf eine darin befindliche Stelle über den Adel aufmerkſam gemacht, und fand daher gerathen, vor dem Verkauf erſt bei'm Rector deßhalb anzufragen. Friſchlin jedoch bekam ſeine 20 Autoreremplare, wovon er 14 gleich am andern Tag nach Bebenhauſen trug, für die Aebte, denen er die Paraphraſen, um ihre Einführung in den Kloſterſchulen anzubahnen, dedicirt hatte, die übrigen ſpäter an Freunde verſchenkte. Mittlerweile legte der Rector, Med. D. Georg Hamberger, die Sache dem Senate vor, der gleichfalls der Meinung war, was Friſchlin an den ungerathenen Edelleuten geſcholten, möchte nicht jedermann gefallen „bei dieſer kutzligen Welt"; das Beſte werde ſein, Friſchlin ſende ein Exemplar an den Herzog mit der Anfrage, ob etwas in der Rede geändert werden ſolle, oder ob ſie ſo feil gethan werden dürfe? Dieß geſchah, und die Exemplare wurden einſtweilen bis zum Einlauf höherer Entſcheidung „zur ſichern Hand gebracht." Es war um das Ende des Juli und den Anfang des Auguſt; aber Jagdkundige wiſſen, daß um dieſe Zeit der edle Hirſch jagdbar wird; da war alſo Herzog Ludwig nicht daheim, ſondern zu Steinhilben auf der „Hirſchfeiſtin" und konnte ſich mit gelehrten Reden nicht befaſſen.[2]) So verzog ſich ſeine Antwort; während die Hand, welche die Exemplare an ſich genommen, nicht die ſicherſte war. Sei es, daß die Stube, worin ſie

---

ſich ſeines Vermeinens nicht ſo hart vergriffen, dieweil man die statuta academica nicht ſo stricte, ſondern jeweilen ſo viel halte als man möge." Nic. Frischlini Bekenntniß, Hohenurach 2. Mai 1590. St. A.

[1]) Crusius, contra Frischlin. Mſpt., p. 212: „Excusa fuit 1580 ab Alex. Hockio. In frontispicio zwai Beurlin drauff gemalet." Sie erſchien alſo, wenn auch im Zuſammenhang mit den Paraphraſen, doch zugleich als beſondere Schrift.

[2]) Friſchlin an den Herzog, 22. Dec. 80 St. A.: „nachdem E. F. G. aus anderen ehehaften Geſchäften und Urſachen ſich damals nicht gleich reſolvirt." Epist. ad Posthium: Dum princeps venationibus occupatur & moram facit in respondendo. Vgl. des Herzogs Randbemerkung zu Anweils Bericht, d. d. Herrenberg 13. Mai 1581.

lagen, nicht gehörig verſchloſſen war, oder daß der Drucker für ſich einzelne Exemplare verkauft hatte, oder daß Friſchlin einige der ſeinigen ſchon jetzt an Freunde vertheilte, die ſie weiter kommen ließen: genug, die Rede, auf welche ihrer vorläufigen Beſchlagnahme wegen die Neugier ſehr geſpannt war, kam, wenn auch nur als höchſte Seltenheit, aus, und wurde dadurch für Friſchlins ferneres Leben ſo verhängnißvoll, daß wir ſie zum Gegenſtande einer eingehenden Betrachtung machen müſſen.

Die Rede über das Bauernleben [1]), die alſo, wie wir uns zu erinnern haben, ſchon im November 1578 „ſchier allerdings (ſagt Friſchlin) inmaßen ſie gedruckt," von ihm an der Univerſität gehalten worden war, beginnt mit einem Danke gegen Gott für den beiſpiellos reichen Ernte- und Herbſtſegen jenes Jahres, und einer Ermahnung zu mäßigem und mildem Gebrauche deſſelben. Dann zum Thema übergehend, führt ſie aus, daß der Ackerbau 1) von göttlicher Einſetzung, und zwar die älteſte von jenen Thätigkeiten ſei, welche Gott für das menſchliche Leben angeordnet habe. Schon den Garten Eden ſollte der Menſch bauen; die Meinung von einem völlig arbeitsloſen Leben im Paradieſe iſt ein Wahn. Aber auch nach dem Falle waren die Patriarchen keine Stadt-, ſondern Landleute, die ſich beſonders durch Viehzucht ernährten. Noah pflanzte den Weinſtock, wozu ihm Gott die Erlaubniß gab, weil das Trinkwaſſer auf Erden durch die Sündfluth verdorben war. So gab es Landleute lange ehe es Städter gab, und ſehen wir darauf, wer die erſten Burgen und Städte gegründet hat, ſo finden wir, daß dieß nicht gute und weiſe, ſondern ſchlechte und gottloſe Menſchen, wie Kain und Nimrod, geweſen ſind. Dagegen iſt das Landleben 2) von jeher die Lebensweiſe der beſten und frömmſten Menſchen geweſen. Es iſt Unſinn, wenn ſophiſtiſche Redner ſagen, der oder jener weiſe Mann habe die auf dem Felde thieriſch lebenden Menſchen in Städte verſammelt und cultivirt. Als ob die Städter beſſer und weiſer wären als die Landleute, und man

[1]) Oratio de vita rustica, recitata Tubingæ anno 1578, triduo mensis Novembris, præsentibus ill. principe Georgio Gustavo, Palatino Rheni &c. & generoso Dno, Meliore Friderico, Comite in Falckenstein &c. In Nic. Frischlini orationes insigniores aliquot, opera & studio M. Geo. Pflügeri, Ulmani. Argentorati, 1605, p. 252—333.

die Menſchen nicht vielmehr aus den Städten auf das Land als vom Land in die Städte verpflanzen ſollte. Daraus erhellt auch, wie irrig die Meinung derjenigen iſt, welche den Landbau für eine gemeine Beſchäftigung halten, die ſich nur für unfreie und ungebildete Menſchen ſchicke. Vielmehr war derſelbe auch im heidniſchen Alterthum die Mußebeſchäftigung der größten Staatsmänner und Feldherren: und hier kommen denn die Xenophons und Cincinnatus, und die ſchon durch ihre Zunamen auf den Ackerbau hinweiſenden Fabii und Pisones, Cicerones und Lentuli, zur Sprache.

An dieſer Stelle macht der Redner den erſten Ausfall, und zwar auf die geld- und ahnenſtolzen Patricier in den Städten, deren ſchmutziger Erwerb ſo wenig als das Beutemachen der Kriegsleute ſich mit dem ehrlichen Landleben jener Alten vergleichen laſſe. Doch, um andere Beſchäftigungen nicht zu ſchelten (ſo lenkt er dießmal noch ein), jedenfalls iſt der Landbau eine urſprünglichere, natürlichere, und darum edlere Beſchäftigung, als Schifffahrt, Handel, Krieg, oder das hündiſche Geſchäft, die Reichſten anzubellen und dem Schuldigen gegen den Unſchuldigen zu helfen (ſo haben im Vorbeigehen auch die Advocaten eins weg). Man ſagt, der Stand des Landmanns ſei ein knechtiſcher. Allein iſt denn der Hofmann freier, der von der Schelle und Laune ſeines Gebieters abhängt? der Beamte, der Tag und Nacht der Leute Klagen anhören, und darauf bis zur Heiſerkeit Beſcheid geben muß? der Städter, der ſich des Nachts wie das Vieh einſchließen läßt? Die Mißhandlungen aber, welche die Bauern von gewiſſen Herren erdulden müſſen, gereichen dieſen Letzteren, nicht dem Bauernſtande, zum Vorwurf. Man ſagt ferner, die Arbeit des Landmanns ſei hart und ſchmutzig. Allein im Schweiße ſeines Angeſichtes ſein Brod zu eſſen, dazu iſt der Menſch von Gott beſtimmt, und ſchmählich iſt es, dieſe Arbeit Andern zu überlaſſen und müſſig zu gehen. Man meint, der Ackerbau erfordere keine Kunſt oder Wiſſenſchaft. Im Gegentheil: der Ackerbau hängt mit Naturkunde, Geometrie und Aſtronomie zuſammen, und iſt daher eine freie und edle Kunſt und Beſchäftigung (ars liberalis atque ingenua). Schon Columella beklagte, daß es keine Ackerbauſchulen gebe, und die gelehrteſten Männer des Alterthums, ein Heſiod und Varro, Virgil und Plinius, haben über Landwirthſchaft geſchrieben. Dieſe iſt aber

3) auch die nothwendigſte und nützlichſte Beſchäftigung. Ohne Schiffer, Kaufleute, Advocaten u. ſ. f. könnten die Menſchen gar wohl leben, aber nicht ohne Bauern. Der Bauer ſelbſt kann manche Handwerke ganz entbehren, weil er deren Arbeiten ſelbſt beſorgt, und die übrigen ſind doch viel mehr von ihm, der ihnen die Stoffe liefert, als er von ihnen, abhängig. Er verſchafft uns die nöthigen Nahrungsmittel: wo unter den eßbaren insbeſondere das Brod dem Redner Veranlaſſung gibt, allerhand redneriſche Gemeinplätze ſammt Stellen und Geſchichtchen aus Claſſikern anzubringen. Unter den Getränken wird das Waſſer inſofern angeführt, als es auf dem Lande beſſer ſei, als in der Stadt, doch mit einem ſkeptiſchen Beiſatz in Betreff ſeiner Zuträglichkeit, welcher beweist, daß unſer Poet mit dieſem Getränk wenig Bekanntſchaft hatte; wogegen er des Weins mit einer Art andächtigen Verſtummens gedenkt. [1])

Indem der Redner hierauf von den Producten, oder dem objectiven Nutzen des Landbaues zu der ſubjectiven Lebensförderung übergeht, welche für den Landmann aus dieſer Lebensart entſpringt, nähert er ſich immer mehr der Klippe, an welcher er ſein Lebensſchiff ſo unwiederbringlich beſchädigen ſollte. Die Bauern, wird ausgeführt, ſeien die geſündeſten Menſchen, und werden älter als andere, was ſie der freien Luft, vor Allem aber der Mäßigkeit und Arbeit verdanken. „Das kann man an den Bauernmädchen ſehen, die immer emſig ob ihren Feldgeſchäften ſind, und unſern Stadtjungfern, die allweg daheim ein ſitzendes Stubenleben führen. Die Landdirnen ſind immer wohlauf, ſie ſtrotzen und glänzen vor Geſundheit. Die andern hingegen kränkeln ſtets, ſehen blaß und gelb aus, waſchen ſich immer, baden ſich immer, putzen und mutzen ſich immer, legen Roth auf, zieren und ciſeliren ſich immer". [2]) Die Bauern, fährt Friſchlin fort, ſeien

[1]) P. 285 f.: Dicat fortasse quispiam, aquæ usum in potu esse noxium, propterea quod ventriculum refrigerat & robur ejus caloremque dissipat, concoctionem & digestionem impedit &c. Esto. At ego in elixandis cibis... in coquenda cerevisia, in attemperando diluendoque vino, non tantum utilem aquam, sed etiam necessariam esse judico.. ?. Superest vinum, ruris donum ac decus amabile: de quo satius est tacere, quam pauca dicere, ut ille de Carthagine sua ajebat.

[2]) P. 298. Ich bin bei der Ueberſetzung dieſer Stelle zum Theil Conz gefolgt, in ſeinem Nikodem Friſchlin, Königsberg 1792. S. 29 f.

ferner die frömmſten Menſchen, weil ihr Abhängigkeitsgefühl durch die Veränderungen der Witterung am lebendigſten erhalten werde. Die rechtlichſten: während aus den Städten, mit Hülfe gewinnſüchtiger Krämer und rabuliſtiſcher Sachwalter, die Gerechtigkeit ganz ausgerottet ſcheine. Sie ſeien anſpruchslos, friedliebend, ehrlich: lauter Tugenden, welche der Redner ſofort durch den Gegenſatz ins Licht ſtellt, und zwar durch den Gegenſatz mit den Laſtern — der Junker und Hofleute ſeiner Zeit.

Dieſen angefochtenen Abſchnitt ſeiner Rede [1]) hat Friſchlin zu ſeiner Rechtfertigung ſelbſt in's Deutſche überſetzt, und dieſe Ueberſetzung ſammt dem lateiniſchen Text in ſeine, zu Ende d. J. 1580 verfaßte, und noch handſchriftlich vorhandene Apologie aufgenommen, ſo daß wir nun eine dreifache Redaction deſſelben unterſcheiden müſſen. 1) Das Lateiniſche in der Apologie ſcheint der urſprüngliche Text der erſten Ausgabe zu ſein, deren wenige in Umlauf gekommene Exemplare verſchwunden ſind. 2) Die deutſche Ueberſetzung, welche Friſchlin gibt, iſt zwar übrigens getreu und wörtlich, nur an einigen wenigen Stellen ſchiebt ſie mildernde Erläuterungen ein, deren dann 3) der gedruckte lateiniſche Text in der Sammlung der Friſchliniſchen Reden, als Wiederabdruck aus einer ſpätern Vertheidigungsſchrift Friſchlins,[2]) noch weit mehrere, wie auch etliche Auslaſſungen, enthält. Wir geben die Hauptſtellen in Friſchlins eigener Ueberſetzung, von der wir nur einigemale abweichen, wo ſie undeutlich iſt; die verſuchten Milderungen merken wir jedesmal beſonders an.

„Vergleiche[3]) jetzunder mit dieſem Lob der Bauern das Leben unſerer Edelleut,[4]) wie ſie genannt werden: und erwäge bei dir ſelber,

[1]) P. 304—309. 313—315.

[2]) Crusius c. Frischl., Mſpt., p. 207 und 209, ſpricht von einem libello, quem 1584 Germanice edidit in sui defensionem, aus welchem er in Vergleichung mit dem Text der erſten Ausgabe ganz dieſelben Varianten anführt, wie ſie jetzt der Abdruck in der Sammlung der Orationes bietet.

[3]) In der Apologie hat Friſchlin dieſen Abſchnitt in Kapitel mit gleichfalls apologetiſchen Ueberſchriften eingetheilt.

„Kap. I. Vom gottloſen, heuchleriſchen, epikuriſchen Leben und deſſen Urſachen, ſo ſich bei Etlichen vom Adel noch allweg erfunden, hab ich alſo geſchrieben."

[4]) Spätere Lesart: Confer nunc cum his *velerum* agricolarum laudibus vitam nostrorum *quorundam* nobilium &c.

welche von beiden frömmer, heiliger, gerechter, billiger und edler seien. Dann wo hört man gräulichere Gotteslästerungen zu unserer Zeit, denn bei den Adelspersonen? Welche die allerfrömmste sein wollen,[1]) die erheben den Bapst, nit darum, daß sie die bäpstisch Religion so hoch achten, sondern daß sie vielmehr halten auf hohe Ehr, Dignität, Würde und die feisten Kuchen der Thumbherren. Und da es ihnen hieran fehlet, dürften sie wohl mit gewehrter Hand den Thumbherrn durch ihre Häuser laufen, und alles Geistliche und Weltliche durcheinander vermengen. Denn nachdem der teutschen Fürsten und Kaiserlicher Majestät Ansehen nach und nach bei diesem Orden abnimmt und ring gemacht wird: so geschieht es, daß auf den heutigen Tag eine solche Sicherheit, ohne alle Straf, Alles und Jedes zu thun, den Adelspersonen an die Hand gestoßen, daß dieser Unstand höher nit wohl könnte gebracht werden. In etlichen Landschaften haben die Adelspersonen zusammengeschworen und ein Pakt mit einander gemacht, daß Keiner niedergehen oder aufstehen soll, Keiner den Andern grüßen, dann in's leidigen Teufels Namen. Mir grauset, davon zu reden. Es werden von Etlichen lästerliche Reden nicht allein wider Gott, sondern auch aufrührerische Wort wider die Fürsten und höchste Obrigkeit geredt, welche den Anfängern wiederum sollten in Rachen gestoßen werden."

„Was[2]) soll ich aber sagen von dem grausamen Wüten, so etlich Leutfresser (Centauri) unter denen vom Adel an ihren Bauren gar jämmerlich begehen? Dann wie viel meinet ihr, daß an denen Orten, da die größte Strafloßigkeit ist, heutigstags Edelleut seien, da ein jeder (Leutfresser — Zusatz der Uebersetzung) etlich gar unschuldige Bauren um schlechter Ursache willen auf den Tod oder auch gar zu todt geschlagen hat? Und wer hat jemals gehört, daß man einen Solchen peinlich fürgestellt oder mit dem Henker gestraft hätte? Wolan, du seiest aus ander Leut Stand wer du wollest, wann dir von einem solchen Baurenschinder eine Schmach widerfähret, nimm dir für, solche zu rächen: Gott weich von mir, wo mit die andern (Baurenschinder

[1]) Späterer Zusatz: ut Eremiclelchini.

[2]) „Kap. II. Von den Centauris, Leutfressern und Scharthansen, wie sich unter dem Adel, wie das Unkraut unter dem guten Weizen, erfinden, bei denen das Recht Gemalt ist, hab ich also geschrieben."

— Zuſ. d. Ueberſ.) all, gar wenig ausgenommen,[1]) ſich gleich einer Kettin aneinanderhenken, und wider dich Einzigen eine Meuterei, wie vor Zeiten Catilina zu Rom, anrichten werden. So du hierin Einen kenneſt, ſo kenneſt du ſie all: all ſtimmen zuſammen; (bei ſolchen Leutfreſſern — Zuſ. d. Ueberſ.) iſt Alles gleich und eben; Einer iſt an der Uebelthat ſchuldig, die Andern vertheidigen ihn all.[2]) Es beweiſen fürwahr die deutſchen Fürſten, und ſonderlich der Kaiſer, den Menſchen eine ſondere Gnad, wenn ſie ſolche Onmenſchen mit ihren Pferden und Schlöſſern vertilgten, und ließ man ſie, wo ſie in einer Uebelthat ergriffen würden, ihres adeligen Namens anderer Geſtalt nit genießen, denn daß man ſie als höhere Perſonen auf ein höheres Rad legte; wie vor dieſer Zeit der herrlich Mann Erasmus ſehr wohl gemahnet hat."

„Was[3]) iſt nun das für ein Hoffahrt derjenigen, welche Niemand für edel halten, er könne dann ſeiner Voreltern roſtige Bildnuſſen oder Wappen aufweiſen, und ſein Geſchlecht von ſeinen 4 Aehnen oder Urähnen auswendig erzählen? Daher kommt die Verachtung der allergelehrteſten Leut, denen die allerungelehrteſten gröbſten Edling ſich ſelber weit fürziehen, und weil ſie mit einem (weiß nit was für einem) Wahn ihres Herkommens aufgeblaſen und geſchwollen ſind, ſo wollen ſie allenthalben am Brett ſitzen, in allen Dingen den Vorzug haben, in Höfen und Kanzleien ſollen wir ihrer Gnaden froh ſein und ihnen zu Füßen fallen.... Unſerm Stand geben ſie Gutes unter die Augen: heimlich, wo es ihnen ſo gut wird, ſchüren ſie die Brände. Ich aber halte es mit L. Vives, daß nichts Närriſchers und Eitlichers jemals von Menſchen erdacht ſei, und das weniger Feſtes, das du greifeſt, in ſich habe, dann der Adel.[4]) Die heilig Geſchrift ſagt, daß der Teufel ein Brunn und Vater der Hoffahrt und des Stolzes ſei. So beweiſen nun die, daß ſie ſeine Söhne ſeien, welche ſich von wegen dieſes ganz eitlen Wahns ihres Adels andern Leuten hoffährtigerweis fürziehen. Wenn

[1]) Statt *paucissimis* exceptis hat die ſpätere Redaction *paucioribus*.

[2]) Worte aus Terent. Phorm. II, 1, v. 34—37.

[3]) „Kap. III. Von den groben, onerfahrnen, ſtolzen Prachthanſen unter dem Adel, die nit meinen, daß die Bauren auch Leut ſeien, und gedenken, es müß Jedermann ihrer Gnod geleben."

[4]) Spätere Lesart: quam *ejusmodi* nobilitas.

heutigs Tags die Gebärden und die Laſter einen Bauren machten, wäre, bei der ewigen Wahrheit, nichts Bäuriſchers, nichts Gröbers, denn dieſe Leut, welche jetzunder Junker und Edel ſein wöllen." [1])

„Was [2]) ſoll man aber ſagen von der Hofleut Treuloſe? Es gehen alle teutſche Fürſten,[3]) und beſehen aller Zeit Hiſtorien und Geſchichten. Gott weich von mir, wo ſie nit finden ſollen, daß die höchſte Treuloſigkeit den Königen, ihnen ſelbſt und ihren Voreltern, eben von denen zugefügt worden iſt, auf welche ſie ihr beſt Vertrauen geſetzet. Wer iſt jemals treuloſer geweſen, denn der Hofmeiſter Ziba an Mephiboſeth, Jonathä Sohn? Hätte Graf Eberhard von Würtemberg, der erſt Herzog in dieſem Geſchlecht, nicht beſſer Treu und Glauben an ſeinen Bauren erfahren, dann an ſeinem Adel, der ihm gelobt und geſchworen, ſo wäre es damals um das Haus Würtemberg geſchehen geweſt und heutigs Tags von dieſem uralten Geſchlecht kaum ein Schatt überig. [4]) Welcher das nicht glaubt, der leſe die historiam J. Trithemii von dem Schlegelkrieg, der ſich zwiſchen dem Grafen von Würtemberg und dem Grafen von Eberſtein zugetragen. Derwegen dann dieſer Graf Eberhard ſeiner Bauren Treu und Beſtändigkeit all ander Leut Schätzen vor vielen Fürſten fürgezogen. [5]) Ich hör auch, daß in dieſen Landſchaften ein Fürſt geweſen,[6]) welcher, als er von ſeiner angebornen Herrſchaft vertrieben, ein ſchlechte Sach an ſeine Lehnleut begehrt, daß ſie nämlich ein Fürbitt bei dem Kaiſer für

[1]) Sy. L.: qui. *quod revera non sunt.* volunt esse Imperatori & nobilibus.

[2]) „Lib. IV. Von den treuloſen Hofleuten, wie ſich einem vielfältigs gegen Königen, Fürſten, Grafen und Herren erfinden laſſen: vermög aller Chronicken, ja in offenbarem Druck verhanden."

[3]) Die spätere Redaction lieſt Germaniae weg.

[4]) Spätere Lesart: Vix unum quemlibet.

[5]) Die Verwandtſchaft des Grafen Eberhard mit Gemahl († 1392) mit dem Grafen von Eberſtein erklärt Herzog Eberhard zu Bonn († 1496), welche ihr verlieh, mit zu welcher ihr zu Verluſt des Kurrechts verführt hatte, ob von Friedrich II. der ſpätere Redaction gethan worden. Daß ihm aber überhaupt die neuen Würtembergiſchen Ehrentitel unrechtmäßig beigelegt ſeien, mit einer Stelle der früher erwähnten ältern Reimchronik Ehrentitel Trithemius zu Landwehrung [illegible] der Hegg [illegible] Herzog [illegible] als der Grafen mit Eberhard IV. [illegible] Urkunde [illegible] Brüder [illegible] Hand [illegible] wenn die Worte [illegible] ſie [illegible] Schwaben [illegible]

[6]) Herzog Ulrich.

ihn einlegen, oder zum wenigſten allein ein Supplication unterſchreiben wollten: aber ſolche ſchlechte und geringe Sach bei ihnen nicht erlangen mögen. Friſchere Exempla, weil ſie verhaſſet, laß ich fahren. Dann, ſo unſre Fürſten durch dieſe Wenigen, die ich angezogen, nicht aufgemuntert werden, daß ſie die Augen aufthun,[1]) würd es vergeblich ſein, mehr zu erzählen."

„Nun[2]) möchſtu zu mir ſagen, ob ich dann alle diejenigen, welche eines adlichen Herkommens ſein und ihrer Vorelter Schild und Helm führen, all mit einander Eins Leders, Eines Kopfs, und (wie man ſagt im Sprichwort) all über Einen Laiſt gemacht ſein erachte? Das aber ſei fern von mir, daß ich alſo von ihnen allen urtheilen ſollt. Dann ich ſelber auch unter ihnen etlich[3]) kenne, welche Gott fürchten, die Frommkeit ehren, die Fürſten vor Augen haben, die Gerechtigkeit lieben, gelehrtere und geſchicktere Leute, dann ſie ſein, in Ehren halten, ſich nicht auf ihren Adel, ſondern auf Zucht, Tugend und Verſtand verlaſſen, gegen denen, ſo geringeren Stands, holdſelig und freundlich ſich erzeigen, daheim ein züchtig, nüchtern, draußen ein ehrbares anſehliches Leben führen. Welche nun ſolche Adelsperſonen oder Geſchlechterer (patricii) ſeind (gleichwohl an der Zahl wenig,)[4]) die gehet dieſe mein vorgehende Red nichts an; ſondern allein die Cyclopen und Scharrhanſen, die edlen Centauros und Onmenſchen, die edlen Rottierer und Aufwigkler, da ich wünſchete, daß einmal ein anderer Hercules käm, als da war Kaiſer Maximilianus der Erſt und ſeines gleichen, der ſie ausrottete."[5])

Nachdem auf dieſe Weiſe die Frömmigkeit und Gerechtigkeit der Bauern durch den Gegenſatz der Gottloſigkeit, Unmenſchlichkeit und Treuloſigkeit ſo mancher Adeligen in's Licht geſtellt iſt, wird nun von den übrigen Tugenden des Landvolks geſprochen. Zunächſt wird ihre Mäßigkeit gerühmt, und damit „unſre ſchwitzenden, rülpſenden, gleich Maſtochſen ausgeſtopften Hofleute" verglichen. Dann ihre Freiheit

---

[1]) Späterer Zuſatz: et videant cui fidant.

[2]) „Kap. V. Wen dieſe vorhergehende Schrift angehe, und wen ſie nicht angehe."

[3]) Die ſpätere Redaction läßt aliquos aus.

[4]) Urſpr. Lesart: quamlibet numero *exigui*. Spätere: *pauciores*.

[5]) Zu quibus e medio tollendis macht die ſpätere Red. den Zuſatz: aut certe in ordinem redigendis.

von Geiz, Ehrsucht und Neid: und nun geht es über die Hofleute noch gründlicher her.

„Aber[1]) in Fürsten- und Herrenhöfen, da ein jeder begehrt reich zu werden, da sind gemeiniglich so unruhige Herzen und ein solcher Mißgunst, der nit wohl kann größer sein. Dann da mißgunnt je Einer dem Andern sein Glück, und will ein Jeder zum Besten bei dem Herrn dran sein, damit er zum Meisten davon bring; und wenn er sieht, daß ein Anderer neben ihm in gleichen Gnaden, so lugt er, wie er ihn könn durch List, durch Verläumdungen, durch Schmachreden, durch allerhand Trug, von seinem Glück abtrennen und bei dem Fürsten in Ungnad bringen. Da er das nicht kann, so stellt er demjenigen nach dem Leben heimlich, welchen er gern untergedruckt säbe. (Folgt die Geschichte von der Vergiftung des Aratus.) Dieser Hofneidhard und Mißgunst erstreckt sich weit und breit: fürnemlich aber übet er seine Macht wider die Gelehrten und Erfahrenen, denn solche sehen jene ihnen am meisten im Wege stehen. Euripides, der herrlich Poet, ein Tragödischreiber, ein Zier des ganzen Griechenlands, dieweil er die Laster und Bubenstuck der Edlen in seinen Gedichten fein rund strafet: da hat er eine große Gnad erlanget bei dem König in Macedonien, Archelao. . . Als aber die Hofschranzen solche fürbündige Gnad des Königs diesem Poeten, als einem Gelehrten, der nit gen Hof, sondern in die Schul gehört, mißgönnt, da haben sie ihm nach dem Leben getrachtet. Dann als er auf ein Zeit von Hof ginge, haben die Hofschranzen ihre Hund an ihn gehetzt, von welchen dieser herrlich und ewigs Lobs würdige Poet zerrissen worden. Wer sieht nun nit, an welchen Orten der Neid, die Verleumdung, die Wüterei herrschet und regieret? Derhalben billig das Leben der Bauern und Hirten zu loben und die Ackerleut billig zu lieben, bei welchen kein solch Bubenstuck, Sünd, Laster und Schinderei im Schwank gehet."

Nachdem hierauf noch die Friedliebe, die Geradheit und Einfalt der Bauern gelobt worden, so bekommen sie zuletzt doch auch noch ein Denkzeichen mit auf den Weg. Sie dürfen um dieses Lobes willen sich nicht den Kamm schwellen lassen, nicht, wie sie so gerne thun, andere Stände mißachten, den geist- und weltlichen Obrigkeiten den Gehorsam nicht versagen, insbesondere nicht meinen, die Gelehrten gehen müssig.

[redacted]

[1]) „Kap. VI. Von den gemeinen Hoflastern."

Ueberhaupt ſei hier nur von den alten Bauren die Rede geweſen: die heutigen ſeien arg entartet, es gebe unter ihnen keine Curius und Cincinnatus mehr, auf dem Lande herrſche jetzt kaum weniger Luxus, Hab- und Genußſucht, als in den Städten. Die jetzigen Bauern haben daher Richter, Geiſtliche, Aerzte u. dgl. hoch nöthig. Und deren Geiſtesarbeiten ſeien ſowohl mühſeliger wie edler als die körperlichen des Landmanns: ein gewiſſenhafter Fürſt arbeite mehr als 3000 Bauren. Folgt noch eine Schilderung der Freuden des Landlebens, großentheils mit Worten von Cicero, Horaz u. A.; worauf dann der Schluß: demnach ſollen die Bauern zu den Sitten ihrer Vorfahren zurückkehren, damit ſie ſich das vorhin ausgeſprochene Lob zueignen können; die Zuhörer aber das Landleben und den Bauernſtand ſchätzen, die Landleute nicht übermüthig, ſondern human behandeln lernen, und ſofort ſeinen Vorträgen über Virgils Georgica aufmerkſam und fleißig folgen.

Ueber dieſe Rede als Rede urtheilte Cruſius, Friſchlin werfe darin eins in's Andere: erſt lobe er die alten Bauern und ſetze ihnen den heutigen Adel entgegen; dann tadle er die heutigen Bauern und vermiſſe bei ihnen die alten Adeligen. Auch ziehe er am Anfang das Bauernleben jeder andern Lebensweiſe vor: am Schluſſe ſtelle er das Leben der Gelehrten, der Fürſten, darüber.[1]) So ſcheinbar dieſes Urtheil iſt, ſo zeigt es doch nur, wie Recht Friſchlin mit der Behauptung hatte, daß Cruſius kein Redner ſei. Wie konnte er ſonſt das ebenſo erlaubte als wirkſame rhetoriſche Mittel verkennen, durch deſſen Beachtung ſich aller anſcheinende Widerſpruch in Friſchlins Rede löst: den Wechſel zwiſchen der idealiſchen Betrachtungsweiſe und der erfahrungsmäßigen? Erſt faßt Friſchlin den Bauernſtand idealiſch auf und hält ihn der wirklichen Beſchaffenheit anderer Stände als Vorbild entgegen; dann faßt er aber ebenſo die erfahrungsmäßige Wirklichkeit der jetzigen Bauerſchaft in's Auge, wogegen nun das frühere idealiſche Bild ſich in die Vergangenheit zurückzieht. Doch um die rhetoriſche Beſchaffenheit der Rede, überhaupt um dieſe als Ganzes, handelte es ſich gar nicht; nur die Stelle gegen den Adel wurde aus derſelben herausgenommen und zum Gegenſtand ſchwerer Anklage, zum Anlaß der leidenſchaftlichſten Verfolgung gegen den Redner gemacht.

[1]) Crusius contra Frischlinum, Mſpt., p. 213. Deſſelben justa, vera & postrema responsio. p. 34.

Die Rede lag noch unter Verſchluß, als um Bartholomäi die wieder eröffneten Sitzungen des Hofgerichts verſchiedene Adelige in Tübingen zuſammenführten.[1]) Es entſtand „ein Gemürmel" unter ihnen über den Inhalt der Rede, welcher dem Adel ſehr beſchwerlich ſein ſollte; auch aus Stuttgart lief von dem Haushofmeiſter Chriſtoph von Degenfeld ein Schreiben an Herter ein, er möchte ihm die Rede zu verſchaffen ſuchen. So ſchickte denn der Hofrichter, Hans Burkard von Anweil, den Hofgerichtsknecht Vältin Reiter an Friſchlin um ein Exemplar, der es jedoch, mit Berufung auf den verfügten Beſchlag, verweigerte. Hierauf wandten ſich Balthaſar von Karpffen, Michael von Dachenhauſen und Heinrich von Neuneck an den Rector Hamberger, wurden aber von Rector und Senat gleichfalls abſchlägig beſchieden. Endlich gelang es dem Obervogt Fritz Herter, durch den Studioſus jur. und Hofgerichtsadvocaten Hans Conrad Conberg eines Exemplars habhaft zu werden, das nun unter den adeligen Aſſeſſoren herumging, und in der Sitzung wie bei Tiſche eifrig ſtudirt und beſprochen wurde; die Stelle gegen den Adel war „mit einem Ohr notirt." Nun war es aber eine Noth mit dem Verſtändniß bei den edeln Herrn: Anweil und Herter waren Lateiner, aber der Schulſack der meiſten übrigen reichte nicht ſo weit; namentlich war Michael von Dachenhauſen in dieſem Fall, der daher in Dr. Burkard Feßler drang, ihnen eine Ueberſetzung der Stelle zu machen. Dieſer that es, aber ſeine Verdeutſchung war den Herren zu glimpflich; ſie warfen ihm vor, er wolle dem Friſchlin „flattiren", es ſei gut, daß ſie vom Adel auch Latein verſtehen. Demnach wurde nun die Ueberſetzung von den Lateinern unter den Herrn, den Hofrichter an der Spitze, verbeſſert, d. h. verſchärft; nach Friſchlins Behauptung hätten ſogar entſtellende Zuſätze und Auslaſſungen ſtattgefunden. Bei der Hochzeit von Dr. Schnepffs Tochter in der Herberge zum Schaf hörte man die Verdeutſchung bereits frei und öffentlich vorleſen, in welcher nun die

[1]) Das Folgende iſt zuſammengeſtellt aus nachſtehenden Urkunden des St. A.: Friſchlin an den Herzog, Tüb. 29. Oct. 1580 und 18. Febr. 81. Anweil an den Herzog, Herrenberg 13. Mai 81. Herter an den Herzog Tüb. 13. Mai 81. Commiſſionsbericht, Stuttg. 26. Apr. 81. Bedenken des Landhofmeiſters und D. Kilian Bertſchins, Stuttg. 20 Mai 81. Vgl. auch Celet. II, p. 146 ff. Crus. def. nec. p. 212 ff.

aus dem Zuſammenhang geriſſene Stelle der Rede [1]) von den Rittern des Schwarzwalds erſt an die übrigen vier Viertel der Ritterſchaft in Schwaben, dann auch an auswärtige Kreiſe, abſchriftlich verſendet wurde. Man hielt einen Tag in der Krone zu Tübingen, um ſich zu berathen, was gegen Friſchlins Schrift vorzunehmen, und war allerſeits für ernſte Maßregeln: nur Gedeon von Oſtheim, Aſſeſſor des Hofgerichts und Obervogt zu Nagold, ſoll geäußert haben, der Friſchlin ſei ein Poet und ein Narr, alſo woll er ihn auch bleiben laſſen.[2]) Aehnliche Tagſatzungen des Adels wurden in Bamberg, Bruchſal u. a. O. gehalten, und bald ſtanden, wie Friſchlin hernach ohne Uebertreibung ſagen konnte, alle Ritterſchaften von ganz Schwaben, Franken und dem Rheinſtrom gegen den armen Poeten in Waffen.

Auf einer Reiſe, die er im October in der Conciliumsſache nach Maulbronn zu machen hatte, erfuhr er, wie bedenklich es um ihn ſtand. Er traf die Aufregung des Adels im Lande ſo groß, daß er gerathen fand, den Rückweg bei Nacht und Nebel zu machen. Gleichwohl bekamen ſeine Feinde Wind, daß er in der Gegend ſei. In dem Wirthshauſe zu Markgröningen, wo ſie ihn eingekehrt glauben mochten (er hielt ſich aber den Tag über in Enzweihingen bei ſeinem Verwandten Wendelin Brenz auf) traten mit einem Male zwei Knechte mit geſpannten Büchſen an den Tiſch, betrachteten ſich die Gäſte, und zogen, als ſie ihren Mann nicht fanden, wieder ab. Aehnliche Attentate kamen ihm von andern Orten her zu Ohren. Leute, die ihm ähnlich ſahen, oder ähnliche Namen hatten, geriethen in Gefahr. Zwiſchen Anſpach und ſchwäbiſch Hall ſollte ein Dr. Freſchel einer Schaar von 20 Reitenden, die ihn einfangen wollten, nur durch die Schnelligkeit ſeines Pferdes entgangen ſein. Im Bären zu Stuttgart ſaß ein Mann aus dem Schorndorfer Amt harmlos

[1]) Friſchlin an den Churfürſten von Mainz, Aſchaffenburg 21. Febr. 90 (St. A.): „Daß die Anfänger dieſes Tumults in der ganzen Sach mit mir ſehr ungütlich gehandelt, indem ſie aus 9 Bogen nur 3 Blatt ausgezwackt und mit einem ſondern Affect verteutſcht, additis non addendis & omissis non omittendis.“ Auch der Kanzler Braſtberger ſagte hernach in der Sitzung des Oberraths, die Ueberſetzung ſcheine untreu.

[2]) Ausſage des Tübinger Stadtſchreibers Iſaak Schwarz; Oſtheim ſelbſt will ſich nur als Schweizer, der nicht in den ſchwäbiſchen Kreis gehörig, entſchuldigt haben.

beim Frühſtück: auf einmal hat ihn Hans Wolf von Stammheim bei'm Bart, und will ihn erſtechen, wenn nicht Andere dazwiſchen getreten wären. Er hatte den Fremden für Friſchlin angeſehen. Es iſt ganz glaublich, was Cruſius erzählt und Friſchlin nicht widerſpricht, daß dieſer damals auf Reiſen ſtreckenweiſe ſeinen langen Bart, der ihn am meiſten kenntlich machte, in den Mund genommen habe. Und allen Grund hatte er, nachdem er von jener Maulbronner Reiſe wohlbehalten wieder in Tübingen angekommen war, ſeine nächſte Vorleſung, am 24ten October, mit den Worten zu eröffnen: „Gott ſei gelobt, daß er mir mein Leib und Leben vor den Hofteufeln behütet hat!" Eine flehentliche Bittſchrift an den Senat um deſſen Schutz, welche Friſchlin in den nächſten Tagen einreichte, hatte bei dem eingeſchüchterten und ihm ohnehin in ſeiner Mehrheit nicht günſtigen Collegium wenig Erfolg. Er trug fortan zwei Büchſen unter dem Mantel, wenn er nur in ſeinen Garten ging. [1])

Dabei ließ er ſeine eigentliche Waffe, die Feder, nicht feiern. Bereits hatte er eine Apologie ſeiner Rede, bereits auch einen Bericht an Kaiſer, Chur- und andere Fürſten aufgeſetzt, mit dem Geſuch an den Erſteren, zu ſeinem Schutze ein mandatum de non offendendo erlaſſen zu wollen. Dieſe Schriften ſchickte Friſchlin ſeinem Herzog ein, die letztere mit der Bitte, daß er ſie, mit ſeinem Fürworte begleitet, dem Kaiſer und den Churfürſten zufertigen, einſtweilen aber an die Ritter im ſchwäbiſchen Kreis, als deſſen Oberſter, ein ſolches Mandat erlaſſen möge. Zugleich, „demnach ihm nicht möglich, ſeine Unſchuld vor der ganzen teutſchen Nation, dann durch öffentlichen Druck, fürzubringen, bitte er um Gottes und ſeiner Ehr willen, der Herzog wolle dem Buchdrucker zu Tübingen Befehl zukommen laſſen, ſeine Apologiam zu drucken, oder ihm erlauben, ſie anderſtwo drucken zu laſſen." Auch ſehe er nicht ein, warum die Exemplare ſeiner Rede länger hinterhalten werden, da ſie, wie in der Apologie bewieſen, keine Calumniam enthalte, und alle Gelehrte in deutſcher Nation begierig ſeien, den lateiniſchen Text zu bekommen, um der Sache auf den Grund zu ſehen. [2]) Allein hier gingen die Anſichten und

[1]) Cruſius, def. nec. p. 212 ff. 242. Frischlin. Celet. II, 146 b. 148 b. f. 178 b. Friſchlin an den Herzog, Stuttgart 17. Dec. 1585. St. A.

[2]) Friſchlin an den Herzog, 29. Oct. 1580. St. A. Er unterzeichnet ſich: Nic.

Intereſſen Friſchlins und ſeines Fürſten auseinander. Den Erſteren, als Schriftſteller, drängte es nach der Oeffentlichkeit, er wünſchte ſich vor dem weiteſten Kreiſe der geſammten Nation, ja der ganzen gebildeten Welt, zu verantworten: während ſein friedliebender Herr das Feuer zu erſticken, und als Landesfürſt den Handel innerhalb der Gränzen ſeines Forums zu halten wünſchte. Es wurden daher Friſchlins Bitten ſämmtlich abgeſchlagen, und ihm eingeſchärft, der Landesregierung die Abwickelung der Sache zu überlaſſen. So verzichtete er, wenn auch ungern, auf die Vertheidigung durch eine öffentliche Druckſchrift; mochte ſich jedoch nicht verſagen, Abſchriften ſeiner Apologie an verſchiedene Höfe, Reichsſtädte, Gönner und Freunde zu verſenden.[1])

Am 14ten November erließ der verordnete Ausſchuß gemeiner freier Reichsritterſchaft und Adels der 5 Viertel im Land zu Schwaben ein Klagſchreiben an den Herzog von Würtemberg.[2]) Es habe Einer, der ſich ſchreibt und nennt Nicodemus Friſchlin, Profeſſor zu Tübingen, eine Rede ausgehen laſſen, in welcher, nach allerhand inſolenten Hyperbeln und fabelhaften Poſſen, die Ritterſchaft und der Adel des heil. Reichs und unſres geliebten Vaterlands deutſcher Nation dermaßen abſcheulich und gräulich an all ihrem Thun, Weſen, Ehren und Würden, — nicht allein die noch Lebenden, ſondern auch derſelben lobſelige Eltern und Vorfahren — angetaſtet, geſchmitzt, geſchmäht und geſchändet ſeien, daß dergleichen gewißlich in vielen Jahren und Zeiten, in einigen Sprachen, in Schriften oder Drucken, nicht geſehen, gehört oder erfahren worden. Sie ſelbſt tragen, von adelicher Beſcheidenheit und Redlichkeit wegen, Bedenken, dieſes unwahrhaften Diffamanten Gott-, ehr-, treu- und ſchandlos Gedicht vor des Herzogs hocherleuchteter Perſon zu repetiren, und können nur bedauern, daß ein ſolch famos Libell in Seiner F. Gn. Landen und auf ſeiner ſonſt hochberühmten Univerſität recitirt, paſſirt und publicirt, überdieß ſeinen Prälaten habe dedicirt werden können. Erſchwerende Umſtände ſeien noch, daß es in lateiniſcher Sprache verfaßt ſei, welche vor allen in der ganzen Welt dominire, wodurch ſie alſo auch

Frischlinus, animi plenissimus æqui, sine pecunia & nullis stipatus amicis, Solius Christi vindice tutus ope.

[1]) Friſchlin an den Herzog, Tüb. 26. Nov. 1580. St. A.

[2]) Ulm 14. Nov. 1580. St. A.

vor ausländiſchen Nationen proſtituirt ſeien; daß es ferner nicht allein öffentlich angehört, ſondern auch noch 2 Jahre nachher in Druck verfertigt worden ſei, wodurch ſich des Schanddichters verbittert undeutſch Herz und beharrlich unehrbar Gemüth deſto mehr kundgebe. Ob ſie nun wohl ſicher erwarten können, daß der Kaiſer und alle des heil. Reichs Churfürſten, Fürſten und Stände, wie auch ingemein alle hoch und niedern Stands Ehrliebende, zu denen das Libell gelangen werde, darüber ein ungnädigſt und verwunderliches Befremden haben, demſelben keinen Glauben oder Beifall ſchenken, ſondern es der Gebühr nach zu ahnden nicht unterlaſſen werden, „als welche Gott Lob (ohne Ruhm und allein Ehre, Noth und Wahrheit halben zu melden,) von unfürdenklichen Welten und Zeiten die gemein Ritterſchaft und Adel in allen Chur- und Fürſtenthumen, Landen, auch in allen Stiften, Ständen, Aemtern, Befehlen und Beſtallungen, in Lieb und Leid, in Frieds- und Kriegszeiten, in Gerichten und Rechten, viel anders gehalten, gebraucht, erkannt, gewürdiget, begabet, geſchätzt und geäuffert, dann von dieſem levissimo scurra impudentissimo et canino ore evomirt worden;" ob ſie wohl auch Gelegenheit und Urſachen genug wüßten, andere Mittel und Weg in dieſer Sach vorzunehmen: ſo wollen ſie doch aus unterthäniger Affection und adlicher Redlichkeit des Herzogs verſchonen, die Sache vorerſt ihm vorlegen, und ihn bitten, daß er den Diffamanten zum öffentlichen Widerruf anhalten und zu gebührender Strafe ziehen möge.

Als dieſe ſchwülſtige Klagſchrift von der Würtembergiſchen Regierung dem Beklagten zum Behuf ſeiner Verantwortung mitgetheilt wurde, war dieſer eben daran, ſeine ſchon im October entworfene Apologie zu einer ausführlichen Schutzſchrift zu erweitern. Dieſe ſchickte er nun am 22ten December dem Herzog mit der Bitte ein, ſie der klagenden Ritterſchaft vorlegen zu wollen. Denn (ſagt er in dem Begleitſchreiben) einen grundfeſten und wahrhaften Gegenbericht müſſe er nicht blos zur Errettung ſeines ehrlichen, wohlhergebrachten Namens, ſondern auch zur Entſchuldigung der herzoglichen Univerſität vorbringen, „darin nicht scurrae, ſondern propheticorum et apostolicorum dogmatum; legum honestissimarum; medicinae saluberrimae; optimarum literarum, artium, disciplinarum, morum ac vitae honestatis professores je und allweg geweſt und noch

ſeien." Wenn ihn aber die Kläger im Ernſt für einen scurra halten, ſo nehme ihn ſehr Wunder, warum ſie um eines Poſſenreißers willen ſo viel Gäul geſattelt und ſich alſo in Harniſch bringen laſſen. Sie ſelbſt haben in einer Hitze das erloſchene Feuer aufgeblaſen, indem ſie eine Sache, darnach kein Hahn mehr gekräht, herfürgezogen, und durch eine deutſche Ueberſetzung an den gemeinen Mann gebracht haben, dem ſie ſonſt zu ewigen Zeiten nicht würde fürgebracht worden ſein. So irre ihn auch nicht, daß ſie ihn ein caninum os ſchelten; „denn der Prophet Eſajas mit Ernſt vermahnet, daß alle Gottesdiener in Kirchen und Schulen nicht ſollen ſtumme Hund ſein, ſondern die boßfertigen Schälk und Buben mit Schreien und Schelten tapfer anbellen; kein Hund (ſo wendet er raſch das Bild gegen ſie) wird entgegenbellen, dann der troffen iſt". [1])

Friſchlin's Apologie, oder gründlicher und nothwendiger Bericht,[2]) beginnt mit einer Auseinanderſetzung über Anlaß und Zweck ſeiner Rede und der angefochtenen Stelle insbeſondere. Nachdem er vor zwei Jahren in ſeinen Vorleſungen an der Univerſität mit der Erklärung von Salluſts Catilina fertig, und im Begriff geweſen, Virgils Bücher vom Landbau ſeinen Schülern vorzuleſen, habe er vorher zu einem Eingang (wie denn bei den Schulen bräuchlich) eine Rede von dem Bauernſtand gehalten, darin er dieſen Stand mit den andern allen verglichen, und allerlei Tugenden der Bauern, von denen wir in den alten Scribenten leſen, den Jünglingen vor Augen geſtellt habe, „ſie dadurch zur Tugend und Ehrbarkeit zu erwecken, daß, wenn ſie höreten, wie ehrlich ſich die alten Bauern gehalten, und mit was

[1]) Friſchlin an den Herzog, 22. Dec. 1580. St. A.

[2]) Apologia. Gründtlicher und nottwendiger Bericht Nic. Frischlini, P. L., Com. Pal. Cæs., dieſer Zeit Profeſſoris bei der löblichen Univerſität Tywingen. Auff ein ohngegründt Außſchreiben oder vilmehr Außſchreyen an gemeine Ritterſchaft teutſcher Nation: als ſolt er in offentlichem Truckh denn gantzen Adell und ein allgemeine ehrliche Ritterſchaft ſchmehlich darinn angetaſtet haben.

Erasmus: Hoc seculo nescio quid scribi possit, quod non hunc aut illum offendat.

Salust. in Jugurth.: Et profecta ita se res habet. Majorum gloria posteris quasi lumen est: neque bona neque mala eorum in occulto patitur.

18. Dec. Tubingæ.

Manuſcript von 31 Bogen fol. des Würtemb. St. A. Fasc. 10, No. 18.

Ruhm ſie von den alten historicis geprieſen werden, ſie ſich ſchämten, wenn ſie ſich nicht beſſer und frömmer erzeigen ſollten, dann ungelehrte Bauern.“ Als er nun zu einer Vergleichung, nach der Redner Art, auch vom Adelſtand geredt, da habe er die groben Laſter, ſo ſich bei vielen vom Adel je und allweg erfunden, auch noch der Zeit erfinden, und bis an jüngſten Tag erfinden werden, geſtraft und getadelt, damit er „die Jugend, ſonderlich die vom Adel, von ſolchen Laſtern abſchreckte; dann dieſe viel mehr Zucht und Straf bedürfen dann Andere, dieweil ſie von ihres adlichen Herkommens wegen gemeiniglich aufgeblaſen, verwendt und halsſtärrig ſein; daher denn geſchieht, daß ihrer wenig zu unſerer Zeit ſtudiren und gerathen wöllen.“ Und dieweil er ein publicus Professor, der den Jungen allerlei Exempel der Tugend und Laſter aus alten Schriften poetarum et historicorum fürhalten ſoll, ſo habe er hierin nichts wider ſein Amt oder ſeine Vocation gethan. „Wie ich nun, fährt er fort, meine lectiones und paraphrasin über Bucolica et Georgica Virgilii nicht den Edlen auf dem Schwarzwald, Kraichgöw und anderswo, ſondern den Studenten auf Schulen geſchrieben und in Druck verfertigt habe: alſo hab ich auch dieſe Vorred dazu (nämlich die oratio de vita rustica) nicht denen zu Lieb oder zu Leid geſchrieben, denen man's verteutſchen muß, ſondern denen, ſo es recht verſtehen und mit Unterſcheid wiſſen auf- und anzunehmen: nämlich den Gelehrten, Erfahrenen, und ſonderlich den jungen Studenten, ſowohl edlen als unedlen, auf den Schulen und Univerſitäten.“

Von dieſen, den recht Verſtändigen, werde gewiß keiner eine Schmähſchrift auf den Adel darin ſehen. Er wenigſtens könne vor Gott und der ganzen Chriſtenheit betheuern, wie es auch ſeine Worte ſelbſt mit ſich bringen, Nichts Jemanden zur Schmach, aus Neid oder Haß geſchrieben zu haben, ſondern allein aus chriſtlichem Eifer, aus Liebe zur Gerechtigkeit und guten Sitten, und ſonderlich zum warnenden Beiſpiel für ſeine Schüler. Auch habe er Nichts erdichtet, ſondern lediglich eine alte Klage über des unedlen Adels Laſter von Neuem vorgebracht, und könnte mit Wahrheit ſagen, daß nicht zehn Linien ſeien, die er neu von ſeinem Eigenen dazugethan, vielmehr ſei faſt Alles von Wort zu Wort aus alten und neuen, ſowohl katholiſchen als proteſtantiſchen Scribenten genommen. „So hat auch der adlich

Stand kein Privilegium, daß man in den Kirchen und Schulen von der Edelleut Laſter und Sünd nicht declamiren, reden, oder auch in öffentlichem Druck ſchreiben dörft: wenn es nur geſchieht in thesi, ingemein, und nicht in hypothesi, wie man in Schulen redt. Dann warum ſollt man allein die Bauern ſchelten, als wann ſie allein Unrecht thäten, und die vom Adel lauter Seidin ſpännen?" In thesi aber ſei er geblieben, habe auch nirgends universaliter, daß alle vom Adel mit dergleichen Laſtern behaftet, ſondern nur particulariter, von Etlichen, und dieß nicht definite, mit Nennung oder Bezeichnung beſtimmter Perſonen, ſondern indefinite geſprochen. „Und zum Ueberfluß, damit nicht die Jugend gedenken möcht, ich hätt Gut und Bös tadeln wollen, ſo hab ich ausdruckenlich die Frommen, Ehrliebenden vom Adel ausgenommen, und ſie ermahnt, daß ſich Niemand dieſer Reprehenſion annehmen wolle, welche allein die Cyclopes, Centauros, Polyphemos, die Ohnmenſchen und Scharrhanſen unter dem Adel angehe."

Indem Friſchlin ſofort erzählt, wie es mit der Verbreitung jenes Stücks ſeiner Rede zugegangen, verſäumt er nicht, ſowohl auf die grobe Eigenmächtigkeit aufmerkſam zu machen, welche ſich die dabei thätigen Edelleute gegen den Herzog erlaubt haben, daß ſie, als ſeine Beamten, ohne ſeine Entſcheidung abzuwarten, den Handel vor die geſammte Ritterſchaft gebracht haben; als auf das Unrecht gegen den Verfaſſer, unverhört ſeiner, ein Bruchſtück ſeines Vortrags in einer ihm ungünſtigen Ueberſetzung zu verbreiten. So wolle er denn nun — ſo ſchließt Friſchlin die Einleitung zu ſeiner Apologie — erſtlich ſeine Worte, wie ſie im Latein geſchrieben, hieherſetzen; dieſelben ſodann verdeutſchen; ſie wider die falſchen Auflagen mit Grund der Wahrheit vertheidigen, auch die Urſachen vermelden, warum Alles und Jedes geſchrieben, wen es angehe, und wen nicht; und letzlich der löblichen Ritterſchaft (weil ſie mit Ungrund vorgebe, es ſei in vielen Jahren nichts Aehnliches gegen den Adel geſchrieben worden) die neueren Schriften (von Erasmus und Luther, L. Vives und Selneccer ꝛc.) für Augen ſtellen, daraus Alles von Wort zu Wort, doch nur zum Glimpflichſten, von ihm ausgeſchrieben und entlehnt worden.

Der Text des angeſchuldigten Abſchnittes aus Friſchlins Rede in ſeiner eigenen Ueberſetznng iſt oben ſchon aus dieſer Apologie mitgetheilt worden. In Betreff ſeiner Vertheidigung kommt Alles auf

die Frage an, ob er wirklich, wie er behauptet, immer nur particulariter, von einem Theil, niemals universaliter, von dem ganzen Stande geſprochen habe. Daß er ſeine Angriffe verſchiedentlich auf Einige beſchränkt, liegt in ſeinen Worten vor. Daß ſich jene angegriffenen Einigen zur Mehrzahl erweitern, die Beſſeren zur Minderzahl, zu Ausnahmen, zuſammenſchwinden, würde daran im Weſentlichen noch nichts ändern. Offenbar jedoch war ihm dasjenige, was er in ſeiner Rede rügte, ſo ſehr der herrſchende Geiſt unter dem Adel, daß dagegen die vereinzelten Ausnahmen gar nicht in Betracht zu kommen ſchienen, und er ſich wohl auch einmal berechtigt glaubte, geradezu von dem ganzen Stande zu reden. So war unſtreitig die aus Terenz entlehnte Stelle: Kennſt du Einen, ſo kennſt du Alle,[1]) gemeint. Nun aber ſollen dieſe Worte nicht ſagen: kennſt du Einen vom Adel, ſo kennſt du ſie alle; ſondern: kennſt du Einen ſolchen Scharrhanſen, d. h. Einen von dieſen rohen, brutalen Adelichen, ſo kennſt du alle ſolche, von dieſen iſt Einer wie der Andere (was eine leere Tautologie wäre). So ſollen auch die Worte: wer eine Schmach, die ihm ein Adelicher angethan, zu rächen ſuche, gegen den ſtehen alle Anderen, Wenige ausgenommen, zuſammen, nicht heißen: Wenige vom Adel ausgenommen, ſondern wie oben: wenige von der ſchlechten Hefe des Adels ausgenommen, „die wohl gern zu einer böſen Sach und Rottirung helfen möchten, wenn ſie Roß und Wagen und geſunden Leib hätten, und ſich nicht ſelber arm, krank und lahm geſoffen.“[2]) Eher läßt ſich hören, ob es wohl auch noch eine halbe Sophiſterei iſt: wenn er ſage, der Frommen und Ehrliebenden ſeien Wenig unter dem Adel, ſo ſei dieß ſo zu verſtehen, „daß im adlichen Stande, wie auch in andern Ständen, der mehr Theil gottlos, ruchlos u. ſ. w. ſei.“ Ueberhaupt, da er alle andern Stände mit dem Bauernſtand verglichen, und dieſen ihnen vorgezogen habe, ſo müßte er, wenn man ſeine Worte ſo mißdeuten wollte, wie die Ritterſchaft thue, „die ganze Welt und alle Stände an ihrer Re-

[1]) Orat. p. 305 f.: Hic unum noris, omnes noris: omnes inter se congruunt, similia omnia: unus in noxa est, ceteri omnes ad defendendam causam adsunt: tradunt operas mutuas.

[2]) Die Sache iſt ſchon in der Apologie ſo ausgeführt, die Worte aber aus dem Bericht an Kaiſer und Reichsſtände (wovon weiter unten) genommen.

putation angegriffen haben." Daß er kein Adelsfeind ſei, beweiſen ſeine Schriften, in denen er eine große Anzahl Adels gerühmt und auch vor ausländiſchen Nationen geprieſen habe; gegen die Beſchuldigung undeutſcher Geſinnung aber verweist er vor Allem auf ſeinen Julius redivivus, eine Komödie de Germaniae nostrae laudibus, die er auf künftige Oſtermeß in Druck fertigen und zu Errettung ſeiner Ehre den höchſten Potentaten deutſcher Nation dediciren wolle.

Im Uebrigen enthalten dieſe Erläuterungen noch allerlei neue Anzüglichkeiten gegen den Adel. Daß die Wenigſten darunter Latein verſtehen, trägt ihnen manchen Spott des Profeſſors ein. Dabei läßt es dieſer an deutſchen Kernausdrücken nicht fehlen. Er ſpricht von Adelichen, die in der Religion „weder kalt noch warm, ſondern nur low und kühwarm ſein," die „unſerm Herr Gott nicht gern ein Hölzlin ſpitzen;" von Andern, „die ſich dem Teufel gar auf den Schwanz binden;" den Aufruhrluſtigen unter ihnen gibt er zu bedenken, „was im Schlegelkrieg den 3 Kartenkönigen für eine Schellenſau zur Letze geworden ſei." Er redet von „Schreiern und Schnarchern, die ihr lebenlang noch nicht weiter gekommen dann ein Mühlkarr, und nichtsdeſtoweniger ſich gegen männiglich übermüthig und unfreundlich aufbömen;" „grobe Knöpf, welche, wenn ſie zu Roſen aufgehen ſollten, ſo würden die Blätter ausſehen, wie Eſelsohren; die für andere Leut wie für das unvernünftige Vieh hintreten, und eh über die Leut fielen, denn daß ſie ihnen einen chriſtlichen Gruß ſagten." Aber nur um ſo nachdrücklicher unterſcheidet er dieſe Art von den aufrechten, eifrigen, gottſeligen vom Adel, die um der Ehre Gottes willen Leib und Leben in die Schanze wagen; von den gutthätigen, friedſamen und holdſeligen Junkern, den verſtändigen, geſchickten und gelehrten Edelleuten, deren all er ſelbſt Manche kenne und zum Theil in Schriften gerühmt habe. Dieſe beiden Theile einander gleich zu achten, ſei ihm niemals in den Sinn gekommen, und er bitte alle diejenigen, bei denen er in ſolchen Verdacht gerathen, ihn deſſen wieder zu entlaſſen, und ihm ſolche Unſinnigkeit nicht zuzutrauen.

Nach dieſer Verantwortung — ſo ſchließt er ſeine Schrift — verſehe er ſich ganz und gar keiner Ungnade, vielweniger einer Strafe, die er nicht verdient habe; es ſolle auch aller Spott und Schand nicht auf ihm, als dem Unſchuldigen, auch nicht auf den Ehrliebenden vom Adel, die er nicht gemeint, ſondern allein auf denjenigen, welche

den von ihm angezogenen Schriftſtellern wie ihm ſelbſt Anlaß gegeben, alſo zu ſchreiben, in ſo lange erſitzen bleiben, bis erwieſen werde, daß Alles erlogen ſei, was er und Andere von ihnen geſchrieben.

Wollen nun die vom Adel, insbeſondere der Ausſchuß der Ritterſchaft aus Schwaben, mit dieſer ſeiner Antwort auf ihre Klage content und häbig ſein, ihn aus ihrem Verdacht laſſen und den gefaßten Unwillen niederlegen: ſo wolle er aus chriſtlicher Liebe und aufrechtem, redlichem deutſchen Herzen ihnen Alles das, was ſie gegen ihn aus Unverſtand der Sachen und anderer Leut falſchem Fürbringen geredt, gethan und zu thun gedräuet haben, hiemit öffentlich verzeihen, und es ſolle demnach kein Exemplar ſeiner Rede jemals verkauft werden; wie denn ohne das unzeitige Zuthun ſeiner adelichen Widerſacher und Neidſtifter nie eins ausgekommen, und dem Adel dieſer ganze koſtſpielige und verdrießliche Handel erſpart geblieben wäre.

Im Fall jedoch dieſe ſeine Verantwortung keine Statt haben ſollte (deſſen er ſich jedoch nicht verſehen wolle), ſo ſei er erbötig, auf den Namen Gottes, ſammt allen denen, deren Zeugniß er angezogen, ſich wider die Ankläger in ein rechtliches Erkenntniß einzulaſſen, und einem Jeden, der da meine, Anſpruch an ihn zu haben, entweder vor Kaiſer und Churfürſten, oder ſonſt in quocunque foro competente, ſeines Schreibens halben rechtliche Antwort zu geben.

„Würde aber auch dieß kein Statt haben, und Einer oder mehr vom Adel mich über dieſe meine Verantwortung an Ehr, Leib und Gut mit Worten oder Werken hochmuthen und beleidigen: gegen den und dieſelbigen gedenk ich vermittelſt göttlicher Gnaden und Beiſtands meiner von Gott mir verordneten Oberkeit einen ſolchen Weg fürzukehren, deſſen ich viel lieber wollt um beſſrer Freundſchaft wegen überhoben ſein.“

„Der allmächtig barmherzig Gott wölle uns allen ſeine Gnad und heil. Geiſt verleihen, daß wir in dieſem letzten Theil der Zeit, da der jüngſt Tag vor der Thür und wir nichts anders dann des Herrn großen Tag zu erwarten haben, unſre Sünd erkennen, davon ablaſſen, ein Jeder in ſeinem Stand ſich fromm, ehrbar und gemäß halt: und alſo allmiteinander Frucht tragen zu dem ewigen Leben. Amen.“

Zu dieſer Apologie iſt der Bericht an den Kaiſer und ſämmtliche Reichsſtände[1]) ein Seitenſtück. Nach einer Auseinanderſetzung des Thatſächlichen, über Veranlaſſung, Zweck und Ausbreitung der Rede, folgt der angefochtene Abſatz, gleichfalls lateiniſch und deutſch, mit apologetiſcher Auslegung und Belegſtellen aus andern Scribenten. Neues findet ſich der Apologie gegenüber nichts; nur die Gewandtheit iſt bemerkenswerth, mit welcher der Verfaſſer dem katholiſchen Reichsoberhaupt gegenüber ſeine Stellung zu nehmen weiß. Als Beweis der Gottloſigkeit mancher Adeligen führt er an, daß ſie die römiſche Kirche und hohe Stifte rühmen, und doch lutheriſche Predigt hören und das Nachtmahl in beiderlei Geſtalt empfangen, ob ſie wohl wiſſen, daß es der Ordnung der römiſchen Kirche zuwider; und er rechnet auf den Dank aller Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Domherren, daß er ſolche Gleißner geſtraft habe. Seinem ſtreng lutheriſchen Landesherrn konnten dergleichen Wendungen nicht gefallen, und man muß ſich wundern, daß ſie ihm nicht ſchon damals den Tadel zuzogen, den er ſpäter um ähnlicher Aeußerungen willen erfahren hat.

Am 29. Dezember trat der Oberrath in Stuttgart über die Antwort in Verhandlung, welche der klagenden Ritterſchaft in Schwaben zu geben ſein möchte.[2]) Um den Gang und Ausſchlag dieſer Berathung zu verſtehen, haben wir uns an zwei Dinge zu erinnern. Erſtlich, daß die Stellung des Adels zum Hauſe Würtemberg durchaus nicht von der Art war, um dieſem Hauſe eine beſondere Rückſicht auf denſelben nahe zu legen. Im Gegentheil konnte Herzog Ludwig ſo wenig als ſeine Räthe vergeſſen haben, wie dieſer Stand die Wirren während der Regierung ſeines Großvaters Ulrich dazu benützt hatte,

[1]) Allerunderthenigſter, underthenigſter, underthenigſter, underdienſtlicher, gründtlicher und nottwendiger Bericht an Römiſch-Kaiſerl. Majeſtät, Chur- und Fürſten, Graven, Herrn und gmeine Reichsſtändt teutſcher Nation, von wegen eines verfälſchten, verkertten Ausſchreybens, anlangend den teutſchen Adel, welches ettlich wenig Adelsperſonen, aus einer lateiniſchen hinderhaltenen Oration, hinderliſtiger Weyß durch einen unglerten Mann gantz ſpitzig, ſcharpff und unredlich verteutſchen laſſen, und hernach under einem Schein einer Schmachſchrift mit einer ungegründten erdichten Auflag einer gantzen löblichen Ritterſchaft teutſcher Nation überſchickt. Cum petitione mandati de non offendendo. Nicod. Frischlini P. L. &c. bei der Univerſität Tübingen Publ. Prof. (Manuſc. des St. A.)

[2]) Vota Consiliariorum in causa Nic. Frischlini. 29. Dec. 1580. St. A.

ch allmählig ganz von dem Lande abzuziehen, die Mitübernahme der emeinſamen Laſten zu verſagen, und fortan wohl einträgliche Anſtel=ungen im Würtembergiſchen anzunehmen, im Uebrigen aber ſich und ine Güter ſo viel wie möglich nur unter das Reich zu ſtellen: ſo aß, da nur einige wenige Adelsfamilien Würtembergiſch blieben, der tand als ſolcher in der alten Landesverfaſſung neben Prälaten und andſchaft gar nicht vertreten war. Das Andere iſt, daß durch dieſen treit eines bürgerlichen Gelehrten mit dem Adel, um mit einem Mit=liede der Verſammlung, Dr. Schulter, zu reden, „die simultates, ſo wiſchen denen vom Adel und den Doctoribus allgereit fürliefen," ufs Neue geweckt werden mußten. Wie dann ihm ſelbſt, ſetzt Schulter inzu, „fürgeworfen worden, es thue nicht gut, man gebiete dann den octoribus mit der Feuerbüchſen, wie vor Alters geſchehen." Daher hen wir auch die Stimmungen und Abſtimmungen der Räthe ſich ſt durchaus nach dieſem Standesunterſchiede theilen; während die äupter der Regierung ſichtlich dem Beklagten günſtiger als den Klä=rn ſind.

Der Kanzler Braſtberger eröffnete die Verhandlung mit einem adel gegen diejenigen, welche die fragliche Oration ſpargirt haben; iel beſſer hätte es ihnen angeſtanden, wenn ſie ihre Klage zuvörderſt i dem Herzog, als dem ordinario et competente judice, fürge=acht hätten; jetzt folge bei männiglich das Inconveniens, daß man eine, es ſei keine justitia mehr im Lande, welches ihrem gnädigen ndesfürſten bei hohen und niedern Standesperſonen keinen geringen ontemtum gebäre. Doch das laſſe ſich nicht mehr ändern. Zur ache zu kommen, ſo könne er die Friſchliniſche Rede pro famoso bello nicht achten. Dazu fehle vor Allem der animus injuriandi, ie Friſchlins Apologie deutlich zeige. Zweitens ſei dieſer, was die orte betreffe, immer in thesi geblieben, habe keinen Menſchen, auch inen Kreis in specie angerührt, auch immer die Ausdrücke: qui-am, nonnulli, gebraucht, wie man dann alleweil in allen Ständen ute und Böſe finde. Demnach könne auch, fürs Dritte, von einer erseverantia injuriantis nicht die Rede ſein. Es wäre daher er Ritterſchaft zu ſchreiben: „man habe Frischlinum über ihre lag nothdürftig gehört, aber aus ſeiner deducirten Verantwortung ſo ſſl befunden, daß man mit dem gebetenen Ernſt gegen ihn derzeit

noch nichts vorzunehmen wiſſe. Bevorab weil er ſich männiglich des Rechtens zu ſein gutwillig anerbiete; dazu er auch denjenigen, ſo an ſeiner Verantwortung nicht vernügt, im Fürſtenthum angehalten werden ſolle. Sonſt habe man alle Exemplare ſeiner Rede allbereit ſupprimirt, und ſei deren keins mit J. F. Gn. oder der Univerſität Willen (ſondern allein durch die Schuld Etlicher vom Adel ſelbſt) evulgirt worden."

Dieſem Votum des Kanzlers ſtimmten im Weſentlichen ſämmtliche Doctoren bei. Den bergbaukundigen Dr. Gadner z. B. (der ſich Friſchlins „Schwager" nennt, den er aber wenig kenne) wollte bedünken, „unſerm gn. F. u. H. ſei in der Ritterſchaft Schreiben ziemlich in die Wolle gegriffen"; dem Friſchlin ſollte man ſeine Oration, die er als Präceptor vor ſeinen discipulis gehalten, „nicht ſo letz auslegen"; was die Art betreffe, wie ſich Etliche vom Adel in den Beſitz eines Exemplars geſetzt, — „wenn er's für ſeine Perſon gethan, und darüber ein Brief- oder Buchdieb geſcholten würde, ſo geſchähe ihm nicht Unrecht"; über ſeine Apologie und gethanes Erbieten „könne man den Friſchlin nicht bringen, wenn er gleich der Teufel wär." Dr. Schulter, ein Jugendfreund Friſchlins, dem wir ſpäter als Vicekanzler und Kanzler in höchſt einflußreicher Stellung begegnen werden, geſtand, „Frischlini scriptum habe prima facie ein hart Anſehen, alſo daß auch er Anfangs, da es ihm fürgekommen, ſich deſſen hoch verwundert"; durch ſeine Apologie jedoch werde es genugſam erläutert. Hienach mache er „zween Haufen: den einen der cycloptiſchen, centauriſchen und polyphemiſchen, den andern der ufrechten, ehrliebenden und recht Edlen; da er denn allein die unedlen taxire". Der Mann ſei als Phantaſt ausgeſchrieen; er laſſe ihn zwar für ſeine Perſon bleiben, doch ſollte man eben deßwegen ſich deſſen ſo hoch nicht beladen haben.

Anders lauteten die Abſtimmungen der adelichen Räthe, wenn ſie ſich auch der Lage der Sachen wegen zurückhielten. Man wiſſe wohl, meinte Plieningen, daß Friſchlin gegen den Obervogt einen Privathaß gehabt, daher er vielleicht cum affectu geſchrieben (wogegen Dr. Eiſengrein darauf aufmerkſam machte, daß ja die Rede lange vor dem Vorfall mit Fritz Herter gehalten ſei. Daß ſie vor dem Druck Zuſätze bekommen haben möchte, wurde merkwürdigerweiſe nicht

ntgegengehalten). Berlichingen will die Sache auf ſich beruhen laſſen; eſſer wäre die Rede ungedruckt geblieben. Friſchlin habe ſich berühmt, aß ihm der Herzog dafür eine Verehrung gemacht habe (Verwechslung mit dem Geſchenk für die Zueignung der Virgiliſchen Paraphraſe), wodurch er ſelbſt zu dieſer Weiterung Urſach gegeben, ach den Herzog und ſeine Räthe in ein übles Licht geſtellt habe. Man möge die Apologie der Ritterſchaft zuſchicken: er für ſeine Perſon möchte leiden, daß dadurch der Sach allerdings zu End geholfen würde; er hab aber zween Fürſten davon ſeltſam reden hören.

Eben hierüber jedoch, ob Friſchlins Apologie der Ritterſchaft anzufertigen, waren die Meinungen getheilt. Den Einen ſchien ſie ein ziemlich moderates scriptum, Andere fanden multa satis acerba darin; der Landhofmeiſter fürchtete von den Citaten aus Luther Anſtoß bei den Katholiken, der Kanzler, man möchte dadurch in ein Libelliren hineinkommen, auch ſolle die Ritterſchaft Abſchriften von derſelben ſchon beſitzen: und ſo wurde in dieſem Sinne, übrigens in Uebereinſtimmung mit dem Antrage des Kanzlers, an den Herzog berichtet. Dieſer trat dem Gutachten ſeiner Räthe mit der Bemerkung bei, weil das Schreiben der Ritterſchaft etwas ſcharpff und für ſeine Reputation verkleinerlich ſei, ſo werde der Concipient die Feder geſchickt anzuſetzen wiſſen, damit er, der Herzog, hinfüro mit ſolchen hitzigen Schreiben unbemüht bleibe.[1]) So rund nun auch in dem Antwortsentwurfe die Abweiſung gefaßt wurde, und ſo ſcharf insbeſondere die Bemerkung lautete: daß einzelne Exemplare der Rede ausgekommen und in ungereimter Ueberſetzung verbreitet worden, das ſei durch Einige aus dem Adel ſelbſt, als die Anzünder dieſes Feuers, geſchehen, gegen welche man ſich Unterſuchung und gebührende Strafe vorbehalten haben wolle: ſo hatte es doch der Concipiſt dem Herzog noch nicht ganz recht gemacht. Er dictirte Melchior Jägern noch zwei Zuſätze in die Feder, welche ſeine Empfindlichkeit über das Benehmen des Adels in dieſer Sache zwar nicht ſehr klar, doch merklich genug ausdrückten.[2])

Unter denjenigen Perſonen, welchen Friſchlin Abſchriften ſeiner Apologie zugeſandt hatte, waren auch die Grafen von Zollern, deren

[1]) S. Beilage V.

[2]) Schreiben an der Ritterſchaft in Schwaben verordneten Bßſchutz. 3. Jan. 1581. St. A.

Verhältniß zu Frischlin durch die oben erzählte Geschichte noch nicht aufgelöst war. Daher nahm er auch in dem Schreiben, mit dem er seine Sendung begleitete, kein Blatt vor den Mund. Ohne Zweifel, schreibt er ihnen, werden sie erfahren haben, was für einen großen Kessel eben die Gesellen wider ihn übergehenkt, die auf eine Zeit der Grafen im Butzen gewartet (d. h., nach einer andern Stelle, den Grafen zum Trutz im Butzen gejagt) haben. „Denn als ich die Laster der unedlen, ungehorsamen, räuberischen Scharrhansen, aus andern Scribenten, meinen Jungen zur Warnung und Niemand zur Schmach, gestraft, auch Niemand genannt, und die Frommen, Ehrliebenden, ausdruckenlich ausgenommen: da haben sich Etlich erfunden, die Sollichs nicht allein auf sich selber (vielleicht aus bösem Gewissen) gezogen, sondern auch die Unschuldigen damit unruhig gemacht, und ihnen mit erdichteten Auflagen solche Ding eingebildet, die mir niemals in Sinn kommen: bin also unverschuldt bei männiglich Adelspersonen verunglimpft und schändlich angelogen worden, auch darüber in Gefahr Leibs und Lebens gerathen. Derhalben ich denn mich zur Gegenwehr gestellt, und mich dermaßen vor meinem gn. Landesfürsten verantwortet, daß diese Scharrhansen zu Spott und Schanden worden und schlechten Dank erstochen haben, ich aber mit der Wahrheit bestanden und mit sondern Gnaden davonkommen. Denn mein frommer, treuer und recht edler Landesfürst ihme nicht nachsagen ließ, daß ich den unedlen, ungehorsamen Scharrhansen sollte die Wahrheit vergebenlich gesagt haben." Hierauf bittet er die Grafen, auf deren Gewogenheit er noch immer rechne, seine Apologie in Abschriften verbreiten, und insbesondere dem Churfürsten von Cöln und dem Erzherzog Ferdinand Exemplare senden zu wollen, denn ihm sei unmöglich, fernere Abschriften zu machen, nachdem er solche fast in alle fürnehme Reichsstädte und Fürstenhöfe abgefertigt habe. Aehnliche Schreiben (de bello nobilitari finito, wie er meinte) erließ Frischlin schon im November auch an Burkard und Georg von Ehingen, an Johann Posthius, gekrönten Dichter und Leibarzt des Bischofs von Würzburg (später bei dem Churfürsten von der Pfalz) u. A.[1])

[1]) Frischlin an Eitelfriderich, Carl und Christoph von Zollern, Tüb. 16. Nov. 80. An B. und G. von Ehingen (abschriftlich, ohne Datum). Ad Posthium, 20. Nov. 80. St. A. Da die bei den Acten befindliche Apologie das Datum

Jener Brief an die Zollern fiel nun dem Obervogt in die Hände
ob durch unrechte Mittel, wie Frischlin, oder durch nachlässige Ver-
wahrung des Concepts von Seiten des Letztern, wie die Gegner be-
haupteten, bleibe unentschieden), und wurde zu einer neuen Anklage
gegen Frischlin benützt. Man warf ihm vor, dadurch das ihm auf-
erlegte Stillschweigen in der Sache gebrochen, und überdieß nunmehr
bestimmte adeliche Personen (die 8 Jäger in Butzen) als diejenigen
bezeichnet zu haben, die in seiner Rede gemeint gewesen. Frischlin
verantwortete sich beim Herzog, sein Schreiben an die Zollern sei ein
vertrauliches gewesen, und habe nur den Zweck gehabt, die Grafen
auf deren Anfrage von dem wahren Sachverhalt zu unterrichten und
Verläumdungen abzuwehren; der Geschichte im Butzen habe er nur
gelegentlich, und gar nicht in Bezug auf den Inhalt seiner Rede, Er-
wähnung gethan.[1])

Mittlerweile fehlte es auch an persönlichen Reibungen nicht.
Am 30ten December ging Frischlin zum Lustnauer Thor hinaus, als
Fritz Herter und ein anderer Edelmann (einem spätern herzoglichen
Verweise nach vielleicht Balthasar von Karpffen) hinter ihm hergerit-
ten kamen. Frischlin, um sie zu vermeiden, schleicht am Thorhäuschen
auf die linke Hand hinum; aber Herter ruft ihm nach: Dr. Freschlin,
wer leugt? der andere Ritter wirft gleichfalls mit Scheltworten zu,
und schreit mit erhobener Stimme so lange bis er ihn nicht mehr
sieht: Lugemann! verlogener Mann! u. dgl. Frischlin antwortete nichts,
forderte aber hernach in einem leidenschaftlichen Schreiben Melchior
Jäger auf, den Herzog zu bitten, er möge dem Fritz Herter und seines-
gleichen versoffenen Schnarchern (hier hat Jäger einige Schimpfworte
ausgestrichen, um das Schreiben dem Herzog vorlegen zu können),
befehlen, bis zu Austrag der Sache, da er sich zu Recht erboten, ihn
in Ehr und Geführ unangetastet zu lassen. Wo nicht, so werde er
publico scripto dem Fritzen seine Wampen visieren und sich so defen-
diren, daß jener wünschen möchte, er wäre nie geboren.[2]) Aber nicht

vom 18. Dec. trägt, so ist, was Frischlin im November versandte, wahrschein-
lich ein kürzerer Entwurf gewesen.

[1]) Anweil an den Herzog, Herrenberg 12. Jan. 81. Frischlin an den Herzog,
18. Jan., 18. Febr. 81. St. A. Vgl. Celst. II. p. 150 b. f.

[2]) Frischlin an den Kammerlecretaret Melchior Jäger, Tüb. 31. Dec. 80. St. A.

immer ſcheint Friſchlin den Adelichen ſo, wie er hier von ſich behauptet, aus dem Wege gegangen zu ſein. Fand ſich doch der majeſtätiſche[1]) Anweil zu dem Geſuch an die herzoglichen Räthe veranlaßt, dem Friſchlin aufzugeben, daß er ſich, wenn er, der Hofrichter, nach Tübingen komme (er hatte ſeinen Wohnſitz als Obervogt in Herrenberg) der übermüthigen Gebärden enthalten möge, womit er ihm, „wie dem geringſten Hundsbuben", entgegentrete.[2])

Einen Vortheil zog Friſchlin aus dieſen Geſchichten: daß er eingezogener lebte und noch mehr als ſonſt arbeiten konnte. „Ich gehe zu keinen conviviis oder Zechen, ſchreibt er dem Herzog im Januar, hab ſeit Michaelis kein Unterzech gethan. So komm ich in kein Weinhaus. Bei den gelehrten Leuten bin ich fröhlich in prandiis doctorum, und gedenk an dieſe Sachen nicht." Und an die Zollern: „Ich bin nun ein Kartheuſer worden, der hinfüro vermittelſt göttlicher Gnaden alle Meß etwas Neues herfürbringen wird, darob ſich die Scharrhenslin verwundern und entſetzen ſollen."[3]) Bei ſeinen ehemaligen Zechbrüdern von Adel, bekennt er ein andermal, habe er doch nur Räuſche davongetragen, „und freu mich von Herzen, daß ich dieſer Säu halben Urſach hab, ſtetigs daheim zu bleiben, und fürohin noch fleißiger zu ſein als ſonſt etwan geſchehen wäre.[4]) Auch vor den herzoglichen Commiſſarien rühmte er ſich im April, ſeit dem Herbſt zu keiner Zeche gekommen zu ſein; doch dieſe machten die Anmerkung: „Er ſoll ſich aber daheimen überweinen und plappern."[5])

Da er ſich in Druckſchriften nicht ausſprechen durfte, ſo nahm Friſchlin jetzt bisweilen in Vorleſungen Gelegenheit, ſich das Herz leichter zu reden. Im Januar 1581 hatte er Salluſts Catilina beendigt, und kam nun gleich in der erſten Vorleſung über den Jugurtha an die Worte: quia tunc primum superbiae nobilitatis obviam itum: quae contentio divina et humana omnia permiscuit. Da

[1]) ἀνὴρ φρωϊκόσωμος nennt ihn Crusius, Annal. Suev. Liber paralipom. p. 28.

[2]) Anweil an Laimingen u. Bertſchin, Herrenberg 21. April 1581. St. A.

[3]) Friſchlin an den Herzog, 18. Jan. 81. An die Zollern, 16. Nov. 80. St. A.

[4]) Grundfeſte Antwort wider Marx Wagner, Mſpt. des St. A. Auch in der Epist. ad Posthium ſchreibt er: Ego aetatem meam domi lucubrando volo consumere, neque me cruentis Centaurorum manibus objicere.

[5]) Bericht der Commiſſäre, Stuttg. 26. April 81. St. A.

r ihm ſein eigenes Thema zu wörtlich in den Mund gelegt, als
) er darüber hätte ſchweigen können; nachdem er daher die Stelle
s der Geſchichte des Sulla und Marius erläutert, auch eine ein-
lagende Satire von Juvenal citirt hatte, brach er los. „Es hat
Cyclopes, die Scharrhanſen, verdroſſen, daß ich in meiner Oratio hab
agt, es ſeien gar wenig fromme Nobiles: ſo doch Lutherus ſelbſt
geſchrieben, daß alle Fromme von Adel könnten auf einem kleinen
hlößlein, das gar nit groß wäre, bei einander habitiren. Unſre
harrhanſen wollen ſo gute Chriſten, ſo gut lutheriſch ſein: wolan,
n ſie die opera Lutheri, da werden die Scharrhanſen finden, was
therus von ihnen ſchreibt, daſelbſt werden ſie auch finden, daß
therus befiehlt, daß wir es ihnen ſollen ſagen, was ſie für ſchöne
ſellen ſeyn. Daher hat ein Academia ihre Freiheit, die Profes-
es haben Macht, den Hippocentauris ihre Bubenſtuck und Schelm-
k zu ſagen, und ſind nicht ſchuldig, einem jeden Scharrhanſen
um Red und Antwort zu geben. Das ſeyn Freiheiten Academiae;
das nicht iſt, ſo hat man keine Freiheiten. Aber weil ich Sollichs
han hab, und gerade das den Scharrhanſen nicht gefallen hat,
llen ſie mich todt haben. Wie denn ein verzweifelter, ehrloſer,
uloſer Schelm neulich zu Heidelberg öffentlich hat geſagt, wo ich
r auffſtoßet, wollt er eine Kugel durch mich jagen". Hierauf, nach
rwähnung einiger oben mitgetheilten Attentatsgeſchichten: „Bone Deus,
s ſeynd das für ehrloſe, treuloſe, verzweifelte Schelmen und Böſe-
hter! Carissimi auditores! ſolche verzweifelte Schelmen ſeyn ſie,
ż ich nicht ſicher vor ihnen bin Leibs und Lebens, ſelbſt hier in der
adt. Es iſt ein einiger Mann, der ſich auch gelehrt bedunkt, der
: mir den Handel angericht;[1]) ich will demſelben auch bald ſagen,
r er iſt, muß nur noch ein wenig gemach thun, ſoll aber nicht lang
hr anſtehen. Ich will mich mit Gottes Hülf an den Hippocen-
uris, an den Scharrhanſen, an den verzweifelten ehr- und treuloſen

[1]) Der Hofrichter Hans Burkard von Anweil. Von ihm ſchrieb Friſchlin ſpäter an den Herzog: „Wann es ſich nicht erfinden wird, daß der von Anweil dieß Feur angezündet und aufgeblaſen, ſo ſoll E. F. Gn. mich ihres Fürſtenthums verweiſen. Erfindet es ſich aber, daß der von Anweil der erſt Anzünder dieſes Feurs iſt (wie ers dann bei der ewigen, allmächtigen, göttlichen Wahrheit iſt), ſo mag ihme E. F. Gn. ein Lehen dazu ſchenken, mich ſoll es nicht anfechten." Tüb. 22. Apr. 81. St. A.

Schelmen, die mir nach meinem Leib und Leben ſtehen, rächen, und ſollt es mir den Hals koſten. Derhalb bitt ich euch, Carissimi auditores, ihr wöllet mich defendiren wider die ehrloſen Nobiles. Doch ſag ich Sollichs nicht von Allen; dann noch etlich ehrliche von Adel ſeyn, die ich nicht gemeint haben will, ſondern allein die, mit denen ich zu thun hab". [1])

Dieſer Ausbruch des ihm von jeher widrigen Poeten war das Neueſte, was dem zu Anfang des Jahres 81 aus Sachſen zurückgekehrten Andreä ſein „Schwager" Liebler, auch kein Gönner Friſchlins, wie wir wiſſen, mit dem Zuſatze berichtete, dieſer habe verſprochen, in der nächſten Vorleſung wolle er's noch beſſer machen. Sogleich wurde Friſchlin vor den Kanzler beſchieden, und hielt ſich auch in der nächſten Stunde gemäßigter. Aber Andreä hatte noch wegen des ganzen Handels mit dem Adel, der während ſeiner Abweſenheit angegangen war, mit Friſchlin abzurechnen. Dieß geſchah vor verſammeltem Senate, wo die Nachſchrift jener neueſten Vorleſung durch den Notar abgeleſen, auch ſein Schreiben an die Zollern ihm vorgehalten, dann bemerklich gemacht wurde, daß er überhaupt in dieſer Sache ſeinen Beruf überſchritten habe. „Ihr ſeid ein Poet, ſagte ihm der Kanzler, kein Prophet; ihr habt euch nicht in fremde Dinge zu miſchen, über Höfe und Adel zu richten, ſondern euch in den Gränzen eurer Vocation zu halten. Die Mängel und Laſter der verſchiedenen Stände zu rügen, iſt Sache der Propheten, d. h. der Prediger, nicht der Poeten. Auch einen Propheten aber würde man nicht leiden, wann er mit Schelmen zuwürf, wie ihr in eurer Rede thut. Es kann euch nicht geholfen werden, ihr bekennet denn rund, ihr habet übel gethan." Dabei drohte er Friſchlin mit dem Urlaub, wenn er ſich nicht darein gebe, ſein Amt in's Künftige mit aller Beſcheidenheit, wie ein andrer Profeſſor, zu verrichten; deutete ihm aber auch einen Weg an, wie er aus der Sache kommen möchte. Er ſolle nämlich durch einen Juriſten eine Schrift in ſeinem Namen aufſetzen laſſen, worin er erkläre, ſeine Rede ſei ihm mißdeutet worden, er habe nicht den ganzen Stand, ſondern nur einzelne unwürdige Mitglieder deſſelben tadeln wollen, übrigens habe er, durch Privatſachen gereizt, etwas zu heftiger Worte ſich bedient; dann ſolle

[1]) S. die Nachſchrift einer Vorleſung Friſchlins, Fasc. 10, No. 89 b. Ct. U.

rhard Cellius (der Rector des Contuberniums) eine Rede zum Lob s Adels halten, damit dieſer ſehe, daß die Univerſität an der Unbe-heidenheit Eines Mannes kein Gefallen trage. (Die Sache ging ämlich den Herren an den Beutel, da verſchiedene Adeliche drohten, re Söhne nicht mehr nach Tübingen zu ſchicken.) Dergleichen war m gar nicht nach Friſchlins Sinn: „das ſolle der römiſch Kaiſer icht an ihn vermögen, daß er bekenne, in dieſer Sache Unrecht zu aben", rief er, und lief zur Thüre hinaus. [1])

Ein Punkt beſonders in dieſer Zurechtweiſung wurmte unſerm oeten ſo ſehr, daß er denſelben 4 Jahre ſpäter in einer Vorrede gens erörterte. [2]) Es gebe Leute, ſagt er hier, welche den Poeten zu nem bloßen Grammaticus machen, deſſen Amt es ſei, in Schulen er auf Univerſitäten Grammatik und Proſodie, guten lateiniſchen tyl und Verskunſt zu lehren. Gehe er weiter und laſſe ſich einfal-n, mit der Sorge für das Heilige ſich zu befaſſen, Leben und Sitten r Menſchen ſeiner Beurtheilung zu unterwerfen, ſo heiße es, er erſchreite ſeinen Beruf und greife in ein fremdes Amt. Denn, um rdnung und gute Sitten zu erhalten, dazu, ſagen jene Leute, ſei die iſt- und weltliche Obrigkeit, zur Sittencenſur insbeſondere die Pre-ger, beſtellt. Dagegen führt Friſchlin die vielen Dichter der nächſt-rgangenen Zeit an, die, ohne Geiſtliche zu ſein, ſich mit Tadel und rmahnung zu thun gemacht: einen Ulrich von Hutten, Eoban Heſſe, ebaſtian Brandt, Thomas Murner u. A.; von den Alten, einem oraz, Perſius, Juvenal, nicht zu reden. Daher dürfe man die hohe einung derjenigen nicht aufkommen laſſen, welche die himmliſche hre für ihr ausſchließliches Eigenthum anſehen, und die Befugniß, er die Sitten zu richten, den chriſtlichen Poeten, Philoſophen und ehrern nicht zugeſtehen wollen. Nein, ein Dichter, der, neben Rede- nd Verskunſt, mit gediegener Geſchichtskenntniß und philoſophiſcher inſicht ſich ausgerüſtet wiſſe, der habe gerade jenes als ſeine Vocation u betrachten. „Das iſt ja der Poeten Amt, zu dem ſie von Gott

[1]) Der Kanzler Andreä an den Herzog, Stuttg. 19. Febr. 1581. St. A. Senatsprotokoll vom 29. Jan. 81. Crusius, defens. necess. p. 218. Frischlin. Celet. II, p. 150 f.

[2]) Præfatio in Sal. Frentzelii poemata sacra & nova, Argentorati 18. Cal. Mart. 85. In Epist. & præfat. p. 148 ff.

berufen und mit ſonderlichem Geſchick zu reden und zu ſchreiben vor Andern geziert ſind, daß ſie in den ſüßeſten Weiſen Gott und Gottes Freunde loben, den Teufel aber und ſeine Knechte mit ſatiriſcher Bitterkeit verfolgen ſollen." Freilich gebe es Dichter, die auch die Guten angreifen und Gottes ſpotten, und noch ſchlimmere, welche die Schlechten loben und ihnen ſchmeicheln. Doch der Mißbrauch hebe auch hier den Gebrauch nicht auf. Ganz beſonders treffend aber gab Friſchlin ſpäter dem Andreä den Vorwurf der πολυπραγμοσύνη zurück, wenn er ſagte: auch einem Theologen zieme es nicht, ſich in fremde Dinge zu miſchen, in die Höfe ſich einzudrängen, und überall den einen Fuß in der Kirche, den andern im weltlichen Regiment zu haben.[1]) Man darf nur die Charakteriſtik dieſes theologiſchen Diplomaten bei Planck leſen, um ſich zu überzeugen, wie richtig Friſchlin ſeinen Mann getroffen hatte.

Während der Kanzler ſich über Friſchlins ungebührliches Erzeigen beim Herzog beſchwerte, ſuchten auch ſeine Gegner unter den Würtembergiſchen Adelichen dieſen gegen ihn einzunehmen. Der längſt abgethane Freiburger Handel wurde aufgewärmt: Friſchlin habe ſich, flüſterte man dem eifrig lutheriſchen Fürſten ein, in Freiburg keineswegs die Religion vorbehalten gehabt, auch ſich während ſeines dortigen Aufenthalts mit Freſſen, Saufen und Zotenreißen ſchändlich aufgeführt, die Pfaffen umhalst und geküßt und dgl.[2]) Dagegen ſchenkte aber auch Friſchlin ſeinen Feinden beim Herzog tüchtig ein. Herter habe um eines Hunds willen einen Polen erſchlagen, und ſtehe im Verdacht, ein Mädchen, deren Leiche im Neckar mit zwei Stichwunden und ſchwanger gefunden worden, ermordet zu haben. Nun ſuche er ſich durch Trunk zu betäuben, ſaufe und ſchlemme Tag und Nacht auf dem Rathhaus mit Schuſtern und Schneidern, betaſte die Mägde, führe ſtrafbare Reden wider Gott und den Herzog. Auch Anweil, der Urheber dieſer Tragödie, ſei ein frecher und im Grunde unwiſſender Menſch. Der Adel überhaupt ſei von jeher treulos und wandelbar geweſen. Wäre er Herzog, ſo würde er nur wenig Adel und

[1]) Frischlin. Celet. II, p. 152 b.: Imo ne quidem Theologi est πολυπραγμονεῖν, & in aulas se ingerere, & habere ubique locorum alterum pedem in templo, alterum in foro.

[2]) Anweil an den Herzog, Herrenberg 12. Jan. 81. St. A.

Ritter unterhalten, das Geld zuſammenſparen, um im Kriegsfall Reiter dafür werben zu können. Der Herzog ſolle dieſen Herren nur zeigen, daß er ſie nicht brauche, ſo werden ſie ſchon zum Kreuz kriechen. So lange ſie das Gegentheil wiſſen, ſeien ſie frech, ſpotten ſeiner und ſpielen die Gebieter. (Wirklich konnte man damals von Mitgliedern der Ritterſchaft die Aeußerung hören, der Herzog von Würtemberg ſei bisher ihr gnädiger Herr geweſen; während er aber zuvor leicht 1000 Pferde hätte bekommen können, möchte er jetzt nicht zwei zuwege bringen.)[1] Was denn, fährt Friſchlin gegen den Herzog fort, ſeine adelichen Obervögte taugen? Sie ſeien weder Kriegsleute noch Friedensarbeiter. Erſt neulich habe er einen vornehmen Mann ſagen hören, wenn der Enweiler bei Herzog Ulrich das gethan hätte, was er ihm gethan in dieſem Handel, er hätte in zwei Tagen aus dem Land gemußt.[2]

So viel gelang aber ſeinen Feinden doch, daß ſie ihm den Verkehr mit dem Herzog zu erſchweren wußten. Sonſt war er alle Augenblicke bei Hof geweſen, war vom Herzog zur Tafel gezogen, auf die Jagd mitgenommen worden: dieſe Einladungen blieben jetzt aus. Ja es hieß im November 1580, der Schloßpförtner in Stuttgart habe Befehl, dem Friſchlin den Zugang zu verwehren. Zu Anfang 81 war es bald ein Jahr, daß er das huldvolle Angeſicht ſeines Herrn nicht mehr geſehen hatte.[3] Und im Herbſt 81, wo er dieſem in Stuttgart mündlich ſeine Noth klagen wollte, hatte wirklich der Haushofmeiſter, Chriſtoph von Degenfeld, dem Thorwart verboten, ihn gen Hof einzulaſſen.[4]

Die ſchwäbiſche Ritterſchaft war mit ihrer Klage gegen Friſchlin bei'm Herzog abgefahren: nun kam aber auch die fränkiſche. Sie be-

[1] Bericht der Commiſſäre, Stuttg. 26. April 81. St. A. Ausſage des Bürgermeiſters von Herrenberg.

[2] Friſchlin an den Herzog, 26. Nov. 80 und 10. Jan. 81. St. A.

[3] In dem Schreiben vom 26. Nov.: Scripsi Elegiam de venatione aprorum, cui aliquando interfui. Sed quia intra quadriennium unum bolum ferinæ ex aula tua in domo mea non vidi, nescio an grata sit futura ista facetissima Elegia. Joco volui claudere epistolam, ut C. Tua videat, me nondum despondisse animum. In dem Schr. vom 10. Jan.: Ignoscat mihi C. T. ob istam styli familiaritatem... certe, quia annum fere Tuæ Cels. conversatione, alloquio & dulci aspectu careo, non possum non interdum per literas colloqui.

[4] Friſchlin an den Herzog, Tüb. 7. Oct. 81. St. A.

rief sich auf die Reichsgesetze, welche besagen, daß ein famos Libell an keinem Orte des Reichs sub capitali poena solle gehegt, vielweniger begriffen und edirt werden. Und während sie im umgekehrten Falle zuverläßig die Anonymität als einen Hauptklagepunkt hervorgehoben haben würden, sollte nun Frischlin seine Verachtung der Reichsordnungen besonders dadurch zu erkennen gegeben haben, daß er dem schändlichen Werk seinen Namen öffentlich zu unterschreiben und approbiren zu lassen keinen Abscheu getragen. Der Herzog möge den Diffamenten nicht aus seinem territorio entwischen lassen, sondern zu ihm greifen und vermög obgedachter kaiserlichen Constitutionen ihn zum warnenden Beispiel an Leib und Leben strafen.[1]) Und kaum war den fränkischen Rittern derselbe Weg wie den schwäbischen gewiesen,[2]) so kamen auch noch die vom Rheinstrom und der Wetterau, und die waren noch die wildesten. Der verlogene Schanddichter habe den Adel ingenere, ohne einigen Unterschied, geschmäht; sein Intent sei „auf ein bäurisches, ja türkisches Regiment, Verwirrung geistlichs und weltlichs Standes, und in summa auf Zerstörung des allgemeinen wohlhergebrachten deutschen friedlichen Wesens, ja auf Zusammenhetzung hohen und niedern Stands Personen, und schließlich aber zu endlicher Aufruhr (das Alles wohl in Acht zu nehmen) gerichtet."[3]) Allein auch ihr Verlangen ernster und harter Strafe gegen Verfasser und Drucker wurde ganz ebenso wie das ihrer Vorgänger abgewiesen.

Unter diesem Gedränge von Anklagen und Zumuthungen war der gute Herzog Ludwig in der That zu bedauern. Seine Wünsche und Neigungen waren auf ein „friedliches und vertrauliches Regiment" gerichtet: und nun war der Händel, der Hetzereien und Treibereien, kein Ende. Dazwischen lag ihm Frischlin immer in den Ohren, er möge ihm doch „zu Mittel und Weg einer freien öffentlichen Defensionsschrift gnädiglich verholfen sein, damit er seine verletzte und mit Gewalt abgedrungene Ehr wiederum gebührlicher und im Recht zugelassener Weise erhalten könne."[4]) Davon wollte der Herzog noch

[1]) Klagschrift der fränkischen Ritterschaft, Kitzingen 18. Jan. 81. St. A.

[2]) Herzogliches Antwortschreiben, Stuttg. 31. Jan. 81. St. A.

[3]) Schreiben der Ritterschaft am Rheinstrom und der Wetterau, 20. Febr. 81. St. A. Die herzogliche Antwort ist vom 4. März.

[4]) Frischlin an den Herzog, 18. Febr. 81. St. A.

immer nichts hören, ſondern glaubte auch jetzt noch die Sache, die hiezu offenbar ſchon viel zu weit gekommen war, „ſopiren" zu können. Um dieſelbe recht in ihren Anfängen zu faſſen, wollte er einerſeits Friſchlin und Herter vertragen, andrerſeits die erſten Verbreiter der Rede ermittelt wiſſen, und beauftragte mit dieſem Geſchäft den Landhofmeiſter, Erasmus von Laimingen, und den Rath Dr. Kilian Bertſchin. „Nachdem wir täglichs vernehmen, heißt es in dem herzoglichen Erlaſſe,[1]) daß ſich ſolche Weitläufigkeit nicht allein nicht abſchneiden läßt, ſondern noch immer ſich häufet, und wir unnachläßlich damit moleſtirt und beunruhigt werden, ſo uns dann nicht gemeint, ſolchen unruhigen Weg in die Harr und Länge zu ſehen und zu gedulden," ſo ſollen ſie als herzogliche Commiſſäre ſich in das Kloſter Bebenhauſen verfügen, die betreffenden Perſonen aus Tübingen vorbeſcheiden und die erforderliche Handluug vornehmen.

Dieß geſchah: am 20ten April wurden zuerſt Herter und Friſchlin auf's Neue vertragen: ſie verſprachen, das bisher Vorgefallene (worunter die Geſchichte mit der gräflich Zollernſchen Maulſchelle immer noch als die Hauptſache behandelt wird) ab ſein laſſen und fortan gute Freunde ſein zu wollen; Friſchlin noch außerdem, ſich ſeines ungebührlichen Redens, Schreibens und Spargierens von Schriften an den kaiſerlichen und andre Fürſtenhöfe enthalten und zu keiner Weitläufigkeit mehr Urſach geben zu wollen. Zugleich wurde der gleichfalls anweſende Profeſſor juris Johann Hochmann mit der Weiſung an Rector und Regenten der Univerſität beauftragt, „mit Ernſt und Fleiß dahin zu laboriren und zu trachten, daß Frischlinus hinfüro ſein unbehäb, unverſchämt Maul halt, nichts ſchreib, edir, oder in Druck laß gehen ohne Vorwiſſen des Herzogs und des Senats." Dieß verſprach Dr. Hochmann mit der Bemerkung, Rector und Senat hätten dieſer Sache längſt für ſich abzuhelfen gewünſcht; „aber Friſchlin habe ſich bei Hof dermaßen inſinuirt, daß der Univerſität auctoritas wenig bei ihm gelte; er poche viel auf J. F. Gn., und wenn er (was ſie jedoch nicht glauben können) wirklich in ſeinem unbefügen Fürhaben alſo ſollte geſtärkt und gehandhabt werden, wüßten ſie ihm nicht zu helfen oder ihn zu corrigiren, wollten doch pro officio thun, was ſie gegen Gott und den Herzog wüßten zu verantworten." Eine Auskunft, die, im Munde

[1]) Böblingen, 18. April 81. St. A.

eines Mannes, der es immer gut und treu mit Frischlin meinte, doppelt in's Gewicht fällt.[1]) Wie „unbehäb" insbesondere dessen Maul war, bewies er auf der Stelle dadurch, daß er eben während dieses Bebenhäuser Aufenthalts die Aeußerung fallen ließ, die gleich wieder böses Blut machen mußte: „wenn sich bei den Schweizern Einer seines Adels wegen über die Andern erheben wollt, so gelt sein Adel nicht mehr denn ein Kühdreck."[2])

In Betreff des andern Punktes, den der Herzog seinen Commissarien aufgetragen hatte, ermittelten sie durch Verhöre verschiedener betheiligten oder kundigen Personen einen Theil dessen, was oben als Geschichtserzählung gegeben worden; womit jedoch der Herzog nicht zufrieden war, sondern von Herter, Anweil und Carl von Remchingen noch bestimmteren Bericht über die Fragen verlangte: 1) wer ihnen das erste lateinische Exemplar von Frischlins Rede überliefert, 2) wer die Stelle gegen den Adel übersetzt, 3) die Uebersetzung spargirt, und 4) welche conventus sie vom Adel gehalten haben? mit dem eigenhändigen Beisatz: „Ohn alle ambiguitates, Hinterhalt oder Unterschlag zu berichten, dann ich kurtzum den Grund wissen und Niemands darunter verschonen will."[3]) Diese Sache nahm der Herzog sehr scharf, begleitete daher auch Anweils Bericht, als ein solcher einlief, mit eigenhändigen Randanmerkungen. Zu Anweils Aeußerung, Frischlins Rede sei ihm zu allgemein gegen den Ritterstand geschrieben vorgekommen, macht der Herzog die Note: „Non est, sed contra trasones atque nebulones." Dann, wo Anweil sich zu entschuldigen sucht, daß er dem Herzog keine Anzeige von der Sache gemacht, bemerkt dieser: „Hätte man bezeitten (bei Zeiten), wie ich befolhen, zu dem Handel gethan, so wär der Lehrmen nit erstanden; aber wann man der Catzen die Schellen nit will anhenken, so gehts also." Wie aber Anweil nun gar behauptet, schon ehe im September die Mitglieder des Hofgerichts Exemplare bekommen, seien dergleichen bei des Herzogs Hofgesinde in Umlauf gewesen, da entgegnet der Her-

[1]) Bebenhauser Vertrag, d. d. 20. April. Bericht der Commissäre darüber, Stuttg. 26. April 81. St. A.

[2]) Frischlin an den Herzog, 16. Juli 81. St. A.

[3]) Herzoglicher Erlaß an Herter, Anweil und Remchingen, Stuttg. 7. Mai 81 St. A.

zog, ſeines Jagdkalenders ſicher: „Hoc non est ferum (verum), dann da ich aus der Hirſchfeißtin kommen, iſt es erſt alhie offenbar worden.“ [1])

Nach allen angeſtellten Erkundigungen, meinten ſchließlich die Commiſſäre, ſei nun lauter und am Tag, wie es mit Spargirung der Friſchliniſchen Rede zugegangen: 1) Friſchlin verſchickt gedruckte Exemplare an die Prälaten. 2) Die mit Beſchlag belegten übrigen Exemplare werden im Univerſitätshaus verwahrt; aber der Pedell läßt das Stüblin offen, und ſo nehmen Studenten Exemplare heraus, von denen eins oder mehrere in die Hände des Hofrichters und der Gerichtsbeiſitzer kommen. 3) Auf Dachenhauſens Anſuchen wird die Stelle gegen den Adel von Feßler überſetzt, und die Ueberſetzung von Anweil verbeſſert. 4) Dieſe Verſion wird von den adelichen Aſſeſſoren den andern, aus Veranlaſſung der Hofgerichtsſitzung in Tübingen anweſenden Adelichen in der Krone zugeſtellt, die ſie den übrigen Vierteln in Schwaben mittheilen u. ſ. f. Selbſt Abſchriften verſchickt zu haben, ſei der Hofrichter nicht zu überweiſen, nur darin habe er gefehlt, daß er nicht gleich anfänglich, ſobald ihm das Exemplar in die Hand kam, und er bemerkte, zu welch beſchwerlicher Weitläufigkeit die Sache gerathen wolle, dem Herzog Anzeige gemacht und ſeine Entſcheidung abgewartet habe. Darüber, meinen ſie, hätte er „einen guten Verweis oder Leviten“ wohl verdient; welchen der Herzog ſofort auf die Aſſeſſoren des Hofgerichts, insbeſondere auch den von Karpfen, wegen der Antaſtung Friſchlins vor dem Thor, ausdehnte. [2]) Anweil bat hierauf, der Herzog wolle ſich „durch dieſen unruhigen Poeten (ſonſt nennt er ihn auch Tragödiſpieler und ſeine Rede ein tragödiſch Werk) gegen ihn nicht zu Ungnaden bewegen laſſen“, und ihm ermeldten Ehrenſchänder an beliebiger Stelle zu den ordentlichen Rechten anhalten. Letzteres bewilligte der Herzog nicht, ſondern caſſirte kraft landesherrlicher Machtvollkommenheit das zwiſchen Beiden Vorgefallene, ſo daß es keinem an ſeiner Ehre nachtheilig ſein ſolle, mit der Auflage bei Strafe, ſich beiderſeits ferneren Diffamirens und injuriarum gegen den andern Theil ſo ſchriftlich wie mündlich zu enthalten. [3])

[1]) Anweil an den Herzog, Herrenberg 13. Mai 81. St. A.

[2]) Bedenken des Landhofmeiſters und Bertſchins, ſammt der herzogl. Entſcheidung, Stuttg. 20. Mai 81. St. A.

[3]) Anweil an den Herzog, præs. 4. Juni. Bedenken Landhofmeiſters und Bert-

Doch kaum war seit diesem Friedensschlusse ein Monat hingegangen, so klagte Frischlin schon über neue Kränkungen beim Herzog. Der Hofrichter sollte ein ihm zugekommenes Pasquill contra physignathum Polyphemum, Tubingensem Ranulam (wider den hochaufgedunsenen Pausback Dr. Fröschlin), authore Jo. a Froschensturm, im Hofgericht spargirt haben, worin, angeblich nach eigenen Aufzeichnungen Anweils, das Leben Frischlins von Jugend auf in gehässigem Lichte dargestellt, dann ebenso seine Rede durchgenommen war. Außerdem sei vor etlichen Wochen auch ein deutsches Pasquill gegen ihn von Hof aus nach Tübingen gekommen.[1]) Das Letztere ist unter den Acten noch vorhanden; es war, wie sich aus der sogleich angestellten Untersuchung ergab, von einem Schreiber Namens Drolle in Stuttgart als „neue Zeitung vom Frischlin" an einen Stipendiaten Winter, den Sohn des Sattelknechts der Herzogin, nach Tübingen geschickt worden:[2]) in der That riecht es unverkennbar nach dem Stalle.

„Neulicher Zeit — so fängt es an — hat die alt Schlang, der Teufel, ein Förderer und Vater der Lugen, seiner Art Einen im Würtemberger Land uf die Welt bracht und geboren, welcher Poete genannt wird. Ob aber vielleicht einem Jeden, was Poet für ein Thier, nicht bewußt, hab ich zu mehrer Erklärung seinen Namen, Eigenschaft und Tugend hiehersetzen wollen. Von seinem Namen ist gemeiniglich Jedermann bewußt, daß Poeta zu teutsch ein Erdichter und Verlügner genannt wird, welches sich in dieser verlogenen schelmischen Mißgeburt des Teufels wol erzeiget". Auf das Famosschreiben dieses „stinkenden, räudigen Poeten" gegen den Adel werde hier einstweilen eine kurze schriftliche Wiederantwort gegeben, „so lang (sagt der Verfasser, der sich als ein Mitglied des von Frischlin verunglimpften Standes zu erkennen gibt, oder vielleicht auch nur stellt), bis ich bessere Gelegenheit, es an ihm zu rächen, überkommen möge." Wie

schine, Stuttg. 5. Juni. Herzogliche Erlasse an den Hofrichter und an Frischlin, Stuttg. 12. Juni 81. St. A.

[1]) Frischlin an den Herzog, 16. Juli 81. St. A. Vgl. Crusius, def. nec. p. 214.

[2]) Der Herzog an den Superintendenten und Magister domus des Stipendiums in Tübingen, 18. Juli; Bericht des Superintendenten an den Herzog; Pasquill selbst Fasc. 10, No. 56. St. A.

dieß zu verſtehen, zeigt ſich in ſeiner Antwort auf einen Vorwurf, den Friſchlin in ſeiner Rede den Adelichen gemacht hatte. „Daß ſie ſich wie Kettinnen an einander binden und Keiner vom Andern in keiner Gefahr weiche, iſt leider Gott erbarm erlogen; wollt Gott, es wär aber wie du geſchrieben, ſo ſollteſt du, loſer Menſch, der Carmina oder Gedichte nicht mehr viel machen; ſondern baldt ein Rapür im Herzen haben, welches doch, ob Gott will, in kurzer Zeit etwa von einem tugendreichen, wackhern, freudigen Höllbt beſchehen wird".....

„Was aber die Würtembergiſchen Pauren, die du ſo hoch rühmſt, anlangt, werden ihr ohne Zweiffel anno 25 Etliche mit dem Paurenufruhr geweſen ſein, denn meines Verſehens liegt Schwaben und Würtemberg nit weit von einander; ich glaube auch gänzlich, es wird jetziger Zeit kein Herzog von Würtemberg mehr in ſeiner Pauern Schoos ſchlafen, wär ihm auch nit wol zu rathen, dann man an dir, Geſellen, wol ſieht, was unter den ſchwäbiſchen Pauern jetzo für eine Art iſt; glaub aber gänzlich, es werden anno 47 die Italiäner und Hiſpanier ihres Samens ſo viel hinter ihnen gelaſſen haben, daß die ſchwäbiſchen Pauern gar ausgerottet ſein, und nicht mehr wie vor Alters ſolche redliche Gemüther haben werden.... Wo wird jetzo aufrühreriſcher gerathen und in geheim berathſchlagt, dann von Pauern, dir und deinesgleichens, wie ſie die hohe Oberkeit und Edelleut wollen opfern und ausrotten, wie ſie dann albereit ein neue Aufruhr im Buſen haben. Wer wird nun, ſagt mir, die Pauren und Reichsgeſellen hernehmen und angreifen, ſein Leib und Leben uffetzen? Müſſens nit die mit den roſtigen Wäpplin thun? Wer erhielt das Schloß zu Würzburg und zerſtreuet die ufrühriſche Pauern vor Frankenhauſen, im Elſäß und anderſtwo? thatens nicht die mit den roſtigen Wäpplin und andere rittermäßige Leut? Warum ſollten Fürſten und Herren Adelsperſonen und rittermäßige Leut vor dir, Schandſchelm, nit erheben und an fürſtliche Tafel ſetzen, da du doch nit ſo nutz biſt, daß du ein Fliegen oder Hummel ſtüren darfſt, will geſchweigen eine Schlacht helfen thun? Wär derwegen Fürſten und Herrn wol zu rathen, daß ſie eurer verzagten verrätheriſchen Geſellen ein Theil von Höfen wegſchafften, rittermäßige und tapfre Leut an eurer Statt zu ſich zögen, damit, wenn es einmal dazu käm, ſie redliche und verſuchte Leut bei ſich hätten." Es werden dann, nach dem Vorgang der

Frischlinischen Rede, noch Ausnahmen redlicher Poeten und Gelehrten statuirt, von denen das Bisherige nicht gesagt sei; „was aber die andern Aufrührer und Teufelskinder anlangt, sollten die teutschen Fürsten sie ab dem Grat ausrotten und vertilgen, wenn sie anderst wöllen von solchen dermaleins keiner Verrätherei gewärtig sein."

Der Herzog versäumte nichts, was zur Unterdrückung dieser rohen Schmähschrift[1]) und zur Erforschung des Urhebers dienen konnte: die Spur verlor sich theils unter der Dienerschaft des herzoglichen Rathes Burkard von Berlichingen, theils führte sie gar außer Lands, indem der hessische Rath Alexander Thüring ein gleichlautendes Exemplar im Herausreisen aus Hessen erhalten haben wollte.[2]) Um jene Zeit führte nämlich die Vermählung des Grafen Friderich von Würtemberg-Mömpelgard mit Sibylla von Anhalt, welche am 22ten Mai 1581 gefeiert wurde, viele Herren und Edle in Stuttgart zusammen. Graf Friderich war, wie wir uns erinnern, während seiner Studienzeit vor zehn Jahren Frischlins gnädiger Herr gewesen, war auch Pathe seines zweiten Sohnes, und Frischlin hatte ihm verschiedene Gedichte gewidmet: jetzt war er um seiner Rede willen, wie Frischlin meinte durch Anweil, ganz von ihm abgewendet.[3]) Dennoch versäumte der Poet nicht, sich mit einem Epithalamion einzustellen, das aber nicht besonders gerathen ist. Namentlich sind viele und lange Stellen aus dem Gedichte genommen, das er eilf Jahre früher einem Fürsten übler Vorbedeutung, Carl IX. von Frankreich, bei seiner Vermählung mit der Tochter Maximilians II. gewidmet hatte. Auch von den Ritterspielen, die bei der Hochzeit des Grafen, ähnlich wie früher bei

[1]) Drolle selbst schrieb: „Es habens Etlich vom Adel gelesen, es gefällt ihnen nit, daß der, so es gemacht, so närrisch ist."

[2]) Bericht des Kammermeisters Guth von Sulz aus dem Deinacher Bad, 29. Jul. 81. St. A. Daß gerade in Hessen die Erbitterung besonders groß war, ersehen wir auch aus einer spätern Aeußerung des D. Assverus Allinga im Oberrath: „Als er jüngst im Land Hessen gewesen, habe er von diesem Werk allenthalben viel hören müssen, seien animi nobilium sehr irritirt, daß zu besorgen, es möchte zu gefährlicher Weitläufigkeit leicht gerathen. Einer vom Adel, ein Riedesel, hab sich rund vernehmen lassen, diese Sach soll ihme nicht also ersitzen bleiben, und sollt ihme allein für sein Person ein oder mehr tausend Thaler darauf gehen."

[3]) Frischlin an Osiander, Tübingen 18. März 81. St. A.

der des Herzogs, gefeiert wurden, lieferte Frischlin eine poetische Beschreibung für die Markgrafen von Baden, wobei er aber dießmal nicht als Augenzeuge sprechen konnte.[1])

Den guten Herzog seinem Poeten abwendig zu machen, war bisher den Bemühungen des ihn umgebenden Hofadels doch noch nicht gelungen. Jetzt wurde ein Fürst hinter ihn geschickt, und zwar kein geringerer, als der weise Landgraf Wilhelm von Hessen, Ludwigs Schwager und der Sohn jenes Landgrafen Philipp, welchem das Würtembergische Haus seine Wiedereinsetzung verdankte. Es gehe die Sage, schrieb Landgraf Wilhelm im August an den Schwager, daß dieser in seinen Solennitäten weiß nicht was für pasquillische Komödien halten lasse, dadurch viel Leut, sonderlich aber der löbliche Adel ingemein, zum höchsten injurirt und offendirt werde. „Wie wohl ich nun, fährt er fort, Eurer Liebden alle Kurzwail und Freude gern gönne, so kann ich E. L., als einem erst angehenden Fürsten, keineswegs gönnen, daß sie mit solchen histricis ludis, die von etzlichen scurris, so die Sachen nicht verstehen und sich vor hohe Maister achten wann sie ainem ein Kleck anklittern können, angerichtet, tot ecclesiarum, tot tantorumque virorum und des ganzen Adels, so dextera manus principum ist, Mißgunst und invidiam auf sich laden; daraus E. L. kein Ruhm (dann E. L. kein Schüler mehr, viel weniger ein poeta lyricus ist, der ihro aus solcher Schützerai und scommatibus eine Ehre zu suchen) aber viel viel Unhails und Nachthail laichtlich erfolgen kann. E. L. denken daran, was ihrem Großherrvater ex lesione unius nobilis begegnet, und bedenken, was ihr ex lesione totius nobilitatis begegnen könnte, welches doch Gott gnädiglich wolle verhüten. Darum und diewail ich versteh, daß E. L. vom schwäbischen Adel deßwegen allberait zu etlichen Malen angelangt, auch diß Werk je länger je mehr zu E. L. Unglimpf waiter ausgebraitet wird, so rath ich E. L. mit allen Treuen, sie wollen sich zu Beweisung ihres Mißfallens also hierin erzaigen, damit sie des Adels favor, daran E. L. zum höchsten gelegen, recuperiren und das Geschrai tilgen, daß sie die Stühl auf die Tisch, den Bauren über den Edelmann setzen,

[1]) Auritus testis, non oculatus eram.
Die Titel der beiden Gedichte, die in den Paralipomenis operum Frischlini poeticorum stehen, s. oben Kap. III, S. 52.

und um eines histrici scurrae willen den ganzen Adel ohne alle Noth auf ſich laden wollen; auch ſich hinfüro von ihren Literaten (dann man wohl waiß, daß E. L. dieſe Narrerai den einen Tag abgeſchafft, und auf ihr ungeſtümes Anhalten den andern Tag haben müſſen vorgehen laſſen) nicht zu ſehr laſſen einnehmen, dann ſonſt werden ſie E. L. noch gar über die Bank ziehen. Sondern E. L. wollen gedenken, daß ſie von Gott in den Stand geſetzt, daß E. L. der Literaten, und nicht ſie E. L. Maiſter ſain ſollen".

„Ich mains treulich und gut mit E. L., wiewol ich wol merk, diewail ich den Buben all ihre Schwärmerai nicht laſſe gut ſain, ſie mich bei E. L. dermaßen zur Bank gehauen, daß meine Autorität und Vermahnung bei ihr geringfüg Anſehens hat. E. L. ſoll aber einmal erfahren, ob ich oder ſie es mit E. L. treulicher gemaint, und wanns dazukommt, ob die von Adel oder jene Clamanten bei ihro feſter werden halten... Man darf vorwahr kain Läuß in Pelz ſetzen, ingleichen auch die Bauern nit gegen die vom Adel concitiren oder über ſie erheben; dann ſolch Ungeziefer wert vor ſich ſelbſt, und man hat zu ſchaffen es zu tilgen, wie Solches die Exempla vor 60 Jahren bezeugen, da über ſolchen disputationibus der ſchwarz (ſoll heißen: arm) Cuntz, Bundſchuh, und letztlich die allgemeine Baurenaufruhr entſtund, und eben durch ſolche captatio aurae popularis a literatis scurris ward angerichtet; darum hat man ſich wol vorzuſehen, ne hoc malum talibus nugis refricetur."[1])

Der hofmeiſternde Ton dieſes Schreibens war ebenſowenig geeignet, demſelben bei Herzog Ludwig, der, trotz aller Gutmüthigkeit, doch ein zartes Ehrgefühl beſaß, Eingang zu verſchaffen, als die ſchroff ariſtokratiſche Geſinnung in demſelben Melchior Jägern, der ſeines Herzogs rechte Hand und noch etwas mehr war, behagen konnte. Daher erfolgte nach einem Concepte Jägers eine Antwort, welche dem Landgrafen zeigte, daß der Schwager doch nicht ganz ſo ſchwach war, als er ihn dafür genommen, und eine tüchtige bürgerliche Feder in ſeinem Dienſt hielt, auf die er nicht gerechnet hatte. Obwohl es wahr ſei, hieß es in dieſer Erwiederung, daß er, der Herzog, bisweilen etliche lateiniſche und deutſche Komödien halten laſſe, ſo ſeien ſelbige

[1]) Landgraf Wilhelm an Herzog Ludwig, Poſtſcript eines Briefs vom Auguſt 81. Fasc. 10, No. 61 des St. A.

doch also beschaffen (wie sie denn auch fast alle in offentlichen Druck gegeben seien), daß sie nicht allein das Licht und omnium gravium et cordatorum virorum judicium et censuras wohl leiden mögen, sondern auch zu seinen nützlichen Erinnerungen und zu keines Menschen Specialverkleinerung oder Anzug im wenigsten gemeint seien. „Dann sonsten solle man uns dannoch für so jung oder kindisch, noch für einen solchen Schützen oder poetam lyricum nicht ansehen, wir wollten Solches nicht allein nicht gestatten, sondern auch der Gebühr nach strafen. Dieweil wir aber aus E. L. Schreiben so viel verstehen, daß E. L. durchaus in diesem übel und mit offenbarem Affect berichtet, so mögen wir E. L. hiegegen mit Grund der Wahrheit vermelden, daß die teutsche Sprüch oder kurze Comoedi, so wir (bei E. L. beschehenem Anbringen nach) auf den einen Tag abgeschafft und des andern auf der Literaten ungestümes Anhalten in das Werk richten müssen, nichts Neues, sondern aus dem Hans Sachsen genommen, da das argumentum wider die vom Adel nicht, sondern ingemein de vero et constanti amore handlet. Daß es auf den einen Tag eingestellet, ist unter andern Ursachen darum verblieben, daß wir den Inhalt desselben zuvor zu wissen begehrt, und als wir befunden, daß darin allein das vitium inconstantiae et fucati amoris, ohne Anzug einiger gewissen Person, tariret, welches je allwegen im Gebrauch gewesen, dasselbig folgends Tags erst fürgehen und agiren lassen. Derenhalben die Literaten, als die dieß Orts nie angesucht, noch dieselben unseres Wissens dabei gewesen, hieran nicht schuldig; wie wir uns auch (unangesehen, daß wir ein junger Fürst) [1]) nicht gern von Jemands nachreden lassen wollen, daß wir uns (wie uns dieß gedeutet wird) von Andern, da sie schon höheren Standes weder die Literati wären (welche uns doch dergleichen nie zugemuthet), zwingen oder müßigen lassen sollten. Da nun Jemand, wo also die vitia in genere, ohne Benennung einiger Person, gestraft werden, solches auf sich selbst ziehen will, kann man ihme dafür nicht thun, sondern muß es eines Jeden Gewissen, ob er sich in selbigem schuldig wisse oder nicht, befehlen."

„Gleiche Meinung hat es auch mit der andern Handlung, welche die vom Adel wider unsern Professor zu Tübingen, Nicodemum

[1]) Herzog Ludwig war damals 27½ Jahr alt.

Frischlinum, aus etlich ungleichem Bericht und zu viel scharpffer Verdolmetschung, fürgenommen. Wie es im Grund mit selbiger gestaltet, werden E. L. sowohl aus Frischlini zum Theil in Teutsch verfertigter Antwort hiebei, als auch aus der Copi unsres Schreibens, so wir auff deren vom Adel Ansuchen gethan, ausführlich vernehmen, und daraus befinden, daß wir (verhoffentlich) Niemanden für unsere Person im wenigsten zu einigem Unguten lacessirt, sondern hierin allein gehandelt, das die natürliche Billigkeit und eines jeden gerechten magistratus officium erfordert, indem wir auch den beklagten Theil gehört, und ihne nicht, andern Leuten zu gefallen, inaudita causa alsbald condemnirt." Er, der Herzog, habe sich dieser Sache gleich Anfangs mit Fleiß angenommen, die Exemplare der Rede unterdrückt, weiterhin nicht blos das Gutachten der Literaten, sondern auch seiner adelichen Räthe, vernommen, endlich denen, die sich mit Frischlins Verantwortung nicht begnügen wollen, das ordentliche Recht vorgeschlagen. Da ihm seither keine weitere Klage zugekommen, habe er auch nichts Weiteres vornehmen können. An dem ganzen Handel seien diejenigen schuldig, welche die Frischlinische Schrift „heimlich erpracticiret und ausgespreitet" haben. Dem Adel ingemein sei er jederzeit gnädig gewesen, und erwarte von den verständigen Mitgliedern dieses Standes eine entsprechende Gesinnung. „Da aber Jemand ohne unser Verschulden uns abhold und vergebenlich unverursacht' häßig sein will, müssen wir es an seinen Ort stellen, und dergleichen Sachen, darin wir unschuldig, Gott dem Herrn, unserem Gewissen und dem Recht heimsetzen. Darum dörfen E. L. nicht besorgen, daß wir uns angebrachtermaßen wider den gemeinen Adelstand verhetzen, oder (wie E. L. melden) die Stühl auf den Tisch und den Bauren über den Edelmann setzen lassen. Besonders wissen wir (Gott Lob, doch ohn einigen eigenen Ruhm zu melden) dannoch wohl, wie wir einen Stand vor dem andern zu halten, inmaßen es auch alle vom Adel, so um und bei uns seyn, bezeugen werden. Aber der Ursachen halben seyn dagegen andere gute ehrliche Leut nicht gar zu Füßen zu treten, besonders ist dieß bei uns (wie es bei Regenten billig seyn solle) una Maxima: welcher sich in seinem Stand ehrlich, aufrichtig hält und seinem Fürsten getreu und fleißig dienet, daß demselben auch, seinen donis animi nach, mit denen ihn Gott gezieret und vor Andern be-

gabet, die Ehr zu gönnen, und etwan vor Andern zu gebrauchen und herfürzuziehen; wie man denn in allen wohlgeordneten Regimenten je einen Stand neben den andern haben und bleiben laſſen muß." [1])

Hatte Herzog Ludwig auf dieſe Weiſe die Einreden ſeines vielgeltenden Schwagers zurückgewieſen, ſo durfte ſich ein abermaliges Geſuch der Ritterſchaft keine günſtigere Aufnahme verſprechen. Nachdem laut unſerer Erzählung die drei Kreiſe, Schwaben, Franken und Rheinſtrom nebſt Wetterau, jeder einzeln abſchläglich beſchieden worden, hatten ſie ſich zuſammengethan, und unter dem 4ten Mai — 15ten Oktober 1581 eine Replik an den Herzog erlaſſen, welche dieſer ſchon vor der Vernehmung ſeiner Räthe mit abfertigenden, zum Theil ganz treffenden Randgloſſen begleitete. Der Hauptgrund, warum die vereinigte Ritterſchaft mit Friſchlins Erklärung ſich nicht begnügen zu können verſicherte, war der, daß ſeine Rede urſprünglich einen ganz andern Sinn gehabt habe, als er ihr jetzt in ſeiner Apologie unterzulegen ſuche. Er habe in der Rede wirklich den Adel ingemein, ohne Unterſchied, geſchmäht („ubi manet verbum: plerique?" fragt hier der Herzog am Rand); ſeine Worte geben im Deutſchen nur dieſen Sinn (der Herzog: „wenn eure Verteutſchung getreu und das Copeile nit gebeſſert wär worden"); er hätte die, ſo er gemeint, mit Namen nennen ſollen, damit ſie ſich hätten vertheidigen können („exempla sunt odiosa," bemerkt hiezu der Herzog); auch hätte der Declamant der Todten verſchonen und ſich erinnern ſollen, cum larvis non esse luctandum („cum insanis etiam non disputandum," ſetzt der Herzog hinzu). Wie nun die Herren ſchließlich abermals ernſtliche Beſtrafung des Diffamenten verlangen, erwiedert der Herzog am Rand: „Ich kan kein henken laſſen, er ſei dann verurtheilt"; und wie ſie gar drohen, wenn ihnen der Herzog nicht willfahren würde, die Sache weiter gelangen zu laſſen, warnt er ernſtlich: „Man bleib in terminis, oder es wirds Niemand eher gereuen, dann die's anfangen." [2]) Auch das Gutachten der Räthe, die am 25. October über die Sache verhandelten, erfolgte in derſelben Richtung, und ſo ward der vereinigten Ritterſchaft der drei Kreiſe die Erwiederung, es müſſe bei dem vorigen

[1]) Der Herzog an den Landgrafen, Schorndorf 13. Auguſt 81. St. A.

[2]) Die Ritterſchaft der drei Kreiſe an den Herzog d. d. 4. Mai — 15. Oct. 81. St. A.

Beſcheid bleiben, übrigens erbiete ſich der Herzog nochmals, auf ihr Verlangen den Friſchlin, als deſſen competenter Richter, zum Recht anzuhalten. [1])

Wie bedenklich es übrigens bei der andauernden Erbitterung des Adels um Friſchlins Sicherheit noch immer ſtand, iſt aus verſchiedenen Aeußerungen, die in der eben erwähnten Oberrathsverſammlung fielen, zu erkennen. Dr. Schulter meinte, Frischlinus möge ſehen, „daß er ſich ſauber aufhebe", und Dr. Friderich urtheilte, „wenn Etliche vom Adel ihn bei dem Schlaftrunk bekämen, möchte er ſeiner Oration mit ſchlechtem Dank genießen." Ihn ſelbſt konnte eine Geſchichte, die ihm kurz vorher begegnet war, aufs Neue warnen. Am 7ten Auguſt war er in Rotenburg, wo er mit dem Landſchreiber, M. Georg Walch, Geſchäfte hatte. Bei dieſem ließ ſich eben Graf Chriſtoph von Zollern zum Morgeneſſen anſagen; daher bat der Landſchreiber den Profeſſor, zu bleiben, und den Grafen fröhlich machen zu helfen. Friſchlin nahm die Einladung an, und trieb dann auch wirklich über Tiſch „allerlei kurzweilige Reden und Schwänk, die dem Grafen wohl gefielen" und die Geſellſchaft erheiterten. Als er nun „genug boſſieret, und darob wohl bezecht worden," legte er ſich zu Bette; ſtand zwar gegen Abend wieder auf, nahm aber eine Einladung zum öſterreichiſchen Statthalter, bei dem der Graf zum Nachteſſen war, nicht an. Dieſen, der des Nachmittags mit den Mägden getanzt hatte, wollte nach dem Nachteſſen der Statthalter noch in eine Herberge führen, wo eines Heirathstags wegen Etliche von Adel angekommen waren, um mit ihnen einen Schlaftrunk zu thun. Wir erinnern uns, wie ſtreng eben dieſer Graf Chriſtoph das Jahr zuvor den Obervogt Herter und beziehungsweiſe auch Friſchlin wegen der tollen und vollen Schlaftrünke angelaſſen hatte: nun war er ſelbſt ſchon vor dem Schlaftrunk ſo voll, daß er einen ganz ſtudentiſchen Straßenſcandal aufführte. Kaum war nämlich der Statthalter mit ſeinen Gäſten aus dem Schloß getreten, um nach dem Wirthshauſe zu gehen, ſo riß der Graf ſeinen Begleitern aus, rannte das enge Hafengäßlein hinunter „mit Juchzen und Schreien: Hie gut Würtembergiſch! alſo daß (berichtet der Landſchreiber) die Bürger nicht anderſt vermeint,

[1]) Vota Consiliariorum d. d. 25. Oct. Concept Schreibens an die Ritterſchaft 25. Oct. 81. St. A.

dann es wären Studenten von Tübingen; daher sie dann in ihren Häusern oben zu Fenstern und Läden herausgeschrien, ihn einen Gerstensack, Lutherischen Schelmen und Würtemberger gescholten; er, Graf Christoph, wieder zu ihnen hinaufgeschrien: ja, er wäre ein Student und gut Würtembergisch, und sie wiederum häßlich gescholten; dadurch sie denn beiderseits mit hitzigen Reden und Scheltworten dermaßen an einander gewachsen, daß der Schultheiß amtshalber dazu gekommen und sich dazwischengelegt." Dieser mochte gegen den Betrunkenen, der sich nicht weisen lassen wollte, zuletzt auch starke Ausdrücke gebrauchen: kurz, der Graf wurde, nach des Landschreibers Bericht, über den Schultheißen dermaßen erbittert, „daß, wo Gott zuvörderst solches nicht verhütet, und er, Landschreiber, nicht dazwischengeloffen und den Grafen abgehalten, er gewißlich das Wehr durch denselben gestoßen hätte." Des andern Tags über der Morgensuppe bei'm Landschreiber, fing der Graf, der einen bösen Trunk geführt zu haben scheint, von dem gestrigen Handel zu reden an, mit dem Beisatz, es sei ihm noch in seinem Kopf, als müßte er sich mit Einem schlagen; ob er, so wendete er sich an Frischlin, ihm eine Schlacht liefern wolle? Frischlin, der die Sache für Scherz nahm, sagte: ja, und gab dem Grafen auf sein Begehren die Hand darauf; aber dieser erhob sich schnell, griff nach seinem Wehrzeug, und verlangte, daß Frischlin mit ihm hinausgehen sollte. Als Letzterer sich weigerte, hieß er ihn einen leichten Mann, daß er die Hand von sich gebe, und dann seinem Versprechen nicht nachkomme; der Spaß war jedenfalls, nach dem gestrigen Vorgang, zweideutiger Natur; und als mehrere von Adel dazukamen, von denen Burkard von Ehingen, wie er Frischlin in der Stube sah, wieder umkehrte: da war es gewiß an der Zeit, daß dieser „sich hinwegthat und heimwärts ging." [1])

Eben dieser Burkard von Ehingen, der jetzt aus Widerwillen gegen Frischlin auf der Treppe umkehrte, war früher sein besonderer Gönner gewesen. Vor wenigen Jahren hatte nämlich Frischlin denen von Ehingen ihren adelichen Stamm bei 400 Jahren her deducirt und ihrer Voreltern ritterliche Thaten in einem besonderen Buche be-

[1]) Rector, Cancellarius, Doctores und Regenten der hohen Schul zu Tübingen an den Herzog, Tübingen 11. Sept. 1581, St. A. Darin die Berichte Frischlins und des Landschreibers über den Vorgang.

griffen. Dagegen hatte ihm Junker Burkard 40 oder 50 fl. gegen eine bloße Handschrift dargeliehen, und soll geäußert haben, ihm die Schuld ganz erlassen zu wollen. Doch der Angriff auf den Adel in der Rede vom Bauernstand hatte schon gegen das Ende des vorigen Jahres die Gesinnungen auch dieser Herren dergestalt umgewandelt, daß Frischlin sie durch ein verständigendes Schreiben zu begütigen suchte. Vergebens; vielmehr erschien bald darauf Hans Jakob Holderrieth, Ehingischer Vogt zu Neuneck, bei Frischlin, im Namen seines Herrn die Schuld einzufordern. Frischlin war nicht bei Gelde, der Mann kam zum zweiten und drittenmale, drohte dem ohnehin damals von allen Seiten Bedrohten: so entschloß sich dieser, ihm sein Silbergeschirr, das Geschenk seines gnädigen Herzogs, als Pfand einzuhändigen. Das band Holderrieth auf sein Roß, eilte zum Thor hinaus, setzte sich dann in Kilchberg, eine Stunde von Tübingen, vor dem Schloß in's Gras, die Becher um sich herum, und spottete vor den Leuten des gepfändeten Professors. Daheim, in Neuneck, soll er sie in die Wirthshäuser mitgenommen und als sein Eigenthum gebraucht haben; der Junker hatte ihm nämlich Frischlins Schuldbrief geschenkt. Nach einiger Zeit schickte ihm dieser den Betrag der Schuld durch einen eigenen Boten zu, aber Holderrieth nahm das Geld nicht an, weil er auch einen zweijährigen Zins begehrte; erst einem zweiten Boten nahm er es ab und gab ihm die Becher, beschädigt, wie Frischlin behauptete, und mit einer unartigen Botschaft an diesen, zurück. Ueber solche Unbill beklagte sich Frischlin bei dem Grafen Carl von Zollern, unter dessen Gerichtsbarkeit Holderrieth als Sigmaringischer Bürger gehörte; der Graf wies den Handel an das dortige Stadtgericht, und ließ einstweilen Holderrieths Hab und Gut in Sigmaringen verarrestiren. Um diese Zeit trat aber der Ehingische Vogt in des Grafen Dienste über, und verlangte nun vor dem Stadtgericht Caution von Frischlin in gleichem Werthe wie sein mit Beschlag belegtes Gut. Dieser bat den Dr. Brenz, ihm aus dem großväterlichen Fideicommiß für seine Kinder zwei Gültbriefe, im Werth von 800 fl., zu geben, die er dann in Sigmaringen hinterlegte. Nach dreijähriger Dauer des Processes wurde die Sache endlich dahin verglichen, daß jeder Theil bei seinen Ehren bleiben und die ihm aufgelaufenen Kosten (auf Frischlins Seite angeblich über 600 fl.) tragen sollte; wobei

ſich übrigens Graf Carl die Strafe wegen Verunglimpfung ſeines Dieners vorbehielt. Wie daher Friſchlin nach Austrag der Sache die Gültbriefe wieder abholen laſſen wollte, „fährt Graf Carlin zu, nimmt die Briefe vom Gericht an ſich und Friſchlins Abgeſandten in Arreſt, mit Gebieten, daß ſie ihm ſollten 300 fl. geben, weil Friſchlin ſeinen Diener geſchmäht habe.“ Auf Verwendung des Herzogs Ludwig erließ hierauf der Graf die Hälfte dieſer Summe, beſtand aber um ſo ernſtlicher auf der Bezahlung des Reſtes. Vergeblich erbot ſich Friſchlin zu Recht, vergeblich drohte er mit dem Kammergericht; erſt nach ſeinem Tode ſtand, auf abermalige Verwendung des gütigen Ludwig, der Graf von ſeinem ſtegreifritterlichen Anſinnen ab, und gab die Gültbriefe der Wittwe und den Kindern, deren Eigenthum ſie waren, heraus. [1])

[1]) Vgl. über dieſe Geſchichte den Fascikel 12, und von Fasc. 13 beſonders No. 8 und 9; ferner den Bericht Friſchlins an den Herzog, Hohenurach, 14. Sept. 1590; endlich in Fasc. 17, No. 5 und 7.

Achtes Kapitel.

Frischlins Versuch, seinen Streit mit dem Adel vor den Kaiser und vor die Oeffentlichkeit zu bringen. Einschreiten des Herzogs.

Während dieses für Frischlin so sturmvollen Jahres, vom Herbste 1580 bis dahin 81, hatte seine literarische Thätigkeit so wenig nachgelassen, daß sie vielmehr verdoppelt schien. Mag dieß immerhin zum Theil auf Rechnung der Verhältnisse kommen, die ihn mehr als sonst auf sein Haus beschränkten: zu bewundern ist jedenfalls die Geistesstärke, welche den Mann in so mißlicher, bald aufregender, bald beklemmender Lage so viel Gemüthsruhe finden ließ, um sich so anhaltend mit ganz entlegenen wissenschaftlichen und selbst dichterischen Arbeiten beschäftigen zu können. Er habe, schreibt er im Frühling 81 an Osiander, während des verflossenen Winters die Satiren des Persius revidirt und paraphrasirt, die zwei ersten Bücher der Aeneis mit einer Paraphrase versehen, den Aristophanes in's Lateinische übersetzt, dann die Geburt Christi mit 1300 Versen, mit ebensovielen den polnischen Sieg über die Moscowiter gefeiert; den Julius redivivus habe er nur bis zum dritten Acte bringen können; dagegen wird an einer andern Stelle auch die Ausarbeitung der beiden Tragödien, Venus und Dido, in diese Zeit verlegt.[1]) Ist dieß auch bei den meisten dieser Arbeiten, mit Ausnahme des polnischen und vielleicht auch des christlichen Gedichts, nur von der Vollendung und letzten Redaction zu verstehen: so kamen auf der andern Seite so mancherlei Apologien,

[1]) Celet. II, p. 147 b.

Eingaben und Briefe in der Angelegenheit mit dem Adel hinzu, daß wir uns nicht wundern werden, wenn er ſich nach einem ſolchen Winter müde und erholungsbedürftig bekannte.[1]) Da wir von den beiden Paraphraſen, wie auch von den beiden Tragödien, ſchon gehandelt haben, ſo iſt hier nur der drei übrigen Arbeiten mit wenigen Worten zu gedenken.

Schon um die Mitte des Januar 81 ſchreibt Friſchlin an den Herzog, fünf ſchöner Komödien habe er ex Aristophane vertirt: Plutum, Nubes, Ranas, Equites, Acharnenses, mit großer Müh und viel Unkoſten; doch Gott werde ihm einen Maecenatem hujus libri beſcheren, der ihn dafür ergötzen werde. Denn dieſe Ueberſetzung werde, nach aller Gelehrten Urtheil, länger dauern, als die feſteſte Burg in Deutſchland.[2]) Am Matthiasfeiertag ſchickte er hierauf durch ſeinen getreuen Megiſer die Arbeit an Jäger und Oſiander mit einem Schreiben, worin er ſich über Einrichtung und Abſicht derſelben ausſpricht. Dem Ganzen ſeien Prolegomena, jeder einzelnen Komödie eine Einleitung über Gegenſtand und Veranlaſſung derſelben vorangeſtellt. Acte und Scenen habe er more Latinorum angegeben, was bei der alten Komödie nicht leicht geweſen ſei. Die Ueberſetzung ſuche den ächten Sinn des Originals in ſprachgemäßer Form zu geben, daher ſeien die Gräcismen in Latinismen nach Terenz und Plautus verwandelt. Die Versmaße betreffend, habe er ſich im Trimeter die Freiheiten der lateiniſchen Komiker erlaubt, die Maße der Chöre aber Silbe für Silbe wiedergegeben, was vor ihm noch nicht verſucht worden ſei. Dieß habe Mühe gemacht, ſowohl zu leiſten als abzuſchreiben. Ohne Megiſer, der ſeine unleſerliche Abſchrift noch einmal abgeſchrieben, hätte er es nicht zu Stande gebracht, beſonders unter den obwaltenden Verhältniſſen. Wohl hätte er eine correctere Textausgabe gewünſcht, da ihm nicht unbekannt, was es bei gewiſſen Leuten für einen Triumph gebe, wenn Einer in Manuſcripten eine andere und beſſere Lesart finde. Als ob er das nicht auch hätte leiſten können, wenn ihm die nöthigen Hülfsmittel nicht gefehlt hätten! Auch ſo ſchon

[1]) Friſchlin an Oſiander, 18. März 1581. St. A. Darin u. A. die Aeußerung: Cras usu coenae dominicae me recreabo, ut eum habeam propiorem, a quo spiritus paracletus procedit.

[2]) Friſchlin an den Herzog, 18. Jan. 81. St. A.

habe er große Auslagen gehabt. Für einen Thesaurus linguae graecae habe er 14 fl., für einen linguae latinae 9 fl. ausgegeben; eine nothwendige Reise Megisers nach Augsburg zu allerhand Einkäufen habe 30 fl. gekostet u. s. f. Das philosophische Collegium habe ihm zu seinem Aristophanes 30 fl. vorgestreckt, die er heimbezahlen möchte. Diese Unkosten bitte er, ihm erleichtern zu wollen; für seine Mühe fordere er nichts; ihm genüge, nach des Pausanias Wort, den Guten zu gefallen und recht sowohl zu reden als zu thun. [1])

Der Hofprediger war zwar nicht ganz zufrieden, daß Frischlin, statt die Paraphrase Virgils zu vollenden, dazwischen andere Arbeiten vorgenommen hatte; doch meinte er, „seine diligentia sei zu foviren, dann er laboriosus ist." Seine Aristophanesübersetzung schien ihm artig zu sein, obwohl er, sie zu lesen, nicht Zeit hatte. Noch immer halte er dafür, erklärte er, daß Frischlin, wenn er in Schranken bleibe, der Universität wohl anstehe. „Und weil es der Poeten Staat und Instruction vermag, daß sie sollen kein alt Geld haben, so erfordert die Nothdurft, daß ihr inopia mit neuem Geld nach und nach sublevirt werde;" womit er Frischlins Gesuch der Fürsprache Jägers empfohlen haben will. [2]) Wirklich erhielt Frischlin vom Herzog 60 fl., dießmal jedoch nicht ohne die Ermahnung, „sich aller Bescheidenheit zu befleißigen, still, wesentlich und eingezogen zu halten, sonderlich des unbedächtlichen Hin- und Wiederschreibens sich zu müssigen, auch der herzoglichen Wohlthaten sich nicht zu viel (wie bisher etwa beschehen) zu ruhmen und zu überheben, sondern in seinem Beruf, fürnehmlich in den nöthigsten Sachen, dazu er bestellt, sich mit schuldigem Fleiß, gebührender Gravität und Tapferkeit (welches bei den studiosis und der Jugend mehr dann eine andere ungereimte Weis Frucht schaffe) also zu erzeigen, daß er des Herzogs Gnad behalten und deren weiter genießen möge". [3]) Damals gedachte Frischlin, seinen Aristophanes im Ganzen dem Herzog Ludwig, die einzelnen Komödien aber dessen einfluß-

---

[1]) τοῖς ἀγαθοῖς ἀρέσκειν, καὶ ὅσια μὲν λέγειν, ὅσια δὲ καὶ ποιεῖν. Frischlin an den Herzog, 18. Jan. 81. An Osiander und Jäger, 24. Febr. 81. St. A. Vgl. Frischlini Aristoph., Præfat.

[2]) Osiander an Jäger, Stuttg. 26. Febr. 81. St. A.

[3]) Bedenken der Theologen und Kirchenräthe, Stuttg. 1. März. Herzoglicher Erlaß an Frischlin, Stuttg. 2. März 81. St. A.

reichſten Räthen zu dediciren; wie dieſer Plan ſich in der Folge änderte (denn erſt 5 Jahre ſpäter kam das Werk zum Druck) werden wir an ſeinem Orte ſehen. Auch die übrigen Ariſtophaniſchen Komödien wurden von Friſchlin, ſeiner Verſicherung nach, überſetzt, gingen ihm aber durch die Nachläſſigkeit eines Famulus verloren.[1])

Das Gedicht von der Geburt Chriſti,[2]) verfaßt in der uns längſt bekannten Manier des chriſtlichen Virgil, bietet uns nichts Neues; wir gehen darüber weg, nachdem wir ſchon im vierten Vers über das unvermeidliche

Unus homo nobis *nascendo* restituit rem

geſtolpert ſind. Einen noch triftigern Grund haben wir, über Friſchlins Lobgedicht auf den Sieg der Polen über die Ruſſen, den ſie unter Stephan Bathory in dem Krieg um Livland 1582 erfochten, kurz zu ſein: es iſt uns nämlich nicht vor Augen gekommen. Da es weder in die Pars epica ſeiner Werke, noch in die Paralipomena aufgenommen worden iſt, ſo mag es ziemlich verſchollen ſein. Nur die doppelte Zueignung der zweiten Auflage an Sigismund III., König von Polen, und an den Kronfeldherrn Joh. Zamoscy findet ſich in der Sammlung von Friſchlins Vorreden.[3])

Neben allen dieſen Arbeiten lag die theologiſche für den Abt von Maulbronn wie ein Alp auf ihm, den er vergeblich abzuſchütteln ſuchte. Im Februar 81 war er mit dem erſten Theil fertig und hatte auch für die Fortſetzung noch guten Muth; aber im März bittet er den Hofprediger, die Ueberſetzung einem andern Profeſſor oder theologiae Studioſen zu übertragen. Doch auf des Hofpredigers Betrieb ließ ihn der Herzog auffordern, die Arbeit fertig zu machen, damit es einerlei stylus werde, und weil im zweiten Theil Chriſtus, die

[1]) S. die Elegia in fugitivum servulum, in einer handſchr. Sammlung des St. A.

[2]) Liber unus de natali Jesu Christi. Operum Nic. Frischlini poeticorum pars epica, ed. G. Pflügeri, Argentorat. 1598, p. 1—38.

[3]) Præfationes duæ in Panegyricos IV de victoria Sarmatica adversus Moschos &c. Epist. & præfat. p. 245 ff. Das Gedicht erſchien zuerſt, während Friſchlin in Laibach war, bei Pasquati in Padua, und wurde 1589 in Deutſchland wieder aufgelegt.

Apoſtel und Kirchenväter reden, ſich einer würdigen Schreibart zu befleißigen.[1]) So zog Friſchlin aufs Neue an, und ſcheint im September 81 fertig geworden zu ſein.[2]) Eindringlich ſtellte er nun dem Herzog die aufgewandte Mühe, Zeitverſäumniß und Unkoſten dar, mit der Bitte, ihm an ſeinem Schuldreſt von 250 fl. ein Namhaftes nachzulaſſen. „E. F. Gn. wolle gnädiglich bedenken, daß lingua latina mein Pflug ſei, und ich kein initiatus theologus, der einer andern Ergötzung gewärtig ſein kann, auch kein Juriſt, der ohne Müh mit wenig Blättern eine große Summe Gelds gewinnen kann: ſondern allein mit dieſer Gab für Andern von Gott gezieret, daß auf E. F. Gn. Befehl ich ein ſolches und andre dergl. Werk eh dann ein Juriſt (ohn Ruhm und Niemand zum Nachtheil) verlateinen kann. So bin ich auch kein geborner vom Adel oder Lehnsmann des Hauſes Würtemberg, und dazu (leider, Gott erbarm es) noch in dieſen Jammer und Elend, gleichwohl meiner ohnverſchuldt, gerathen, daß auf mir und meinem Weib und Kindern ein ewiger Haß aller Adelsperſonen hinfüro liegen wird." Der Herzog möge benefaciendo nicht erliegen, wie er, Friſchlin, laborando noch nicht müd worden ſei.[3]) Auf der Theologen und Kirchenräthe Bedenken wurden ihm, da die Arbeit zwar nicht ſein, aber von ihm durch Herleihung ſeines Styls anmuthig gemacht worden ſei, (auch hatte er einige Reden gegen die Calviniſten von ſeinem Eigenen hinzugethan) an ſeiner Schuld 40 fl. nachgelaſſen.[4])

Seine frühere theologiſche Arbeit, die Schrift gegen Danäus für Oſiander, hatte von Seiten des Erſteren eine ſcharfe Erwiederung gefunden. Sie war „an die Tübinger Brüder" gerichtet, und enthielt, (nach einer Vorrede an das theologiſche Collegium daſelbſt, und vor einer Antwort auf Dr. Stephan Gerlachs Antidanäus) eine Encaustice, d. h. ein Wachsgemälde, welches Friſchlin mit keiner Spongia mehr ſollte abwiſchen können.[5]) Im Bewußtſein ſeiner Ueberlegen-

[1]) Fasc. 9, No. 33. 34. 36. 37. 38. 40. St. A.

[2]) Jac. Schroppii Acta œcumenici concilii super controversia de cœna Domini. Tub. 1581.

[3]) Friſchlin an den Herzog, Tüb. 2. Sept. 81. St. A.

[4]) Bedenken der Theol. und Kirchenräthe, Stuttg. 12. Sept. 81. St. A.

[5]) De tribus gravissimis.. quæstionibus: I. de S. Dni Cœna, II. de majestate hominis Christi, III. de non damnandis Dei ecclesiis &c. ad fratres

heit an theologiſchen Kenntniſſen ſowohl als an moraliſcher Würde, hatte ſich Danäus doch einzelner perſönlichen Ausfälle gegen Friſchlin nicht enthalten. Darauf erlaubte der Herzog dieſem, in der Kürze zu antworten; das Theologiſche ſolle er Andern überlaſſen, auch jedenfalls ſeine Gegenſchrift vor dem Druck vorlegen.[1]) Danäus warf ihm vor, er habe ſeine Spongia aus Wohldienerei gegen den einflußreichen Oſiander geſchrieben; was nicht ohne war, wenn auch Friſchlin gegen den Vorwurf, ein Schmarotzer in Oſianders Hauſe zu ſein, mit Grund verſichern mochte, in ſeinem Leben nie dort gegeſſen zu haben. Ferner hatte Danäus gehört, Friſchlin ſpiele an der herzoglichen Tafel den Hofnarren: aber einen Narren, meint dieſer, ſollte jener keiner Antwort werth gehalten haben. Neben der Beleidigung des Adels und dem Freiburger Handel wird auch erwähnt, Friſchlins Hausfrau habe ſich über ſeine zu große Vertraulichkeit mit einer Magd beſchwert. Das traf ſich glücklich für Friſchlin, daß der Gegner von einer Magd ſprach. Nun konnte er ſeine Unſchuld heilig betheuern; denn die Perſon, mit der er ſich vergangen hatte, war eine Nähterin geweſen. Daher behandelt er dieſen Punkt ganz ſcherzhaft. „Du fragſt mich, was für ein Kind daraus entſprungen ſei? Ich bin ein Poet, keine Hebamme.“ Das haben ihm Leute geſagt, die alle Winkel ihrer Häuſer voll H.... haben. Er möge ihnen ausrichten, ſtatt ihm spurios anzudichten, ſollen ſie lieber die ihrigen durch ihn als comes palatinus legitimiren laſſen.

„Zuletzt wirfſt du mir die Wirthshäuſer, die Bier- und Weinſtuben, die Zechen und Gelage vor. Da merke dir fürs Erſte, mein

Tubingenses & triplex eorum scriptum Lamberti Danæi responsio triplex Genev. 1581. Darin von S. 22—97. Encaustice et collustratio colorum, quibus injusta omnium orthodoxorum ecclesiæ Dei pastorum condemnatio, a L. Osiandro & aliis quibusdam facta, prius delineata tantum fuerat in L. Danæi Antiosiandro, adversus Laonici, seu Nicodemi, equitis a Sturmeneck inanem &, ut ipse vocat, quatriduanam Spongiam. S. Erſch u. Grubers allg. Encyclop., Artikel Friſchlin.

[1]) Oſiander an Friſchlin, mit einem herzoglichen Decret vom 15. April. Der Herzog an Friſchlin, Böblingen 21. April 81. St. A. Es ſcheint, Friſchlin hatte die theologiſche Erwiederung ſchon fertig. Wenigſtens klagte er ſpäter i. J. 1585, daß ihm vier apologeticæ orationes wider Danæum bis auf den heutigen Tag inhibirt werden.

Lambert: bei uns gibts keine Bierſtuben, denn es wird hier kein Bier gebraut, ſondern wir trinken Wein; einen Wein, zwar nicht von dem ſtärkſten und vornehmſten, aber doch gut und angenehm. Dieſer wächst auf unſern Hügeln, welche Tübingen von allen Seiten umgeben; ja auch in meinen eigenen Weinbergen wird er erzeugt, damit du mich für keinen ſo gar armen Ritter halten mögeſt. Dann aber auch in ein Weinhaus zu gehen, habe ich nicht nöthig, wenn ich Wein trinken will, denn ich kann ihn daheim aus meinem eigenen Keller holen. Da trinke ich, ſo oft ich Luſt habe, auf gut deutſch und poetiſch unter Freunden: doch immer ſo, daß mein Amt nicht darunter leidet. Auf gut deutſch: weil dieß doch einmal das Volkslaſter iſt, daß die Deutſchen mehr trinken als eſſen. Auf gut poetiſch: weil die Verſe der Waſſertrinker nichts taugen. Wohlan, ich bringe dirs, Danäus, zur Beſiegelung unſerer Brüderſchaft. Wohl bekomm es mir, wohl bekomm es auch dir. Juchhe, auf ein friſches Alter! Wie? ſchon ſeh' ich zwei Sonnen, einen doppelten Danäus, der eine iſt mein Bruder, der andere nicht mein Bruder . . . Auf, Spielmann, ehe dir vor Schwindel der Kopf im Kreiſe geht, und du die Lichter auf dem Tiſch doppelt ſiehſt: haſt du getrunken, ſo ſetze die Flöte an die Lippen und blaſe dir geſchwind die Backen auf. Will mein Lambert Danäus nicht mit meiner Pythia tanzen, ſo ſoll er zur Strafe einen Becher leeren. Was ſperrſt du dich, mein Brüderchen? komm, ſetze dich zu mir, trink mit mir und entrunzle die Stirn. Was du mir im Zorn vorgeworfen, ſei vergeſſen... Wir ſind die beſten Freunde, ſind Brüder, ſind Collegen: ich der Narr meines Fürſten, du der deiner Mitbürger; ich Spaßmacher für mich, du für das Volk; ich der Hofmann Ariſtipp, du Diogenes der Cyniker, ... beide von Adel, beide Ritter, beide privilegirt, gleich in allen Stücken... Iſt das nicht eine ſchöne Zechgeſellſchaft?" [1])

Zur Herbſtmeſſe deſſelben Jahres 1581 erſchien von einem gewiſſen Marcus Wagner, einem Theologen aus Sachſen, ein Adelsbuch, mit einer Vorrede des Magdeburgiſchen Domprediger D. Sig-

[1]) Breve responsum Nic. Frischlini adversus injuriosas contumelias, quas Lambertus Danæus, ex aliorum relatu acceptas, circa initium ac finem fuliginosæ suæ Encausticæ scripsit. Hinter Methodus declamandi p. 282—303. Am Schluſſe das Datum: Tubingæ 12. April. 81.

fried Sack. Darin befand ſich auch ein Abſchnitt gegen Friſchlins Angriff auf den Adel in ſeiner oratio de vita rustica, worin er geradezu der Anreizung zum Aufruhr beſchuldigt und als ein zweiter Thomas Münzer dargeſtellt war.[1]) Friſchlin glaubte beſtimmt zu wiſſen, „aus was Köcher dieſe Pfeile flogen;" war doch ſein Hauptfeind Anweil kürzlich in Sachſen geweſen, und hatte nach ſeiner Rückkehr von einer Schrift dieſer Art, die gegen Friſchlin erſcheinen werde, geſprochen: auch war der Standpunkt, aus welchem ſie dieſen bekämpfte, ganz der des niedern Adels, und dem Verfaſſer, als einem fahrenden Literaten, ließ ſich gar wohl zutrauen, daß er ſich von Angehörigen dieſes Standes habe in Sold nehmen laſſen.[2]) Daher bat nun Friſchlin ſeinen Herzog, ihm zu geſtatten, „dieſem Pfaff Marx Schelmen auf ſein Lugenwagen und ſein ſeyförziſchen Lumpenſack (bitt um gnädiges Urlaub) eine ausführliche grundfeſte Antwort zu geben;" dazu ſollte er aber ein Exemplar ſeiner Rede haben, deren er keines mehr beſitze; „letzlich, fährt er fort, dieweil nun die Sach durch die Neidſtifter dahin gebracht, daß man dieß Feuer nicht anderſt kann löſchen, denn mit meinen eigenen Worten, alſo bitt E. F. Gn. ich um Gottes willen, ſie woll die Exemplaria aus dem Arreſt thun, und ſie für ehrliebende Leut (die bis anher gern für mich geſprochen)

[1]) Von des Adels Ankunfft, oder Spiegel, ſammt zweien ritterlichen, adelichen Geſchlechtern, als zur Tugend Anreitzung . . ., kurtzer Auszug aus vielen Antiquiteten, Chronicis u. ſ. f. Durch Marcum Wagnerum, Frimariensem, Theologum & Historicum &c. Mit einer Vorrede Herrn Sigfridi Sacci, der h. Schrift Doctoris und Thumbpredigers zu Magdeb. 1581. Darin: Kurtze, einfeltige bewriſche Verantwortung auff das leſterliche, unnütze und fladdergeiſteriſche Geſchmeis und Geweſch eines queckenden Fröſchleins, ſo ſich titulirt Nic. Frischlinum, P. L. C. P. Cæs. & Professorem in einer namhafftigen hohen Schul in Deutſchland. Anno 1580 im offentlichen Druck ausgangen, wider die Ordnung Gottes, den löblichen Adelſtand. S. Erſch u. Grubers Encycl. a. a. O.

[2]) Was Friſchlin dieſem Marr Wagner nachſagt, wollen wir ihm keineswegs auf's Wort glauben; doch mag immer etwas daran ſein. Er nennt ihn einen verloffenen Buben, der dreißig ganzer Jahre vagirt (an den Herzog, 1. Jan. 82), der wegen Kirchendiebſtahls, und weil er in Schottland aus alten Büchern in Klöſtern Blätter ausgeſchnitten, hätte gehenkt werden ſollen, und nur durch Fürbitte gerettet worden ſei. (An den Churfürſten von Mainz, 21. Febr. 90. St. A.)

doch endlich kommen laſſen; iſt ein Menſch unter den Sonnen, ſo mit Wahrheit erweiſen kann, daß etwas darin famos, ſo will ich meine Straf drum leiden." Finde der Herzog dieß nicht rathſam, ſo möge er den angeſchuldigten Bogen durch Oſiander corrigiren laſſen, er, Friſchlin, wolle eine kurze Erklärung, oder auch eine neue Vorrede dazu machen, und hoffe, daß dann Jedermann zufrieden ſein werde. Dabei beklagt er ſich noch über das Benehmen des Obervogts Fritz Herter, der die Jungen vom Adel von ihm und den Studien abwendig mache, täglich mit ihnen auf dem Rathhaus beim Weine liege, „und iſt wohl zu beſorgen, es werde kein End nehmen, weil wir beede zu Tübingen wohnen. Derenhalben meine unterthänig Bitt an E. F. Gn., wo ich in einer Reichsſtadt möcht zu guter Gelegenheit unterkommen, E. F. Gn. wolle mich daran nicht hindern: ſo will ich auf künftigen Frühling E. F. Gn. Obervögten aus den Augen gehen, dieweil ich ihnen je ein Dorn darinnen bin, und ſoll mein Herz und Gemüth einen Weg wie den andern gegen E. F. Gn. geſinnet ſein und bleiben bis an mein End." [1])

Einen ſolchen Entwurf, die Stelle gegen den Adel in Friſchlins Rede zu mildern, hatte ſchon früher deſſen wohlmeinender Verwandter, Dr. Dietrich Schnepff, gemacht. [2]) Dieſen Entwurf ließ ſich nun der Herzog ſchicken; Friſchlin aber ſolle, mit Hülfe ſeiner Apologie, die ihm, ſammt einem Exemplar ſeiner Rede, doch auf Zurückgabe, ausgehändigt werden möge, alsbald auf ein modestum scriptum zur Vertheidigung gegen die Magdeburger Theologen bedacht ſein, das er jedoch Niemanden mittheilen ſolle, ehe er es dem Herzog vorgelegt und ſeine Entſchließung darüber vernommen haben würde. [3])

Doch der Herzog kannte ſeinen Mann ſchlecht, wenn er meinte, dieſer werde mit der Abfaſſung einer Antwort auf eine zur Herbſtmeſſe erſchienene Schmähſchrift bis in den November gewartet haben: er hatte bereits eine fertig, und ſchrieb bald darauf noch eine zweite, welche beide aber freilich nichts weniger als modeſte scripta waren. Zu ihrer Abfaſſung gab ihm die wilde Feind-

[1]) Friſchlin an den Herzog, Tübingen 7. Oct. 81. St. A.

[2]) D. Theodorici Schnepfii sententia, quomodo duriora in oratione Frischlini lenienda essent. Fasc. 10. No. 68. St. A.

[3]) Herzogliche Entſchließung auf das Bedenken der Räthe, Pfullingen 9. Nov. 81. St. A.

ſeligkeit des Adels aufs Neue Muße und Anreizung. Eines Abends im September, als er eben am Nachteſſen ſaß, verſuchten etliche betrunkene Adeliche ſeine obere Hausthür zu ſtürmen, ſo daß ſeine ſchwangere Hausfrau erſchreckt zum Rector lief, während er ſelbſt zwei Büchſen in Bereitſchaft ſetzte; doch war glücklicherweiſe die Thüre ſtärker als die Ritter. Wie einen Haſen wolle er ihn abthun, hatte ſich Einer beim Trunke vernehmen laſſen. Noch näher wurde Friſchlin das Daheimbleiben im December gelegt, als eine adeliche Hochzeit viele dieſes Standes in Tübingen zuſammenführte: unerachtet ein beſonderer herzoglicher Befehl an ſie ergangen war, Friſchlin bei dieſer Gelegenheit nicht anzutaſten, ſo hielt ſich dieſer doch während ganzer 8 Tage zu Hauſe.[1]) In dieſer Woche ſchrieb er ſeine lateiniſche Rede gegen Wagner, nachdem er eine deutſche Gegenſchrift ſchon Ende Septembers und Anfang Octobers verfaßt hatte. Wir können beide hier zuſammennehmen, weil die zweite nur eine beſſer geordnete und redneriſcher ausgeführte Umarbeitung der erſtern iſt.[2]) Dieſe iſt nämlich nach den „36 landkündigen Lügen" disponirt, die Marx Wagner gegen Friſchlin vorgebracht haben ſollte; die zweite will einen andern Gang befolgen, indem ſie zuerſt Wagners Beſchuldigungen gegen die oratio de vita rustica widerlegt, hierauf Friſchlins Leumund gegen deſſen Schmähungen ſchützt, und ſchließlich die Beweggründe beleuchtet, die Wagner gehabt haben möge, gegen ihn zu ſchreiben. Daß dieſer die Rede vom Bauernſtande als Ganzes gar nicht geſehen hatte, ſondern nur das vom Adel in einer Ueberſetzung verbreitete Bruchſtück kannte, iſt von Friſchlin überzeugend nachgewieſen.

[1]) Celet. II, p. 156 f.

[2]) Die Titel der beiden Schriften lauten:

Grundfeſte, warhafte und unvermeidenliche Antwurtt Nic. Frischlini wider ein ehr- und ſchandblos Gedicht Marx Wagners, eines Prädicanten, der ſich ein Theol. und Historicum nennet, belangend den teutſchen Adel. Sammt einer kurzen Erinnerung an ein ganzen Adel und löbliche Ritterſchaft teutſcher Nation, und einer kurzweiligen Abfertigung der Vorred Seyfrids Sackpfeiffers, im lutheriſchen Stift zu Magdeburg. Vel tandem vincit odiosa veritas. Manuſcript des St. A.

Oratio in Marcum Vaganerum Frimariensem, Saxonem, superioris de vita rustica orationis causa, anno 82 scripta, & demum 87 Pragæ edita. In N. Fr. orationes insigniores aliquot, p. 334—456.

In den Schriften beider Theile ſehen wir recht in die Grobheit und Geſchmackloſigkeit der Zeit hinein. Hatte Wagner unſern Poeten ein queckend Fröſchlein, einen unverſchämten Gäckeler genannt, ſo heißt dieſer jenen einen Wag = Narren, Wagenſchmierer, einen groben Dill= tapp, Bierenderlin, ſeinen Vorredner Sigfried Sack einen Sack= pfeiffer und Säuſack; in der lateiniſchen Rede aber heißt Wagner wegen ſeines thörichten Vagirens Vaga - narrus, beide zuſammen asinus et saccus ejus. Im allerſchönſten grobianiſchen Tone ſind vollends die angehängten Reime abgefaßt, wovon eine kurze Probe unter dem Text ſtehen möge.[1])

In Betreff der Sache, um die es ſich handelte, der Fehde mit dem Adel, bringen beide Friſchliniſche Schriften nichts Neues bei. Das Eigene und Beluſtigende iſt nur, daß ſich der Streit jetzt um zwei concrete Figuren, nämlich um die bibliſchen Perſonen Kain und Nim= rod, zuſammendrängt. Friſchlin hatte dieſen, als den erſten Gründern von Städten und Schlöſſern, in ſeiner Rede wenig Gutes nachgeſagt. Wagner nimmt ſich insbeſondere des Nimrod an: als Jäger vor dem Herrn habe er auch Räuber und andere gemeinſchädliche Menſchen eingefangen, und ſei der Gründer feſter geſetzlicher Ordnung geworden;

---

[1]) Abfertigung der Vorred des thummen und dollen lutheriſchen Predigers im Stift zu Magdeburg, genannt Seyfriz oder Sewförz Sack (mit einem Wort Sewſack) Sr. Mateologiæ Doctoris, meines fürgeliebten Eſels.

Unter Anderem: Nun, da ich aber auch dein Namen
Mit Säcken reimen wolt zuſamen,
Da fand ich, daß du heißſt Sewfrid;
Die letzte Silbe fraß mein Rüd,
Und wie er dapffer um ſich frißt,
(Weil er ſo gern das Sewfleiſch ißt)
Da iſt von dir (wie vor geſchrieben)
Mir nu ein Sewſack überblieben u. ſ. f.

Folgt dann ein „Widerhall von Marr Wagner und Seyfrid Sackpfeiffer." Z. B.
Sie ſind zwei lutheriſche Pfaffen — Affen,
Was macht ſie alſo hart vermeſſen? — Eſſen u. ſ. f.

Unterzeichnet: Tubingæ in Frischliniano, Nonis Oct. anno 81.

Sack entſchuldigte ſich nachher brieflich durch die Verſicherung, bei Abfaſſung ſeiner Vorrede von dem gegen Friſchlin gerichteten Abſchnitte der Wagnerſchen Schrift nichts gewußt zu haben. Frischlin. Prodrom. in secundum Celet. gr. Dial. F. a.

wer alſo ihn verunglimpfe, wie Friſchlin, der zeige ſich als Feind der Obrigkeit. Friſchlin dagegen beſteht auch jetzt noch darauf, daß Nimrod ein Erzſchelm, er und Kain zwei Erzbuben geweſen; „Kain, ſagt er, war ein Centaurus, ein Onmenſch, ein rechter ſchmotziger, trotziger Scharrhans.“ Nicht ſie haben das ordentliche Regiment gegründet, das erſt in Aſſyrien, durch Aſſur u. A. aufgekommen ſei; im Gegentheil haben ſie ſich wider ihre Obrigkeit aufgelehnt, und ſich eigene Raubneſter und Mördergruben gebaut. Man ſieht, wenngleich Friſchlin den Vorwurf von ſich ablehnt, als leite er die Abkunft des Adels von Kain und Nimrod her, daß er ſie doch als Vorbilder der Junker ſeiner Zeit betrachtet, und auf ſie nur deßhalb ſo heftige Streiche führt, um dieſe zu treffen; wie Wagner ſich für jene wehrt, um dem Adel nichts geſchehen zu laſſen. Hatte daher Wagner den Friſchlin einen Münzeriſchen Geiſt genannt, der einen neuen Bauernaufruhr gegen den Adel habe erregen wollen: ſo erwidert Friſchlin, vielmehr ſei Wagner ein neuer Münzer, der ſich des meuteriſchen Adels wider die Fürſten annehme und einen neuen Edelmannskrieg entzünden wolle; Jeder achtet den Andern, in dem barbariſchen Geiſte der Polemik jener Zeit, des Galgens und Rades werth.

Das Perſönliche betreffend, ſo hatte Wagner den Friſchlin einen poesitaster genannt. Dagegen läßt dieſer ſeine poetiſchen Werke der Reihe nach aufmarſchiren und ſetzt mit merkwürdigem Selbſtgefühl hinzu: nie ſei Jemand ſo frech und ſchamlos geweſen, an allen jenen Werken etwas zu tadeln, bis auf dieſen Regenwurm! Friſchlins moraliſche Rügen gegen den Adel hatte Wagner in das ſchiefe Licht geſtellt, als wollte jener allein keuſch und engelrein ſein, da er es doch, wie man wohl wiſſe, lieber mit gutem Wein und ſchönen Weibern halte. Dieſe Mißdeutung weist Friſchlin zurück, und bemerkt dann: „Da Niemand dörfte einige Laſter auf dem Rathhaus, in der Kirche oder in den Schulen ſtrafen, er wäre denn engelrein, trag ich wahrlich dieſe Fürſorg, es würd allenthalben ein groß Stillſchweigen geben.“ Was insbeſondere den Wein anlangt, ſo bekennt er auch hier ſeine poetiſche Schwachheit für denſelben, doch unbeſchadet ſeines Berufes; was aber die Weiber betrifft, ſo wiſſe er nur von ſeiner Frau, „mit welcher er in 13 Jahren, ohne Ruhm zu melden, ehrlich und wohl gelebt, die ihm auch 10 Kinder gegeben habe, davon noch 4 bei Leben.“

Die erſte dieſer Schriften war ſchon fertig, als Friſchlin im October eine Reiſe nach Baſel unternahm, um für ſeine Ueberſetzung des Ariſtophanes, ſeine Paraphraſen zu Horaz und Perſius, einen Verleger zu finden. Dieſen Zweck nun erreichte er nicht, da der Pack, worin die Manuſcripte ſich befanden, vom Wagen herab verloren ging, und erſt ſpäter wieder in ſeine Hände gelangte. Aber die Reiſe, die ihn unter andern Städten auch nach Straßburg führte, und die Beſprechung mit befreundeten Rechtsgelehrten außerhalb des Würtembergiſchen Gebiets, erneuerten in ihm den Gedanken, den er gleich Anfangs gehabt hatte, ſeine Sache an den Kaiſer zu bringen. So ſchickte er ſeine deutſche Antwort gegen Wagner, ſammt deſſen Schmähſchrift und einem Exemplar der Rede de vita rustica (er hatte alſo doch noch eins), an ſeinen Gönner, den Vicekanzler Sigismund Viheuſer, ſie dem Kaiſer vorzulegen, den er in einem beigelegten Schreiben um Druckerlaubniß für jene Schrift und um Schutz für ſeine Perſon bat. Zugleich traf er Anſtalt zu einem zweiten unveränderten Abdruck ſeiner Rede, mit Angabe der aus andern Autoren entlehnten Stellen am Rande und einer poetiſchen Zueignung an den Kaiſer. Endlich ſetzte er auch 24 Klagartikel gegen die erſten Anfänger des Handels (Anweil, Herter und Feßler als Ueberſetzer) für den Kaiſer auf. Wie ihm daher nach ſeiner Heimkehr der Senat im Auftrage des Herzogs ein Exemplar ſeiner Rede zum Behuf der Abfaſſung eines modesti scripti gegen Wagner zur Verfügung ſtellen wollte, erklärte Friſchlin, daß er ein ſolches nicht mehr brauche, und bald verlautete aus Privatäußerungen von ihm, was er auf der Reiſe vorgenommen.[1]) Ja er ſcheint mehr haben verlauten zu laſſen, als geſchehen war, weil er zu bemerken glaubte, daß dieſe neue Wendung der Sache ſeinen Gegnern Schrecken einjage.

Herzog Ludwigs Erſtaunen und Unwillen waren nicht gering, als er vernahm, wie Friſchlin ſeinen Bann gebrochen. Unverweilt zog er dieſen zur Rechenſchaft, der die Anſchuldigung nicht in Ab-

[1]) Friſchlin an den Kaiſer, Straßburg, 23. Oct. 81. Rector und Regenten der Univerſität an den Herzog, Tübingen 26. December 81. Dabei die poetiſche Vorrede zur Oratio de v. r. an den Kaiſer und die 24 Klagartikel, Fasc. 10. No. 80 und 81 des St. A. Vgl. Celet. II, p. 162 ff.

rede ſtellte, vielmehr ſeine Schreiben an den Kaiſer in Abſchriften überſchickte, und die Beweggründe ſeines Handelns auseinanderſetzte. Zu dem Wiederabdruck der Rede (der aber damals gar nicht wirklich zu Stande gekommen zu ſein ſcheint) ſei er genöthigt geweſen, „denn er ſein Lebenlang aus dieſem Argwohn nicht kommen könne, darein er durch die Anſtifter gebracht ſei, ſo lang die Rede hinterhalten werde". Den Wagner habe er bei dem Kaiſer belangt, weil in deſſen Schrift auch Kaiſer und Churfürſten angetaſtet ſeien, was er nach ſeiner Eidspflicht, damit er römiſch Kaiſerlicher Majeſtät als Poeta laureatus und Comes Palatinus verbunden, dem Kaiſer anzuzeigen ſchuldig geweſen. Auch die Verletzung dieſer Würden in ſeiner Perſon (da Wagner geſagt habe, weil Friſchlin ſich um ihretwillen höher als Andere dünke, ſollte man ihn auf ein höheres Rad legen) könne er nur dem Kaiſer klagen, von dem er dieſelben erlangt habe. Seine erſten Widerſacher aber habe er, als Freie vom Adel und dem Reich ohn Mittel unterthan, vor ihrem ordinario judice erſucht. „Wen nun das Kaiſerlich Recht treffen wird, ſetzt er hinzu, der ſoll es empfinden; dann ich mir bei meiner Sach nit um ein Haar fürcht".[1])

Dieſe Verantwortung und beſonders die eingeſandten Actenſtücke, waren nicht geeignet, das Mißfallen des Herzogs zu mildern. Friſchlin hatte in ſeiner Gegenſchrift den Sigfrid Sack einen tollen lutheriſchen Prediger, im lutheriſchen Stift zu Magdeburg, genannt, was dem Kaiſer gegenüber als Gehäſſigkeit gegen das Lutherthum erſchien; er hatte neben Luther auch papiſtiſche Schriftſteller „und das Allerärgſt, die Zwinglianer und Calvinum ſelbſt", als Zeugen angeführt; er hatte von ſeinem Gehorſam gegen das Haus Oeſterreich geſprochen: lauter Punkte, die der Herzog in Friſchlins Abſchriften mit Strichen und Noten begleitete. Nach vorgängiger Berathung mit dem Hofprediger, dem dießmal Friſchlins Entlaſſung als das Kürzeſte und Sicherſte erſcheinen wollte,[2]) ſetzte Herzog Ludwig eigenhändig verſchiedene Artikel auf, und ſchickte mit dieſen ſeinen Rath, Dr. Schulter, nach Tübingen, Friſchlin im Senat darüber verhören zu laſſen. „Weil er, ſo heißt es unter Anderem in des Herzogs Aufzeichnung, ſo hoch wider Gebot,

[1]) Der Herzog an Friſchlin, 28. December 81. Friſchlin an den Herzog, 1. Jan. 1582. St. A.

[2]) Oſiander an den Herzog, Stuttg. 6. Jan. 82. St. A.

Verſpruch und Theidungen gehandelt, ſollen Rector, Cancellarius und Regenten in meinem Namen von ihm aperto et candido animo atque ore begehren, d. h. auf gut Teutſch: er ſoll mit Ja oder oder Nein antworten, warum et quo inconsulto et impraemeditato animo er dieß scriptum ſo unſinnigerweis an die Kaiſ. Majeſtät gelangen laſſen, und was er doch für ein irrig, ſtupide und unglaichnig (ungelenkig) ingenium hab, daß, da in ſeiner verderbten Sach ihm geholfen, er erſt die Roß hinter den Wagen ſetze und das Bad mit dem Kind ausſchütte? Ob er bedacht, auf dem ſitzigen ſtolzen Eſelskopf zu bleiben, oder ob er begehr (wie ihm gebühre und ſein höchſte Nothdurft erfordere, als der ſchier unwiederbringlich delinquirt), ſich zu beſſern, und wie man ſagt, daß er der Stangen begehr, und alſo mit höchſter Reu begehr um Verzeihung zu bitten, und als ein verpflichter Diener dem Herzog und Senatui zu gehorſamen, ſo möcht ihm noch geholfen werden". [1])

Mit dieſer Inſtruction erſchien nun am 11ten Januar [2]) 1582 Schulter im Senat zu Tübingen. Friſchlin wurde vorgefordert, und ihm ein herzogliches Schreiben übergeben, das er mit lauter Stimme vorlas, wie hernach des Herzogs Schreiben an die Univerſität durch deren Notar verleſen wurde. Hierauf machte ihm der Kanzler Andreä im Namen des Herzogs den Vorhalt und vernahm ſeine Verantwortung, deren Hauptpunkte Friſchlin dem Herzog auch ſchriftlich einſchickte. Auf die Erinnerung an die übernommene Verpflichtung, in dieſem Handel nichts zu ſchreiben oder zu verbreiten ohne des Herzogs Wiſſen und Willen, erwiederte er, dieſes Mandat ſei kein allgemeines geweſen, dadurch beiden Theilen Stillſchweigen auferlegt worden, und hätte auch der Herzog denen zu Magdeburg oder auswärtigen Adelichen, z. B. den fränkiſchen, Stillſchweigen auflegen wollen, ſo könne er ſelbſt erachten, daß dieſe Geſellen nicht viel darauf gegeben haben würden; daß aber einem Theil silentium imponirt werden ſolle, und der ander Theil Gewalt haben, in Haufen hinein zu läſtern, zu ſchänden und zu ſchmähen, wie Marx Wagner gethan, das werde der

[1]) Artikel, die man dem Friſchlin vorhalten ſoll. Fasc. 10. No. 83. St. A.

[2]) Das Senatsprotokoll hat den 17ten, Cruſius def. nec. p. 215 den 11ten. Da im Senatsprotokoll die nächſte Sitzung das Datum vom 12ten trägt, ſo iſt wohl Erſteres ein Schreibfehler und Cruſius hat das Richtige.

Herzog selbst für unbillig erkennen. Daß er durch seine Klage bei'm Kaiser wider seine unterthänige Gebühr gegen den Herzog gehandelt haben solle, könne er nicht ermessen, und weil er nun die ganze Sache diesem höchsten Richter auf Erden übergeben habe, und von ihm Recht nehmen oder verlieren wolle, so bitte er den Herzog, ihn ungekränkt den Kaiserlichen Bescheid erwarten zu lassen. Würde aber der Herzog aus Besorgniß vor dem Adel etwas gegen ihn vornehmen zu müssen glauben (so schließt Frischlin seine schriftliche Verantwortung) „so ist dieß mein letztes Begehr an E. F. Gn., sie wolle mich gnädig meines Diensts entlassen, damit ich mich unter Kaiserlicher Majestät und des Römischen Reichs ausgespannte Adlersflügel begeben mög; denn eh E. F. Gn. oder Jemands im Land zu Würtemberg sollte von meintwegen etwas Leidigs begegnen, so bin ich ganz gutwillig und erbietig, mein Weib und Kinder an die Hand zu nehmen, und innerhalb 8 Tag aus dem Land zu ziehen". [1])

Nachdem Frischlin Aehnliches damals auch mündlich im Senat vorgebracht hatte, womit aber der herzogliche Abgesandte zufriedener war als die Senatsmitglieder, wurde er gegen das eidliche Versprechen, vor Austrag der Sache nicht aus seiner Wohnung zu weichen, entlassen. So stellte denn auch in der Senatssitzung des folgenden Tags Schulter die Fragen ganz günstig für Frischlin so: es sei nun zu berathen, 1) wie diesem scripto (gegen Wagner) zu begegnen und die Verbitterung abzulehnen? 2) wie Frischlin selbst zu gewinnen und ad magis emendatam vitam zu bringen? Aber alsbald drehte der Professor jur. Vogler die Sache anders: die erste Frage sei, ob man den Frischlin behalten wolle, oder nicht? Nein, meinte der Mediciner und Philosoph Planer, er sei ein übelthätiger, meineidiger Mensch, und in keiner ehrlichen Gesellschaft zu dulden. Nein, meinte auch Crusius: er lasse nicht ab zu verläumden, störe den Frieden der Universität, habe alle Facultäten angegriffen, mache Parteien, suche die Jugend an sich zu ziehen und von den übrigen Professoren abwendig zu machen.

[1]) Senatsprotokoll vom 17. (11.?) Jan. 82. Frischlin an den Herzog, Tübingen 9. Jan. 82. St. A. Da Frischlin in diesem Schreiben schon auf die Punkte des herzoglichen antwortet, das ihm in jener Senatssitzung eingehändigt wurde, so ist entweder auch dieses Briefdatum unrichtig, oder hatte ihm Schulter schon vorher Privatmittheilungen gemacht.

Die vom Adel habe er ſo erbittert, daß ſie ihre Söhne nicht mehr nach Tübingen ſchicken wollen. Dann wühle er die freien Künſte um, wolle ein Cornelius Agrippa ſein und novas artes fingiren. Beſſerung ſei keine von ihm zu hoffen, und wenn man ſchon ein Entſchuldigungsſchreiben edire, werde es doch keine Gültigkeit haben, es werde dann ein sigillum, d. h. die Strafe der Entlaſſung, davorgehängt. Dagegen ſprach Hochmann ſein Bedauern mit dem Manne aus: er ſei grundgelehrt, ſein Gevatter, dem er Ehr und Gutes gönne; in dem Handel mit Wagner habe er nicht ſo gar Unrecht gehabt, ſei herausgefordert geweſen, habe aber das Maß der Vertheidigung überſchritten; ſeine Schmähſucht gefalle ihm nicht, auch habe er bisher die Gnade des Herzogs mißbraucht; doch möchte er, der Redner, lieber, daß man ihn behielte und auf Mittel dächte, ihn zur Beſinnung zu bringen. Vor etlichen Jahren, äußerte der Mediciner Biſcher, habe auch er noch Hoffnung gehabt, jetzt aber dieſe gänzlich aufgegeben; der Mann mache einen Handel über den andern, auch verlaute, daß er kein getreuer Ehmann ſei. Da nun auch Kanzler Andreä meinte, ſeine Entlaſſung wäre die beſte Entſchuldigung des Herzogs wie der Univerſität bei Kaiſer und Adel, und daran erinnerte, wie er von jeher gegen Friſchlins Anſtellung geweſen, ſo wurde endlich auf Burckards, des Artiſten, Antrag hin beſchloſſen, ihm die privilegia Universitatis aufzukündigen, und dem Herzog zu überlaſſen, was er weiter mit ihm machen wolle. Mittlerweile blieb Friſchlin in ſeine Behauſung verſtrickt, ſollte jedoch ſeine Beſoldung bis zur Entſcheidung des Herzogs noch zu genießen haben.[1])

Obwohl er ſich während dieſer Verſtrickung mit literariſchen Arbeiten, beſonders mit der Ausarbeitung ſeines aſtronomiſchen Werkes nach den früher gehaltenen Vorleſungen, beſchäftigte, ſo wurde ihm doch die Zeit bald lang, er erlaubte ſich wohl einmal, ein paar Häuſer weit zu gehen und bei ſeinem alten Lehrer Crapner zu ſpeiſen, und ſuchte endlich im März in einem reumüthigen Schreiben um Entlaſſung aus ſeinem Arreſte nach. Auf des Herzogs Anmahnung nahm nun der Senat am 22ten März die Sache von Neuem vor, und verſchiedene billig denkende Männer waren der Meinung, da Friſchlin ſeine Fehler zu erkennen ſcheine, ſo ſollte man's noch einmal mit ihm

[1]) Senatsprotokoll vom 12. Jan. 82.

verſuchen. Andere aber argwöhnten, es ſei ihm mit ſeiner Supplication nicht Ernſt, er werde dazu angewieſen worden ſein und der alte Friſchlin bleiben. Es behielte Keiner einen ſolchen Knecht in ſeinem Haus, rief Cruſius, man habe Andere entlaſſen, die ſich nicht ſo ſchwer vergangen wie er (kurz vorher, da es ſich um Entlaſſung eines Profeſſors wegen gemeinen Gelbunterſchleifs handelte, hatte Cruſius mit den Worten widerſprochen: nein, wenn man Frischlinum dimittire, ſo wolle er dieſen auch dimittiren); und Burckard wollte von der für das Haus Würtemberg verkleinerlichen Aeußerung Friſchlins wiſſen, die Adlersflügel ſeien ſtärker denn die Hirſchhörner. So blieb der Senat bei ſeinem vorigen Entſchluſſe ſtehen.

Aber am 7ten April lief ein herzogliches Schreiben ein, das die Univerſität anwies, den Friſchlin auf ſein Wohlhalten wieder zu ſeinen Lectionen kommen zu laſſen, und am 20ten erſchien abermals Schulter zur Verhandlung. Andreä's einleitender Vortrag war ſehr bitter: Man habe mit Friſchlin ſchon vorher Alles verſucht; bei der letzten Verhandlung habe er nur gelacht und gehöhnt; er verachte Alle an dieſer Univerſität; ſolche Menſchen regiere nicht der heilige, ſondern der böſe Geiſt; in der Kirche ſetze er ſich aus Hochmuth von den Profeſſoren weg; ſeine Hausfrau habe neulich mit weinenden Augen geklagt, daß er auf Niemand hören wolle: doch dem Herzog zu Gefallen wolle er der Herren Meinung vernehmen. Die Mehrheit zeigte ſich nun geneigt, Friſchlin mit ſcharfem Verweis und einer Urfehde probweiſe wieder anzunehmen; wozu Vogler die Bemerkung fügte, wenn man's nur dahin brächte, daß der Herzog ihm keinen Rucken mehr hielte, würde er deſto ſchmeidiger werden. Nur Cruſius mit wenigen Andern blieb in ſeiner unbedingt feindſeligen Stellung. Hopfen und Malz, ſagte er, ſind verloren an dieſem gottloſen, ſtolzen, meineidigen und undankbaren Menſchen; in der ganzen Stadt iſt er wegen Ehebruchs verrufen, er gereicht der Univerſität zur Schande und zum Schaden; er bleibt böſe; wenn es wahr iſt, daß er eine Schrift: Echo, gegen die Lutheraner, nach Ingolſtadt geſchickt und Reime gegen den Adel geſchrieben hat, was mag Guts daraus werden? Und nun brachen auch perſönliche Schmerzen und Aengſten durch. Ein junger Menſch habe ihm geſagt, Friſchlin wolle eine Rhetorik gegen ihn ſchreiben; er fürchte ſich nicht, werde ihm reſpondiren; jener ſolle vorher

ſeine apostasiam und adulterium verantworten; auch ſei ausgekommen, daß er gegen des Herzogs Beſitzrecht auf die Klöſter geſprochen habe. Auf Schulters Bemerkung, den mildern Weg habe der Herzog auch deßhalb verſuchen wollen, weil Friſchlins Abgang der hohen Schule beſchwerlich fallen würde, erwiederte Andreä: „Der Mann ſchadet der Schul mehr dann Niemand weiß, und müſſen alle Anderen ſeiner entgelten und dürfen nicht ſicher ausgehen. Die Ehre unſeres Herrn Jeſu Chriſti wird verletzt durch dieſen Menſchen.“

Der Commiſſär meinte nun, man ſolle Friſchlin vorbeſcheiden, ihm ſeine Verfehlungen noch einmal vorhalten, und ihn dann gegen Urfehde ſeiner Verſtrickung entlaſſen. So erſchien Friſchlin abermals im Senat, und wurde vor Allem wegen des Echo gegen die Lutheraner und der Reime wider den Adel zur Rede geſtellt. Eine Lobſchrift auf den bairiſchen Adel, der ihn bisher vertheidigt, habe er geſchrieben, erwiederte Friſchlin; das Echo ſei gegen Wagner; auf die Anweiſung, die Sache vorzulegen, führt er etliche Stellen von Erasmus, Petrarca, Geiler von Kaiſersberg an, das Uebrige behauptet er nicht finden zu können.[1]) Ausflüchte, unbeſtändige Antworten! meinte der Kanzler; es ſei ihm bei ſeinem Eid auferlegt geweſen, nichts zu ſchreiben oder zu ſpargiren, und doch habe er das Echo nach Ingolſtadt geſchickt, warf ihm der Rector vor. Nun brauste Friſchlin auf. Weil man ihm denn das Maul gar verbinden wolle, der ſich docendo et vivendo wohl verhalten, ſo begehre er auf der Stelle ſeinen Urlaub. Was will man nun mit dieſem Manne machen? rief der Rector Heerbrand. Iſt kein einige mica salutis in ihm, reſpondirte der Kanzler Andreä; man ſolle nichts weiter mit ihm verhandeln, ſondern dem Herzog berichten, wie er ſich gebärdet, der werde darauf hin gewiß andern Sinnes werden. Als er hierauf in ſeinen Hausarreſt zurück ſollte, wurde Friſchlin von Neuem wild. Er zweifle, ob der Herzog befugt, ihn ſo lang in einer Verſtrickung zu halten, in welcher er vor den Adelsperſonen ſeines Lebens nicht

[1]) Nach Celet. II, p. 162 b. f., hätte es ſich um ſeine Apologie gegen Wagner gehandelt, die er an Johann Engard, P. L., nach Ingolſtadt geſchickt habe, mit dem Auftrag, im Fall auch der bairiſche Adel etwas gegen ihn unternehmen wollte, dieſelbe durch Sartorius drucken zu laſſen. Sie enthielt am Schluß ein deutſches Echo, ſ. o. in der Note. Das Echo Angeli Raphaelis gegen die Jeſuiten, woraus Cruſius, del. nec. p. 268 den Vers anführt: Quæ merx quam ubi Papa gignis? Ignis — iſt eine andere, frühere Arbeit Friſchlins.

her sei; ihre Angriffe auf ihn werden nicht bestraft, in des Herzogs Marstall i ein Pasquill gegen ihn ausgeheckt worden; er sei nicht schuldig, seine erstrickung zu halten und länger zu bleiben, wolle von Stund an auf sein ıb dem Kaiser zuziehen, ihm zu klagen, wie man mit ihm umgehe. [1])

Von dieser Hitze kam aber Frischlin doch zurück, und bequemte h wieder zum Hausarrest, den er sich durch sein Aufbrausen um nen Monat verlängert hatte. Am 24ten Mai kamen der Landhof= eister Erasmus von Laimingen, der Vicekanzler Schulter und der robst Magirus als herzogliche Abgeordnete nach Tübingen und be= ieden Frischlin auf den andern Morgen vor sich auf das Schloß. Er= reckt ließ dieser noch am Abend seinen „Schwager" Schnepff [2]) zu h bitten, der ihm beruhigende Auskunft gab und ihn am fol= nden Tage bei dem Gang auf das Schloß begleitete. Hier waren ißer den herzoglichen Commissarien noch der Rector und die vier ekane, unter denen Crusius, anwesend. Dieser benützte die Ge= genheit, gegen den bedrängten Collegen auch noch die persönliche lage, die er schon in der Senatssitzung vorgebracht hatte, in die Zagschale zu werfen. Im Jahr vorher hatte Crusius auf höheren efehl aus seinen rhetorischen Quästionen eine Epitome gezogen, für elche er vom Herzog mit 30 fl. belohnt worden war. Gegen dieses ompendium hatte Frischlin beißende Anmerkungen geschrieben, die er ndschriftlich unter den Studirenden herumgehen ließ. [3]) Das war eilich nicht in der Ordnung; aber Crusius war selbst schuldig, daß ischen beiden Collegen Kriegszustand herrschte. Diesem Ankläger und Dr. Schnepff als Fürsprecher gegenüber, und da auch des Her= gs Gesinnung, welche dessen Abgesandte vertraten, noch nicht von rischlin abgewendet war, so wurde dieser, obwohl unter harten Be=

[1]) Senatsprotokoll vom 10., 22. und 25. März, 7. und 20. April 82. An den Kaiser scheint sich Frischlin kurz vorher aus seiner Verstrickung gewendet zu haben, da sich nach Hurter, Geschichte Kaiser Ferdinands II. und seiner Eltern, I, S. 513 Anmerk. 143, in dem Reichsarchiv zu Wien eine Bittschrift Frisch= lins an den Kaiser, vom 17. April 1582 aus Tübingen datirt, sammt einer acht Bogen starken, doch nicht vollständig erhaltenen, Verantwortung, findet.

[2]) Bei dieser Gelegenheit sagt Frischlin von ihm: Fuit parvo corpore multo major, quam Jacobus Andreas tuus (zu Crusius) crassa & vasta sui mole. Celet. II, p. 164 b.

[3]) Noch vor seinem Abgang nach Laibach suchte er diese Schrift durch einen Dänen, Namens Andreas Krag, zu Basel vergeblich zum Druck zu bringen; ob unter

bingungen, wieder in Freiheit und Amt geſetzt. Man ging vom Schloſſe in den Bebenhäuſer Hof herunter, und hier mußte Friſchlin eine Urfehde unterzeichnen, des Inhalts: fortan dem Herzog, dem Rector und Senat allen ſchuldigen Gehorſam zu leiſten, ſich alles Schreibens und Practicirens in der Sache mit dem Adel zu enthalten; keine Schrift mehr zu Jemands Unglimpf, insbeſondere nicht gegen einen der Profeſſoren, ohne Erlaubniß des Herzogs, Rectors und Senats, herauszugeben, weder öffentlich noch heimlich, weder unter eignem noch unter frembem Namen, noch auf irgend eine Weiſe; überhaupt ſich nicht mehr in Sachen zu mengen, die ſeines Amts nicht ſeien, ſondern ſeinem Beruf treu, fleißig und ehrbar vorzuſtehen. Dieſe Urkunde war doppelt ausgefertigt; Friſchlin unterſchrieb und beſiegelte ſie, und es wurde ein Exemplar dem Herzog, das andere dem Senate zugeſtellt. [1])

Zwei Tage darauf bedankte ſich Friſchlin in einem beſonderen Schreiben nächſt Gott bei dem Herzog, als ſeinem „höchſten Patron und theuerſten Schatz auf dieſer Erden," daß derſelbe ſeinen (Friſchlins) Zorn gegen ſeine Feinde, die mehrentheils der Univerſität angehören, „ſo gnädig und väterlich aufgenommen, und die Sachen ſo ſchleunig zu allem guten End dirigirt, daß ich nun (fährt er fort) dieß treu, lieb, theuer, werth Herz nicht kann genugſam erkennen, viel weniger mit genugſamer Dankbarkeit loben, rühmen und preiſen." Dabei verſpricht er, die übernommene Verpflichtung, ob Gott wolle, in alle Ewigkeit ſo viel menſchlich und möglich zu halten und zu vollſtrecken; die Exemplare ſeiner Schriften gegen den gottſchändigen Wagner habe er faſt allenthalben her wieder zur Hand gebracht und verbrannt, und bitte nun den Herzog, ſeine Apologie gegen Wagner durch verordnete Perſonen prüfen, mindern, mehren, ändern und darnach drucken zu laſſen: ihm ſolle Alles, wie es der Herzog machen werde, wohl und herrlich gemacht und gethan ſein. [2])

Krags, oder ſeinem eigenen Namen, darüber wurde zwiſchen ihm und Cruſius viel hin und hergeſtritten. Vgl. Crus. Antistrig. p. 277. Def. nec. 226 ff. Justa, vera & postr. resp. p. 52 f. Resp. adv. Popp. III, p. 53 f. Dagegen Frischlin. Dial. I, p. 178 f. Popp. III, p. 33. Celet. II, 67 f.

[1]) Crus. defens. necess. p. 215. Justa, vera & postr. resp. p. 42. Resp. adv. Popp. III, p. 11 f. Frischlin. Celet. II, 164 b. f.

[2]) Friſchlin an den Herzog, Tübingen 27. Mai. 82. St. A.

Zweites Buch.

Frischlin auf der Wanderschaft.

Erſtes Kapitel.

Friſchlin als Rector in Laibach.

Seine grammatiſchen Reformplane.

„Durch eine wunderbare Schickſalsfügung geſchah es, erzählt Friſchlin, daß in derſelben Stunde, als jene Verhandlungen auf dem Schloſſe mit mir gepflogen wurden, Johann Dianer aus Crain nach Tübingen kam, mit einem Schreiben der dortigen Stände, worin ſie mich zum Rector ihrer Landesſchule beriefen.“ [1]) Auch in Laibach nämlich, wie in Grätz, hatten die faſt ſämmtlich proteſtantiſchen Adeligen eine Schule errichtet, und da deren Rector, Adam Boheritſch, altershalber nicht mehr tüchtig ſchien, wünſchten ſie einen Mann an ſeine Stelle, der die Schule „inſtauriren und erheben“ möchte. Als ein ſolcher ſei ihnen, ſchrieben ſie an den Herzog von Würtemberg, durch etlich chriſtliche und treuherzige Perſonen der hochgelehrte Dr. Nicodemus Frischlinus gerühmt worden, und da ſchon des Herzogs Herr Vater hochſeliger Gedächtniß ſeine chriſtliche und fürſtliche Geſinnung gegen dieſes Crainlands neugepflanzte zarte Kirchen und Schulen Augsburgiſcher Confeſſion in mehr Weg, beſonders aber durch Hereinſendung tauglicher Perſonen, bethätigt habe, ſo bitten ſie den Herzog Ludwig, ein Gleiches zu thun, und ihnen den Friſchlin wenigſtens auf einige Jahre für ihre Schule zu überlaſſen. [2])

Ganz ſo unerwartet zwar, wie er es darſtellte, kam dieſer Ruf für Friſchlin ſchwerlich. Dem Cruſius berichtete ſpäter der Laibacher

[1]) Frischlin. Celet. II, p. 165 b.

[2]) Die Stände der Landſchaft Crayn an den Herzog, Laibach 1. Mai 1582. St. A.

Prediger Georg Dalmatinus, Hieronymus Megiſer ſei es geweſen, der, damals Erzieher in der Nähe von Laibach, zuerſt die Aufmerkſamkeit auf Friſchlin gelenkt habe. Dieſer habe ihm nämlich aus ſeiner Verſtrickung geſchrieben, daß er eine, wenn auch noch ſo geringe Schulſtelle auswärts ſeiner jetzigen Stellung vorziehen würde. Man habe wegen Friſchlins Sitten und ſeiner Verwicklung mit dem Adel Bedenken gehabt; doch Megiſer habe alles Gute verſprochen. So ſei die Sache von den Schulinſpectoren an die Obern gebracht worden, und der Ruf zu Stande gekommen.[1])

Aber ebenſowenig wie die Vorzüge, waren die Schattenſeiten an Friſchlin den Crainern blos zufällig bekannt geworden; ſondern, wie dort ein Freund, ſo hatte hier der alte Erzfeind die Hand im Spiele. Cruſius war es geweſen, der (wie er ſich nachmals nicht entblödete zu verſichern, aus purem Mitleid mit einem Manne, der ſeine ſchönen Gaben ſo ſchlecht anwende)[2]) im Januar jenes Jahres an den Rechtsgelehrten Dr. Finckelthaus in Grätz geſchrieben hatte, Friſchlin ſei beim Adel verhaßt, von den Theologen Sack und Wagner angeklagt, habe Berufung an den Herzog eingelegt, ſei aber nicht zugelaſſen worden. Da ſehe man die Früchte des Uebermuths, der Lügenhaftigkeit und des Undanks gegen die Lehrer. Die gegen ihn ſchreiben, klagen ihn auch des Ehebruchs an.[3]) Da dem Dr. Finckelthaus dieſe Nachrichten nicht als Geheimniß mitgetheilt waren, ſo fand er keinen Grund, ſie für ſich zu behalten, und bei dem genauen Verkehr der drei verbundenen Landſchaften, Steiermark, Kärnthen und Crain, thaten ſie nun in Laibach

[1]) Crusius contra Frischlinum, Mſpt., p. 215.

[2]) Resp. adv. Popp. Dial. III, p. 12: quod tamen privatim, commiserationis tantum causa, quod tale ac tantum ingenium ita male suas dotes collocaret, tecte scriptum erat. Mit Recht ſagt Jakob Friſchlin darauf, im Frischlinus rediviv. E. 6: Pfui Teufel, Cruſi, quam falsus hypocrita frater!

[3]) Der Brief lautet, in des Cruſius Græcolatino chao verborum, wie Friſchlin es nennt, ſo: Ὁ Φρισχλῖνος invisus est Nobilitati: accusarunt eum Theologi, Saccus & Wagnerus: ipse provocavit ad principem, non est admissus. Hi sunt fructus τῆς ὑπερηφανίας καὶ τῆς φιλοψευδείας καὶ τῆς ἀχαριστίας πρὸς τοὺς διδασκάλους. Qui contra ipsum scribunt, accusant hominem etiam τῆς μοιχείας. Frischlin. Celet. II, p. 163 b.

ihre Wirkung. Sie fielen aber um ſo mehr in's Gewicht, als der Gewährsmann Cruſius im Auslande um ſeiner Gelehrſamkeit und einer gewiſſen Würde willen, die er ſich zu geben wußte, in großem Anſehen ſtand.

Friſchlin ſcheint durch den Crainiſchen Abgeſandten von dieſem Brief erfahren zu haben, und wir begreifen ſeine Entrüſtung, als er ſehen mußte, wie der Mann, der in der Heimath ihn auf keinen grünen Zweig hatte kommen laſſen, ihm auch in der weiteſten Ferne ſich in den Weg ſtellte. Nur um ſo mehr erſchien ihm der doch zu Stande gekommene Ruf als ein Werk der Vorſehung. „Denn, ſchreibt er an ſeinen Herzog, weil meine Feind und Mißgönner bei der Univerſität mich nicht allein hie zu Tübingen mit Gewalt hinter die Thür zu ſetzen, und alle meine honores, ja auch die Gaben Gottes, ſo in mir ſind, mit Füßen zu treten begehren, ſondern auch über hundert Meil Wegs hin und wieder mit ganz ehrenrührigen Briefen mich ſchänden und ſchmähen, und nichtsdeſtoweniger meine Lehrer ſein wollen: ſo ſpür ich hie, daß der barmherzig Gott allenthalben ſeine Leut verordnet, die mich in Ehren, lieb und werth haben, vertheidigen und herfürzuziehen begehren.“ Die Frage wegen Annahme dieſes Rufs betreffend, falle es ihm zwar ſchwer, mit Weib und Kind die weite Reiſe bis an die türkiſche Gränze zu machen, ſeinen gnädigen Fürſten zu verlaſſen, und ſich unter einen fremden, katholiſchen zu begeben, ſein ruhiges Amt mit einem mühſeligen zu vertauſchen: aber andrerſeits „iſt weltkündig, ſchreibt er, daß ich und mein Weib und Kinder hie zu Tübingen in einem ſolchen erbärmlichen Neid und Haß ſind, dazu in ſolcher Gefahr ſtehen, dergleichen niemals erhört worden.“ Denn ob ihm wohl vom Herzog eingebunden worden, ſich vor ſeinen Feinden zu ducken, und nach der Lehr Gottes feurige Kohlen auf ihr Haupt zu ſchütten; ob er auch ſeit Jahren ſo eingezogen gelebt habe, daß er (dieß rechnet er ſich hoch an) zu keiner Zech, zu keiner Mahlzeit gegangen, ſondern allezeit daheim geblieben, ſeinem Beruf ausgewartet und viele Bücher geſchrieben, auch aller ſeiner Feinde nur im Guten gedacht habe (hier rühmt er ſich zu viel): ſo ſei doch der gefaßte unmenſchliche Neid und Haß bei dieſen Leuten, ſonderlich bei ſeinen Collegen, ſo groß, daß er ſich in Ewigkeit nicht abeſſen werde. „Deßwegen denn mich hie zu leben verdreußt, und dieweil mir

meine opera et lucubrationes von ihnen unterdruckt, veracht und verworfen werden, auch die zu Tübingen meine scripta scholastica nicht könnten gedruckt, viel weniger herfürgezogen werden, so mag ich keine Feder anſetzen, und braucht mir Niemand allhie das Schreiben zu verbieten: wer da will, der mag Aeneida Virgilii und Horatium paraphraſiren; wer da will, der mag Panegyricos. Comoedias und Tragoedias ſchreiben; denn weil ich nun in die 200 Bogen beieinander hab, darnach alle exteri homines ſchreien, und aber dasſelbe Alles mir herniedergeſchlagen iſt: ſo mag ich nicht mehr ſchreiben und iſt mir aller Muth entfallen." Was ſeine Lection in Tübingen betreffe, ſo ſei dieſelbe alſo beſchaffen, daß der Herzog die Leut in großer Anzahl habe, welche Virgilium und Caesarem ebenſowohl und vielleicht beſſer dann er der Jugend fürleſen können. Derſelbe möge ihn alſo ziehen laſſen, und er dagegen ſich verbindlich machen, 1) durch ſeine Amtsführung dem Evangelium, dem Herzog und der Univerſität Tübingen Ehre zu machen; 2) der verloffenen Sach am wenigſten nicht zu gedenken, ſondern des Herzogs und der Univerſität in öffentlichen Reden und Schriften in allen Ehren Erwähnung zu thun; 3) wenn der Herzog und die Univerſität über kurz oder lang ſeiner wieder bedürfen ſollten, ſonderlich da etwa eine höhere Lection vaciren möchte, daß er dann zu dem Herzog als ſeinem theuerſten und wertheſten Schatz auf Erden und zu ſeinen Collegen, tanquam interea loci reconciliatis et optimis amicis, zugleich aber auch zu ſeinen vorigen commoditatibus et beneficiis, wiederum mit allen Freuden kommen möge und wolle. Dieſe Bitte, die auch ſein Weib und ſeine Kinder mit aufgehebten Händen unterſtützen, werde, ſo hofft Friſchlin, der Herzog nicht abſchlagen; „denn weil dieſe unverſehene Vocation ohne Zweifel durch ſonderliche Anſchickung Gottes geſchieht, als der mich — ſagt er — praeter omnem spem meam eine Zeit lang aus meiner Feinde Rachen zu nehmen und quasi zu ſubduciren begehrt: ſo zweifelt mir nicht, da mir ſollt künftig (wenn ihn der Herzog nicht fortließe) eine Schmach begegnen, das Gott behüt, würd E. F. Gn. ihr ſelber allerlei Gedanken ſchöpfen, und ſich um meine Perſon, als ein treuherziger Fürſt, nicht wenig reuen". [1])

[1]) Friſchlin an den Herzog, 27. Mai 82. St. A.

Landhofmeiſter und Vicekanzler, deren Bedenken der Herzog verlangte, waren der Meinung, Friſchlin wäre zwar, wenn er ſich weiſen laſſen wollte, bei der Univerſität wohl zu gebrauchen; auch ſei zu beſorgen, daß er in Crain unter Jeſuiten und andern Papiſten mit ſeiner gewohnten Unbeſcheidenheit bald ſolche Händel anfangen möchte, welche ſowohl ihn ſelbſt, als die gutherzige Landſchaft und deren Kirchen in Crain, („ſo ohne das des Evangelii halben gar leins, wie man zu ſagen pflegt, ſitzen") leicht in Gefahr und Beſchwerlichkeit bringen könnten. Dennoch, näher erwogen, ſolle man ihn hinziehen laſſen. Denn ſeiner Gelehrſamkeit nach werde die Landſchaft mit ihm zum Beſten verſehen, und ſolche Aushülfe dem Herzog und der Univerſität rühmlich, auch ihm ſelbſt, der noch nicht viel in der Fremde geweſen, der Umgang mit unbekannten Menſchen vielleicht eine heilſame Schule ſein: wogegen, wenn er in Tübingen bliebe, der noch keineswegs gründlich getilgte Haß zwiſchen ihm und den Profeſſoren leicht wieder ausbrechen könnte, „bevorab weil er ſich ſelbſt nicht im Zaum hält und viel superiores neben ihm nicht leiden kann." Uebrigens möge man ihn vorher eine Obligation unterſchreiben laſſen, „und da es gleich bei ihm nicht allerdings verfahen, ſondern er ihr zeweilen etwas entlaufen und aus ſeiner Unbeſcheidenheit etwas Ungerads erfolgen ſollte, ſo würde man es doch zuverſichtlich an ihm als einem Poeten wenig achten"; auch werde ja die Landſchaft wohl vorher Erkundigung über ihn eingezogen haben.[1])

Da der Senat der Univerſität natürlich gegen Friſchlins Abgang nichts einzuwenden hatte, und ſelbſt ſeine Gönner und Freunde in demſelben ihm jetzt forthalfen,[2]) ſo erging unter dem 12ten Juni ein herzogliches Schreiben an die Verordneten der Landſchaft zu Crain, worin die Gewährung ihrer Bitte ausgeſprochen und von Friſchlin geſagt wurde, man „wolle ſich zu ihm verſehen, er werde ſeiner Erudition und Geſchicklichkeit nach ſolchem officio mit ſonderem Ruhm und Nutzen vorſtehen können; nachdem er aber ein poeticum ingenium, und ſolche Leut bisweilen etwas friſch, auch ihre affectus nicht jederzeit wiſſen zu temperiren, werdet ihr deßhalben (wo vonnöthen)

[1]) Landhofmeiſters, Vicekanzlers ꝛc. Bedenken, Stuttg. 29. Mai 82. St. A.

[2]) Senatsprotokoll vom 2. Juni. Rector und Regenten an den Herzog, Tübingen 4. Juni 82. St. A.

auf ihn, als einen jungen Mann, deſto beſſere Inſpection haben und ihn in gebührender Moderation zu halten wiſſen." Am folgenden Tag unterſchrieb dann Friſchlin eine Obligation, wie er ſich ſelbſt dazu erboten hatte, wobei nur im zweiten Artikel noch beſtimmter geſagt war, daß er „fürnehmlich auch aller scommatum und famosorum libellorum, oder dergleichen epigrammatum, in Reden und Schreiben ſich enthalten wolle."[1])

Am 16ten Juni erſchien Friſchlin im Senat, meldete ſeinen Ruf nach Crain und die herzogliche Erlaubniß, demſelben zu folgen, dankte für die Wiederaufnahme nach der Suſpenſion, bat Alle und Jede um Verzeihung, die er aus jugendlicher Hitze beleidigt haben möchte, und erſuchte für ſein jetziges Vorhaben um ein Zeugniß und Empfehlungsſchreiben. Allein da ſtieß er auf Schwierigkeiten. Er bedürfe keines testimonii, hieß es in der Senatsverhandlung; wo er aber durchaus eins verlangte, wollte man ihm ein ſolches geben, das er gewiß nicht fürzeigen würde; und ſo wurde ihm vermöge Senatsbeſchluſſes gerathen, von ſeinem Geſuche abzuſtehen und ſich an der Empfehlung des Herzogs genügen zu laſſen.[2]) Daß Friſchlin, wie Cruſius berichtet, er ſelbſt aber in Abrede ſtellt, bei'm Abſchiede zu Dr. Johann Brenz geſagt hätte: „Mein ſtolzer Kopf und übelredend Maul bringen mich hinweg; o hätt' ich euch gefolgt, die ihrs gut mit mir gemeint habt!"[3]) wäre in einer weichen, erregten Stimmung denkbar, doch immer nur die halbe Wahrheit geweſen, womit er ſich ſelbſt Unrecht gethan hätte; was einem Menſchen ſeiner Art ſehr leicht, einem Cruſius aber freilich niemals begegnen konnte.

Der Unfreundlichkeit der Univerſität gegenüber erwies der Herzog auch dem aus ſeinen Dienſten Getretenen ſeine Huld. Es fragte ſich, ob der Jahrgehalt, der ihm für ſeine Hochzeitbeſchreibung ausgeworfen worden war, ihm auch außer Lands verabreicht werden ſollte. Friſchlin ſeinerſeits meinte zwar, „weil ſein carmen noch nicht geſtorben, ſondern in der ganzen Chriſtenheit lebe, warum ſollte das honorarium zu Grunde gehen?" Uebrigens, wenn es ihm der Herzog (deſſen er ſich

[1]) Schreiben des Herzogs an die Verordneten der Landſchaft zu Crayn, St. 12. Juni. Obligatio Frischlini, 13. Juni 82. St. A.

[2]) Senatsprotokoll vom 11. und 19. Juni. Crusius, def. nec. p. 145. 221.

[3]) Crus. a. a. O. Frischlin. Celet. II, p. 91 b.

doch nicht verſehen wolle) abzuſtricken gedenke, ſo bitte er, derſelbe möge ſeiner armen Mutter, „ſo ein Wittfrau zu Balingen mit zwo Töchterlein, die fürohin ſeiner Handreichung beraubt ſein werden, von dieſem ſeinem subsidio etwas zu ihrer Ergötzlichkeit widerfahren und jährlich reichen laſſen.“ Doch bei Herzog Ludwig bedurfte es kaum der Erinnerung ſeines Melchior Jäger, daß Friſchlins Begehren billig ſei, daß man an dem Gehalt ein Mittel habe, „ihn deſto beſſer im Zom zu halten“, und daß er denſelben ja durch Ueberſetzungen und andere Arbeiten abverdienen könne: der gütige Fürſt ließ ihm das beneficium, auf Abkünden; der Erwartung, wie es in dem Erlaſſe hieß, daß er ſich ſolcher Gnade nicht ſelbſt unwürdig machen werde.[1])

Am Tage Johannis Baptiſtä 1582 zog Friſchlin, vorläufig ohne ſeine Familie mitzunehmen, von Tübingen ab.[2]) Er benützte die Waſſerſtraße, fuhr auf der Donau bis Wien, und reiste dann durch Steiermark nach Crain weiter.[3]) Bei ſeiner Durchreiſe durch Grätz wurden ihm, ſeiner Verſicherung nach, lockende Anerbietungen gemacht, die er aber um ſo weniger ſich aufgelegt fühlen konnte, weiter zu berückſichtigen, je herzlicher gleich nachher ſeine Aufnahme in Laibach war. „Dieſe gottſeligen Leutlein“ hielten ihn gleich feſt und ſchloſſen mit ihm auf 3 — 4 Jahre, ſofern der Herzog ihn nicht früher zurückverlangen würde, ab. Nun ließ er ſeine Familie nachkommen, und nahm einſtweilen bei M. Chriſtoph Spindler, einem Landsmanne aus Göppingen, der ſeit 13 Jahren evangeliſcher Prediger in Laibach war, ſein Quartier.[4]) Man verſah ſeine Wohnung mit Hausrath; ſein Einkommen belief ſich mit dem Schulgeld auf 450 fl., wozu noch beinahe tägliche Wildpretſendungen und andere Geſchenke von Seiten des Adels kamen. Nachdem er in Gegenwart der Schulinſpectoren und verſchiedener Vornehmen eine Antrittsrede (nicht ohne allerlei, beſonders grammatiſche, Ausfälle) gehalten, ordnete er die Schule, die in Kurzem ſtarken Zulaufs, nament-

[1]) Friſchlin an den Herzog, Laibach 1. Auguſt. Herzoglicher Erlaß, Böblingen 27. Auguſt 82. St. A.

[2]) Crus. Resp. adv. Popp. Dial. tertium, p. 12, wo aber das παντοῖα ungenau oder irrig iſt.

[3]) S. Nuptiæ Wirtembergico-Palatinæ, L. I, Opp. P. ep. p. 250.

[4]) Die Craynſchen Stände an den Herzog, Laibach 30. Juli. Friſchlin an den Herzog, Laibach 1. Auguſt 82. St. A. Vgl. Colluctatio, Mſpt. des Cruſius, Fasc 11. des St. A. Crus. Annal. Suev. III, p. 736.

lich von jungen Adelichen, ſich erfreute. Friſchlin ſelbſt errichtete in ſeinem Hauſe zwei Koſttiſche; die Koſtgänger bezahlten wöchentlich einen Thaler.[1])

So fand ſich Friſchlin in den Stand geſetzt, nach Ablauf des erſten halben Jahres, zu Neujahr 1583, ſeinem treuherzigen Fürſten die erfreulichſten Nachrichten über ſeine Zuſtände zu ertheilen. Ohne Ruhm zu melden, ſchreibt er, habe er ſich bis jetzt gegen männiglich ſo verhalten, daß Hoch und Niedrig, Mann und Weib, ihn ſammt ſeinem Weib und Kindern von Herzen lieben, und ihnen ſo viel Guts erweiſen, daß er's nicht genug rühmen und loben könne. In ſeiner Koſt und Zucht habe er fünf Herren und einen Grafen, ſammt viel Jungen vom Adel, welche alle in die neue Landſchul gehen und ſich der von ihm eingerichteten Schulordnung gemäß halten. Er habe bereits fünf Klaſſen angeſtellt und ſo viel junger Setzling, daß es an Raum fehle, und auf den Frühling mehr Auditorien müſſen gebaut werden. „Des guten Wippachers[2]) wegen wird Niemand hie zu trinken genöthigt; dann es einen beſcheidenen, nüchternen, verſtänden Adel hat, da ſelten Einer, der nicht ſeine drei oder vier Sprachen kann und etliche Züg wider die Türken gethan." Sofort berichtet Friſchlin dem Herzog das Neueſte vom Türken, deſſen nächſter Nachbar er geworden war. Das waren aber keine guten Zeitungen. Die Kaiſerlichen hatten bei Waſſila, an der croatiſchen Grenze, eine Niederlage erlitten, eine türkiſche und eine polniſche Botſchaft lagen zu Wien, erſtere drohend, letztere mit Anſprüchen auf verſchiedene ungariſche Städte, worin ſie von einer polniſchen Partei in Ungarn unterſtützt wurde.

In demſelben Schreiben[3]) mußte aber Friſchlin dem Herzog auch eine perſönliche Noth klagen, der er durch ſeine Entfernung aus der Heimath entgangen zu ſein hoffte: der unverſöhnliche Adel jener Gegend ließ noch immer nicht ab, ihn zu hetzen. „Gott iſt mein Zeug, ſchreibt Friſchlin dem Herzog, daß ich um Fried und Ruh willen aus meinem Vaterland ſammt Weib und kleinen unmündigen Kinderlein in dieſe Ferne, bis an die türkiſch Gränz, mich begeben hab, und kann den-

[1]) Crus. contra Frischlin. Mſpt. p. 215. Nach den Ausſagen des M. Georg Dalmatinus, wovon ſogleich mehr.

[2]) Ein dortiger Landwein.

[3]) Friſchlin an den Herzog, Laibach 1. Jan. 83. St. A.

noch allhie von den unruhigen Leuten nicht unangefochten bleiben." Auf die letzte Abweisung von Seiten des Herzogs nämlich hatte sich die Ritterschaft der drei Kreise, Schwaben, Franken und Rheinstrom sammt Wetterau, noch nicht zufrieden gegeben, war aber nun, da Frischlin nicht mehr in herzoglichen Landen befindlich, an seinen jetzigen Wohnort verwiesen worden.[1]) Dahin wandte sie sich nun, und scheute, um ihrem Gesuch mehr Nachdruck zu geben, eine wissentliche Unwahrheit nicht. „Eine leichtfertige Person, so sich Nicodemus Frischlin nennt, und vor einen Poeten und Professor zu Tübingen damals ausgegeben," habe den Adel so und so geschmäht; derselbe sei hernach, wie sie hören, von dem Herzog zu Würtemberg in Haft gezogen und nicht länger in seinem Lande geduldet worden; es mögen daher auch die Crainer ihn nicht allein aus ihrem Lande schaffen, sondern auch der Gebühr nach mit Ernst darum ansehen, sonst müßte man sich an den Kaiser wenden.[2])

Frischlin, dem die Klagschrift von seinen Oberen mitgetheilt wurde, verantwortete sich gegen die Beschuldigungen des Adels in Betreff seiner Rede in der uns bekannten Weise; die Lüge von der Landesverweisung konnte er mit Grund ablehnen, auch die Haft für einen bloßen Hausarrest erklären, den er nur gar zu sehr abkürzte, wenn er denselben auf einige Tage im Januar beschränkte. Uebrigens stellte er den Crainischen Ständen die Edeln in Baiern und Oesterreich als Muster vor: wie ihnen vor zwei Jahren diese Sache vorgetragen worden, haben sie zur Antwort gegeben, sie wissen sich der in Frischlins Rede gerügten Laster nicht schuldig, also gehe sie der Handel nichts an.[3])

Damit waren seine neuen Herren durchaus einverstanden. Sie können, schrieben sie der klagenden Ritterschaft zurück, in Frischlins angeschuldigter Rede keine Injurie finden, sondern halten dafür, daß die in derselben vorgetragene Meinung, in ihrem rechten, ungloſſirten, und jetzt zu wiederholten Malen überflüssig erläuterten Verstande, billig zu probiren und zu loben sei. An ihm selbst aber haben sie, die Zeit er in ihren Diensten stehe, eine solche Ehrbarkeit, Bescheidenheit und

[1]) Rescript, Stuttg. 19. August 82. St. A.

[2]) Die Ritterschaft an die Stände in Crayn, Augspurg 3. Sept. 82. St. A.

[3]) Frischlins Rechtfertigung an die Stände in Crayn, Laibach 9. Nov. 82. St. A.

fürtreffliche Geſchicklichkeit vermerkt, daran ſie nicht allein wohl zufrieden, ſondern auch des gänzlichen Verſehens ſeien, es werde ſeine Wirkſamkeit ihrer ſonſt von mehr Orten angefochtenen Schul und Kirche, inſonderheit aber der zarten adelichen Jugend, (vermittelſt göttlicher Verleihung) vielmehr zum erwünſchten Aufnehmen als zum Gegentheil erdeihen. „Darum wir, ſo ſchließen ſie, euch Herren freundlichs Fleißes erſucht und ermahnt haben wollen, uns, daß wir in euer angebrachtes Begehren ſogleich zu willigen nicht Urſach haben können, nicht allein für entſchuldigt zu halten, ſondern euch in gegenwärtiger an ihr ſelbſt lautern Handlung (wegen Friſchlins Rede) nunmal endlich in Gottes Namen zur Ruhe zu begeben, unſern beſtellten Rectorn fürohin unbetrübt und unangefochten zu laſſen, und alſo ſowohl der lieben Jugend, der er nützlich fürſtehet, ſammt der Kirchen und Schul, gütlich hierunter zu verſchonen.“ [1]) Dieſes verſtändige und billige Schreiben wurde durch den herzoglich Würtembergiſchen Hofmuſikus, Theodor Rumpler, einen gebornen Crainer, dem Würtembergiſchen Hofmeiſter und Marſchalk, Chriſtoph von Degenfeld, überbracht, der es aber, wenn Friſchlins Verſicherung zu glauben iſt, nicht weiter gelangen ließ; wie er es auch geweſen ſein ſoll, der auf dem Kreistag zu Augsburg den Verſammelten einredete, Friſchlin ſei vom Herzog wegen ſeiner Injurien gegen den Adel aus dem Lande verſtoßen worden. [2])

Um ſicher zu gehen, wandten ſich übrigens die Crainiſchen Stände zugleich an den Herzog von Würtemberg. Weil ſie „ihn, Frischlinum, bei

[1]) Der Landſchaft in Crayn Stände, der Augspurgiſchen Confeſſion verwandt, an die Ritterſchaft. Laibach 16. Jan. 83. St. A. Abgedruckt in Friſchlins Dial. I. pro sua Grammat. p. 163 ff. Daraus erhellt, wie falſch die Darſtellung Hurter's iſt (Geſchichte Kaiſer Ferdinands II. und ſeiner Eltern, I, S. 513), als hätten die Stände von Crain auf dieſe Klage der Ritterſchaft hin Friſchlin alsbald entlaſſen, und dadurch bewieſen, „daß die Unantaſtbarkeit ihrer Standesgenoſſen ihnen wärmer am Herzen liege, als alle Verdienſte um das lautere Wort.“ Der convertirte Geſchichtſchreiber bricht die Gelegenheit vom Zaune, den Ständen eines anzuhängen, welche den Eltern ſeines Ferdinand und ihren Jeſuiten einen ſo mannhaften Widerſtand entgegenſetzten. Und wäre dieß nur der einzige Beweis in ſeinem Buche, daß die Unantaſtbarkeit ſeiner neuen Kirchengenoſſen ihm wärmer am Herzen liegt als die lautere Wahrheit.

[2]) Friſchlin an den Herzog, Stuttg. 17. Dec. 85. St. A.

rem Schuldienſt, ſeiner erſcheinenden Qualitäten halben, gerne erhiel-
n, und ihm auch ſonſten ſeine Wohlfahrt wohl gönnen und befördern
öchten," fragen ſie bei'm Herzog an, wie ſie, falls der Adel mit ihrer
ntwort nicht erſättigt wäre, ſich verhalten ſollen. [1]) Darauf lief ein
chreiben vom Herzog ein, das für Friſchlin durchaus ehrenvoll war.
r, der Herzog, habe ſeine Rede für ſo ſchmählich, ſcharpf oder ge-
ährlich nicht achten können und könne es noch nicht, wie ſie von der
itterſchaft gedeutet werde. Daß Friſchlin von dem Herzog eine
eit lang in ſein Haus zu Tübingen verſtrickt worden, ſei vornehm-
ch zu ſeinem eigenen Beſten geſchehen, theils damit er die verſchickten
remplare ſeiner Schrift gegen Wagner wieder zur Hand brächte,
eils um ihn von weiterem Schreiben in dieſer Sache, das wider ſeine
bſicht nur zu größerer Verbitterung hätte führen müſſen, deſto füg-
cher zurückhalten zu können. „Alſo iſt er auch nicht von uns, wie
in Gegentheil fürgibt, außer Lands verſtoßen, ſondern auf euer bewuß-
s emſiges und hochfleißiges Anhalten und Bitten, euch zu Gunſten
nd Gnaden, auch dero Schul zu Gutem (den wir ſonſten auf unſerer
ohen Schul zu Tübingen mit Nutzen wohl zu gebrauchen gehabt),
folgt und dimittirt worden: wie er denn mit unſerem geneigten
Biſſen und Willen gebührlich abgeſchieden." Sonders gern habe der
erzog vernommen, daß Friſchlin in ſeinem befohlenen Schuldienſt
eißig und den Ständen annehmlich ſei; er verſehe ſich auch, derſelbe
erde ſich in Zukunft nicht weniger fleißig und aller Gebühr alſo
zeigen, daß „durch ſeine von Gott empfangene Talent deſſen Ehr
nd heiliger Name befördert, Zucht und Ehrbarkeit bei der lieben
ugend erbaut und fürder gepflegt werde." [2])

In ſeinem Neujahrsſchreiben hatte Friſchlin den Herzog um
ntſchuldigung gebeten (da er in dieſer Ferne ſeines Raths ſich nicht
u gebrauchen habe), wenn er gegen das Vorgeben ſeiner Feinde ſich
an ſeinem Ort verantworte". Näher erklärt er ſich hierüber in
inem gleichzeitigen lateiniſchen Schreiben an Rector, Kanzler und
Senat zu Tübingen, worin er zuerſt ganz vertraulich und freund-

[1]) Die Crainiſchen Stände an den Herzog, Laibach 16. Jan. 83. St. A.

[2]) Der Herzog an die Crainiſchen Stände, Stuttg. 20. Apr. 83. St. A. Abgedruckt in Frischlini pro sua Gramm. Dial. I, p. 157 ff.

ſchaftlich ihnen das Neueſte vom Kriegsſchauplatz berichtet, und von der auch gegen den Herzog erwähnten unglücklichen Türkenſchlacht eine ausführliche Beſchreibung in Cäſariſchem Latein gibt; dann von einem großen Winde zu Wien erzählt, der den goldenen Adler vom Stephansthurm herabgeriſſen habe; ferner bedenkliche Proben von der jeſuitiſchen Geſinnung ſeines dermaligen Landesherrn, des Erzherzogs Carl, mittheilt; endlich mit kurzen und am Schluſſe ſehr geſpitzten Worten auf ſeine eigene Angelegenheit kommt. Nun dieſe durch die Gegner an den Kaiſer gebracht ſei (womit die Ritterſchaft für den Fall eines abſchläglichen Beſcheids von Seiten der Crainiſchen Stände gedroht hatte), ſo ſei er genöthigt, ſich ebendaſelbſt zu verantworten, habe daher ſeine Rede für die nächſte Frankfurter Meſſe neu auflegen laſſen, mit einer gründlichen Apologie, die männiglich zufrieden ſtellen werde.[1]) Zugleich habe er ſeine ſämmtlichen Apologien nach Wien geſandt, mit der Bitte an den Kaiſer um Aufnahme der Unterſuchung und Beſtrafung des ſchuldigen Theils, möge nun er oder die erſten Anſtifter des Handels gegen ihn als ſolche erfunden werden. Denn das von ihm abgegebene Verſprechen des Stillſchweigens über die Sache ſei jetzt null und nichtig, nicht durch ſeine, ſondern der Widerſacher Schuld, „die — ſind ſeine Worte — euch weder als Richter in dieſer Sache anerkennen, noch mich jemals vor eurem Senat angeklagt haben, wie ihr wißt".[2]) Kaum hatte der Senat am Pfingſtmontag dieſes Schreiben vom Neujahrstag erhalten, ſo beeilte er ſich, bei'm Herzog zu klagen, erſtlich, daß es ihm offen durch einen Studioſen behändigt worden, hauptſächlich aber, daß Friſchlin der Obligation und Gelübd, den herzoglichen Räthen auf dem Schloß zu Tübingen vor ſeinem Abreiſen gethan, nicht beſſer eingedenk geweſen, ſondern ſich denſelben ganz ungemäß vernehmen laſſe. Weislich hat

---

[1]) Schwerlich kamen dieſe Schriften ſchon damals heraus. Cruſius ſpricht von einem libellus apologeticus Germanice editus anno 1584, worin ſich auch der lateiniſche Text der angefochtenen Stelle fand, ſ. o. Kap. VII. S. 178.

[2]) Friſchlin an Rector ꝛc. zu Tübingen, Laibach 1. Jan. 83. St. A. Die uns vorliegende Abſchrift des Briefs hat in den letzten Worten: in vestro Senatulo, was beſonders verkleinerlich klingt. Friſchlin ſpricht ſpäter, wie wenn er Senaculo (Senatszimmer) geſchrieben hätte, deſſen [illegible] es ſeien damit die Cruſius'ſchen Conventikel

Melchior Jäger auf dieſe Eingabe geſchrieben: „Liegen zu laſſen und darzu ſtillzuſchweigen“.[1])

Dem Cruſius für ſeinen Grätzer Brief eins zu verſetzen, hatte Friſchlin nicht einmal bis Neujahr gewartet. Am 25ten October 1582 trat jener im Senat mit der Klage auf, er habe gehofft, jetzt, da Friſchlin weit von ihm ſei, Ruhe vor ihm zu haben; das ſei aber nicht in Erfüllung gegangen, ſondern Friſchlin habe ihm einen Schandbrief zugeſchrieben. Nun ſeien aber noch etliche Briefe von demſelben an Studenten vorhanden, und er fürchte, es möchten Abſchriften des Briefs an ihn darin eingeſchloſſen ſein; bitte daher, ſie im Senat öffnen zu laſſen. Dieß geſchah, und man muß ſagen, Cruſius kannte ſeinen Mann: die Inlagen fanden ſich wirklich vor.[2]) Nun wollte ſich Cruſius vertheidigen, den Friſchliniſchen Brief mit Anmerkungen drucken laſſen, aber der Senat redete es ihm aus.[3]) „Ei du artiger Mann, fängt der Brief an (er war am 25ten Auguſt geſchrieben) was für einen ſaubern Brief haſt du an Dr. Finckelthaus erlaſſen? Erinnerſt du dich noch, du ſauertöpfiſcher Schleicher, was du über mich, in deinem lateiniſch-griechiſchen Wortgemengſel, an ihn nach Grätz geſchrieben haſt, und zwar zu einer Zeit, wo ich auf's Unbilligſte unterdrückt war?“ Und er wolle Friſchlins Lehrer und Gevatter ſein: ein Lehrer, der ſeinen Schüler ſelbſt in der Fremde durch Schmachbriefe verfolge. Doch Friſchlin wiſſe wohl, was Cruſius ihm nicht verzeihe: daß er ihn für den großen Grammaticus und Orator nicht erkenne, für den er gerne gehalten ſein wolle. Seine griechiſch-lateiniſche Grammatik ſei nur ein unnützer Regelnhaufe, eine ungeordnete Compilation. Und auch für einen Redner wolle Cruſius gehalten ſein! Ja, wenn er ſein lendenlahmes Latein ſich erſt von Friſchlin corrigiren und dann durch einen Andern vortragen ließe, um es nicht durch ſeine krähende Stimme zu verderben. Auch hier habe er erſt einen Band, oder vielmehr ein ganzes Meer rhetoriſcher Quäſtionen compilirt, dann ein ungereimtes Compendium daraus

[1]) Rector ꝛc. an den Herzog, Tübingen 9. Juni 82. St. A.

[2]) Senatsprotokoll vom 25. Oct. 82. Vgl. Crus. def. necessaria p. 262 f.

[3]) Die Arbeit war bereits fertig und findet ſich handſchriftlich unter dem Titel: Colluctatio, unter den Univerſitäts-Acten des St. A. Fasc. 18. Der Anfang von Friſchlins Schreiben ſteht auch a. a. O. der def. nec.

gezogen; Bücher, deren Irrthümer und Abgeſchmacktheiten Friſchlin nächſtens aufzudecken gedenke. Des Cruſius Schreibereien für die griechiſche Kirche, worauf er ſich ſo viel einbildete, werden lächerlich gemacht;[1]) ſelbſt ſein Name bleibt nicht ungerupft, und was den Vorwurf des Ehbruchs betrifft, ſo meine er vielleicht, weil er die Weiber ſchlage, ſein Gegner müſſe ſie zu ſehr lieben.

Um dieſes Schreibens willen verklagte die Univerſität, welche des Cruſius Sache zu der ihrigen machte, den Friſchlin bei den Crainiſchen Ständen, und Friſchlin verantwortete ſich vor beiden Behörden. Den Tübingern ſchrieb er, es ſei nur aus Friedensliebe von ihm geſchehen, daß er des Cruſius Brief an Finckelthaus nicht dem Herzog klagend zugeſchickt, ſondern lieber in einem Privatſchreiben Genugthuung genommen habe. Uebrigens brauchen ſie ihn nicht ſeines Eides, als ob er den vergeſſen hätte, zu erinnern. „Denn Niemand kann und darf ſich zu ſo ſchmählicher Knechtſchaft verpflichten, daß er eines Jeden Beſchimpfungen ſich gefallen laſſen müßte. Ich habe mein Wort gegeben und werde es halten, daß ich ſämmtliche Tübinger Profeſſoren lieben und ehren und Gutes von ihnen denken und reden wolle. Aber ſie mögen nicht vergeſſen, daß ich dieß unter der Bedingung verſprochen habe, wenn auch ſie hinwiederum von mir recht denken und reden und meine Ehre nach Kräften in Schutz nehmen. Denn dieß erfordert die Billigkeit, gebieten die Geſetze, erheiſchen meine Würden und Privilegien, verlangt endlich die chriſtliche Liebe und Frömmigkeit. Welcher Bürger eurer Akademie alſo in Reden oder Schriften meine Ehre antaſtet, den werde ich weder für einen Doctor, noch für einen Profeſſor, noch für einen Biedermann erkennen, ſondern für meinen

[1]) Daß übrigens ſchon damals auch Andere ungefähr wie Friſchlin davon dachten, das konnte ſich Cruſius wenige Wochen nach ſeiner Klage aus einer Senatsverhandlung erzählen laſſen. Senatsprotokoll vom 7. Nov. 82: Crusius dedicavit Senatui libellum Compendii Heerbrandi, quod in Græcam linguam vertit, cum petitione, ut sibi augeatur salarium frumentorum. 15. Nov. Vogler: Petent habe ſonſt eine gute Beſoldung; könn ihm die Früchte nicht bewilligen. Demler: Cruſius hätt ſeine Zeit beſſer anlegen können; est inutilissimus labor: ex Latinis bonis facit Græca non bona: ſei eine Bettlerei, novum genus aucupii: hätt gemeint, wann man ihm einen Monatſold gäbe, es wär genug. Decretum: 10 fl., ut intelligat benevolentiam Senatus.

Feind achten und gegen ihn auf dem Wege Rechtens oder der selbstgenommenen Genugthuung verfahren." Schließlich droht er den Tübingern, wenn sie sich nicht gebührlich gegen ihn halten, so werde er seine jungen Barone auf andere Universitäten schicken.[1]) In dem Verantwortungsschreiben an die Stände von Crain aber nannte er die eingegangene Obligation geradezu eine kraftlose, die mit seinem Abzug von Tübingen cassirt worden sei.[2]) Sie litt freilich an dem großen Fehler, daß sie nur einseitig war, und nicht auch Frischlins Widerpart zum Stillschweigen verpflichtete. Crusius jedenfalls, der, wie Frischlin sich ausdrückt, „solche Schelmenbrief" gegen diesen jetzt und später auch an andere Orte ausgehen ließ, war der Letzte, der sich beklagen durfte, daß ihm aus dem Walde geantwortet wurde, wie er hineingeschrien hatte. Schade nur, daß Frischlin seine persönliche Fehde gegen Crusius unter seine wissenschaftlichen Erörterungen mischte, und dadurch namentlich eine Unternehmung, von der wir sofort zu reden haben werden, um einen großen Theil ihres möglichen Nutzens brachte.[3])

Unter den Hindernissen, die ihm bei seiner Wirksamkeit an der Laibacher Schule fühlbar wurden, war das empfindlichste der Mangel an einer tüchtigen Grammatik. Die Jungen, die aus verschiedenen Gegenden dort zusammenkamen, brachten fast jeder eine andere mit; an der Schule eingeführt waren aber die Straßburger lateinische und griechische Grammatik und die Würtembergischen Quaestiones grammaticae (erstere von Gottlieb Golius, letztere von Johann Wacker, doch beide ohne die Namen ihrer Verfasser). In seinem „Staat" war der Rector angewiesen, sich an diese Lehrbücher zu halten. Aber dem Manne, der Cäsar und Cicero, Virgil und Horaz, Plautus und Terenz, fast auswendig im Kopfe trug, mußte bald auffallen, daß manche Regeln jener Grammatiken auf ein ganz anderes Latein führten, als er aus seinen Classikern kannte.[4]) Er sah sich nach andern

[1]) Frischlin an Rector und Senat in Tübingen, Laibach 13. Juni 83. St. A.

[2]) Crus. justa, vera & postrema resp. p. 44.

[3]) Die folgende Darstellung ist geschöpft aus Frischlins Vorrede zu seiner Strigilis, edit. 1587, und seinem Schreiben an den Herzog Ludwig vom 20. Juli 85 (St. A.); verglichen mit Crusius Mspt. contra Frischlin., p. 215 ff.: Historia τοῦ Φρισχλίνου, πῶς ἔζησεν ἐν Λαβάχῳ.

[4]) Frischlin. Poppysm. II, p. 140: Dum enim viginti totos annos consumo

Grammatiken um, die ihm, da er ſeine Bibliothek in Tübingen zurückgelaſſen hatte, theils durch den Edeln Johann Mercheritſch aus der Chiſelliſchen Bibliothek, theils von ſeinem wackern Amtsvorfahr (und nunmehrigen Coinſpector der Schule) Adam Boheritſch, zuſammen wohl 80, aus älterer wie neuerer Zeit, mitgetheilt wurden. Die meiſten der letzteren fand er von demſelben Schlag mit den eingeführten: Nachtreter des Melanchthon und Linacer, die aber, ſtatt auf der von dieſen gebrochenen Bahn vorwärts zu ſchreiten, meiſtens nur Unnützes hinzugefügt hatten, und ſich dabei (die Deutſchen vornehmlich) gegen die Reformen neuerer, insbeſondere italieniſcher Gelehrten verſtockt bewieſen. Einen dieſer Letztern lernte nun aber Friſchlin eben um jene Zeit kennen: ſein College Simon Bruno lieh ihm Julius Cäſar Scaligers Werk de causis linguae latinae. Die Neuheit der Methode in dieſem Werke (Scaliger ſelbſt nennt ſie die peripatetiſche; ſie iſt ſtreng ſynthetiſch) und der Schatz von Gelehrſamkeit, den er darin entdeckte, auch wohl das kecke Selbſtvertrauen, mit dem der Verfaſſer auftritt, feſſelten ihn ſo, daß er es las und wiederlas, und J. C. Scaliger von da an einer derjenigen Menſchen war, die er am meiſten bewunderte. Seit Ariſtoteles, äußerte er öfters, ſei kaum ein größerer Gelehrter aufgeſtanden. Dieſer hatte nun aber in Melanchthons und Linacers Grammatiken über 300 Fehler nachgewieſen; wovon deren Nachbeter entweder keine Notiz nahmen, oder es nicht gelten ließen.

Aus ſeinem Zerwürfniß mit den eingeführten Grammatiken machte Friſchlin kein Geheimniß, ſondern bekämpfte dieſe in der Schule vielleicht mehr als da paſſend war; auch wäre es nach ſeiner Darſtellung mit dem Beirath der Scholarchen geſchehen, daß er die gröbſten Fehler jener Lehrbücher in allen Klaſſen durchſtreichen ließ, und ſtatt der ſchädlichen Regeln erſprießlichere andictirte. Aber er wollte weiter gehen. Er legte ſich eine doppelte Sammlung an: erſtlich von Demjenigen in den bisherigen Grammatiken, was er dem claſſiſchen Sprachgebrauche widerſtreitend, mithin von jenen neueren Philologen mit Recht getadelt fand; zweitens von denjenigen grammatiſchen Re-

in terendis scriptoribus Græcis & Latinis, dum ipsemet scribo & interpretor auctores: animadverto passim, quod exempla non quadrent ad vestras regulas.

geln, die er ſowohl mit ſich einſtimmig, als durch Beiſpiele aus den Claſſikern bewieſen ſah: Letzteres Stoff zu einer neuen lateiniſchen Grammatik, Erſteres zu einer Streitſchrift gegen die bisherigen Grammatiker.

Im Herbſt 1583 war Friſchlin mit beiden Arbeiten im Reinen, und ſuchte ſie nun an's Licht zu bringen. Seinem Staat nach ſollte er nichts ohne Genehmigung drucken laſſen; er mußte aber zweifeln, ob ſeine ſcharfen und neuernden Arbeiten Denjenigen gefallen würden, die ihn auf die alten Lehrbücher verpflichtet hatten. Er betrieb daher dieſe Angelegenheit im Stillen, und benutzte die Herbſtferien zu einer Reiſe nach Venedig und Padua. Hier legte er ſeine beiden Manuſcripte verſchiedenen Gelehrten vor, deren Beifall ſie erhielten, und ſofort von Aldus Manutius in Venedig gedruckt wurden; erſt die Strigilis grammatica,[1]) dann auch die Quaestiones grammaticæ.[2])

Friſchlins Strigilis grammatica iſt eine in ihrer Art vortreffliche Schrift, welche auf ihren 100 Seiten[3]) eine Maſſe grammatiſcher Obſervationen in ſcharfer Faſſung, guter Ordnung und lichtvoller Darſtellung zuſammendrängt. Man kann ſich in dieſer Beziehung an

[1]) Nicodemi Frischlini, Poetæ & Oratoris laureati, Com. Pal. Cæs., Strigilis grammatica. Zuerſt Venet. 1584, dann in Straßburg 1585, Urſel u. a. O. Wir benützen die Ausgabe: N. Fr. etc. Strig. gr. denuo ab auctore recognita & aucta. Ejusdem Dialogi tres, adv. Martinum quendam Crusium, Professorem Tubinganum. 1587. Den Titel wählte Friſchlin theils wegen des für ein kritiſch-polemiſches Werklein paſſenden Bildes, theils weil gerade an dieſes Wort ein doppelter Fehler der üblichen Grammatiken ſich knüpfte, indem es bei ihnen strigil, —is, masc., ſtatt strigilis —is, fem., lautete.

[2]) N. Fr. Quæstionum grammaticarum libri VIII, ex probatissimis auctoribus collecti. Venet. 1584. Später umgearbeitet als Grammatice latina compendiose scripta &c., in Tübingen, dann in Frankfurt gedruckt. Wir benützen die Ausgabe Francof. ad Mœnum, excudebat Joannes Spies, 1599.

[3]) Ihr Verfaſſer nennt ſie einen labor vix triduanus, was, die Vorſtudien natürlich abgerechnet, bei einem raſchen Arbeiter wie Friſchlin gerade keine Unmöglichkeit heißen kann. Erwägen wir jedoch, daß er ſeine Spongia in vier Tagen, ſeine Rede gegen Mascus in zweien, ſeine Ratio instituendi puerum in kaum drei Stunden, endlich 130 Seiten ſeines Celetismus ebenfalls in vier Tagen geſchrieben haben will, daß alſo die angebliche Kürze der Abfaſſungszeit für ſeine Schriften bei ihm gewiſſermaßen ſtehende Formel iſt, ſo hält es ſchwer, ſich der Vermuthung zu enthalten, daß hier Großſprecherei im Spiele ſei.

Schleiermachers Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlel erinnert finden. Reiche Beleſenheit in den alten Schriftſtellern, ſ ſunder Sinn für das Natürliche und Urſprüngliche, ſelbſtſtändiges, v keiner Auctorität befangenes Urtheil, ein logiſcher und architektoniſc Kopf, zeigen ſich überall: Eigenſchaften, denen man übereiltes Zufah in einzelnen Fällen leichter, als die Unart perſönlicher, wenn auch ſ jetzt noch maskirter Angriffe auf einzelne Gegner, zu Gute hält. Di Ausfälle waren es auch, welche den Cruſius (obwohl Friſchlin herm auf's Beſtimmteſte läugnete, deſſen lateiniſche Grammatik damals ſch gekannt zu haben, wie er ſie denn auf keinen Fall vorzugsweiſe l rückſichtigt hat) zu einer Gegenſchrift veranlaßten, aus der ſich da jene ganze Brut von Dialogen und nothwendigen Vertheidigungen, v Poppysmen, Celetismen und letzten Antworten erzeugte, die wie U kraut fortwucherte, und ſelbſt nach dem Tode des einen Streiters n neue Sproſſen trieb. Von dem Verlaufe dieſes Federkrieges werd wir weiter unten zu berichten haben; nur von dem grammatiſc Inhalte auch der ſpäteren Schriften beider Theile werden wir, Ueberſicht wegen, gleich hier, wo wir es zunächſt mit der Strigi zu thun haben, Einiges vorwegzunehmen uns erlauben.[1])

Um uns eine Vorſtellung von dem Kriege zu machen, in ſich Friſchlin hiemit einließ, müſſen wir auf das Terrain desſelb die damals üblichen lateiniſchen und lateiniſch-griechiſchen Grammatik einen Blick werfen. Die herkömmliche Eintheilung derſelben in L thographie, Proſodie, Etymologie und Syntax, und die ſcholaſtiſ Form von Fragen und Antworten, in der Alles abgehandelt wu kümmert uns inſofern nicht, als auch Friſchlin daran nichts geän hat. Da finden wir aber z. B. in der Cruſiusſchen Grammatik Paradigma der erſten Declination:

---

[1]) Wir benutzen alſo in der folgenden Darſtellung, von Seiten Friſchlins, a ſeiner Strigilis, ſeine Grammatice Latina und Græco-latina, die Dia tres pro sua Grammatica & Strigili gramm., ſeinen Poppysmus Celetismus grammaticus; von Seiten des Cruſius ſeine Grammaticæ lat cum Græca congruentis Pars I und II, ſeine Libri duo ad Nic. Fris linum und ſeine Defensio necessaria. (Die ausführlichen Titel d Schriften folgen ſpäter, wo wir in der Zeitordnung auf ſie zurückkommen.)

Singular.

Nom. Haec forma, die Geſtalt.
Gen. Hujus formæ, der Geſtalt.
Dat. Huic formæ, der Geſtalt.
Acc. Hanc formam, die Geſtalt.
Voc. ô forma, o Geſtalt!
Abl. Ab hac forma von der Geſtalt.

Beim Verbum ſehen wir einen Modus Optativus aufgeführt:

Utinam amarem, wolt Gott ich liebte,
Utinam amares, wolt Gott du liebteſt u. ſ. f.

Dem Conjunctiv wird durchaus cum vorgeſetzt:

Cum amem, ſo ich liebe;
Cum amarem, als ich liebt u. ſ. w.

Der Imperativ lautet ſo:

Tempore præsenti.

Ama, liebe du. Amet, lieb der.
Amemus, lieben wir. Amate, liebet ihr. Ament, lieben die.

Tempore futuro.

Amato tu, du ſolt lieben. Amato ille, der ſoll lieben.
Amemus, wir ſollen lieben. Amatote, ihr ſolt lieben.
Amanto, vel amantote, ſie ſollen lieben.

Wenn wir nun hierüber lachen, und uns in die Zeit zurückverſetzt finden, welche die Epistolæ obscurorum virorum parodiren, wo man conscendi unum equum und incidi in unum morbum ſchrieb: ſo war man damals noch ſo ſehr daran gewöhnt, daß, wie Cruſius in Friſchlins Grammatik das Paradigma

Nom. Mensa,
Gen. Mensæ u. ſ. f.

ſo kahl und bloß, ohne haec, ohne a und o, anſichtig wird, er ſeinerſeits den Vers citirt: Auditum admissi risum teneatis amici?[1]) Um der Wegſchaffung des cum vom Subjunctiv willen wirft derſelbe

[1]) Uebrigens bemerkt Friſchlin, ſo habe ſchon ſein alter Crapner ſeine Schüler declíniren laſſen. Pro sua Grammat. Dial. II, p. 80. Melanchthons Grammatik hat das hic. Daß man dieſes nicht als Artikel geben wolle, wird natürlich verſichert.

dem Frischlin grammatischen Phalarismus vor, und daß dieser die obsolete Form der dritten Person Pluralis im sogenannten Futurum Imperativi: amantote, „diese ehrwürdige, von Donat uns aufbehaltene Reliquie aus dem höchsten Alterthum," nicht anerkennen will, dafür heißt er ein Barbar, der gegen Grabsteine wüthe wie ein Türke.

In Betreff des Optativs schloß sich Frischlin an Hieron. Ruscellus und Q. Corradus Martus an, die ihn aus der lateinischen Grammatik verbannt hatten. Da der sogenannte Optativ, bemerkt er, doch nur durch Hinzufügung einer Conjunction zum Subjunctiv gebildet werde, so sei er so wenig ein eigener Modus, als man, wenn andere Conjunctionen vor dem Subjunctiv stehen, von einem Modus dubitativus, concessivus u. dgl. spreche. Des Crusius Gründe hiegegen sind alle elend, bis auf den Einen, den ihm die wunderliche Grille seines Gegners an die Hand gibt, den Griechen einen Ablativ anzudichten. Denn ein lateinischer Optativ und ein griechischer Ablativ sind einer des andern vollkommen werth: mit denselben Gründen, mit welchen Frischlin bewies, daß den Griechen der sechste Casus nicht fehle, konnten seine Gegner zeigen, daß den Lateinern jener Modus nicht abgehe; beide sahen nicht, wie vielmehr aus demselben Grunde, daß nämlich in keiner von allen lateinischen Conjugationen für jenen angeblichen Modus, in keiner von allen griechischen Declinationen für jenen Casus eine eigene Form sich findet, die Nichtexistenz von beiden folge.

Bei'm Imperativ, wo Crusius seinen Gegner anklagt, Dazugehöriges weggeworfen zu haben, müssen wir umgekehrt an ihm tadeln, daß er noch nicht alles Fremde ausgeschieden hat. Die angebliche erste Person Pluralis Imperativi: Amemus, entfernt Frischlin, weil Niemand sich selbst befehlen könne, und weil sie aus dem Subjunctiv gestohlen sei: aber er läßt als dritte Person amet und ament stehen, die doch ebendaher entlehnt sind und den Imperativ nichts angehen. So schrittweise ist es mit der Entwicklung von Einsichten zugegangen, die sich uns jetzt von selbst zu verstehen scheinen.

Zeigt sich in diesen und andern Beispielen Frischlins gesunder Sinn für Reinheit der Formen und Ausscheidung des Ungehörigen: so erweist er sich in andern Fällen als den logischen und architektonischen Kopf, der das Zerstreute unter höhere Gesichtspunkte zu sam-

meln, Verwandtes zu gruppiren, die Regeln zu vereinfachen ſtrebt. Die Maſſe der Regeln über das Geſchlecht der Subſtantiva z. B. ſucht Friſchlin durch die Anweiſung überflüſſig zu machen, dasſelbe (Ausnahmen abgerechnet) aus der Declination und Endung zu erkennen; wie er denn ſelbſt bei der reichen und in dieſer Hinſicht ſchwierigſten dritten Declination ſich anheiſchig macht, bei jeder Endung durch Eine Regel Genitiv, Geſchlecht und Quantität der vorletzten Silbe zu beſtimmen. Cruſius wirft ihm in dieſer Beziehung vor, er mache zwar der Regeln weniger, aber der Ausnahmen mehr, und dadurch für Knaben die Sache ſchwieriger. Selbſt wenn er mit der letztern Bemerkung Recht hätte, wie er es denn für die meiſten Fälle nicht hat, ſo bliebe darum, rein wiſſenſchaftlich betrachtet, Friſchlins Beſtreben immer in ſeinem Werth. So iſt dieſem auch bei den Präpoſitionen die übliche Eintheilung lediglich nach dem Caſus, den ſie regieren, zu äußerlich. Er bringt in ihre Bedeutung ein und macht hienach 5 Klaſſen: locales, temporales, causales, privativae und comitativae, wobei er noch beſonders darauf aufmerkſam macht, wie ein Theil der localen auch die Zeit und die Urſachen bezeichne.

Dem Pronomen weiſt noch Cruſius 4 eigenthümliche Declinationen zu, die mit denen des Nomen nichts gemein haben. Nach der erſten dieſer Pronominaldeclinationen ſollen ego, tu, sui gehen, mit dem charakteriſtiſchen Zeichen des i im Genitiv und Dativ Singularis; nach der zweiten hic, ille, ipse u. ſ. f., mit dem Genitiv auf ius; nach der dritten meus, tuus, suus; nach der vierten endlich nostras, vestras u. ſ. w. Hiegegen ſagt nun Friſchlin, es ſei abſurd, vier ganz beſondere Declinationen für die Pronomina zu erſinnen: da doch offenbar (wie ſchon in Melanchthons Grammatik zu leſen war) die possessiva ganz regelmäßig nach der zweiten und erſten gehen, wie die Adjectiva auf us; ebenſo nostras u. ſ. f. nach der dritten; hic, is, ille, qui ſammt ihren Neutris nach der zweiten, die Feminina nach der erſten, nur daß ſie jetzt einige Caſus, vornehmlich Genitiv und Dativ, zum Theil auch den Nom. und Acc. Sing. des Neutrum, abweichend bilden; ego, tu, sui, ſeien, wie die entſprechenden Pronomina aller Sprachen, Anomala. Mit Anomalis iſt übrigens Friſchlin, der die Sprache durchaus als etwas Rationelles behandelt, bis zur Kargheit ſparſam. So ſieht er in sum, fio und fero lieber

Defectiva, die in einigen ihrer Theile aus andern Stämmen (fuo, facio und tollo) ergänzt werden, als Anomala; eo und queo weist er, geringe Abweichungen weggerechnet, der vierten Conjugation zu. Beſonders angelegentlich hat Friſchlin Scaligers Polemik gegen die Imperſonalia zu der ſeinigen gemacht. Es gibt keine Verba impersonalia, ſagt er, und verſucht, alle angeblich mit dergleichen conſtruirte Sätze als Verdrehungen von ſolchen nachzuweiſen, worin ſie als personalia erſcheinen: z. B. miseret me fortunae tuae = tua fortuna me facit miserum; hoc me decet = decorum facit; piget me hujus rei = piger fio hujus rei causa.

Vor Allem aber zeigt ſich Friſchlins architektoniſcher Geiſt, wenn wir über die lateiniſche Grammatik hinaus auf ihr Verhältniß zu der griechiſchen blicken. Da die griechiſche Sprachwiſſenſchaft in jener Zeit, dem geſchichtlichen Verhältniß der beiden Sprachen entgegen, eine Tochter der lateiniſchen war, das Latein die verhältnißmäßig bekannte Größe, von welcher aus man das Griechiſche als die minder bekannte zu beſtimmen ſuchte, ſo lag es nahe, zur Erleichterung des Unterrichts diejenige Seite an beiden Sprachen hervorzukehren, nach welcher ſie in ihren Formen und ihrem Baue einander verwandt ſind. Daher die damals üblichen Titel: Grammatica latina cum Graeca congruens und umgekehrt, den auch Cruſius den ſeinigen gegeben hatte. Aber eben dieſe Congruenz konnte Friſchlin in jenen Grammatiken nicht entdecken. Die incongrui Grammatici, ſagt er, formiren eine ſolche Congruenz, in welcher gleich von vorne herein keine lateiniſche Declination keiner griechiſchen entſpricht. Darüber ſchrieb Friſchlin ein beſonderes Blatt: de congruentia Graecarum declinationum cum latinis, das er zuerſt in Ungarn drucken ließ, hernach in die zweite Auflage ſeiner Strigilis verarbeitete. Noch immer ſprach man damals nach den Scholiaſten von 5 (einfachen, und ebenſoviel zuſammengezogenen) griechiſchen Declinationen. Dieſe entſprachen aber nicht den 5 lateiniſchen, deren beide letztern vielmehr im Griechiſchen kein Seitenſtück haben: ſondern der erſten lateiniſchen entſprachen die erſte und zweite griechiſche; die dritte und vierte griechiſche der zweiten lateiniſchen, und die dritte lateiniſche der fünften griechiſchen. Während alſo dominus nach der zweiten, ging das in ſeiner Abwandlung offenbar verwandte κύριος nach der dritten Declination; ebenſo nox nach

der dritten und νὺξ nach der fünften u. ſ. f. Dieß war nun nicht nur unbequem für die Schüler, ſondern beruhte auch auf ungründlicher Beobachtung der Grammatiker. Weil die Nomina auf ας und ης der erſten Declination im Genitiv ου haben, ſo meinte man, eine eigene, zweite Declination daraus machen zu müſſen. Sagte Friſchlin: ſie werden ja übrigens durchaus ſo declinirt wie die auf α und η, ſo erwiederte Cruſius: wohl, aber „der Genitiv unterſcheidet die Declination", und ein ſolcher Satz hatte für Köpfe wie er eine banale Kraft. Ebenſo machte man um der attiſchen Formen νεως, λεως, ſtatt -εος, willen eine beſondere vierte Declination. Vergebens erinnerte Friſchlin, wenn ein bloßer Dialektsunterſchied eine eigene Declination begründen könnte, ſo müßte man auch eigene joniſche, doriſche und äoliſche Declinationen machen. Dialekt hin, Dialekt her! rief Cruſius; wenn wir nur zu declíniren verſtehen.[1]) Und nun hieß Friſchlin ein deſtructiver Kopf, ein Eber, der die wohlbeſtellten grammatiſchen Aecker umwühle: man ſieht hieraus gelegentlich, was die Herren in Tübingen unter dem artes convellere verſtanden, das ſie dem Friſchlin ſchon früher zum Vorwurf machten.

Dieſer ſeinerſeits hat, wie es jetzt längſt gebräuchlich geworden, nur drei griechiſche Declinationen, welche den drei erſten lateiniſchen entſprechen, und ſtellte in ſeiner (ſpäter erſchienenen) griechiſch-lateiniſchen Grammatik, die er mit Selbſtgefühl eine Grammatica Græca

[1]) Dieſen Streitpunkt müſſen wir doch dem Leſer mit den eigenen Worten beider Kämpfer vor Augen legen, ſ. Crus. ll. duo ad Nic. Frischlinum, p. 220 f.

Frischlin. (in der Strigilis.)

An non eodem modo inflectuntur apud Græcos Αἰνείας et Μοῦσα sicut apud Latinos Aeneas & Musa, excepto uno singulari Genitivo, qui in Masculinis variat a Femininis?

Crusius.

Et hoc ipsum sufficit, ut sint duæ Græcorum Declinationes. Nam ratione Genitivorum fit distinctio Declinationum. Genitivus gignit Declinationes. Si postea in sequentibus obliquis est congruentia, nihil refert, sed eo res utrobique pueris facilior est. Ita merito distinguuntur Græcis prima et secunda Declinationes in duas. Et eadem ratione tertia et quarta in duas. Nam τοῦ λόγου et τοῦ Νικόλεω Genitivis differunt, imo quarta ubique habet τὸ ω. Sive ibi sit dialectus, sive non: quid ad nos? modo declinare sciamus. — In dieſen wenigen Sätzen haben wir den ganzen Cruſius.

cum latina *vere* congruens nennen durfte, τράπεζα mit mensa, ξύλον mit lignum, sermo mit χειμών, -ῶνος, hirundo mit χελιδών, -όνος, pulvinar mit ἔαρ, aequor mit ἦτορ, fur mit φώρ, sacerdos mit γέλως, plebs mit φλὲψ, nox mit νὺξ, arx mit σάρξ u. s. w. zusammen. Die vierte lateinische Declination weist er als zusammengezogene Form der dritten nach, und vergleicht ihr die per se contrahirte Form der dritten griechischen Declination, wie ἀληθής: mit der lateinischen fünften glaubt er die per accidens contrahirte dritte der Griechen, wie in κέρας, μείζων, zusammenstellen zu dürfen.

Noch übler stand es um die Congruenz der lateinischen und griechischen Grammatik beim Verbum, wo die Sache auch viel verwickelter war. Aber Frischlin glaubte bald zu bemerken, daß sämmtliche griechische Barytona der dritten lateinischen Conjugation gegenüber liegen, wogegen die erste und zweite lateinische Conjugation den griechischen Verbis contractis auf άω und έω entsprechen; die vierte lateinische mit den griechischen Verbis auf ύω zusammenzustellen, gab er später auf, und fand nur noch in einigen Zeiten von ἔω, εἶμι, eine Aehnlichkeit. Die verschiedenen Verba auf μι führte er auf die drei contracta in άω, έω und όω zurück. So stellte er also für die erste Conjugation, mit dem charakteristischen Buchstaben a, amo, amas, und ἐράω, ἐρᾷς, als Paradigmen auf, für die zweite mit e, doceo und δοκέω, für die dritte λέγω und lego, γράφω und scribo; die vierte lateinische bleibt, wie gesagt, für sich. Während nun aber in den übrigen lateinischen Conjugationen die Bildung des Perfectum und Supinum (Ausnahmen abgerechnet) in jeder auf Eine Art, oder wie die Grammatiker sich ausdrückten, vermöge eines bestimmten Charakters, erfolgt (-avi, -atum; -ui, -ĭtum; -ivi, ītum): findet sich in der dritten Conjugation ein solcher übereinstimmender Charakter nicht, sondern es breitet sich eine Mannichfaltigkeit von Bildungen vor uns aus, die gewöhnlich nur ganz äußerlich, alphabetisch (Verba auf -bo mit dem Perfectum auf -bi oder -psi; auf -co mit -ci, -vi und -xi u. s. f.) aufgezählt zu werden pflegten. Ein solches Chaos war für Frischlin unerträglich, und er ruhte nicht, bis er Anhaltspunkte für eine organische Eintheilung gefunden hatte. Auch in den griechischen Barytonis sah er eine gleiche Mannichfaltigkeit in der Bildung des charakteristischen Tempus, welches dort das Futurum

ſt, und er glaubte, wie ſchon Andere vor ihm, auf beiden Seiten ntſprechende Gruppen zu bemerken. Scripsi, dixi, war eine ähnliche Bildung wie γράψω, λέξω, nicht minder φράσω, ᾄσω, wie lusi, endlich udi, cecini, wie κρινῶ. Ja, lautete die ächt Cruſianiſche Einwen= ung, wenn es in beiden Sprachen das Präteritum wäre! So möge r im Griechiſchen ſtatt des Futurum den Aoriſtus nehmen, erwiederte m Friſchlin nach dem Vorgange des O. Corradus Marius. Alſo, rmulirte er ſeine Eintheilung, 1) entweder behält das Perfectum (im ateiniſchen, im Griechiſchen das Futurum) den Schlußbuchſtaben des Stammes unverändert und ohne Zuſatz bei: lego, legi, κρίνω, κρινῶ, ano, cecini (denn hier tritt im Lateiniſchen gerne die Reduplication in); oder 2) hängt es an denſelben ein s: scripsi, dixi, λέξω, γράψω; der endlich 3) vertauſcht es ihn mit einem s, das bisweilen auch erdoppelt wird: laedo, laesi, ᾄδω, ᾄσω, cedo, cessi. Cruſius be= kand auch hier darauf, die Knaben lernen leichter ſein Verzeichniß uswendig, als dieſe ſpitzfindigen und erzwungenen Regeln mit ihren elen Ausnahmen; wirklich hat ſich um der letztern willen Friſchlin äter (in der Grammatik) zu verſchiedenen Abänderungen in ſeiner Darſtellung veranlaßt geſehen.

Neben dieſem rationellen Beſtreben geht in Friſchlins gramma= ſchen Schriften das kritiſche her, nichts gelten zu laſſen, was nicht rch Beiſpiele aus den claſſiſchen Schriftſtellern zu beweiſen iſt. Die isherige lateiniſche Sprachwiſſenſchaft und Sprachübung hielt ſich nach iner Meinung noch viel zu ſehr an die abgeleitete Autorität ſpäterer rammatiker, eines Diomedes, Chariſius, Priscian, Pſeudodonat u. a., o ſie nicht gar mit ſcholaſtiſcher Willkühr in eigenen Wort= und hraſenbildungen ſich erging. Es iſt ein Meiſterſtreich von Friſchlin, ie er ſein Zurückgehen auf die Quellen mit Verwerfung aller Mit= inſtanzen, um es ſeiner Zeit zu empfehlen, in das Licht eines phi= logiſchen Proteſtantismus ſtellt. „Mit der bloßen Auctorität eines rammatiſten, ſagt er in einer ſpäteren Streitſchrift [1]) dem Cruſius, nd wäre es der älteſte, wofern er nicht durch Beiſpiele beweist was r ſagt, richteſt du nichts bei mir aus. Weißt du nicht, was deine heologen ſagen? Text her! Text her! Text her! So ſage ich n der Grammatik zu dir und deinesgleichen: Ihr Geſellen, Exem=

[1]) Celet. I, p. 21.

pel her! Exempel her! Exempel her![1]) Denn bei mir gilt Priscians Auctorität, wenn ſie dem Sprachgebrauch claſſiſcher Schriftſteller widerſtreitet, nicht mehr, als bei deinen Theologen die Auctorität Auguſtins, wenn ſie ihnen mit der heiligen Schrift zu ſtreiten ſcheint."

Daher legte Friſchlin auch im Unterrichte mehr Gewicht auf Beiſpiele als auf Regeln. „Iſt gut beids beieinander," hielt ihm Cruſius entgegen. Aber er beſchuldigte dieſen, er laſſe ſeine Schüler nicht eher zum Leſen der alten Schriftſteller zu, als bis ſie erſt einen Haufen grammatiſcher Regeln auswendig gelernt haben.[2]) Hierin fand ſich Friſchlin in einem Gegenſatze zu Melanchthon, welcher in der Vorrede zu der neuen Auflage ſeiner lateiniſchen Syntax an den jungen Juſtus Jonas umgekehrt die wilde Art bekämpft hatte, durch bloßes Leſen der Schriftſteller, ohne Regeln, Latein lernen zu wollen.

Indem Friſchlin am Schluſſe ſeiner Strigilis den Leſer zu vorurtheilsfreier Abwägung der beiderſeitigen Gründe auffordert, bittet er zugleich um Nachſicht, wenn es ſcheinen ſollte, als hätte er gegen die gewöhnlichen Grammatiker allzuſcharf geſprochen. Wie ſchon bemerkt, iſt in der Art, wie er ſie behandelt, die Gereiztheit nicht zu verkennen. Er nennt ſie nugivendi und vitilitigatores, grammatiſche Tireſiaſſe, bald ſchläfriger als Ratten, dann wieder am unrechten Orte geſchwätziger als Fröſche; beſchreibt ſie als Schultyrannen, die ihre Irrthümer den armen Knaben einbläuen, welche dann ſpäter genug zu thun haben, dieſelben wieder los zu werden. „Weil du mich, ſo redet er den Leſer an, die Grammatiker und Grammatikuschen und Grammatikukuke[3]) tadeln hörſt, könnteſt du vielleicht meinen, ich greife nicht die Fehler, ſondern die Perſonen dieſer Leute an. Aber höre du, wer du auch ſein magſt, haſt du jemals Trunkenheit, Ehebruch, Mord, ſchelten hören, ohne daß zugleich die Trinker, die Ehebrecher, die Mörder geſcholten wurden? Und wie willſt du Un-

[1]) Hier läßt Friſchlin einige Beiſpiele folgen, um die ſich der Streit zwiſchen ihm und den auctoritätsgläubigen Lateinern vorzüglich drehte: „Nam quaeso vos, ubi dicit Cicero: homo misera, proba, anser condemnata, parus montana? ubinam dicit Cæsar: nostri persequebantur ab hostibus, criminor te, criminor a te? Tert her, Tert her!"

[2]) Frischlin. pro sua Grammat. Dial. II, p. 81. Vgl. die Colluctatio (zwiſchen Cruſius und ihm) Fasc. 18. St. A.

[3]) Grammaticos & Grammaticulos & Grammaticuculos.

wiſſenheit und Ungeſchicklichkeit in einer Kunſt tadeln, ohne daß der Tadel zugleich die Ungeſchickten und Unwiſſenden träfe? Wer die Perſonen beſchuldigt, der nennt die Perſonen: wer keine Perſonen nennt, der beſchuldigt nicht ſie, ſondern die Sachen. Es kann Einer ſonſt ein ganz guter und unbeſcholtener Mann ſein, und doch kein guter Grammatiker, und umgekehrt. Merke dir alſo, daß es ſich hier nicht von eines grammatiſchen Schriftſtellers Frömmigkeit, Rechtſchaffenheit, Staatsklugheit, oder anderen Tugenden handelt, welche demſelben zur Bearbeitung jener Wiſſenſchaft weder förderlich noch hinderlich ſind. Sondern hier handelt es ſich von ſeiner Kenntniß, wie viel ſie leiſte in Feſtſtellung der Regeln ſeiner Wiſſenſchaft: und umgekehrt von der Verſtocktheit, mit welcher unſre Grammatiker weder ihre noch Anderer Irrthümer erkennen, ſondern dieſelben mit Gewalt in den Schulen beibehalten wollen."

Wir haben unſern Mann ausreden laſſen, obwohl wir ihn eigentlich hätten unterbrechen ſollen. Denn das dürfen wir ihm nicht hingehen laſſen, daß er meint, wer keine Perſonen nenne, der mache ſich keiner Perſönlichkeit im Streite ſchuldig. Im Gegentheil, man kann ſie nennen und ſich doch an die Sachen halten, und man kann ihre Namen verſchweigen, ſie aber in einer Art bezeichnen, die perſönlicher als der bloße Name iſt. Die Gegner, mit denen ſich Friſchlin in ſeiner Strigilis am meiſten ſpeciell zu ſchaffen macht, ſind der quaestionum grammaticarum compilator, wie er ihn betitelt, d. h. der Würtembergiſche Pädagogarch Johann Wacker, ein Freund von Cruſius und Oſiander, und der kindiſche compendiographus, der Verfaſſer der Straßburgiſchen Grammatik, G. Golius. Aber er ſpricht auch von gewiſſen neueren Grammatikern, die grau und bärtig, mit krummem Kopf und gerunzelter Stirn, die Augen auf den Boden geheftet, im Mantel daher gehen, mit Schritten wie im Haarſieb gebeutelt; von Männern, die auch von ſolchen, die nie etwas bei ihnen gelernt haben, als Lehrer begrüßt ſein wollen; die ſich nicht nur für die gewiegteſten Grammatiker, ſondern auch für Redner ausgeben, deren Rhetorik er aber demnächſt gleichfalls zu ſtrigeln gedenke:[1]) womit, ohne genannt zu ſein, deutlich und höchſt perſönlich Cruſius bezeichnet war.

[1]) Strigilis gr. p. 26. 51. 55.

Das iſt dann aber wieder ganz gut, was Friſchlin hinzufügt: „Was mich betrifft, ſo erkläre ich hier öffentlich: wer mich eines Beſſern belehren wird, dem werde ich es Dank wiſſen, vorausgeſetzt, daß er es ohne perſönliche Beſchimpfung thue. Denn wenn mich Einer aus meinen grammatiſchen Schriften der Unwiſſenheit und Unverſchämtheit überweiſen wird, ſo will ich ſolche Zurechtweiſung nicht übel nehmen. Das iſt nicht Verläumdung, Einen der Unwiſſenheit zu zeihen, der unwiſſend und ungelehrt geſchrieben, und dieß ſofort an's Licht gegeben hat. Aber ich kenne die Unart dieſer Zeit. Wenn die Leute weder im Stande ſind, ihre Fehler zu entſchuldigen, noch das, was der Andere richtig geſagt oder gethan hat, mit Recht zu tadeln und mit triftigen Gründen zu widerlegen, dann greifen ſie zu Schmähungen, der letzten Zuflucht aller Sykophanten. Man wirft einem ſolchen Schriftſteller Neuerungsſucht und Verachtung der Lehrer vor, oder auch erdichtete, unerhörte Verbrechen und Schandthaten aller Art; und dann erſt glaubt man ſeine Ehre trefflich vertheidigt zu haben."

Doch nicht allein der Grammatik, auch der Methodik des claſſiſchen Sprachunterrichts wandte Friſchlin um dieſe Zeit ſeine reformatoriſche Aufmerkſamkeit zu. Einem ungariſchen Magnaten, Balthaſar Batthyani, (Achilles Hungariae, octo linguarum Phoenix, nennt er ihn), ſchrieb er für ſeinen Sohn, in wenigen Stunden, wie er verſichert, die Abhandlung de ratione instituendi puerum,[1]) eine Anweiſung, Knaben vom ſechsten oder ſiebenten bis zum vierzehnten Jahre ſo weit zu bringen, daß ſie (außer ihren Mutterſprachen) Latein richtig ſprechen und ſchreiben, das Griechiſche ſo ziemlich verſtehen, und überdieß noch die Anfangsgründe der Dialektik und Rhetorik ſich angeeignet haben ſollten. Friſchlin geht vom erſten Leſe- und Schreibunterricht aus, und hier erſcheint ihm die bisherige Fibel ebenſo tadelnswerth, wie ſo eben die bisherigen Grammatiken, indem er den Fortſchritt

[1]) De ratione instituendi puerum ab anno aetatis sexto & septimo ad annum usque decimum quartum: ita ut praeter duas aut tres maternas linguas (hier iſt auf die polyglotten Bewohner jener Gränz- und Miſchländer Rückſicht genommen) etiam Latinam discat recte loqui & scribere, Graecam vero mediocriter intelligere, insuperque rudimenta Dialecticae & Rhetoricae ad usum scribendi conferre. Hinter Methodus declamandi &c. Argent. 1606. p. 265—278. Vgl. Opp. P. scenica, p. 458. Celet. I. p. 92.

n Leichteren zum Schwereren darin vermißt. Die Vorzeichnung es ſolchen methodiſchen Stufengangs und die Hinweiſung von der ten Regel zum lebendigen Beiſpiel bilden denn auch den Inhalt es praktiſch und anregend geſchriebenen Werkchens. Man ſolle den aben von Anfang nicht mit Definitionen plagen, ſondern zufrieden , wenn er an den Zeichen erkenne, ob ein Wort ein Nomen, Ver= n oder Adverbium ſei, auch wenn er noch nicht wiſſe, was ein men, Verbum u. ſ. f. für ein Ding iſt. Hat der Schüler es bis n Anfang der lateiniſchen Syntax gebracht, ſo möge dann der grie= ſche Unterricht dazutreten, der durch eine dem lateiniſchen wirklich gruente Behandlung weſentlich erleichtert werde. Wie hiezu Friſch= s lateiniſche und ſpäter auch die griechiſch=lateiniſche Grammatik nen ſollten, ſo legte er ſchon damals auch einen Nomenclator, h. eine Art von Lexicon, wovon noch mehr die Rede ſein wird, b ſtatt der angeblich Catoniſchen Sentenzenſammlung einen Cato vus an.

Zu der Venetianiſchen Reiſe hatte Friſchlin, wie es ſcheint, die rbſtferien 1583 benützt (die Dedication der Strigilis an den Baron org Kiſel, Herrn zu Kaltenbrunn ꝛc. Erbtruchſeſſen der Grafſchaft irz und Geheimen Rath des Erzherzogs Carl, iſt Venedig den 13. Sep= ber 83 datirt); aber er blieb ſechs Wochen in Venedig, um den uck ſeiner beiden grammatiſchen Werke zu beſorgen.[1]) Sei es n, daß er damit die Dauer der Ferien überſchritten, oder daß man r eine Reiſe außer Lands ein Urlaubsgeſuch erwartet hatte, oder ß die gedruckten Schriften, die er mitbrachte, unangenehm über= ſchten: kurz, es ſcheint, als wären die ſchönen Tage, die er in tbach hatte, mit dieſer Reiſe zu Ende gegangen. Zwar herrſcht er einiges Dunkel, nicht aus Mangel an Nachrichten, ſondern weil ei ziemlich entgegengeſetzte aus zwei verſchiedenen Quellen ſich gegen= erſtehen.

Hören wir Friſchlin, ſo hätte zwiſchen ihm und ſeinen Vorge= ten in Laibach Alles aufs Beſte geſtanden, er wäre gern länger rt geblieben und ſie hätten ihn gern länger behalten; aber ſeiner

[1]) Die Elegie, L. XX, 9. der Opp. P. eleg., in welcher er von dem Naturwunder des Cirknitzer Sees eine beredte und anſchauliche Beſchreibung gibt, möchte auch eine Frucht dieſer Reiſe ſein.

Frau habe es nicht gefallen, ſie und die Kinder ſeien immer unbaß geweſen, haben „weder Luft, Waſſer, noch fremder windiſcher Sprach dort gewohnen können", und ſo habe er auf ihr „herzliches Verlangen nach ihrem Vaterland" ſeine Stelle in Crain aufgegeben.[1]) Immer ſtellte nachher Friſchlin die Sache ſo dar, machte es wohl auch ſeiner Frau zum Vorwurf, daß ſie ihn zu dieſem unglücklichen Schritte beredet habe. Daß ſie ihm damit recht in den Ohren gelegen, iſt ihr wohl zuzutrauen. Schon ihr Veto gegen den Freiburger Plan beruhte ſchwerlich bloß auf religiöſem, ſondern zugleich wohl auf dem provinziellen Vorurtheil einer Frau, die nicht meint, daß man auch außerhalb des heimiſchen Erdwinkels leben könne. Was ſie aber empfand, pflegte ſie mit Heftigkeit zu äußern. Es iſt zwar ſchon eine Entlehnung aus dem gegneriſchen Bericht, aber an ſich gar nicht unglaublich, daß ſie, im Unwillen über die fremde Landesart, bisweilen ſelbſt mit Fluchen betheuert haben ſoll, nicht länger bleiben zu wollen.[2])

Doch dieſe Urſachen von Friſchlins Wegzug aus Crain, weil ſie nichts Nachtheiliges für ihn enthielten, genügten dem Cruſius nicht: er legte ſich eifrig auf Kundſchaft nach beſſeren. Wer aus jenen Gegenden nach Tübingen kam, wurde befragt, und ſo hatte er im Mai 87 das Vergnügen, durch einen aus Laibach gebürtigen Studioſen, Daniel Xylander, zu vernehmen, nicht wegen Unzuträglichkeit der Luft habe Friſchlin aus Laibach weichen müſſen, ſondern um — des Cruſius willen, weil er dieſen bei den Ständen heruntergemacht und damit keinen Glauben gefunden habe. Am Martinstage deſſelben

[1]) S. Friſchlins Supplication an den Kaiſer, Würtemberg den vierten Tag vor Oſtern 1590. Fasc. 16. No. 31. St. A. Vgl. Præfat. ad Strig. & Dial. pro Str.: Valde autem incommode mihi accidit, quod anno 84 uxor & liberi mei propter perpetuo adversam valetudinem (aër enim Italiæ vicinus & mollis non conveniebat nostræ naturæ) hoc unum subinde in votis habebant, ut a me in patriam reducerentur. Er, dem der unauslöſchliche Haß etlicher Tübinger gegen ihn nicht verborgen geweſen, habe nichts davon wiſſen wollen. Sed tandem precibus uxoris victus, non sine dolore provincialium & meo, ex illis locis in patriam regressus sum.

[2]) Crus. c. Frischlin. Mſpt. p. 219: Uxor Frischlini grandibus blasphemiis usa est, insectans illam regionem: „Ja, wenn ich nit heut hinwegziehe, ſo holen mich 100000 Teufel, die zerreißen mich zu Stücken."

Jahres kam der Laibacher Prediger Georg Dalmatinus, ein ehemaliger Tübinger Magiſter, auf der Durchreiſe zu Cruſius, und dieſen nahm er nun an zwei Abenden tüchtig in's Verhör. Da der Mann ſelbſt bekannte, ein Theil der Geiſtlichkeit, alſo wohl auch er, wären Friſchlins gern ſchon früher los geweſen, und da ſein Bericht überdieß von Cruſius abgefragt und protokollirt iſt, ſo werden wir denſelben nicht ohne Vorſicht aufnehmen dürfen. Er nun berichtet (nach Anderem, das wir ſeiner Erzählung bisher ſchon, als unbedenklich, entnommen haben), wie Friſchlin nach ſechs Wochen mit Exemplaren ſeiner Strigilis und ſeiner grammatiſchen Quäſtionen von Venedig zurückgekommen ſei, haben ihm die Schulinſpectoren und Oberen einen ſchriftlichen Verweis zugehen laſſen, daß er 1) ſeine Schule im Stiche gelaſſen, und 2) ſeiner Verpflichtung zuwider Schriften herausgegeben; wie er denn überhaupt 3) ſchon längere Zeit her durch Herunterſetzung und Beſeitigung der eingeführten Grammatiken Verwirrung in die Schule gebracht habe. Auch ſei ihm aufgegeben worden, alle ausgegebenen Exemplare wieder an ſich zu ziehen und abzuliefern. Daß ſich Friſchlin wegen ſeiner zu Venedig gedruckten Schriften verantworten mußte, ſteht durch eine eigenhändige Rechtfertigungsſchrift deſſelben an die Crainiſchen Stände feſt, welche dem Cruſius vorlag,[1]) und die ihm vielleicht eben dieſer Dalmatinus verſchafft hatte. Wurde nun dem Verfaſſer der Strigilis auch nur die Beibehaltung der alten Lehrbücher aufs Neue eingeſchärft, ſo iſt es wohl denkbar, was derſelbe Gewährsmann erzählte, daß er, unwillig über ſolche Bevormundung in ſeinem Fache, äußerte, er müſſe am Beſten wiſſen, was der Jugend fromme, und „in einer Hitz", wie er ſelbſt über ſolche Schritte hinterdrein ſich auszudrücken pflegte, ſeine Entlaſſung verlangte. Dieß um ſo eher, wenn ſein Weib ſeine Verſtimmung benützte, um aus dem ihr widrigen Aufenthaltsorte fort zu kommen.

Das wäre nun, wenn wir dem Cruſiusſchen Gewährsmanne Glauben ſchenken, den Schulvorſtehern eine willkommene Gelegenheit geweſen, Friſchlins los zu werden, und ſie hätten ſeine Entlaſſung angenommen. Er habe nämlich auch ſonſt noch allerlei Anſtoß gegeben, „in conviviis grobe Boſſen geriſſen", vornehme Männer, wie früher

[1]) Crus. justa, vera & postrema resp. p. 43 f.

in Tübingen, durch kecke Späße beleidigt, mit Mägden unsauber hausgehalten, einmal am Freitag ein Ei sammt der Schale verschlungen,[1]) und wie die Klatschereien weiter lauteten, womit der durchreisende Gast seinen Wirth nach dessen ihm wohlbekannter Neigung unterhielt. Nach erhaltener Entlassung wäre Frischlin, auf die täuschende Einladung eines Mannes hin, der dazu keine Vollmacht gehabt, nach Grätz gereist, und hätte sich den Ständen, mit Ueberreichung seiner neuesten Schriften, als den von ihnen berufenen Rector angemeldet: die ihm geantwortet, davon wüßten sie nichts, ihm übrigens für die Bücher ein Geschenk gereicht haben. Ebenso vergeblich sei eine Reise nach Ungarn gewesen, die Frischlin hierauf gemacht habe, um dort bei einem der Großen eine Anstellung zu finden. Auf dem Rückweg (das wissen wir von ihm selbst) erkrankte er in Gyssing an der ungarischen Gränze am dreitägigen Fieber, das ihn jedoch nicht hinderte, seinem Gönner Georg Kisel von Kaltenbrunn, der ihn für die ihm gewidmete Strigilis ansehnlich beschenkt hatte, in einer Elegie seine Noth zu klagen.[2]) Auch die Schrift de ratione instituendi puerum ist ohne Zweifel ebenfalls in Gyssing entstanden, wo sie zuerst gedruckt worden ist. Von hier aus bat Frischlin den abwesenden Batthyan um ein Fuhrwerk bis Grätz, der ihm unter dem 24. Juni 84 aus Zoloneck antwortete, er möge sich nur bis zu seiner Hinkunft gedulden, indessen solle ihm Alles, was er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit brauche, vom Schlosse aus gereicht werden. Der Baron beschenkte ihn für das ihm gewidmete Werkchen, und gab ihm, als er wieder reisefähig geworden, noch einen Grätzischen Teppich mit auf den Weg.[3])

Nach Laibach zurückgekehrt, hätte nun Frischlin hier wieder anzukommen gesucht: es sei ihm nicht so Ernst gewesen mit seinem Entlassungsgesuch; er wäre gern geblieben, wenn ihm sein dummes Weib Ruhe gelassen hätte u. dgl. Aber man habe nichts mehr von ihm

[1]) Daß dergleichen Eulenspiegeleien in Frischlins Art waren, sehen wir aus der Anekdote in Otto Melanders Joco-seria, I, No. 563, wo er an der Tafel des Landgrafen Wilhelm von Hessen gleichfalls den Spaß mit dem Ei machte, dafür aber von dem erlauchten Wirth die Rede hören mußte: „Ihr mögt wohl ein Doctor sein, und mögt auch wohl ein Narr sein."

[2]) Opp. P. eleg. L. XX, Eleg. 8: Me premit Hungarica febris recidiva sub ora &c.

[3]) Celet. I, p. 92.

wiſſen wollen, vielmehr habe er aus der Schule auswandern und in einem gemietheten Häuschen der Vorſtadt wohnen müſſen.[1])

So der Gewährsmann des Cruſius; aber die Laibacher Oberen ſprachen von der Sache ganz anders. Unter dem 16ten Mai 84 ſchrieben der Crainiſchen Landſchaft Verordnete Augsburgiſcher Confeſſion an den Herzog Ludwig, ſie hätten erwartet, Friſchlin würde bis zu des Herzogs Abforderung, oder doch die Anfangs verglichenen drei Jahre, bei ihnen bleiben; auch können ſie ſeine vorgewendeten Urſachen nicht für ſo erheblich halten; doch, da er ſo ſtark auf ſeinen Abzug entſchloſſen, ſo haben ſie ihm dieſen auf Ende Juli, womit das zweite Jahr ſeiner Anſtellung zu Ende gehe, bewilligt.[2]) Damit ſtimmen auch die beiden Zeugniſſe überein, die dem Abgehenden ſofort von ſeiner nächſten und von der höhern Behörde ausgeſtellt wurden. Die Schulinſpectoren erwiedern Friſchlins Abſchiedsſchreiben, in welchem er für das ihm erzeigte Gute gedankt und wegen etwaniger Verſtöße von ſeiner Seite um Entſchuldigung gebeten hatte, mit dem Bedauern, nicht ſo viel haben thun zu können, als er vermöge ſeiner ausgezeichneten Gelehrſamkeit verdient hätte, und mit dem entſprechenden Dank für die Dienſte und Gutthaten, die er ihnen während der verfloſſenen zwei Jahre erwieſen habe; auch ihrerſeits bitten ſie, wenn etwas gegen ihn verfehlt worden ſein ſollte, wovon ihnen jedoch nichts bewußt, um Entſchuldigung. Nichts wäre ihnen angenehmer geweſen, verſichern ſie dann, als wenn er länger hätte bei ihnen bleiben, und mit ſeiner ſeltenen Gelehrſamkeit, die ſie billig bewundern und rühmen, ihre Jugend ferner unterweiſen mögen. Doch weil ſeine Gelegenheit es anders mit ſich bringe, und ſein Abgang beſchloſſen ſei, ſo empfehlen ſie ihn dem göttlichen Schutz und Segen, und wünſchen, da ſie auf Erden ſich trennen müſſen, daß ſie einſt im Himmel ſich ſelig wiederfinden mögen.[3]) In dem von dem Landeshauptmann und den

[1]) Dieſe ganze Erzählung des Dalmatinus ſteht bei Crus. contra Frischlin. p. 215 ff. unter der Aufſchrift: Historia τοῦ Φρισχλίνου, πῶς ἔζησεν ἐν Λαβάχῳ. Einiges daraus auch in Crus. justa, vera & postrema resp. p. 95 ff. und Resp. adv. Popp. Dial. tert. p. 13 f.

[2]) Schreiben vom 16. Mai 84. St. A.

[3]) Labaci, nona Augusti 84. Fasc. 13. No. 1 b. St. A. Abgedruckt in Frischlini pro sua Gramm. & Strig. Dial. I, p. 173 f.: Certo etiam crede, nihil quicquam nobis gratius evenire potuisse, quam si diutius

Verordneten der Landschaft Crain (deutsch) ausgestellten Zeugniß heißt es, Frischlin habe als Schulrector „bis in zwei ganzer Jahr lang also wohl und treulichen gedient, sich auch dabei dermaßen ehrlich, gebührlich und fleißig erzeigt und erwiesen, ob dem ein ehrsame Landschaft jederzeit, und noch, nicht allein ein sonderes Gefallen getragen, sondern auch, da es seiner Gelegenheit nach gesein mögen, ihn bei ihrer geliebten Jugend, in Ansehung seiner dazu hochbegabten, wohlberühmten Kunst, Geschicklichkeit, Taugenlichkeit und Verstand, auch fürbaßhin gar wohl und ganz gern leiden hätte können. So sich aber die Beschaffenheit seiner Sachen dahin begeben, daß derselbe, seiner fürgebrachten genugsamen Bedenken, länger bei uns, wie wir es gern gesehen, zu bleiben, nicht Gelegenheit zu haben vermeint, und demnach um Erlassung seines Diensts", wie auch um Ertheilung eines Zeugnisses gebeten, so haben sie seinem Ansuchen Statt gegeben, und wollen ihn nun um seines Wohlverhaltens willen an männiglich zum Besten empfohlen haben.[1])

Daß diese Zeugnisse so vortheilhaft für Frischlin lauteten, erklärte der Gewährsmann des Cruſius daraus, die Crainischen Behörden haben lieber im Guten von ihm kommen, als seine Schmähsucht reizen wollen. Allein die in sämmtlichen Actenstücken befindliche Aeußerung, es wäre ihr Wunsch gewesen, daß Frischlin länger hätte bleiben mögen; der deutliche Ausdruck von Verdruß über sein vorzeitiges Weggehen in dem Schreiben an den Herzog: das wären doch offenbare und ganz unnöthige Lügen gewesen, wenn die Stände wußten (und das mußten sie um die Zeit der Ausstellung jener Zeugnisse, wenn die Angaben des Dalmatinus richtig sind) daß Frischlin von Herzen gern wieder geblieben wäre. Mag es daher auch keineswegs ganz so glatt dabei zugegangen sein, wie er selbst es darstellt, so ist er doch sicher nicht als der Unwerthe aus Laibach geschieden, wie drei Jahre später, nachdem er inzwischen an Glück und Ruf Schiffbruch gelitten, sein Erzfeind aus einem Besucher herausfragte,

nobiscum manere & pro singulari ac rara tua eruditione (quam merito prædicamus & suspicimus) juventutem nostram informare voluisses. Quia vero res tuæ aliter ferunt, atque omnino abire certum est &c.

[1]) Testimonium Frischlini vom Landeshauptmann ꝛc. Laibach 12. August 84. St. A. Abgedruckt in Frischlini pro sua Gramm. & Strig. Dial. I, p. 170 ff.

der zur geiſtlichen Gegenpartei des poetiſchen Rectors gehört zu haben ſcheint.

Friſchlin hatte einen Theil ſeiner Habſeligkeiten nach der Heimath vorausgeſchickt, und erfuhr nun noch in Laibach, daß ihm eine Anzahl Bücher durch die Säumer im Gebirg verloren gegangen ſei. Die Schulinſpectoren in ihrem Abſchiedsſchreiben bedauerten dieſen Verluſt und meinten, wenn ſich Friſchlin an die Landesherren wendete, ſo würden ſie ihm denſelben einigermaßen erſetzen; wirklich ſchenkten ſie ihm 100 fl. auf den Weg.[1])

[1]) Friſchlin an den Herzog, Tüb. 22. Oct. 85. Bedenken der Theol. und Kirchenräthe, Stuttg. 6. Nov. 85. St. A. Crus. contra Frischlin. Mſpt. p. 217.

Zweites Kapitel.

Frischlin sucht vergeblich in Tübingen wieder anzukommen.

Eine künftige Rückkehr nach Tübingen hatte Frischlin schon bei seinem Abzuge nach Crain in Aussicht genommen. Er hatte sein Haus nicht verkauft, und seine Bibliothek dort zurückgelassen.

Seine Stelle freilich hatte der Senat gleich nach seinem Abgange besetzt, und es war dabei erbaulich zugegangen. Die Facultät brachte M. Erhard Cellius, den Rector Contubernii (eines Convicts für Studirende der Philosophie) in Vorschlag. Der Mann war geschickt, aber notorisch so faul, daß Einige ihm sogar die Stelle im Contubernium nehmen wollten. Aber er habe viele Kinder, bemerkte ein Senatsmitglied. Ja, und tractabile ingenium, setzte ein Anderer hinzu, er lasse sich etwas sagen, werde auf ihre Erinnerungen achten. Daß er eine gute lateinische Prosa und einen braven lateinischen Vers schreibe, kam auch zur Sprache. Nähme man einen Fremden, meinte Crusius, so möchte es etwan auch ein poeticum ingenium sein, wie Seccervitius[2]) und Frischlinus; man möge Cellius auf Probe nehmen, er verzweifle nicht an dem Manne. So wurde, nachdem auf die öffentliche Bekanntmachung sich kein weiterer Bewerber gemeldet hatte, die Lectio Poetices wirklich dem Cellius übertragen. Er ver-

[1]) Jo. Seccervitius, Poes. & Hist. Prof. um 1551, war noch um ein Gutes poetischer gewesen als Frischlin, wie wir bald hören werden. Seinen Siracides, wohl eine metrische Uebersetzung, gedachte Frischlin herauszugeben. S. vor dessen Meth. declamandi den Index primus: Libri adoptivi.

waltete ſie, wie zu erwarten war, hatte wenig Zuhörer, kam nicht vom Fleck in ſeinen Vorleſungen, bekam Verweiſe und nahm ſie hin, wurde jedoch darum kein beſſerer, wohl aber bald ordentlicher Profeſſor.[1])

Noch eine weitere Veränderung hatte ſich während dieſer Zeit in der philoſophiſchen Facultät zugetragen. Der Mathematikus, Philipp Apian, hatte vor 14 Jahren um ſeiner Anhänglichkeit an das Evangelium willen ſeine Stelle in Ingolſtadt verlaſſen, und war nach Tübingen gewandert, wo er zum Profeſſor angenommen wurde. Unterdeſſen brachte der Tübingiſche Kanzler, Jakob Andreä, die Concordienformel zu Stande, und auf ſein Betreiben wurde vom Herzog im Jahre 1582 den Univerſitätsprofeſſoren die Unterzeichnung derſelben angeſonnen. Wer ſich deren weigerte, machte ſich des Calvinismus verdächtig, und Apian zauderte wenigſtens. Andreä ließ ihm keine Ruhe; Apian verantwortete ſich. Ein Calviniſt ſei er nicht, ſondern habe Luthers Katechismus gelernt und bekenne ſich dazu und zur Augsburgiſchen Confeſſion; aber die Spitzfindigkeiten der Concordienformel verſtehe er nicht, es ſeien ja auch fürnehme Theologen, die das Concordienbuch nicht wiſſen zu defendiren. Es zu defendiren, erwiederte ihm der Kanzler, muthe ihm Niemand zu, ſondern nur, ſich zu erklären, ob er den Inhalt des Buchs als wahr erkenne. Er wolle glauben, verſetzte der Andere; aber ſeinen Glauben geometriſch ex Euclide demonſtriren könne er nicht, und mit ihm diſputiren wolle er nicht,

[1]) Senatsprotokoll vom 21. Juni und 17. Juli 82. 2. Oct. 87. 21. Juli 88. Vgl. Klüpfel, Geſchichte und Beſchreibung der Univerſität Tübingen. S. 87 f. Eine eigene Verlegenheit bereitete er den Herren ſpäter, als er Facultätsmitglied geworden war, und nun dem üblichen Turnus nach eine Zeitlang im Senat ſitzen ſollte. Es war nämlich mit ſeiner ehlichen Geburt nicht richtig, und Friſchlin insbeſondre hatte öffentlich darauf geſtichelt. Der Senat verhandelte darüber, und beſchloß endlich, „dieweil die Sach ſo weit mit ihme, Cellio, kommen, ſo wölle man ihn in nomine Domini in Senatum annehmen; doch ſoll er zuvor Rectori juramenti loco angeloben, daß er nicht anders wiſſe, dann daß ſein Fürgeben ſeines Herkommens wegen die Wahrheit, und daß er glaub, daß er ehelich geboren.“ Da er hiezu gern erbötig war, wurde er in den Senat aufgenommen; doch zugleich „zu einem gemeinen Decreto beſchloſſen, daß hinfüro in allen Facultatibus Keiner mehr angenommen werden ſolle, er hab dann ſein gut Testimonium nativitatis aufzulegen.“ Senatsprotokoll vom 26. Sept. 89.

er wiſſe wohl noch, wie es ihm zu Ingolſtadt mit den Theologen gegangen. Gleichviel, meinte der Gottesmann, ob er auch jetzt nicht mit ihm diſputiren wolle, ſo werde er doch einſt auf dem Todtenbett mit dem Teufel diſputiren müſſen. Auf dieſes wurde der Mathematikus auch warm, und meinte, es ſei nur ein Ehrgeiz der Theologen, daß man einander nicht verſtehen wolle. Nein, ein zelus ſei es, ein frommer Eifer, erwiederte Andreä, vergaß ihm aber dieſen Ausfall nicht. Er wirkte einen Befehl vom Herzog aus, der dem Apian auf Ende des laufenden Dienſtjahres kündigte. Im Senat war dieſer als friedlicher Gelehrter beliebt; auch fürchtete man das üble Anſehen, einen um Chriſti willen von den Katholiken Vertriebenen von Neuem zu vertreiben, und ſuchte daher zu vermitteln. Vergebens: im Juni 1583 erfolgte ein herzogliches Reſcript, das den Apian wegen ſeiner hartnäckigen Weigerung, die Concordienformel zu unterzeichnen, von ſeiner Profeſſion beurlaubte. Sein Nachfolger wurde Michael Möſtlin, Kepplers Lehrer, mit dem Friſchlin bald in Verdrießlichkeit gerieth, wie ihm auch Apian, wie es ſcheint eben als ſtiller, friedliebender Mann, gar nicht günſtig geweſen war.[1])

Eine Scene ganz beſondrer Art zwiſchen demſelben Jakob Andreä und Friſchlins Hauptgönner in Tübingen, dem Profeſſor juris Johann Hochmann, hatte gleichfalls während dieſes Zeitraumes ſtattgefunden. Am 8ten September 1583 war der Senat ſammt den übrigen Doctoren und Profeſſoren zur Promotion und dem Doctorſchmauſe des Medicinae Candidaten Elias Waldner aus Memmingen geladen worden, worauf D. Hochmann, als Prorector, die übliche Beglückwünſchungsrede hielt. Darin ſagte der Rechtsgelehrte ſeinen Collegen von der mediciniſchen Facultät viel Schönes über ihre Kunſt: das Sprüchwort: homo homine deus, bewähre ſich beſonders an einem geſchickten Arzte, der nicht blos Leidenden zu helfen, ſondern bisweilen ſogar gleichſam Todte zu erwecken im Stande ſei. Durch der Aerzte Kunſt ſehen wir Lahme gehen, Stammelnde und Stumme reden, Närriſche klug werden, was, wenn kein Wunder, doch dem Wunder ähnlich ſei. Gott habe den Menſchen das Leben gegeben: die Aerzte verlängern es und halten

[1]) Senatsprotokoll vom 22. Sept. und 16. Nov. 82., dann vom 19. und 21. März und 13. Juni 83. Uebrigens blieb Apian ungekränkt in Tübingen bis zu ſeinem im J. 89 erfolgten Tode, ſ. Crus. Annal. Suev. III, p. 827.

das ſchon fliehende zurück. Ja, was Gott allein eigen, Todte wieder in's Leben zu rufen, ſei nach unzweifelhafter Erfahrung ſchon mehr als Einmal den Aerzten gelungen. Hier berief ſich der Redner auf allerlei Todtenerweckungsgeſchichten bei Diogenes Laertius, Plinius u. a. Schriftſtellern, und ſetzte dann hinzu, Manche werden dieſe Erzählungen unglaublich finden; „indeß, ſo viel denjenigen betrifft, der in's Leben zurückgerufen wird, was iſt denn für ein Unterſchied, ob die entflohene Seele in die verlaſſenen Glieder aufs Neue zurückverſetzt, oder ob die im Körper begrabene und von der Gewalt der Krankheit unterdrückte durch die Kunſt und Sorge des Arztes wieder hervorgelockt und vom völligen Scheiden zurückgehalten wird? Iſt es nicht beinahe daſſelbe, einen Todten wiederbeleben, und einen der ſo eben ſterben wird retten und ſeine in den Schlupfwinkeln des Körpers verſteckte Seele von der Schwelle des Todes zurückrufen?" Hierauf gratulirte der Prorector dem neuen Doctor einer ſo nützlichen Kunſt, und ſagte im Namen des Senats und der übrigen Doctoren zu, den Act und Schmaus durch ihre Gegenwart feierlicher machen zu wollen; wobei er unglücklicherweiſe den Kanzler beſonders namhaft zu machen vergaß, indem er ihn ohne Zweifel im Senat mitbegriffen dachte.

Aber nun erhob ſich in voller Verſammlung der Kanzler Andreä, ſo groß und dick er war, und ſprach mit ſeiner Stentorſtimme: „Dieſe Rede des Herrn Prorectors iſt gottlos und gotteslästerlich, und tritt der Ehre und Herrlichkeit meines Herrn Jeſu Chriſti zu nahe, vermöge welcher Er allein Todte zu erwecken vermag. Und dieweil in jener Rede der Perſon des Kanzlers keine Erwähnung geſchehen iſt, ſo werde ich weder bei dem Actu, noch bei dem Schmauſe erſcheinen, ich werde dann förmlich und üblichermaßen eingeladen. Gegen alles dieſes gebe ich meinen feierlichen Proteſt ab." Der erſtaunte Prorector (beiläufig geſagt, kein junger Profeſſor mehr, ſondern ein 56jähriger in Univerſitäts- und Staatsgeſchäften gewiegter Mann) proteſtirte nun ſeinerſeits gegen eine ſo grobe Beleidigung und Ausſchreiung, retorquirte ſie auf den Urheber, übergab ſeine Rede dem Notar und verlangte Zeugniß für die erlittene Beleidigung wie für ſeine Erwiederung. Aber der Gottesmann ließ ſich nicht irre machen. „Was ich geſprochen habe gegen die gotteslästerliche Rede des Prorectors wider unſern Herrn Jeſum Chriſtum, das, bekenne ich, hat mich nicht

gereut, reut mich nicht und wird mich nicht reuen in alle Ewigkeit; hätte ichs nicht geſagt, ſo würde ichs noch ſagen, und erbiete mich, Allen und Jeden, wann ſie wollen, wie recht und bräuchlich, darüber Rechenſchaft zu geben." Abermals proteſtirte und retorquirte der Juriſt, aber das letzte Wort mußte er dem Theologen laſſen. „Für die Ehre und Herrlichkeit unſeres Herrn Jeſu Chriſti, als Stellvertreter und Kanzler nicht des Rectors und Prorectors, ſondern unſeres gnädigen Fürſten und Herrn, auch zu ſeiner Ehre und zu keines Menſchen Schmach, habe ich geſprochen, ſpreche ich und werde ſprechen, und wolle mich die heilige Dreifaltigkeit davor behüten, daß ich anders denke, viel weniger rede und handle. Lebt wohl und klatſchet Beifall (Valete et plaudite.). Und wolle der Notar, vermöge ſeiner Amtspflicht, beglaubigte Copias mir übergeben." [1])

Schon nach vier Tagen lief eine Citation vom Herzog ein, welche die vier Dekane nach Stuttgart vor die Räthe berief, um zwiſchen Andreä und Hochmann Handlung vorzunehmen. Der Senat gab ihnen auf, ſich gelegentlich auch im Allgemeinen über den Kanzler zu beſchweren. Er ſei „etwas Gähers" (zu jäh), oder, wie ſpäter einmal verlautete, gar zu morosus et importunior aequo, halte ſich gegen die Senatoren wie ein Präceptor mit ſeinen Kloſterſchülern, erlaube ſich Eigenmächtigkeiten, und „graviere die Candidatos der munusculorum halben." Ob dieſe Beſchwerden gegen den vielgeltenden Mann wirklich in Stuttgart laut wurden, iſt zu bezweifeln; wenigſtens lief am 26ten September ein Schreiben von da ein, die Sache ſei hingelegt und vertragen, die Herren mögen fürohin friedlich ſein „und die orationes et declamationes chriſtenlich und nicht heidniſch gehalten werden." [2])

So ſtanden die Sachen in Tübingen, als am letzten Auguſt 1584 Friſchlin mit ſeiner Familie wieder daſelbſt eintraf. Er kam Allen unerwartet, Wenigen willkommen. [3]) Der „Schwager" Schnepff war unter den Erſten, die er aufſuchte. Vor deſſen Hauſe ſtieß er auf Cruſius, den er mit freundlichem Gruße anſprach. Artiger Mann, fragte dieſer,

[1]) Senatsprotokoll vom 8. Sept. 1583. Oratio D. Jo. Hochmanni &c.

[2]) Senatsprotokoll vom 12. und 26. Sept. 83 und 1. Febr. 84. Eine andere bezeichnende Anekdote über Andreä ſ. in den Beil. No. VI.

[3]) Crus. Resp. ad Popp. Dial. III, p. 14: Ultimo die Augusti 1584 cum familia, inexspectatus, quasi subito illapsus, Tubingam rediit.

ſeid ihr mir immer noch böſe? Behüte, artiger alter Herr, erwiederte Friſchlin, daß ich meinen Zorn ein Jahr lang behielte, über dem die Sonne nicht untergehen ſoll. Ich habe euch längſt verziehen, wie ihr wißt. Und als Cruſius Handſchlag und Handſchrift darüber verlangte, gab er ihm auf der Stelle die Hand darauf und ſchrieb ihm dann zu Hauſe einen Brief, den er ſpäter bedauerte, nicht zu ſeiner Rechtfertigung aufgehoben zu haben. Auf demſelben Wege, beim Engel, traf Friſchlin den Theologen Heerbrand, „deſſen Unterhemd Cruſius war," grüßte auch ihn und ſprach ihm ſeine Freude aus, ihn geſund wiederzuſehen. Der war wenigſtens ehrlich, indem er geradeheraus erwiederte, ihm wäre lieber, den Friſchlin nicht zu ſehen. [1])

Dagegen knüpfte ſich auf andrer Seite ein freundliches Verhältniß. Drei Gebrüder, Conrad, Adelwig (oder Albich) und Hermann, Grafen von Tübingen, die vorletzten Sprößlinge dieſes einſt ſo mächtigen, durch ſeine Kloſterſchenkungen heruntergekommenen Hauſes (es erloſch mit ihrem Neffen), ſtudirten ſeit 1582 in Tübingen, und der Aelteſte war gerade Rector der Univerſität, als Friſchlin dahin zurückkehrte. Schon an der Aufführung ſeines Julius während ſeiner Abweſenheit in Crain hatten die jungen Grafen eine beſondere Freude gehabt; jetzt fing er einen Curſus der Dialektik mit ihnen an, und ſie erwieſen ihm und ſeiner Familie ſo viel Gutes und Freundliches als in ihren Kräften ſtand. [2])

Für jetzt zwar trat der Fortſetzung dieſes Unterrichts ein älterer Plan Friſchlins in den Weg. Schon am dritten Tage nach ſeiner Ankunft, wie er von dieſer dem Herzog die Anzeige machte, ſetzte er ihn zugleich von ſeinem Vorhaben in Kenntniß, den bevorſtehenden Winter in einer Reichsſtadt mit der Herausgabe und Correctur der XII Tomi ſeiner Werke zuzubringen. Nach einem halben Jahre wünſche er ſodann bei einer Univerſität oder Reichsſtadt in Dienſte zu treten; da er indeß dem Herzog vor Andern zu dienen verpflichtet, ſo wolle er für den Fall, daß derſelbe jetzt oder künftig ſeiner in docenda juventute oder in scribendis libris mit Nutzen zu gebrau-

[1]) Friſchlin an den Herzog, Tübingen 14. Jan. 86. St. A. Vgl. Appendix ad Dial. I. pro sua Gramm. & Strig. p. 185.

[2]) S. die Zueignung der Tragödie Venus, Opp. P. scenica, Argent. 1598, p. 396. Vgl. Crus. Annal. Suev. III, p. 789.

chen wüßte, dem Herzog seine Dienste aus schuldigem Gehorsam angeboten haben. „Im Fall aber E. F. Gn., fährt Frischlin fort, als die der gelehrten Leut nun zu viel haben, meiner Diensten nicht bedürftig, so bitte E. F. Gn. ich, die wolle mir gnädig vergönnen, daß ich mit meinen operibus mir andere Maecenates suchen und mich in anderer Potentaten Dienste begeben dürfe." Die herzogliche Antwort lautete, wenn er frei sein werde, möge er sich wieder melden.[1])

Nun reiste Frischlin nach Straßburg,[2]) wo er bei dem Diakonus Peter Portius für zwei Reichsgulden wöchentlich Kost und Wohnung nahm. Hier druckte Bernhard Jobin seine Strigilis, die ihm durch den Dr. und Professor juris, Nikolaus Reusner, dem sie Frischlin zugeschickt hatte, bekannt geworden war, in vermehrter Ausgabe wieder; außerdem die erste Gesammtausgabe von Frischlins dramatischen Dichtungen in lateinischer Sprache. Es waren die fünf Komödien: Rebekka, Susanna, Hildegard, Priscian und Julius, nebst zwei Tragödien: Venus und Dido; die Helvetiogermani waren noch nicht gedichtet, und das Phasma drucken zu lassen, nicht rathsam. Von jenen erschien nur der Julius und die Venus zum erstenmal: die übrigen waren einzeln schon früher, zum Theil in mehreren Auflagen, gedruckt gewesen. Jede der fünf Komödien eignete Frischlin jetzt dem Bürgermeister und Rath einer Reichsstadt zu: die Rebekka den Ulmern, die Susanna den Memmingern, die Hildegard, die in erster Ausgabe dem Abt von Kempten gewidmet gewesen war, erhielten nun die Nürnberger, den Priscian die Nördlinger; das

[1]) Frischlin an den Herzog, Tüb. 2. Sept. 84. St. A.

[2]) Hier ist eine Verwirrung im Datum. Frischlin sagt in dem Brief ad Petr. Portium Gotthanum, Diac. eccl. Argentinens. &c., Brunsvig. 28. Feb. 89, er sei im November nach Straßburg gekommen und neun Wochen geblieben. Aber die Zueignung der Rebekka in der Sammlung der Vorreden (Epist. & præfat., hinter der Meth. declamandi, Argentin. 1606) ist Argent. Cal. Oct. 1584, die der Susanna ebenfalls aus Straßburg 20 Cal. Nov. datirt, und andrerseits die Vorrede zu Frenzels Gedichten Argent. 18 Cal. Mart. 1585: während Crusius Frischlins Rückkehr von Straßburg auf den ersten Febr. verlegt, von welchem Tage uns auch ein Frischlinisches Schreiben von Tübingen aus an den Herzog vorliegt. Entweder ist nun das Datum in jener spätern Sammlung der Vorreden falsch angegeben, oder hat Frischlin dasselbe willkürlich vor- und zurückdatirt, oder in der spätern Annahme, daß er erst im November nach Straßburg gekommen sei, sich geirrt.

jüngſte und liebſte Kind ſeiner dramatiſchen Muſe aber, den Julius redivivus, die Straßburger. Von den beiden Schultragödien wurde die neu erſcheinende Venus den neugewonnenen edeln Schülern, den drei Grafen von Tübingen, dedicirt.

Dergleichen Dedicationen waren damals das Mittel für einen Schriftſteller, zu einem Lohn ſeiner Arbeit, ja nur aus den Koſten zu kommen. Selten bezahlte ein Buchdrucker Honorar: der Verfaſſer mußte froh ſein, wenn er ihm ſein Werk „vergebens (d. h. koſtenfrei) druckte, und ihm etlich Exemplaria dankbarlich widerfahren ließ“).[1] Dem Friſchlin verſprach ſpäter Georg Gruppenbach, ein Tübinger Buchdrucker, für ſeine lateiniſche Grammatik, wenn ſie ein Privilegium bekäme und in den Würtembergiſchen Schulen eingeführt würde, 50 Thlr. zu bezahlen. Da die Bedingung nicht zu Stande kam, ſo mußte Friſchlin ſie auf eigene Koſten drucken laſſen. So wurden jetzt auch ſeine Komödien und die Strigilis auf ſeine Koſten gedruckt, und er brachte zwei Kiſten voll Exemplare (6 Centner ſchwer, wie Cruſius erkundet hat) nach Tübingen zurück, um ſie zu verkaufen.[2] Damit mag er nun keinen Schaden gehabt und Jobin ſie ſpäter auf eigene Koſten wieder aufgelegt haben, da insbeſondere die Komödien ein gangbarer Verlagsartikel waren: aber mit ſeinen gelehrten Arbeiten hatte Friſchlin unaufhörliche Verlegersnoth, und über ſeinen ſpäteren Streitſchriften, davon ihn die Poppysmi allein 130 fl. gekoſtet haben ſollen, iſt er wirklich verarmt. Daher war es in den folgenden Jahren ſein beſtändiger Plan, eine eigene Druckerei zu errichten; der jedoch immer wieder vereitelt wurde. Auch jene Zueignungen aber täuſchten die Erwartung oft. Von dem Rathe zu Straßburg erhielt Friſchlin für ſeinen Julius nach langem, koſtſpieligem Warten 12 fl.; von andern Reichsſtädten ſoll er gar nur 4 Thaler bekommen haben.[3] So wurden ihm von dieſer Seite ſeine Auslagen bei Weitem nicht vergütet, ja ſelbſt mit dem Buchbinders- und Botenlohn verſichert er im Schaden geblieben zu ſein.[4] Daher caſſirte er in einer ſpäteren Auflage

[1] Jac. Frischlin, Nic. Frischlinus factus rediv. H, 4 b.

[2] Frischlin. Celet. II, p. 59 b. Crus. def. nec. p. 168.

[3] Friſchlins Epist. ad P. Portium, Braunſchweig 28. Febr. 89. St. A. Vgl. Crus. def. nec. p. 219.

[4] Opp. P. scenica, Præfatio.

dieſe einzelnen Dedicationen, und eignete ſämmtliche Komödien dem Könige von Dänemark zu; ob mit beſſerem Erfolge, wiſſen wir nicht zu ſagen.

Schon damals indeſſen erließ er von Straßburg aus einen wahren Hülferuf an etwanige Mäcenaten, die Herausgabe ſeiner übrigen Werke großmüthig unterſtützen zu wollen. Unzählige Briefe, ſchreibt er im Schlußworte zu ſeinen Komödien vom 1. December 84 an ſeine edeln Gönner und Freunde in Deutſchland, Italien, Frankreich, Dänemark, Polen und Ungarn, erhalte er von ihnen, worin die Einen ihn auffordern, noch mehr Komödien zu machen und ſich ausſchließlich dieſer Dichtungsart zu widmen; Andere, ſeine epiſchen Werke, gedruckte und ungedruckte, in einer Sammlung vorzulegen; eine dritte Partie verlange eben das in Bezug auf ſeine Elegien; eine vierte wünſche von ihm auch die Aeneis und den Juvenal paraphraſirt; eine fünfte möchte ſeine Ariſtophanesüberſetzung vollendet und gedruckt wiſſen; einer ſechsten haben ſeine grammatiſchen Schriften nach ähnlichen über Aſtronomie, Rhetorik und Dialektik Luſt gemacht; eine ſiebente verlange ſeinen Nomenclator ausgeführt: denn ſeine Commentare zu Virgil und Horaz, zu Cicero, Cäſar und Salluſt, ſeine Reden und Schulübungen, liegen ohnehin im Staub, und können in dieſer den Muſen unholden Zeit nicht an's Licht kommen. Mögen nur ſeine Gönner und Freunde ihm erſtlich einen Mäcenas verſchaffen, der die Koſten nicht ſcheue, ihm die nöthige Muße zu gewähren, und dann ſeinen Buchdrucker ermuthigen, ihm noch weiter zu Dienſten zu ſein: ſo mache er ſich anheiſchig, binnen zweier Jahre, oder auch noch früher, falls Gott Leben und Geſundheit ſchenke, alles Verlangte zu Stande zu bringen.[1])

Als er nach Straßburg kam, hatte er es auf dieſe Stadt ſelbſt abgeſehen. Nicht umſonſt hatte er (nach der frühern Huldigung in der Beſchreibung ihrer Uhr) in ſeinem Julius der Stadt wie der Akademie ſo ausgezeichnete Lobſprüche ertheilt; nicht umſonſt dieſes ſein neueſtes Stück „dem Namen und Gedächtniß der hochanſehnlichen Reichsſtadt Straßburg" gewidmet, und zu dem Ende mit einer dop-

[1]) Nic. Frischlinus viris nobilissimis & clarissimis passim in Germania &c. degentibus, amicis suis suavissimis, S. P. In Opp. P. scen. p. 457 ff. der Ausg. von 1598.

pelten Zueignung, an Stadtmeiſter, Bürgermeiſter und Rath, und noch einer perſönlichen an Joh. Phil. von Kettenheim, Stadtmeiſter, an Carl Lorcher, Altbürgermeiſter, und Nikolaus Knieps, Funfzehner, die zugleich Scholarchen waren, verſehen, worin er dieſen das Bedürfniß „großmüthiger Patrone" für ſeine literariſchen Arbeiten zu Gemüthe führte. Nicht umſonſt auch hatte er es eingeleitet, daß ſein epiſches Gedicht von der Geburt Chriſti am letzten Tage des Jahres 1584, laut öffentlichen Anſchlags der akademiſchen Behörde, durch den M. Joſeph Lang vorgetragen wurde.[1])

Dem Manne gegenüber, der ſonſt an der Spitze des Straßburger Schulweſens ſtand, mochte Friſchlin allerdings kein gutes Gewiſſen haben. Den trefflichen Johann Sturm, als er im Sinne der liberalen Theologie eines Capito und Bucer gegen Johann Pappus, den Parteigänger Andreä's und L. Oſianders, aufgetreten war, hatte Friſchlin als Schildträger des Letzteren, ohne allen innern Beruf, in jener Spongia angegriffen, auf deren Titel er ſich ſogar geradezu Antiſturm nannte. Mittlerweile war es, eben in Folge jener theologiſchen Zänkereien, der Gegenpartei Sturms gelungen, den verdienſtvollen Greis aus ſeiner Stelle als Rector des Gymnaſiums und der Akademie zu verdrängen. Friſchlin ſcheint ſich ihm jetzt perſönlich genähert zu haben, und der edle Alte ließ ſich ſo vollkommen verſöhnen, daß er ſich von Northeim aus, wo er ſich eben aufhielt, mit einem Empfehlungsſchreiben für Friſchlin an den Bürgermeiſter Lorcher wandte. Es iſt wie eine letztwillige Verordnung, daß er ihm denſelben für die Straßburger Schule empfiehlt. Zwar müſſe er fürchten, daß in ſeinen jetzigen Verhältniſſen ſeine Fürſprache dem Empfohlenen eher hinderlich als förderlich ſein möchte: doch dränge es ihn, vor ſeinem Hintritt noch für ihre ihm ſo theure Schule zu ſorgen. Einen ſolchen Mitarbeiter habe er ſich immer gewünſcht, ſo lange er bei ihnen gewirkt habe, aber nie finden können. Nun rühmt er ſeine Poeſie, ſeine Gewandtheit in der lateiniſchen Sprache, ſeine Gelehrſamkeit, ſeinen Witz, der, wo es nöthig ſei, mit Ernſt abwechsle. Daß er auch Friſchlins beinahe ſchon fertigen Nomenclator lobt, iſt

[1]) Rector Academiæ Argentinensis, Melchior Junius, Witebergensis, Eloq. Prof., Studiosis S. D. &c. Vor dem Liber de natali Jesu Christi, in Opp. P. epica.

eine kaum geringere Selbſtverläugnung, als daß er überhaupt den ehemaligen Gegner empfahl; denn er ſelbſt hatte ein ähnliches Werk unvollendet im Pulte liegen. An Friſchlins Streit mit dem Adel mögen ſie ſich nicht ſtoßen; er kenne des Mannes wahre Geſinnung, welche von den Gegnern mißkannt worden ſei. Zum Schluſſe richtet Sturm an den Bürgermeiſter die Bitte, nach gepflogenem Rathe mit ſeinen Collegen, ihm eine Stelle in Straßburg anzuweiſen, an welcher er ſeinen Studien obliegen, und zugleich ihre Schule fördern und zieren könne. [1])

Aber Alles war vergebens, und Friſchlin kehrte, nachdem er ſich jetzt oder auf der Hinreiſe auch noch in Frankfurt aufgehalten hatte, nach Tübingen zurück, um ſich aufs Neue an ſeinen guten Herzog Ludwig zu wenden. Geld hatten ihm ſeine Dedicationen ſo wenig eingebracht, daß er dem Portius einen Theil des ihm ſchuldigen Koſtgeldes bei dritten Perſonen anweiſen mußte, worüber beide ſpäter in häßliche Händel geriethen. Am erſten Februar kam er in Tübingen an, [2]) und noch deſſelben Tags ſchickte er dem Herzog den erſten Band ſeiner poetiſchen Werke, d. h. die Komödien, mit einem Schreiben zu, worin er, da nun ſeine Anweſenheit bei der Druckerei nicht mehr nöthig, und obwohl er andre Anſtände genug haben könnte (wo? wird nicht geſagt), ihm ſeine Dienſte anbietet. Zugleich bittet er den Herzog, der in ſeinem Vaterlande ſein einziger Mäcenas ſei, ihm zur Beſtreitung aufgewendeter und noch aufzuwendender Unkoſten bei Herausgabe ſeiner Werke, da er jetzt ohne Beſtallung und Beſoldung ſei, 100 fl. gegen Verpfändung von Gültbriefen auf ¼ oder ½ Jahr vorzuſtrecken. [3])

Während die Antwort von Hof aus ſich verzog, hielt Friſchlin einſtweilen, um nicht gar vogelfrei dazuſitzen, bei Rector und Senat in Tübingen um das akademiſche Bürgerrecht an. Es war dieß das Recht, der Corporation der Univerſität anzugehören, unter ihrem Schutz und ihrer Gerichtsbarkeit zu ſtehen, wie es nicht nur jeder Student, ſondern auch Handwerksleute, Buchdrucker, Buchbinder u. dgl.

[1]) Jo. Sturmii epistola ad Carol. Lorcherum &c. Northemii 23. Jan. 85. Abſchriftlich im St. A. und gedruckt in Epist. & præfat. p. 52 f.

[2]) Crus. def. nec. p. 168.

[3]) Friſchlin an den Herzog, Tüb. 1. Febr. 85. St. A.

genossen. Dieses Gesuch wurde dem Frischlin „aus namhaften und wichtigen Ursachen," die aber nicht angegeben wurden, abgeschlagen. Eine ähnliche Weigerung war um die Zeit von Frischlins Abgang nach Laibach vorgekommen. Am 11ten Juni 1582 war auf Befehl des Senats dem Ober- und Untervogt von Tübingen angezeigt worden, daß Rector, Kanzler, Doctoren und Regenten hoher Schul sich „aus hochbewegenden dringenden Ursachen" einhellig miteinander entschlossen haben, M. Carolum Heerbrand sammt seiner Gespons, Barbara, Heinrich Kaislins Wittib, für gedachter hohen Schul Zugewandte und Unterthanen nicht zu erkennen, zu versprechen oder zu verthedingen. Das war des hochangesehenen Professors der Theologie Jakob Heerbrands Sohn, der, noch als Student, die übelberüchtigte aber reiche Wittwe eines, wie Frischlin sich ausdrückt, „offenen Schelmen und henkermäßigen Diebs" geheirathet hatte, und propter turpes nuptias von der Universität ausgeschlossen wurde. Eine harte Demüthigung für den alten Vater, der daher auch wiederholt flehentlich, doch vergeblich, um Wiederaufnahme des Sohnes anhielt.[1]) Aber die anstößige Ehe eines liederlichen Studenten mit einer reichen Hure, worin es täglich neuen Scandal gab, ließ sich doch nicht mit demjenigen vergleichen, worin Frischlin sich etwa vergangen haben mochte. Daher beruhigte sich dieser bei der trockenen Abweisung nicht, sondern stellte an den Senat das Begehren, da „das jus civitatis academicae keinem honesto et docto, besonders aber einem gewesenen Professori, ohne genugsame und namhafte Ursachen könne und solle abgeschlagen werden, und dann dieß res novi exempli und bei allermänniglich unerhört sei," so solle man ihm diese Ursachen anzeigen, damit, wenn er sich reinige, er seiner Unschuld genießen, wo nicht, seiner Schuld entgelten möge.[2]) Aber die Universität gab ihm keine Antwort.

Günstiger und billiger für Frischlin dachte man auch jetzt wie immer in Stuttgart. Fast gleichzeitig mit Frischlins letzterwähntem Schreiben an die Universität gaben die Räthe ihr Gutachten über sein Dienstanerbieten ab. Die Geschicklichkeit und besondere Lehrgabe des Mannes seien dem Herzog vorhin bewußt, „wie denn Studiosi,

[1]) Senatsprotokoll vom 11. Juni und 22. December 1582.

[2]) Frischlin an Rector ꝛc., Tübingen 13. März 85. St. A.

die Zeit er in Tübingen geweſen, allda er ein frequens auditorium gehabt, von ihm gerühmt, daß einer bei ihm in Einem Jahr mehr ausrichten könne, als bei einem andern Profeſſor in 2 oder 3 Jahren." Daneben ſei er „promtus und könne in kurzer Zeit viel ausrichten, dazu laboriosus, nicht verdroſſen und hinläſſig, ſondern was er den studiis zu Gutem fürnehme, das befördere er; habe auch vermöge ſeines Berichts herrliche und nützliche labores unter Handen, unter welchen die Analysis oder der Nomenclator, da ſolcher, wie er diſponirt, in's Werk komme, ein unerhört und der Jugend in tota Europa nützliches Buch ſein werde." Aus dieſen und andern mehr Urſachen halten ſie dafür, daß man den Mann, „ungeachtet daß er ein mordax ingenium und ſeine vitia habe, nicht von der Hand laſſen, noch ihm ſeine Obligation hinausgeben, ſondern ihn, weil ſolche Leute nicht gemein, bei der Hand behalten" ſolle. Den Modus ſeiner Anſtellung betreffend, ſo wäre freilich das Beſte, wenn er ohne Weiters bei der Univerſität wieder „eingethedingt" werden könnte. Zwar habe er dieſe beleidigt, doch „auf etlichermaßen Verurſachen;" wenn er nun gebührlich deprecirte und verſpräche, ſich künftig aller Beſcheidenheit befleißigen zu wollen, ſo ſollte die Univerſität wohl zu bewegen ſein, den gefaßten Widerwillen fahren zu laſſen, und ihn wieder zu einem ordinario Professore anzunehmen. Weil aber im Augenblick keine Profeſſion oder Lectur ledig ſei, und daher allerlei Schwierigkeiten von Seiten der Univerſität zu beſorgen, ſo wäre der Räthe unterthänig Bedenken, ihm nicht nur das erbetene Anlehen von 100 fl. (unerachtet er noch 55 fl. 45 kr. in den Kirchenkaſten ſchuldig) zu gewähren, „ſondern ihn auch auf ein halb oder ganz Jahr als einen extraordinarium Professorem (wie es zu Pariß regios et extraordinarios Professores habe) zu beſtellen, und ein Gulden anderthalbhundert (daran ihm ungefährlich die 50 möchten zu Früchten und Wein, ſo man jetziger Zeit, Gott Lob, wohl hat, zerſchlagen werden) an ihn zu wagen." Im Fall er ſich nun während dieſer Zeit, da er neben ſeinen Lectionen auch ſeine Druckſchriften fördern könnte, gebührlich hielte (was um ſo mehr zu hoffen, da er unterdeſſen auch anderer Orten etwas erfahren habe und billig gewitzigt ſein ſollte), und es würde etwa eine Lection erledigt, wie denn die Professores Artium zum Theil ziemlich alt und kränklich ſeien, ſo

könnte er alsdann wieder beharrlich zur Schul angenommen und befördert werden, würde auch hiezwischen der Unwill sich noch mehr abessen und er durch Bescheidenheit sich wieder insinuiren. Auch vom Adel fürchten die Räthe kein weiteres Fürgehen gegen Frischlin, „dann es zum guten Theil erloschen, wird auch, wenn er ruhig ist und Fried hält, ein Schwert das ander in der Scheiden behalten.“ [1])

Ein so billiger Vorschlag war der Genehmigung von Seiten des Herzogs sicher, oder er war vielmehr von den Räthen (unterzeichnet sind der Landhofmeister, Probst, Osiander und Kirchenrathsdirector) schon mit Rücksicht auf die bekannte Gesinnung desselben abgefaßt worden. So wurde denn Frischlin mit einer Besoldung von 100 fl. in Geld, 20 Scheffel Dinkel, 2 Scheffel Roggen, 8 Scheffel Haber und 4 Eimer Wein, aus der geistlichen Verwaltung, wozu noch das fortlaufende Gratial für die Hochzeitsbeschreibung kam, als außerordentlicher Professor angestellt, und am 17ten März von dem Kirchenrath in Pflicht genommen. Es wurde ihm bedeutet, er solle sich „fürohin bescheidener, als vor der Zeit beschehen, erzeigen, die Leut nicht anziehen, auch fürohin kein Epigramma oder Anderes in Druck geben, es sei dann J. F. Gn. zuvorhin angebracht; dann sollt er sein alt Wesen anfahen und Unruh daraus erfolgen, würden J. F. Gn. sich sein entschlagen.“ Das versprach Frischlin und versicherte, er wolle sich so halten, daß der Herzog „darob gnädiges Gefallen tragen solle, dann er ziemlich gewitzigt worden.“ [2])

Diese Ernennung und Verhandlung wurde nun der Universität angezeigt, wobei der Herzog die Erwartung aussprach, deren Rector und Regenten werden sich diese seine für die Schul wohlmeinende Verordnung gefallen lassen, und sich mit Frischlin des Auditorii, der Stund und Materien halber vergleichen; auch, wo noch etwas Unwill bei Einem oder Mehreren wider ihn vorhanden, solchen auf seine unterthänige Erklärung hin christlich hinlegen; da sich künftig eine Gelegenheit zutrüge und eine lectio ordinaria erledigt würde, ihn zu selbiger annehmen und befördern, damit der herzogliche Kirchenkasten mit dieser außerordentlichen Besoldung nicht zu lang oder

[1]) Bedenken der Räthe, Stuttg. 15. und 16. März 85. St. A.

[2]) Verhandlung, Stuttg. 17. März 85. St. A.

viel beſchwert werde; überhaupt hoffe er, werden ſie zu beiden Theilen ſeinem Vertrauen zu entſprechen ſuchen.[1])

Die Univerſität übereilte ſich nicht mit ihrer Antwort, und dieſe fiel aus, nicht wie es der Herzog erwarten zu dürfen glaubte, aber wie ſie nach dem Vorgang mit Friſchlins Geſuch um das akademiſche Bürgerrecht zu erwarten war. Rector und Regenten berichteten, „warum ſie nicht für rathſam erachten können, daß Frischlino eine Lectur bei der hohen Schul anbefohlen werde. Denn ob wir wohl wiſſen und erkennen, äußern ſie, daß er ein gelehrter, arbeitſamer Mann, welcher ein fürtreffenlich ingenium und ſondere Gnad zu lehren und zu leſen hat, ſo iſt dagegen auch allermänniglich wiſſend, ſo gemeldten Frischlinum kennen, daß er ein ſolcher unruhiger Menſch, der von jedermann übel redet, die Profeſſores veriret, dem Niemand glehrt genug, wie dann auch nie kein Ruh in Universitate, ſo lang er derſelben beiwohnend geweſen, ſondern er ohne Unterlaß einen Handel nach dem andern angefangen, alſo daß wir ſchier nichts dann immer mit ihm zu thun gehabt." Leider war dieſe Klage nur allzu gegründet; obwohl die Herren vergaßen, daß ſie durch ihre hartnäckige Zurückſetzung Friſchlins ihn mit Gewalt ſich zum Feinde gemacht und einen großen Theil jener Unruhen ſelbſt herbeigeführt hatten.[2]) Er habe, fahren ſie fort, weder auf die Rectoren noch auf das juramentum geachtet, ſondern Alles, auch was in Gegenwart des fürſtlichen Kanzlers mit ihm verhandelt worden, in Wind geſchlagen. Dafür, daß er die Cenſurvorſchriften nicht halte, berufen ſie ſich auf die alten Geſchichten mit dem carmen de fulmine und der oratio de vita

[1]) Herzogl. Erlaß an die Univerſität, Stuttg. 17. März 85. St. A.

[2]) Cruſius hat nicht Unrecht, wenn er in ſeiner justa, vera & postrema Resp p. 37 f. ſchreibt: Judicet quivis non rudis lector, quot bonas horas bonos dies, qui melius collocari potuissent, tu nobis tua importunitate tuis tribuniciis actionibus eripueris. Aber auch Friſchlin ſagt nicht ohn Grund, Celet. II, p. 129 b: Si Frischlino fuisset aut locus in collegi datus, aut saltem vocato in Senatum causa tam injustæ repulsæ exposita nunquam quicquam earum turbarum extitisset, quæ ex hac unica repuls sunt natæ. Nam si a vobis non fuissem spretus & rejectus, coluissen reliquo tempore vos ut fratres, & omnia mea, quæcunque habuissem communicassem vobiscum. Ich hett Leib, Ehr, Gut und Blut zu eu geſetzt.

rustica; auch daß er während seiner Verstrickung aus dem Haus gegangen, wird in Erinnerung gebracht. Das freilich glaubt man den Herrn aufs Wort, wenn sie sofort bekennen, sie haben es gern gesehen, daß sie durch den Ruf nach Laibach „seiner mit gutem Glimpf ledig geworden." Nun sei es aber seit seiner Zurückkunft mit ihm nicht besser geworden, sondern er habe erst diesen Winter, als er zu Straßburg seine Poemata drucken lassen, Etliche der Ihrigen in öffentlichem Druck verkleinerlich und schmählich angezogen; „und ob er wohl, setzen sie hinzu, Niemand mit Namen benennt, so beschreibt er sie doch so deutlich, daß, wer sie kennt, wohl verstehet, wen er meine, wie er's dann auch selber nicht verschweigen kann, sondern bei andern Leuten sich offentlich vernehmen lässet, wen er gemeinet habe."

Diese Klage gründete sich vornehmlich auf etliche Epigramme, welche Frischlin (seiner spätern Verantwortung zufolge) auf das leere letzte Blatt der Tragödie Venus hatte drucken lassen, und zwar unter diesen insbesondere auf zwei: In Comtulam, und In Crispum. Ersteres handelte „von einer zarten Frauen, die sich mit schönen Kleidern zieret und ihren alten Mann gern sterben sähe, damit sie einen jungen möcht bekommen, auf den sie sich also mutzet und butzet. Daß nun Etliche dieß Epigramm auf Martini Crusii Hausfrau ziehen, erklärte Frischlin, so lass ich sie diesen Verstand verantworten, denn ja ihr Nam hier nicht zu finden, und kann kein Bidermann mit Wahrheit sagen, daß ich jemals gesagt, es gehe auf des Crusii Weib, dieweil sie etwan sonst wie Khatzen und Meuß miteinander leben." [1])

[1]) Frischlin an den Herzog, Tübingen 14. Jan. 86. St. A. Letzteres war allerdings nicht ohne. Im Senatsprotokoll vom 5. Juni 85 lesen wir: „Rector proposuit, es sei ihme Nächt spät ein Schreiben von der Stadt Eßlingen zukommen, so belangt M. M. Crusium und sein Hausfrau, von wegen des Zwietrachts und Uneinigkeit zwischen ihnen, und damit bis zu der Freundschaft Ankunft Weib und Kind möchten unbetrübt bleiben. Decretum: Esslingensibus zu respondiren, man wisse nichts Bessers, dann daß die Freund der Frau hieherkommen; man wölle thun, was man könne, und sei Senatui solcher Zwietracht von Herzen leid; Rector, Kanzler und vier Decani sollen ihnen pacem mandiren und das Weib adhortiren, daß sie in seiner Kammer schlafen und an seinem Tisch essen solle, bis ihre Freund hieherkommen." Crusius hatte nämlich seine Frau des Ehebruchs angeklagt, wenn auch nicht in Consistorio, nec in Senatu, wie er sagt, sed innocente judicio (Contra Frischlin. Mspt. p. 151); wovon er später die Schuld auf das Gerede böser Zungen schob. Dieß benützte

Schon dieſe Verantwortung zeigt, daß es auf Niemand anderes ging, und es iſt abſichtliches Irreführen, wenn er es ein andermal auf die Kaislerin deutet. Das andere Epigramm, In Crispum, ging ſchon dem Namen nach auf Cruſius (Kraus). Während Friſchlins Aufenthalt in Straßburg nämlich hatte Salomo Frentzel, gleichfalls ein gekrönter Dichter und damals mit Friſchlins Schweſter Martha verlobt, die er ſpäter ſitzen ließ, dieſem von einem Epigramm auf ihn Nachricht gegeben, das in Tübingen umlaufe. Es war als Unterſchrift unter ein Bildniß Friſchlins gedacht:

Schamlos iſt deine Stirn, o Friſchlin, toller Poete,
Wild die Augen, der Zahn biſſig, gefräßig der Mund —

und ging ſo noch weiter und gemeiner fort. Ob es nun wirklich, wie Friſchlin behauptet, die Unterſchrift: I. Crisp., trug, oder ob es nur ſeine Vermuthung war, daß ſein Erzfeind demſelben nicht fremd ſein möge: genug, er bezahlte dieſen in gleicher Münze, indem er

Friſchlin hernach in den Helvetiogermani, wo er einem athenſiſchen Profeſſor, den er ganz wie den Cruſius beſchreibt:

— Græculi
Cujusdam obstipi, pallentis, luridi:
Ei tunc uxor erat mollicula, juvencula,
Ipse autem Acherontius, stipes, silicernium,
Solitus in vacuo secubare lectulo —

durch einen liederlichen Studenten Hörner aufſetzen läßt. Nach verſchiedenen pädagogiſchen Verſuchen von Seiten des Cruſius (Si etiam verberet quis familiam, vitia corrigendi causa, quod jus ei hoc interdicit? Justa, vera & postr. resp. p. 87 f.) kam die Sache endlich noch ſo weit, daß ſie Gegenſtand eines beſonderen Viſitationsreceſſes wurde. Des Herzogs verordnete Commissarii, hieß es in dieſem Receß, haben in glaubwürdige Erfahrung gebracht, „daß Hn. D. G. Hambergers und M. M. Cruſii, beeder Professorum, Hausfrauen, ſo Schweſtern ſeyn, ſich nicht gepürlich verhalten, ſondern, wann ſie erzürnet, Gott leſtern, übel fluchen und ſchwören, darneben der Trunkenheit nachhängen und vielmalen ärgerliche Reden fahren laſſen, ſonderlich des Cruſii Weib die Predigen göttlichs Worts unfleißig und fahrläſſig beſuche, dazu mit Kauffung Güter und ſonſten in der Haushaltung ihres Beliebens und Gefallens handle, oftermals außer der Stadt gen Luſtnau und Derendingen ziehe, und ſich unter ſolchem ziemlich verdächtig mache.“ Der Rector ſolle mit Zuziehung Etlicher aus dem Senat das Schweſternpaar zu ſich erfordern, verwarnen und bedrohen, auch über den Erfolg nach etlichen Wochen zur fürſtlichen Kanzlei berichten. Recessus Visitationum de anno 1581—1627, Receß wegen

ebenfalls in einem Epigramme insbesondere dessen finstern, neidischen Gesichtsausdruck schilderte.[1])

War in diesem Stücke die Klage der Professoren nicht ohne Grund, so tritt im weitern Verlauf ihres Antwortschreibens an den Herzog der gemeine Brodneid und die zunftmäßige Geistesträgheit ganz unverhüllt zu Tage. Frischlin führe, so klagen sie weiter, „die studiosos von den publicis lectionibus ab; wie er sich denn diesen vergangenen Winter bei den Herrn Grafen von Tübingen insinuirt und ihnen angefangen privatim zu lesen, daß ihrer keiner mehr von derselben Zeit an kein lectionem publicam gehöret, darein sie doch zuvor mit sonderem Fleiß gegangen. Dazu untersteht er sich, alle praecepta artium et philosophiae, in Grammatica, Dialectica, Rhetorica, Physica, Ethica et Astronomia, zu ändern, und was Nützlichs, Löblichs und den studiis Fürträglichs bis anhero in allen Schulen dieses Fürstenthums und ganzen teutschen Landes gebräuchlich und der lieben Jugend mit merklichem Nutzen eingepflanzt, zu convelliren und zu widertreiben, dagegen aber seine neue Kunst, die Jugend damit irr zu machen, anzustellen, daß sie hernacher weniger denn zuvor können und wissen; inmaßen er Solches mit seinem Strigile Grammaticorum allbereit gethan, und in den andern Künsten auch zu thun längst unterfangen." Man sieht hier die Angst eines Crusius, im grammatischen und rhetorischen, eines Liebler, im physischen, eines Halland, im ethischen Vorlesungs- und Lehrbüchermonopol beeinträchtigt zu werden.

„Dieweil dann, schließen sie, durch ihn, Frischlinum, der Schulen nicht geholfen, sondern entholfen, und da er angenommen werden sollte,

D. Hambergers und M. M. Crusii Hausfrauen, Tübingen 3. Oct. 1591. Die Tochter scheint von der Mutter das Fluchen gelernt zu haben; denn nachdem sie sich gegen den Willen des Vaters verheirathet hatte, schimpfte sie über diesen wegen angeblich vorenthaltenen Heirathguts und sagte, er sei nicht ihr, sondern des Teufels Vater u. dgl. Der Senat erklärte, Crusius sei der Tochter nichts schuldig, und verurtheilte diese zu vierwöchigem Hausarrest. Klüpfel, Gesch. der Univ. Tübingen, S. 124 f.

[1]) Frischlin an den Herzog, 14. Jan. 85. St. A. Epistola ad Frentzelium, Argent. Id. Dec. 84, in Epist. & praefat. p. 197 f., wo er von derlei Verunglimpfungen als von asininis crepitibus spricht, quibus ego alias sublato pede oppedere soleo.

er vielmehr Unruh, denn zuvor nicht, anrichten würde (dann er ſein Unart, Stolz, Hochmuth und Verachtung Anderer ſo wenig läßt als die Katz das Mauſen, er verheiße gleich was er wolle): ſo bitten demnach E. F. Gn. wir in höchſter Unterthänigkeit, dieſelbe wolle uns mit dieſem Ueberbein und unruhigen Mann, der nicht allein der hohen Schul, ſondern einem ganzen Land (wie vormals beſchehen) Unruh genug ſchaffen kann, nicht beſchweren, und dieſe hohe Schul, da Gott Lob alle und jede Profeſſores in gutem Vertrauen, Fried, Ruh und Einigkeit ſtehen, durch ihn nicht in Unruh bringen laſſen: ſo wollen wir vermittelſt göttlicher Gnaden alle lectiones dermaßen beſtellen und verſehen, daß an denſelben kein Mangel erſcheinen ſoll". [1])

Herzog Ludwig, der ſeine Reſcripte unwirkſam ſah, und doch keinen Gewaltſchritt thun wollte, ſetzte die Sache auf die bevorſtehende Viſitation aus, wo die Commiſſäre mündlich mit dem Senat handeln ſollten, daß Friſchlin gedulbet und ihm das Profitiren vergönnt werden möge.

[1]) Die Univerſität an den Herzog, præsentat. Stuttgart 29. Mai 85. St. A.

Drittes Kapitel.

Friſchlin aufs Neue Würtembergiſcher Hofpoet. Verhandlungen wegen Herausgabe ſeiner Schriften und ſeiner Anſtellung an der Univerſität.

Während die Univerſität mit aller Zähigkeit einer bevorrechteten Körperſchaft ihm den Wiedereintritt ſtreitig machte, ſah ſich Friſchlin in ſeinem Verhältniß zum Hofe durch die Umſtände dermaßen begünſtigt, daß er ſich mit Einem Ruck wieder in ſeine vorige Stellung ſchwingen zu können ſchien.

Dorothea Urſula, deren Vermählung mit Herzog Ludwig er einſt durch die Spenden ſeiner Muſe verherrlicht hatte, war im Jahr 1583 auf der Rückreiſe von Weimar, wo ſie mit ihrem Gemahl der Hochzeit von deſſen jüngſter Schweſter Sophia mit dem Herzog Friderich Wilhelm beigewohnt hatte, am 19ten Mai plötzlich geſtorben und zehn Tage darauf in Tübingen beigeſetzt worden. Friſchlin hatte ihren Tod noch in Laibach in einer Elegie beklagt, hierauf nach ſeiner Rückkehr in einer andern den verwittweten Herzog bei deſſen Ankunft in Tübingen am 19ten September begrüßt.[1]) Dieſer hatte inzwiſchen, von dem Ausſchuß ſeiner getreuen Landſchaft ermuntert, ſich nach einer zweiten Gemahlin umgeſehen, und dazu abermals eine Urſula, des Pfalzgrafen Johann Georg von Lützelſtein Tochter, erkoren.[2]) Die

[1]) Opp. P. eleg. L. XVI, Eleg. 5. und L. XIV, Eleg. 2. Bei letzterer die Bemerkung: Ex Carniola Liburnorum redux, in patria f. anno 1584.

[2]) Der älteſte Bruder dieſer künftigen Herzogin, Georg Guſtav, war mit ſeinem Hofmeiſter, dem pfälziſchen Rathe Daniel Pappus von Tratzberg, Friſchlins

Hochzeit hatte der Herzog auf den 10ten Mai 1585 festgesetzt, und nun gab es wieder alle Hände voll zu thun für „seinen Dichter", wie sich Frischlin so gerne nannte.

Schon im März hatte er sich erboten: wenn es dem Herzog gefällig, bei dero bevorstehendem Ehrenfest eine Comoediam zu agiren, wie unter auswärtigen Nationen an allen Fürstenhöfen bräuchlich sei, so wolle er sich darin gehorsam erzeigen. Dazu würde, schrieb er hierauf am 1ten April an Melchior Jäger, keine seiner Komödien sich besser schicken als der Julius redivivus, von dem er deßwegen eine kurze Inhaltsanzeige einsendet; es komme darauf an, wie derselbe dem Herzog gefalle; er seines Orts ziehe ihn allen seinen übrigen Komödien vor. Er sei schon mit Vorbereitungen zur Aufführung beschäftigt, und habe daher kaum Zeit, auf ein des Herzogs würdiges Epithalamion zu sinnen; denn von mir, setzt er mit Selbstgefühl hinzu, pflegt nichts Gewöhnliches auszugehen." [1])

Auch zu einer poetischen Beschreibung der Festlichkeiten, wie er sie von der ersten Hochzeit geliefert, bietet er dem Herzog für diese zweite seine Dienste an; ja er getraut sich dießmal, die Beschreibung zum Theil schon vor den Vorgängen selbst zu Stande zu bringen. „Wann ich bei einem Beilichen (ungefähr) könnte wissen, schreibt er an Jäger, was für Fürsten, Grafen und Fürstinnen ꝛc. kommen würden; was für Schauessen aufgesetzt werden; wie mein Herr aufziehen wird, und wie viel Ritterspiel sollen gehalten werden; was für Feuerwerk fürgehen wird: so wollt ich die Hochzeit in einer höchsten Stille mehr denn halb absolviren ehe und dann sie gehalten würd. Wenn dann schon es varirte, könnte ich den Vers leichtlich mutiren." Allen würde

Zuhörer in Tübingen gewesen.

Damals hörtet ihr mich die Werke des göttlichen Maro
Gründlich erklären und aus den Banden die Rede befreien,
So daß leichter sich nicht Columella's klares Latein liest.

Auch die verhängnißvolle Rede de vita rustica hatte der junge Pfalzgraf mitangehört, und mit seinem Hofmeister hat Frischlin manche schöne Stunde bei inhaltsreichem Gespräch und mäßigem Mahl und Trunke zugebracht. Nupt. Wirtemb. Pal. L. I. Opp. P. epica, p. 268. Georg Gustav blieb Frischlins Gönner und legte noch im J. 1589 eine Fürbitte für ihn bei dem Schwager ein.

[1]) Nam nihil a me vulgare proferri solet. Frischlin an Melch. Jäger, Tüb. 1. Apr. 85. St. A.

es als ein Wunder erſcheinen, meint er, wenn die Hochzeit binnen zwei Monaten in heroiſchen und — Friſchliniſchen Verſen beſchrieben an's Licht träte.[1])

Das Epithalamion war damals ſchon fertig: darin führt er die drei Schweſtern des Herzogs, Eliſabeth, verwittwete Gräfin von Henneberg, Anna, Herzogin zu Liegnitz, und Sophia, Herzogin zu Sachſen, als Fides, Spes und Charitas auf, die den Herzog zu einer neuen Heirath ermuntern und ihn auf Urſula aufmerkſam machen. Das Letztere ſchien dem Hofprediger, D. Lukas Oſiander, nicht ganz paſſend; die allegoriſchen Schweſtern ſollten dem Bruder nur im Allgemeinen zum Wiederheirathen zuſprechen, die Perſon der Braut aber der Herzog ſelber ausfindig machen: und Friſchlin, ob er nun einſah, daß der Hofmann Recht hatte, oder ob er ihm nur gefällig ſein wollte, änderte ſeine Arbeit hienach ab.[2])

Als Feſtkomödie war der Julius genehmigt, und die Zurüſtungen wurden von Friſchlin, Hand in Hand mit Melchior Jäger und dem herzoglichen Rath und nachmaligen Kanzler Martin Aichmann, ſeinem Bekannten aus früherer Zeit,[3]) eifrig betrieben. „Die Kleider zur Komödie betreffend, ſchreibt er an den Erſtern unter dem 20. April, bedarf ich nur drei: nämlich pro Caesare, Cicerone et Mercurio, und dann 5 Tafftmutzen oder Heroldsröcklein für 5 Knaben, ſo die argumenta actuum mit teutſchen Reimen recitiren werden.“ Sie ſollten das Würtembergiſche Wappen auf der Bruſt, das pfalzgräfliche, was dem Poeten ſelbſt ſpaßhaft vorkam, auf dem Rücken haben. „Was aber Eobanum Frischlinum, oder vielmehr Frischlinum

[1]) Friſchlin an Melchior Jäger, Tübingen 20. April 85. St. A.

[2]) Oſiander an Jäger, Stuttgart 21. Apr. 85. St. A. Das Epithalamion ſteht Opp. P. eleg. L. VII, Eleg. 1. Ad Ludovicum Ducem, secundas nuptias parantem. Auch in Opp. P. epica, p. 355 ff.

[3]) Martin Aichmann, geb. zu Schorndorf 1550, hatte in den Jahren 1566–70 zu Tübingen, dann zu Wittenberg, ſtudirt, hierauf im J. 1577 in Tübingen die juriſtiſche Doctorwürde erhalten, wozu ihm Friſchlin in einer Elegie Glück gewünſcht hatte (Opp. P. eleg. L. XI, El. 1: Ad Mart. Aichmannum, Schorndorfensem, I. U. D.). Würtemb. Kanzler 1591; † als Churſächſiſcher Geh. Rath in Dresden 1616. Vgl. L. M. Fischlini Vitae Cancellariorum Wirtemb. p. 15 f.

ſelber anbetrifft, jenen Repräſentanten der literariſchen Bildung des neuen Deutſchlands, dem er auch im Text ſeinen Handel mit der Ritterſchaft in den Mund zu legen beabſichtigt hatte, ſcheint alſo Friſchlin ſelbſt geſpielt zu haben) verſteht er ſich, werd Illustrissimus et Clementissimus Sponsus ihn zur Beſchreibung der andern Hochzeit, wie zu der erſten, mit einem Gnadenkleid luſtig machen, damit er ſich wiederum auf gut teutſch und Wirtembergiſch deſto füglicher mög bekleiden, und aus der Crainerischen und wälſchen Manier in ein Wirtembergiſch Kleid ſchlieffen."

So kam das Hochzeitsfeſt heran, und auch Friſchlin wanderte dazu nach Stuttgart. Er hatte dieß von Anfang nicht im Sinne gehabt, ſondern am erſten April noch geäußert, um die Beſchreibung zu fertigen, ſei es nicht nöthig, daß er dabei ſei, wenn man ſo ſehr fürchte, er möchte todtgeſchlagen werden; er wolle aus einem rohen Verzeichniß mehr machen, als ein Anderer aus eigener Anſchauung. Todtgeſchlagen wurde er nun zwar nicht; doch konnte er bald bemerken, daß weder ſeine wiederholten Entſchuldigungsſchriften, noch die Zeit und ſeine zweijährige Entfernung, hinreichend geweſen waren, den Groll des Adels gegen ihn zu tilgen. Bei einem ſolchen Feſte fühlte ſich der Adel als Stand, unter welchem nun die Anweſenheit des Verfaſſers der Rede vom Bauernſtande eine dumpfe Gährung hervorbrachte. Kaum hielt die Rückſicht auf den Herzog und deſſen Ehrentag die Erbitterten von einem Ausbruch zurück. Friſchlins Aus- und Eingehen in der Ritterſtube erregte Murren, und endlich, als er ſich am Abend des zweiten Hochzeitstages in der Türnitz zum Nachteſſen ſetzte, wurde ihm förmlich ausgeboten. Die Sache iſt nicht völlig klar, ob die Junker durch die Nachricht, der Poet habe ſich an einen Tiſch geſetzt, an den er nicht gehöre (Friſchlin ſelbſt behauptet, es habe kein Adelicher, ſondern nur der Syndikus von Eßlingen, nebſt verſchiedenen Doctoren und Prälaten, daran geſeſſen), ſich wirklich den Befehl vom Herzog ausgewirkt hatten, oder ob es nur Vorgeben war: genug, Chriſtoph Scheer trat grimmig an den Tiſch, und hieß Friſchlin in des Herzogs Namen aufſtehen und mit ihm gehen. Friſchlin leiſtete Folge, vernahm aber gleich vor der Thüre von dem Grafen Albrecht von Löwenſtein, es ſei keineswegs der Befehl des Herzogs geweſen, daß er ſo ungeſtüm (alſo doch?) vom Tiſche aufgemahnt werden ſollte. Er

begab ſich nun in das herzogliche Tafelzimmer, wo er mit den Silberkämmerlingen ſpeiſen durfte.[1])

Von ihm bald auch ſeine zweite Hochzeit wie die erſte beſungen zu ſehen, war dem Herzog ſehr angelegen. Wiederholt muß Jäger den Dichter mahnen, die Beſchreibung zu fördern, daß ſie noch vor der Herbſtmeſſe in Druck gefertigt werden könne; wenn er genealogiſche Notizen dazu brauche, ſollen ſie ihm zugeſchickt werden.[2]) Im October war dieſelbe fertig und ſandte Friſchlin Jägern und dem Herzog Exemplare zu, die ſich der günſtigſten Aufnahme zu erfreuen hatten. Es ſei zwar, ſo lautete das Bedenken der Theologen und Kirchenräthe, „das jetzige scriptum etwas kürzer als die erſte Hochzeitbeſchreibung (es beſteht aus 4 Büchern von 105 Seiten, während jene aus 7 mit 163); es habe aber gewißlich mehr labores, Fleiß und Mühe gebraucht, denn das erſte, in Anſehung daß der Verfaſſer ganz künſtlich des Herzogs, auch deſſen geliebter Gemahlin, 16 Ahnherrn und Ahnfrauen, und alſo den ganzen arborem hineingebracht, und auch ſonſten Alles artig und luſtig beſchrieben habe."[3]) Wir gehen auf die Arbeit,[4]) die im Ganzen mit der frühern Vorzüge und Mängel gemein hat, nicht näher ein, ſondern begnügen uns, ein paar Stellen zu überſetzen, welche des Dichters Gemüthsſtimmung in ſeinen damaligen Verhältniſſen zu erkennen geben. Mit verdoppelter Anhänglichkeit klammert ſich der beinahe ſchon Schiffbrüchige an ſeinen guten

---

[1]) Friſchlins Klagſchreiben an den Herzog, Tübingen 25. Mai 85. St. A. Poppysm. II. p. 214 f. Vgl. Nuptiæ Wirtembergico-Palatinæ L. III, Opp. P. epica p. 307.

[2]) Melchior Jäger an Friſchlin, Schorndorf 16. Juli, und Neuenſtadt 14. Auguſt 85. St. A.

[3]) Bedenken der Theologen und Kirchenräthe, Stuttg. 6. Nov. 85. St. A. Cruſius mußte ihm einige Siebenfüßler in dieſem Werke auf, die ihm in der Eile der Arbeit entgangen waren, II. duo ad Nic. Frischlin. p. 32; ein Vorwurf, den Friſchlin berechtigt war, mit Verachtung zu behandeln.

[4]) Libri IV de secundis nuptiis ill. Principis &c. Ludovici, Ducis Wirtembergici ac Teccensis, cum ill. Duce &c. Ursula, Com. Pal. Rheni, mense Majo anni 1585 Stuccardiæ celebratis. Zuerſt Tubing. 1585, dann in Opp. P. epica, p. 249—354.

Fürſten an, und die folgende Anſprache im Eingang des Gedichts ging ihm fühlbar von Herzen.

Aber du ſelber, o Zier und Beſchützer des heimiſchen Stammes,
Steh' auch jetzt huldvoll zur Seite mir, wenn ich die Feſte
Schildere, die in den Mauern der vaterländiſchen Hauptſtadt
Jüngſt des blumigen Mai achttägige Mitte verſchönten.
Deine Tugend, o Fürſt, und auch um mich dein unſterblich
Unvergeßlich Verdienſt, wodurch du für immer mich feſthältſt,
Treiben mich an, abbrechend den Lauf der ernſteren Arbeit,
Mich zu den Spielen zurück der ſchöneren Jahre zu wenden.
Nach vielfältiger Noth, nach wechſelvollen Geſchicken,
Endlich der heimiſchen Flur, der geliebten, wiedergegeben,
Und zu preiſen gewürdigt das Feſt des fürſtlichen Ehbunds,
Drängt es mich, aufzujauchzen und laut im Geſange zu jubeln.
Weicht, ihr vorigen Sorgen, von mir, fern weiche du Kummer,
Der die Herzen beklemmt; hinſchwindet ihr düſteren Wolken
Faltiger Stirn, du Bläſſe zugleich und ältlicher Trübſinn,
Die vorzeitig mit Grau die männlichen Schläfen entſtellen.
Jetzt erfreut es mich erſt, daß auf ſchwarzplankigem Fahrzeug
Ich den Iſter befuhr, und die bojiſchen Ufer vorüber
Trefflicher Städte ſo viel, ſo viel hochragende Burgen
Sah; jetzt freut es mich erſt, daß ich Wiens ehrwürdige Straßen
Wandernd betrat, die Steyrer beſucht, und die Crainiſche Landſchaft,
Und der Croaten Gefilde, noch immer der gräulichen Türken
Schlachtfeld! Ueber die Mark Pannoniens dann zu der Meerbucht,
Die der Liburner bewohnt, drang ich und dem Quell des Timavus;
Hielt mit dem Winde ſofort den Lauf durch der Adria Fluthen,
Und die Herrin des Meers, die wellenumgürtete, ſchaut' ich,
Sie, die neptuniſche Stadt, mit den wogenſchallenden Mauern.
Jetzt erſt freut mich das Alles, und daß die Euganiſchen Hügel
Raſch ich befuhr, wo rauchend der Aponus quillt aus dem Boden,
Und des Antenor Stadt für ewig Livius adelt.
Eine Stunde nunmehr wiegt reich zweijährige Noth auf:
Da ich dir, o mein Fürſt, nach des Ehbetts trüber Verödung,
Schmücken darf mit Geſang neuflammende Fackeln der Hochzeit,
Und dem fürſtlichen Blick vorſtellen die wiedergekehrten,
Mancher Gefahr unholden Geſchicks entgangenen Muſen.

Auch einem bedeutenden Mann am Hofe des Herzogs, der beſonders in den Verhandlungen mit der Univerſität ſchon manche Lanze für Friſchlin gebrochen hatte, und demnächſt wieder eine zu brechen im

Begriffe ſtand, dem Vicekanzler Schulter[1]) ſeinem ehemaligen Schulfreunde, hat er in dieſem Gedicht ein ſchönes Denkmal geſetzt.

Lebe du lang, o Schulter, du theuerſter meinem Gemüthe,
Mir vor Allen erprobt durch langer Jahre Verbindung.
An dem Geſtade des Neckars, des heimiſchen, hab' ich mit dir einſt
Aus dem grammatiſchen Quell die früheſten Züge getrunken,
Habe mit dir als Knabe gelernt, als Knabe geſpielet; . . . .
Dann den höheren Pfad betraten wir: ſogen des großen
Plato Lehren, und was der beredſame Tullius vorträgt,
Emſig in uns, und lauſchten des Sokrates beſſernder Mahnung.
Hier zwar ſchied ſich der Weg: ich wählte die Stille der Muſen,
Holte vom Helikon her mir Lieder zum Preiſe des Heilands
Und der Väter des Vaterlands und der Thaten der Vorwelt.
Du, der Recht und Geſetz ſich erkor zum Felde der Forſchung,
Biſt im Rathe nunmehr die Zier und Stütze der Heimath.
Lebe noch lang, und ſchirme den angefochtnen Genoſſen,
Der in düſterer Zeit ſich ganz zu eigen dir widmet.
Einſtmals kläret vielleicht der jetzt ſo wolkige Himmel
Wieder freundlich ſich auf und bringt ihm beſſere Tage.[2])

Wegen der Belohnung dieſer Arbeit erlaubte ſich dießmal Friſchlin, gegen Jäger ſeine Wünſche zu äußern. Außer dem Gnadenwein und Korn, die er für die vorige Hochzeitsbeſchreibung erhalten, habe er „ſauber nichts denn ein Häuslin und eine ſchwangere Hausfrau und fünf unerzogene Kinder" (mithin war die ſchon im März ihm beigelegte Beſoldung als außerordentlicher Profeſſor im October ihm noch nicht zu Gute gekommen). Für die neue Beſchreibung wünſchte er nun, neben 50—60 fl. baar zur Befriedigung ſeiner Gläubiger, beſonders der Buchführer, dießmal etwas Sicheres zu erhalten, was ihm auch für den Fall von des Herzogs Tode, und den Seinigen für den Fall ſeines Todes, bliebe. Alſo entweder eine Summe, die er an eine Gült legen könnte, oder möge man ihm und ſeiner Hausfrau bis zur Auferziehung ihrer Kinder jährlich 4 Eimer Wein und 30 Scheffel Früchte, auch Roggen und Haber, reichen, und der Herzog

[1]) Johann Schulter, geb. zu Entringen 1552; Würtemb. Vicekanzler 1582; † in Schwäbiſch Hall als Syndicus der Stadt und Hohenlohe-Waldenburgiſcher Rath 1612. S. Fischlini Vitæ Cancellariorum Wirt. p. 14.

[2]) Lib. III, p. 302.

ihnen dieſes beneficium in einer auch ſeinen Nachfolger bindenden Form verſichern.[1]) Ob dieſe Wünſche den Theologen und Kirchenräthen nicht mehr rechtzeitig zukamen, oder ob ſich Jäger gar nicht damit hervorzukommen getraute: genug, ſie nahmen in ihrem Bedenken keine Rückſicht darauf. Er habe nicht weniger als vorhin verdient, meinten ſie, und ſo ſolle man ihm an Geld pro honorario 80—100 fl. reichen (der Herzog entſchied für 100), ferner zu den 15[2]) Scheffeln Dinkel noch 5 und zu den 3 Eimern Wein noch 1 Eimer.[3]) Obgleich dieß merklich weniger war, als Friſchlin das erſtemal erhalten hatte, (auch die „vier kleinen ſilbernen Becherlin" von damals ſcheinen vergeblich „auf ihre Geſellen gewartet" zu haben), ſo gab es doch, mit dem vorigen Gratial und mit der Beſoldung als außerordentlicher Profeſſor zuſammen (die ein wiederholter Erlaß an den geiſtlichen Verwalter in Tübingen endlich flüſſig machte), eine für die damaligen Zeiten ganz leidliche Beſoldung, nämlich 100 fl. an Geld, 40 Scheffel Dinkel, 2 Scheffel Roggen, 8 Scheffel Haber und 8 Eimer Wein. Nur das, was Friſchlin beſonders am Herzen lag, die Sicherheit, fehlte, indem auch die zuletzt gewährte Zulage, weit entfernt von einer Verſicherung über die Lebensdauer des regierenden Fürſten oder Friſchlins ſelbſt hinaus, vielmehr ausdrücklich „auf jederzeit wieder Abkünden" geſtellt war.

In jenem Spätjahr wurde Friſchlins höfiſche Muſe auch noch in anderer Weiſe in Anſpruch genommen. Herzog Ludwig hatte die Freude, im Nagolder Forſt einen Bären zu fangen.[4]) Einem ſolchen Ereigniß durfte, wenn man einen Dichter im Solde hatte, die würdige poetiſche Verherrlichung nicht fehlen. Dazu kam demſelben am 23. October „vor dem Imbiß" der Befehl zu, und ſchon vor Abend überſandte der allzeit fertige Mann 1) „ein Jägerlied von dem letzten Bärenfang, welches ein jeder Jäger und wer Luſt hat memoriren und ſingen kann, wie es auch kann an eine Wand geſchrieben werden," nebſt einer „melodia ad fides testudinis aut citharæ accommo-

[1]) Friſchlin an Melchior Jäger, Tüb. 22. Oct. 85. St. A.

[2]) Eigentlich 20; ſ. o. S. 93.

[3]) Bedenken der Theologen und Kirchenräthe, Stuttg. 6. Nov. 85. St. A.

[4]) S. Pfaff, Geſchichte des Fürſtenhauſes und Landes Würtemberg, III, 1. S. 256.

data." [1]) Befehle der Herzog „einfältigere Reime zu haben", ſo wolle der Poet dieſelben unverzogenlich ins Werk richten. 2) überſendet er „kurze Reimen zu dem Kopf (des Bären), ſammt 3) einem numerali disticho, ſo darunter möcht gemalt werden." [2]) Wäre er ſelbſt dabei geweſen (die ſchöne Zeit der 70er Jahre war denn doch vorüber), oder bekäme er noch eine genauere Beſchreibung, ſo wollte er ein ausführliches Carmen über dieſen Venatum machen und mit ſeinen andern Carminibus drucken laſſen. Der Herzog hatte ihn bei dieſer Gelegenheit an „den herrlichen poetam Græcum Oppianum gemahnt, welcher 4 Bücher von allerhand Jägern an den Kaiſer Antoninum geſchrieben, ſehr ſchön und luſtig zu leſen. Dieſe Bücher, führt Friſchlin ſeinem Herrn zu Gemüth, ſeind ſo hoch von dieſem Kaiſer geachtet worden, daß er nicht allein des Poeten Vater, Agesilaum, ab exilio revocirt, ſondern ihme, Poeten, noch für einen jeden Vers einen Antoninum, d. i. als viel als einen ungariſchen Ducaten, verehren laſſen." Er habe ſchon einen guten Theil des erſten Buchs in lateiniſche Verſe überſetzt, aber weil er bisher keinen Drucker habe finden können, der es ohne ſeinen Schaden hätte drucken wollen (wie auch der herrliche Ariſtophanes nun länger denn 8 Jahre da liege, nicht minder ſeine labores scholastici, Paraphraſen u. dgl. ihm ſtatt Danks nur Feindſchaft bringen): ſo habe er auch Oppianum zurückgelegt und allen ſolchen studiis Urlaub gegeben. [3])

Der Vorfall an der herzoglichen Hochzeit mußte Friſchlin mahnen, auf neue Wege zur Beſänftigung des Adels bedacht zu ſein,

---

[1]) Wenn anders Friſchlin nicht ſeinen Text einer ſchon vorhandenen Melodie untergelegt hat, ſo erſchiene er hier auch als Tonſetzer. Die einzige ſonſtige Spur, daß er auch muſikaliſch geweſen, findet ſich in der Zueignung ſeiner Tragödie Venus an die Grafen von Tübingen, wo er ſagt: Nam quoties illius conversationis nostræ tam suavis recordor, quoties *nostræ Musicæ*, quoties colloquiorum: toties mihi refricatur summum illud & vix effabile desiderium, vos revisendi. Opp. P. scen. Argent. 1598. p. 398.

[2]) Weder die Reime noch das numerale distichon ſind uns erhalten; letzteres wird von derſelben Art geweſen ſein, wie eines auf die Saujagd bei Böblingen vom J. 1578:

oCto et Centenos LVDoVICI prInCIpIs arte
apros bebLIngæ rettuLIt Vna DIes.

[3]) Friſchlin an den Herzog, Tübingen 23. Oct. 85. St. A.

deſſen unerloſchener Haß ihm ebenſo gefährlich werden konnte, als er ihm in ſeinem Verhältniß zum Hofe ein fortwährendes Hinderniß war. Er verfaßte daher ein neues Entſchuldigungsſchreiben, welches er mit verſchiedenen urkundlichen Beilagen, worunter namentlich zwei Schreiben des Herzogs, an die Crainiſchen Stände und an die Ritterſchaft, gedruckt wünſchte. Davon wurde der Druck der Beilagen nicht genehmigt; das Entſchuldigungsſchreiben aber unterlag erſt zahlreichen Correcturen von Seiten des Vicekanzlers Schulter, und dann erklärte doch der Hofprediger, daß es ihm auch ſo nicht gefalle, indem der Eingang gar nicht gunſterweckend und die ganze Abhandlung mehr anklagend als entſchuldigend ſei. Es müßte daher das Ganze neu gemacht werden; was man aber nicht dem Friſchlin überlaſſen dürfe, der noch zu viel affectionirt ſei und in Proſa und Verſen nur Satyras ſchreiben könne. Man werde es vielmehr einem Andern, der kaltſinniger, unter die Hand geben müſſen, „und ſollte das exordium favorabile ſein; secunda pars aber eine Commendation des rechten Adels; tertia pars eine excusatio und explicatio, wie er ſeine Wort gemeint; conclusio ſollte abermals favorabilis ſein: ſo möchte es durch Gottes Gnad Nutzen ſchaffen.“ [1])

In dieſem Sinne verfaßte nun Oſiander ſelbſt eine „Entſchuldigung und endliche beſtändige Erklärung Doctoris Nic. Frischlini, geſtellt an den löblichen Adel deutſcher Nation, in welcher lauter dargethan wird, daß er in ſeiner Oratio de vita rustica (wie auch in andern ſeinen Schriften) den löblichen Adel anzutaſten, zu verkleinern oder zu ſchmähen niemalen bedacht geweſen.“ Es iſt dieß eine ganz verſtändige, wohlausgeführte Schrift, welche die in Friſchlins Apologie an die Hand gegebenen Gründe mit Auswahl und Takt benützt, dabei aber freilich die angeborenen Vorzüge des Adels in einer Weiſe betont, die zu Friſchlins Denkart nicht ſtimmte. „Dann obwohl, ſagt unter Anderm der Hofprediger, alle Menſchen, Edel und Unedel, die angeborne Sünd mit ſich in dieſe Welt bringen, ſo kann und ſoll

[1]) Friſchlin an den Herzog, Tübingen 25. Mai 85, nebſt Beilage. Herzoglicher Erlaß an Friſchlin, Stuttg. 30. Juni. Friſchlins Entſchuldigungsſchreiben an den Adel mit vielen Correcturen von Schulters Hand. Oſiander an Melchior Jäger, Stuttg. 23. Auguſt 85. Sämmtlich Fasc. 18. No. 16. 18. 21. 22. St. A.

man doch nicht läugnen, daß in den adenlichen Geschlechtern viel herrlicher Tugenden in den Nachkommen fortgepflanzt werden, welche hernach, wann die jungen Adelspersonen erwachsen und zu ihrem rechten Verstand und Kräften kommen, ihnen zu Ehren und dem Vaterland zu Nutzen sich erzeigen. Solchen adenlichen Personen steht all ihr Thun viel artlicher und zierlicher an, dann andern gemeinen Leuten, und findet sich bei ihnen auch viel ein tapferer und beständiger Gemüth, dann etwa bei dem gemeinen Mann, daher sie dann nicht allein Edel, sondern auch Vest genennet werden" u. s. f. Diese Schrift wurde nun an Frischlin mit dem Bedeuten geschickt, „darin nicht viel zu scrupuliren oder corrigiren," sondern sich zu erklären, ob er sich zu derselben bekennen wolle, wo sie dann gleich, aber unverändert, gedruckt werden solle.[1]) Wirklich schrieb er sein Dr. Nicodemus Frischlinus, Comes sacri Palatii et Poeta coronatus, dazu, und so erschien das Büchlein gleich darauf im Drucke.[2])

Aber Alles war vergebens, und auch das rechneten ihm die Adelichen nicht an, daß er in seiner neuen Hochzeitsbeschreibung der anwesenden Mitglieder ihres Standes ganz ebenso wie in der ersten, und als ob seitdem nichts zwischen beiden Theilen vorgefallen wäre, in Ehren und mit Ruhm gedacht hatte. Dem Haushofmeister, Christoph von Degenfeld, waren darin mehrere lobende Verse gewidmet: und gerade dieser ließ sich vernehmen, wer mit Frischlin esse und trinke, sei kein redlicher von Adel. Sobald daher Frischlin irgendwo, besonders im Wirthshaus, mit Adelspersonen zusammentraf, war es wieder die alte Geschichte. So gab es im December 85 im Bären zu Stuttgart eine Scene. Frischlin, der wegen schlechten Weins und theurer Rechnung aus der Sonne in den Bären ausgewandert war, trank hier im kleinen Stübchen, bei Wirth und Wirthin, einem Unbekannten, den er daselbst fand, höflich einen Becher Weins zu. Der aber, wie er nachher erfuhr, ein Schilling, gab ihm zur Antwort: Ich friß und sauf mit euch nit; ihr seid ja der Dr. Fröschlin. So heiße er nicht, entgegnete dieser: und nun mußte er dem Andern ein

[1]) Herzoglicher Erlaß an Frischlin, Stuttg. 28. August 85. St. A.

[2]) Entschuldigung u. s. w. (wie oben im Text). Getruckt zu Tübingen bei Georgen Gruppenbach Anno 1585. Das Osiandersche Manuscript findet sich Fasc. 13. No. 23 des St. A.

Schelm ſein, da er ſeinen Namen verläugne. Zugleich theilte der Schilling den Rittern in der großen Stube mit, wen ſie da drinnen in der Falle hätten, und nun entſtand ein Getümmel, daß Friſchlin nicht anders dachte, als „da werde ſein Kirchhof ſein," ſich in dem Stüblein die Nacht über verſchanzte, und am frühen Morgen davon machte; „dann ich dieſe Nacht, ſagt er, nicht viel geſchlafen, und all Augenblick beſorgen müſſen, es möcht etwa ein Bärenhäuter mir eine Schmach beweiſen."

Das klagte er nun, unter Erinnerung an ähnliche conatus aus früherer Zeit, dem Herzog mit der Bemerkung, es werde nicht Ruhe werden, ſo lang Anweil, Herter und Degenfeld, als die Anzünder dieſes Feuers, ihren Unwillen nicht fahren laſſen. Dieſen, die ohne Handreichung des Hauſes Würtemberg wohl gut edel, aber blutarm ſein würden, möge der Herzog den Ernſt zeigen und gedenken, daß vor 200 Jahren ein Graf von Würtemberg ſeinen ganzen Adel gemeiſtert habe: ſo wolle er, Friſchlin, noch derzeit einſtecken und ſein befügt Recht nicht weiter verfolgen; wo nicht, ſo werde er nothhalben, zur Errettung ſeines Lebens, ſich gedrungen ſehen, gegen dieſe drei Hauptſächer ſein Recht am Kaiſerlichen Kammergericht zu verfolgen, wo es ſie dann nichts mehr helfen werde, ihre Sache wie bisher mit Nein oder ſonſt verblümten Redensarten zu verſtreichen.[1]) So ſtand alſo mit dem Adel Friſchlin, unerachtet aller ſeiner Bemühungen, zu Ende des Jahres 85 noch genau auf demſelben Flecke wie vor vier Jahren, und er hatte wahrlich ein Recht, noch ſpäter zu ſagen, es ſcheine, als bemühten ſich die Adelichen, ſeine Rede nicht zu widerlegen, ſondern durch die That zu beſtätigen.[2])

Auch in Tübingen gingen ſeine Angelegenheiten nicht vorwärts. Schon vor ſeiner Straßburger Reiſe, im October 1584, hatte er ſeine Grammatik bei'm Senate zur Cenſur eingereicht. Er hatte derſelben noch zuletzt aus dem großen Werke des Auguſtinus Saturnius, deſſen Bekanntſchaft er dem Heilbronner Rector Johann Lauterbach verdankte,[3]) manche Verbeſſerung gegeben. Da er ſie zur Würtem-

[1]) Friſchlin an den Herzog, Stuttg. 17. Dec. 85. St. A.

[2]) De Tryphiodoro epistola. Epp. & præf. p. 129: .. nempe ut meam orationem, quam dixi, non refellant, sed ipso facto comprobent.

[3]) J. Lauterbachii epistola ad Frischlinum. Vor deſſen Gramm. latina.

ergiſchen Schulgrammatik erhoben wünſchte, bot er ſie einem inländiſchen Verleger, Georg Gruppenbach in Tübingen, an. Der Mann war bemittelt, aber ehe er etwas zum Druck übernahm „krümmte er ich als wenn er die Würm im Bauch hätte.“ [1]) Ueberdieß war er er Verleger der alten (Wackeriſchen) Grammatik, und zum Ueberfluß mit Cruſius verſchwägert, der Alles that, ihn gegen die Friſchliniſche Arbeit einzunehmen. Um dieſen Klotz zu ſpalten, bedurfte es eines groben Keils: um einen ſolchen war aber Friſchlin nie verlegen. „Habt ihr jemals begehrt, ſchrieb er dem Gruppenbach am 22ten Juni 85, mit eurer Druckerei den Schulen ſowohl als den Kirchen zu dienen, ſo thut der Jugend ſo viel zu Dienſt und drucket mein Grammaticam. Ich will euch 100 fl. auf 10 ſetzen, wann ihr in zwo Meſſen nicht tauſend Exemplaria vertreibet. Man kann keine Exemplaria aus Italia bekommen, oder gar theuer: eins pro 8 oder 9 Batzen. Es haben mich zu viel Studiosi gebeten, ich wolle ſie nur abſchreiben laſſen. Wann ſie im Land bei'm nächſten Synodo (dann ichs den 13 Prälaten dediciren will) angenommen wird (wie albereit zu Laugingen, Lintz, Hailbrunn, Hall u. a. m. Orten, davon mir zugeſchrieben worden), ſo will ich euch ein Privilegium Caesareum zuwegen bringen. Mit dem lauſigen Hocken [2]) iſt nichts anzufangen, ihr könntet ihn dann überreden und auf euren Koſten aufnehmen. Mir zweifelt nit, es werd in wenig Jahren mein Grammatica dem Philippo ſein Lapperei in Grund austilgen und allein Platz haben vor andern allen. Ihr werdet euch dadurch mehr Lob bei allen Gelehrten ſchaffen, als wenn ihr 100 tomos Brentii drucket. Ich rede was gewiß iſt, ohn allen Schaden, zum größten Nutzen. Ich weiß, daß ihr mir noch danken werdet.“ So Friſchlin an Gruppenbach, und man muß ihm nachſagen, er verſtand, wie er nachher ſelbſt in Beziehung auf dieſes Schreiben ſagt, ſeine verkäufliche Waare herauszuſtreichen. [3]) Doch dießmal half Alles nichts.

[1]) Celetismus II, p. 59 a.

[2]) Der Buchdrucker Alexander Hock in Tübingen, der Friſchlins Paraphraſe zu den Bucolica und Georgica, ſammt der oratio de vita rustica, gedruckt hatte, und wegen des Schadens, den ihm deren Beſchlagnahme verurſachte, noch Entſchädigungsanſprüche an den Verf. erhob.

[3]) Dial. I. pro sua Gramm. & Strig. p. 126: Vah, Martine, an tu nescis illud Horatii: Laudat venales qui vult extrudere merces?

Gruppenbach weigerte ſich des Drucks, wenn er nicht vergewiſſert werde, daß das Buch im Herzogthum und an den andern von Friſchlin namhaft gemachten Orten eingeführt werden, auch ein kaiſerliches Privilegium bekommen ſolle. [1])

Was blieb dem Verfaſſer übrig, da er auch von der Univerſität auf ſeine Bitte um Druckerlaubniß noch ohne Antwort war, als ſich an ſeinen Herzog zu wenden? Da er auf deſſen lateiniſchen Schulſack noch ſo ziemlich rechnen zu können glaubte, ſo nahm er ein Exemplar der in Würtemberg eingeführten Grammatik, ſtrich darin „allein die groben Knoten" an, und ſchickte es ſammt ſeiner Strigilis an den Herzog. In dem begleitenden Schreiben erzählt er dieſem, wie er in Laibach zur Abfaſſung ſeiner Grammatik gekommen, wie ſie aber, da er ſeine Liberei nicht bei ſich gehabt, nur unvollkommen habe ausfallen können, weßwegen er ſie jetzt „wiederum für die letzte Hand genommen, und allerding zu der andern Edition zugerichtet habe," die er, der Correctur wegen, am liebſten in Tübingen veranſtalten möchte. Wolle nun der Herzog die in der beifolgenden alten Grammatik verzeichneten Fehler, „nur obiter überlauffen," und dann ſeine, Friſchlins, Grammatik dagegenhalten, ſo zweifle er nicht, derſelbe werde ſich „nicht wenig darüber verwundern, daß man ſo grobe Zotten in den Schulen ſeines Fürſtenthums pro meris latinis elegantiis den Knaben einbläue." Ueberdieß ſei ſeine Grammatik nicht einmal ſo groß wie die jetzt eingeführte, während ſie viel mehr und nützlichere Paradigmata habe, auch viele aus den beſten Autoren gezogene Exempel zu den Regeln in ſich begreife, die ein thesaurus latinitatis, und daneben auch ihrem Inhalte nach gemeiniglich ſententiös und lehrreich ſeien. Dazu ſei für den Fortſchritt durch die verſchiedenen Klaſſen beſtens geſorgt, indem, was ein Primaner zu lernen habe, mit I., was ein Secundaner, mit II. u. ſ. f. bezeichnet ſei. Dieſe Methode bringe ein ſolches Localgedächtniß und ſolche Luſt des Fortſchreitens mit ſich, „daß ich, ſchreibt er, aus meiner Grammatik in tertia et quarta Classe in Einem Jahre einen gelehrteren Knaben und der zierlicher Latein reden und ſchreiben ſoll, abrichten will, ſelbſt wenn er ſtumpfern Geiſtes iſt, als aus dieſer beiliegenden in zwei Jahren geſchehen kann." Er bittet nun, ſeine Grammatik unparteiiſchen Männern zur Prü-

[1]) Beide Briefe bei Cruſius, def. nec. p. 176 ff.

fung vorzulegen, und im Fall ihr Urtheil günſtig laute, Vorkehrung zu treffen, daß dieſe 25 Bogen, die er dem Herzog zueignen zu dürfen wünſche, noch vor der Meſſe gedruckt werden.[1])

Nun war es freilich ein grober Fehler, daß Friſchlins Manuſcript nicht, wie er gebeten hatte, unparteiiſchen Männern, ſondern den beiden Stuttgarter Pädagogarchen, dem emeritirten, Johann Wacker, und dem wirklichen, Leonhard Engelhart, vorgelegt wurde, wovon der Erſtere eben der Verfaſſer der Würtembergiſchen Grammatik war, welcher Friſchlin durch die ſeinige Concurrenz machte, und die er auch in der Strigilis vorzugsweiſe angegriffen hatte, der Andere aber ſo ſehr ſein und des Cruſius Freund, daß auch er kaum als unparteiiſch in der Sache gelten konnte. Bereits hatte ſich auch der alte Wacker in Bezug auf jene Angriffe vernehmen laſſen, wenn ihm Friſchlin begegne, wolle er ihn „an den Hals ſchlagen," und dieſer hatte ihm darüber einen ſehr bittern Brief geſchrieben. Das Gutachten dieſer beiden Männer über Friſchlins Grammatik, geſchrieben von Engelharts Hand[2]) iſt eine Arbeit ohne Logik und in ſehr mittelmäßigem Latein. Das Buch — dieß iſt ihr weſentlicher Inhalt — möge von den Lehrern geleſen werden, wie Priscian und Donat; aber zur Einführung in den Schulen tauge es nicht, weil es von dem gewohnten Wege abweiche, da doch jede Veränderung gefährlich ſei, beſonders im Jugendunterricht.[3]) Gevatter Cruſius Grammatik wäre ihnen lieber, weil ſie den üblichen (Wacker'ſchen) Quäſtionen näher ſtehe; Wacker ſelbſt ziehe ſie dieſen vor. Friſchlin ſchmeichle den Italiänern, was an dem Verfaſſer des Julius redivivus Wunder nehmen könne, und ſcheine es mehr darauf anzulegen, gute Lehrer zu incommodiren, als der Jugend zu nützen. Aber das ſei des Mannes Art: Zerſtören freue ihn nicht minder als Aufbauen. Offenbar ziele ſein Angriff, unter Voranſtellung des guten Wacker, eigentlich auf Melanchthon, den bisher ganz Deutſchland in den Schulen hochgehalten und er ſelbſt in ſeinem Priscian gelobt habe. Uebrigens ſei nicht zu verkennen,

[1]) Friſchlin an den Herzog, Tübingen 20. Juli 85. St. A.

[2]) Judicium ludi moderatorum Stuttg. de Grammatica Frischlini, Fasc. 14, No. 27. St. A.

[3]) Frischlini, qui a communi via recedit.... Quia omnis mutatio periculosa, praesertim in institutione juventutis.

daß dieſe geſchriebene Grammatik Friſchlins der in Venedig gedruckten weit vorzuziehen ſei; ſie enthalte manches Gute, Nützliche und Nothwendige, freilich das Meiſte davon aus Andern; daneben aber auch manches Lächerliche, Unnütze und Unnöthige, viel Wortſtreit, daran dem römiſchen Reich wenig gelegen; worunter jedoch hier auch Dinge gerechnet werden, die mehr als bloßer Wortſtreit ſind, wie Friſchlins Verwerfung der erſten Perſon Pluralis Imperativi und dergl. Mißverſtand der Cenſoren iſt es auch, wenn ſie dieſem einen Vorwurf daraus machen, daß er in der Lehre von der Proſodie, die er der Etymologie vorausſchicke, nichts von der Cäſur, noch weniger von den Dichtungsarten beibringe: da er doch ausgeſprochenermaßen, wie es auch die Stellung ſchon mit ſich bringt, hier die Proſodie nur ſo weit vortragen will und darf, als ſie zum richtigen Leſen der lateiniſchen Wörter erforderlich iſt; während er die eigentliche Verskunſt der Rhetorik vorbehält. Ebenſo ſchief iſt der Vorwurf, daß Friſchlin nicht blos die Dialektik und Rhetorik, ſondern die ganze Philoſophie, ja auch die drei oberen Facultätswiſſenſchaften, in ſeine Grammatik hereinziehe. Das Wahre iſt nur: er wählte ſeine Beiſpiele abſichtlich ſo, daß ſie, während ſie durch ihren Ausdruck Exempel für eine grammatiſche Regel abgaben, zugleich durch ihren Inhalt dem Schüler gelegentlich irgend eine wichtige Kenntniß aus den Gebieten der Geſchichte, Natur- oder Rechtslehre u. ſ. f. beibrachten. Es iſt mithin ein ſchaler Spott, wenn die Kritiker am Ende ſagen, ſie wollen „ihrem Lehrer" (Friſchlin) ſeine Ehre laſſen, aber er ſei wahrlich zu gelehrt für eine Particularſchule, man ſolle ihm Höheres anvertrauen.

Einen bedenklichen Witterungswechſel in einer höchſt einflußreichen Region zeigte im September ein Schreiben des Hofpredigers an Friſchlin an, worin er dieſem in ſehr ſcharfen Worten gewiſſermaßen ein Ultimatum ſtellte. Sein Brief an Wacker, Oſianders Freund und einen wohlverdienten Mann, worin er auch Cruſius und Engelhart angreife, zeige deutlich, daß er von ſeiner biſſigen und ſtreitſüchtigen Art nicht laſſen wolle oder könne. Er möge aber endlich einmal aufhören, würdige und verdiente Männer zu verhöhnen; denn heilig ſchwöre er, der Hofprediger, wenn er ſich nicht beſſere, werden boni viri nicht mehr ſeine Patrone ſein. Er ſolle ſeine von Gott empfangenen Gaben zum Guten anwenden, ſeinen Nomenclator

vollenden, gute Autoren emendiren und überſetzen, ſtatt mit rechtſchaffenen Leuten Händel anzufangen.[1]) So lautete dann auch das Bedenken des Conſiſtoriums, in welchem Oſiander eine Hauptſtimme hatte, nicht günſtig für den neuernden Grammaticus. Aus Wackers Quäſtionen haben ſo viel gelehrter Leute genug Latein gelernt: ſo werden ſie auch noch ferner gut genug ſein. Friſchlin möge ſeine Grammatik ſonſtwo für ſich drucken laſſen; denn geſchähe dieß zu Tübingen im Namen des Herzogs, ſo würde er nicht ruhen, bis ſie in allen Schulen eingeführt wäre, eine Neuerung, welche die lernende Jugend um ſo mehr verwirren müßte, da er ſie vielleicht, wie ſchon jetzt im Verhältniß zur erſten Ausgabe, alle paar Jahre ändern würde.[2])

Gleichzeitig ſchrieb jedoch bereits auch Friſchlin an den Herzog, wenn es dem Wacker allein darum zu thun, daß er beſorge, Friſchlins Grammatik möchte der ſeinigen den Stein ſtoßen, ſo ſei er erbötig, jene nicht zu Tübingen, auch nicht in des Herzogs Namen, ſondern an einem andern Orte und nur für ſich drucken zu laſſen, damit es nicht ſcheine, als wolle er ſein Buch mit Gewalt eindrängen und das andere austreiben. Sei ſeine Grammatik den Wälſchen gut genug geweſen, daß ſie dieſelbe in Venedig auf das Schönſte und Zierlichſte gedruckt haben, „ſo werde ſie vielleicht auch in deutſcher Nation ein Oertlein finden, ſonderlich da ſo viel und mancherlei Alt und Jung ein herzlich Verlangen darnach haben.“[3]) Er erhielt ſein Manuſcript zurück, mit der Erlaubniß, es ſeiner Gelegenheit nach drucken zu laſſen.[4]) Gruppenbach übernahm es auf des Verfaſſers Koſten; wobei dieſer doch die Genugthuung hatte, daß die drei höchſtgeſtellten Männer der Landesregierung, der Landhofmeiſter, Vicekanzler und Melchior Jäger, die Zueignung des Werkes an ihre Söhne annahmen, mit der Zuſage von Seiten des Letztern, nach Vollendung des Drucks werden ſie ſich gegen den Verf. „der Gebühr nach zu verhalten wiſſen.“[5])

[1]) Oſiander an Friſchlin, Stuttg. 23. Sept. 85. Ultima admonitio, ut tandem desinat, bonis viris insultare. St. A.

[2]) Summariſches Gutachten des Consistorii über Friſchlins Druckſchriften, Stuttg. 28. Sept. 85. St. A.

[3]) Friſchlin an den Herzog, Tüb. 28. Sept. 85. St. A.

[4]) Melchior Jäger an Friſchlin, Stuttg. 13. Oct. 85. St. A.

[5]) Melchior Jäger an Friſchlin, Stuttg. 17. Nov. 85. St A.

Von Friſchlins Grammatik[1]) iſt ſchon oben bei Gelegenheit der Strigilis eine Vorſtellung gegeben worden; hier genüge die Bemerkung, daß ſie aus zwei Abtheilungen beſteht, der eigentlichen Grammatik in acht Büchern von 266 Octavſeiten, und den Paralipomena, Excurſe für den Lehrer, von S. 267—454. Obwohl auch ſie noch in Frag und Antwort abgefaßt iſt, ſo ſticht ſie doch durch ihre knappe, bündige Form, ihren logiſchen Geiſt und ihr claſſiſches Latein von der ſchlotterigen Cruſius'ſchen ſo ab, wie wenn ſie um hundert Jahre jünger wäre, (ſie iſt es nur um 23), und Friſchlin zeichnet das Verhältniß zwiſchen beiden zwar grell aber doch richtig in den an Cruſius gerichteten Worten einer ſpäteren Streitſchrift: „Du biſt eiferſüchtig, da du deiner alten, unförmlich dicken und häßlichen Tochter, nämlich deiner Grammatik, in der ganzen Welt Anſtände ſuchſt, und fürchteſt, meine hübſchere Tochter, noch jung, friſch und ſaftig, möchte deiner ranzigen und ſchimmligen Vettel von den Freiern vorgezogen werden.“[2])

Eine luſtige Beilage zu der Friſchliniſchen Grammatik mußte gleichwohl vorerſt ungedruckt bleiben. Um recht anſchaulich zu zeigen, daß man aus der eingeführten Grammatik kein reines, ſondern ein mit vielen Barbarismen und Solöcismen untermiſchtes Latein lerne, ſchrieb Friſchlin zwei Briefe, oder vielmehr denſelben Brief in böſem grammaticaliſchen, und wieder in gutem claſſiſchen Latein, und ſchickte ſie den Hauptgegnern ſeiner Grammatik abſchriftlich zu, damit dieſe, „die ob der alten übelgeſtimmten Geigen noch ohn Unterlaß hielten, ihren groben Unverſtand dermaleins mit Händen greifen ſollten.“ Natürlich boten dieſe Allem auf, ein Druckverbot gegen die Satire auszuwirken, welches ihnen auch gelang.[3]) „Ich freue mich aber nicht

[1]) Nicodemi Frischlini Grammatice latina, compendiose scripta, ac in octo libros distributa, nec non a pluribus quam sexcentis tam veterum quam recentiorum Grammaticorum erroribus & innumeris Solœcismis liberata. Accesserunt... Paralipomena grammaticalia, tam docentibus quam discentibus perquam utilia. (Zuerſt Tubing. G. Gruppenbach 1585.) Vor uns liegt die Ausgabe: Francof. ad Mœn. excud. Joannes Spies. 1599.

[2]) Pro sua Gramm. & Strig. Dial. III, p. 229 f.

[3]) Reſcript an Dietrich Schnepff, Generalem in Tübingen, Stuttg. 2. Nov. 85. St. A. Hier iſt außerdem noch von einer Epistola adversus Beumlerum Tigurinum und ſeinen Aſtanten G. Ernſt v. Altenſtein die Rede, welche mit etlichen Correcturen gedruckt werden dürfe. Vgl. Jägers Brief an Friſchlin

wenig, ſchrieb Friſchlin hernach an den Herzog, daß ich dennoch mit dieſen epistolis ſo viel ausgerichtet, daß die Leut, welche zuvor ſo los Latein für recht empfohlen und gelehrt, deſſelben jetzt ſich ſo übel ſchämen, daß ſie das freie Licht fürchten, dieweil ſie greifen, daß ſie damit zu Schanden und zu Spott ſtehen würden; dann E. F. Gn. mir das gewißlich zutrauen ſoll, wenn ſie ihre Sach könnten verantworten und mich zu Schanden machen, ſie würden ſolche epistolas in luce wohl leiden und dawider kämpfen, und ſo ſtarke Befehle bei E. F. G. nimmermehr ausbringen." [1])

Doch die Grammatik war nicht das einzige Werk, das Friſchlin gedruckt wünſchte; vielmehr hatte er dem Herzog bei deſſen Anweſenheit auf dem Tübinger Schloß im September eine ganze Reihe von druckfertigen Schriften überreicht, nämlich außer der Grammatik die Nomenclatura rerum (d. h. ein nach Materien geordnetes Lexikon der lateiniſchen Hauptwörter) die ars astronomica, die Paraphraſen zu Horaz und Perſius, einen Band Elegien und fünf überſetzte Komödien des Ariſtophanes. In dem ſchönen lateiniſchen Begleitſchreiben erzählt er erſt die Geſchichte von dem perſiſchen Bauer Miſes, der dem König Artaxerxes eine ſelbſtgezogene Baumfrucht von ſeltener Größe überreichte, und dafür in den königlichen Rath aufgenommen wurde. „In Nachahmung dieſes Miſes, fährt er hierauf fort, überreiche ich dir, o Fürſt, aus dem Garten des Adonis und der Muſen ſechs Früchte (die oben genannten Schriften). Alle dieſe Werke, aus meinem Geiſt entſprungen, gedenke ich ans Licht zu fördern, und zwar unter dem Schutze deines erhabenen Namens, damit die Nachwelt, wenn es eine geben wird, wiſſe, was in dieſem Zeitalter und in dieſem Würtemberger Lande die Wiſſenſchaften für einen fürſtlichen Pfleger und was für Bearbeiter gehabt haben." Doch zwei Schwierigkeiten ſtehen ſeiner Abſicht

vom 13. Oct. und Friſchlins an den Herzog vom 13. Nov. Nähere Auskunft wiſſen wir von dieſer Streitſchrift nicht zu geben.

[1]) Friſchlin an den Herzog, Tüb. 13. Nov. 85. St. A. Die Briefe ſtehen jetzt hinter Friſchlins drittem Dialog pro sua Gramm. & Strig., der eine unter dem Titel: Epistola scripta ad quendam Frischlinomastiga, secundum præcepta artis Grammaticæ Waccerianæ; der andere: Eadem epistola, ab istis Soloecismis liberata & scripta secundum Frischlini Grammaticen, quæ usum sermonis Latini, qui est in bonis auctoribus, sequitur.

entgegen. Die vielen ſchlechten Bücher, welche herauskommen, haben theils die Zueignungen aus einer Ehre zu einer Laſt, theils die Buchdrucker auch gegen gute Bücher mißtrauiſch gemacht. Wollte der Herzog hier ins Mittel treten, ſo könnte deſſen reicher Buchdrucker (Gruppenbach) mit ſeinen 4 Preſſen leicht Alles dieſen Winter unter des Verfaſſers Aufſicht drucken. Mit dieſen ſechs dem Herzog zuzueignenden Werken gedachte Friſchlin zugleich die 150 fl., die er zur Kanzlei noch ſchuldig, und wofür ſein Hab und Gut verpfändet war, abzuverdienen.[1])

Das Conſiſtorium, deſſen Gutachten die Sache unterlag, hatte gegen den Druck der Paraphraſen zu Horaz und Perſius, ingleichen der Ueberſetzung des Ariſtophanes, nichts einzuwenden, vorausgeſetzt, daß Friſchlin nichts von ſeinem Eigenen hinzuthue, ſondern lediglich den Ausleger mache. Die Nomenclatura dagegen ſolle er erſt vollenden, da von den drei Theilen, deren erſter die Nomina, der zweite die Verba, der dritte die Phrases enthalten ſolle, bis jetzt nur der erſte vorhanden, und auch dieſer noch nicht vollſtändig ſei. Am meiſten ſei die Einmiſchung von Anzüglichkeiten bei den Elegien zu beſorgen, die deßwegen dem M. Engelhart, dem Cenſor der Grammatik, wie das aſtronomiſche Buch dem M. Möſtlin, zur genaueren Prüfung übergeben werden ſollen.[2])

Zuerſt ſtellte ſich mit ſeinem Gutachten über die Sammlung der Elegien in 9 Büchern Leonhard Engelhart ein. Vor Allem waren ihm die Lücken in Friſchlins Manuſcript verdächtig. Vom fünften Buche fehle der Schluß, vom 6ten der Anfang, und das 9te ganz. „Was er nun da möcht einbringen oder unterſchieben, könne man nicht wiſſen, ſei ihm auch nicht zu trauen; dann man vor der Zeit ſagen wollen, er colligir etliche Satyrica.“ Davor hatten die Herren entſetzliche Angſt. „In der Elegia ad Musas, ſagt der Cenſor, hält man dafür, er ſteche verſteckt auf etliche Doctores mit dieſen Worten: dormiturit, alligat, erudit, caecutit, clandestinus, obrepit,

---

[1]) Friſchlin an den Herzog, Tübingen 21. Sept. „meo natali die“; als welchen er im Epicedion auf ſeinen Vater, und ebenſo auch Cruſius, den 22. nennt. Friſchlin an Melchior Jäger, Tüb. 22. Oct. 85. St. A.

[2]) Summariſches Gutachten des Conſiſtoriums über Friſchlins Druckſchriften, Stuttg. 28. Sept. 85. St. A.

suffocat etc.[1]) Die Bauern merkens zwar nicht, aber faſt alle Tubingenses studiosi." Er verſpotte die poetiſchen Anfänger und meine, wenn Einer nur an einer Silbe fehlgreife, ſollte man demſelben das Handwerk legen, und fürohin heißen daheimbleiben. In einer andern Elegie male er ſo deutlich etliche Untugenden eines Obervogts, daß die perſönliche Beziehung (auf Herter) nicht zu verkennen ſei. Daß er in einer Elegie an Heinrich Stephanus den Beza freundlich grüße, wird nicht minder verdächtig gefunden, als daß er den Namen des Profeſſors Georg Burckard in Gregorius Pyrgechius verwandle. Selbſt den Ariſtoteles wolle er nicht als Lehrer anerkennen.[2]) Uebrigens enthalte die Sammlung nicht Weniges, was fromm, gelehrt und ſchön geſchrieben ſei, und an's Licht zu kommen verdiene.[3])

Dieſe Cenſur ſeines Werkes ärgerte den ohnehin ſchon gereizten Dichter nicht wenig, und er verantwortete ſich eifrig gegen den Herzog. Was der Cenſor von Lücken ſage, ſei nicht wahr. Das 9te Buch fehle keineswegs, ſondern ſolle die ſchon vor 16 Jahren gedruckte Beſchreibung des Stipendiums und der Klöſter enthalten, die der Erſparniß wegen nicht wieder abgeſchrieben worden; habe ihn doch ſo ſchon dieſer Tomus Elegiarum 10 fl. Abſchreiberlohn gekoſtet. Der Schluß des fünften und der Anfang des 6ten Buchs ſeien aus Ver-

[1]) Es ſind dieß die Verſe, die jetzt L. XI, Eleg. 8, in einer Gratulation zur mediciniſchen Doctorwürde für Daniel Mögling und zwei Andere ſtehen. Die Muſe ſpricht zu Friſchlin:

Quodsi nulla tui referant tibi præmia versus,
Attamen elucent hæc data dona tibi:
Barbara quod turpi non lingua immurmurat ori,
Quodque potes prisco verba referre sono:
Quando in utramque alius vates *dormituit* aurem,
Verbaque non aptis *alligat* apta modis;
Quando *cæcutit* sopitus in arte poeta,
Et *clandestinos* nescit habere libros;
Erudit hinc alios temere, *obrepit*que loquendo,
Multaque *suffocat* carmina, pauca levat.

[2]) Friſchlin ſagte aber nur:

Fas sit Aristotelem mihi deseruisse supremum,
Absurdi si quid dicat Aristoteles.

[3]) Gutachten Engelharts über Frischlini Opp. poeticorum pars, in IX libros distributa. D. ex pædagogio 11. Oct. 85. St. A.

ſehen in der Truhe liegen geblieben. Daß Satyrica unter Elegien nicht paſſen würden, wiſſe er ſelbſt, und daß ſich Aristarchus in dieſer Hinſicht an ein umlaufendes Gerücht gehalten, beweiſe eben, daß er mit einem Affect an's Werk gegangen ſei. Was aber die vorhandenen Elegien betreffe, ſo ſolle er in der an die Muſen auf Tübinger Doctores und Profeſſores ſtechen; denn, ſpreche der Beurtheiler, „wanns gleich die Bauern nicht merken, ſo verſtehen's doch faſt alle Tubingenses studiosi. Ein feins judicium dieſes Censoris, darum ihm billig die ganze Univerſität danken ſoll, daß er ſagt, faſt alle studiosi wiſſen, daß die Doctores und Profeſſores allhie ſo ungeſchickt, als die noch Prosodiam nicht gelernt und die lateiniſchen Wörter nicht können ausſprechen." Darauf führt er die Verſe an, und fährt dann fort: „Wer nun ein ſolcher unverſchämter Knittelversmacher iſt, der alſo in ſeinen Carminibus peccirt, der mag das Handwerk beſſer lernen. Ob nun aber dieſe Reprehenſion recht oder unrecht, und ob ſie der Censor et importunus Corrector recht und billig auf E. F. G. Profeſſores und Doctores zu Tübingen referire, und Solches mit faſt allen Studenten zu beweiſen ſich getraue, das ſtell ich zu E. F. G. hohem Verſtand und Urtheil." Nachdem ſich Friſchlin in ähnlicher Weiſe auch gegen die übrigen Ausſtellungen verantwortet hat, fährt er fort:

„Viel daß wär's dieſem Censori angeſtanden, wenn er in ſeinem Musaeo ein ſolch judicium ungefährlich geſtellt hätte: „„Gn. F. u. H. In dieſem opere befind ich etlich defectus, darum der Autor mag erſucht werden, ob vielleicht etlich paginae davon verloren worden, auch was für Materien in Librum IX. kommen ſollen. Am Andern, ſo werden in dieſem Werk herrlicher Perſonen, Kaiſer, König, Fürſten (beſonders derer von Würtemberg), vieler Grafen, Edlen, vieler gelehrten Leut, ſonderlich E. F. G. Räthe und Profeſſoren zu Tübingen laudes (außer Denen, ſo ihm und den Seinen nun viel Jahr her alles Herzeleid anthun und noch kein Aufhören da iſt) herrlich und gewaltig celebriret. So befind ich auch nicht ein einigs ungereimts Wort darin, deſſen ſich billig ein einiger Bidermenſch zu beſchweren hätt, allein daß etliche bei den Papiſten und Calviniſten ſehr verhaßte Perſonen, als Brentius, Snepfius, Bidembachius u. A. darin celebrirt werden, und er deßhalben ein ſolch

Werk an andern Orten nicht bald zum Druck wird unterbringen können. Derowegen dann er zu E. F. G. ein Zuversicht hat, als die ihm dahin verholfen sein werden, daß dieß opus nicht allein von ihm, autore, noch einmal in phrasi et elegantia auf das Beste corrigirt, sondern auch Tubingae möge gedruckt werden. Denn ein Poet wie ein Maler alle Tag an seinem Werk etwas bessern kann. Und mag E. F. G. wegen des Mißtrauens etlicher Leut dem typographo mandiren, daß er das erst gedruckt Exemplar in die Kanzlei schick und die andern alle inhalt, bis dann sie ihm frei zu thun erlaubt wird.'" — Dieß judicium, sag ich, wäre diesem Censori wohl angestanden, wann er mir die Ehr hätt gegönnt, und mich nicht begehrt zu betrüben, zu bekümmern und unlustig zu machen. Verhoff, E. F. G. werden in der Wahrheit befinden, daß dieß inserirt judicium nicht mein, sondern des Werks an ihm selber sei, sicut dicitur: opus commendat artificem."[1])

Diese Auseinandersetzung überzeugte den Herzog, und es erfolgte die Entschließung, Frischlin solle das Werk ohne Weiteres in des Herzogs Namen (d. h. mit der Widmung an ihn) drucken lassen, auch seinem Erbieten gemäß der Buchdrucker das erste Exemplar einliefern. Das war von dem Tübinger Buchdrucker verstanden; nun hatte aber Frischlin unterdessen zwei tractablere Verleger in Basel und Frankfurt gefunden, denen er seine druckfertigen Werke zu übergeben gedachte.[2]) Allein den Druck der Elegien im Ausland zu gestatten, fanden die Theologen nicht rathsam. Da würde er gewiß allerlei zur Verkleinerung und Verachtung Anderer einschieben, da er das Stumpfiren und Vexiren nicht lassen könne. Es solle daher das Werk in Tübingen unter der Aufsicht des Dr. Schnepff gedruckt werden, und wenn es gleich der Tübinger Buchdrucker so bald nicht in Arbeit nehmen könnte, so läge daran nicht so viel, und könnte Frischlin während der Zeit seinen Nomenclator fertig machen.[3]) So verzog sich die Sache, und blieb dann unter den Stürmen, die nach wenigen Monaten über Frischlin hereinbrachen, ganz liegen. Er hatte später seine elegische

[1]) Frischlin an den Herzog, Tübingen 13. Nov. 85. St. A.

[2]) Frischlin an Laurenz Schmidlin, Tübingen 4. Jan. 86. St. A.

[3]) Bedenken, Frischlins opera betreffend, Stuttg. 7. Jan. 86. St. A.

Sammlung in 15 Bücher getheilt;[1]) aber im Druck erſchien ſie erſt nach ſeinem Tode durch ſeinen Landsmann und Schüler, M. Valentin Cleß, mit einer Vorrede von M. Georg Pflüger von Ulm, wo ſie in 22 Bücher getheilt iſt.[2]) Da wir eben daran ſind, werfen wir einen Blick auf dieſe Sammlung, um von Friſchlins Thätigkeit im elegiſchen und lyriſchen Fach eine Ueberſicht zu bekommen.

Das erſte Buch bilden religiöſe Elegien, Gebete, überſetzte Pſalmen u. dgl. Das zweite füllt der theologiſche Streit mit Johann Major, auf den wir ſpäter zu ſprechen kommen. Im dritten und vierten folgen die Beſchreibungen des Tübinger Stifts und der Würtembergiſchen Klöſter, die wir ſchon kennen. Das fünfte handelt von dem neuen Stern, der im Jahr 1572 im Sternbilde der Caſſiopea erſchienen war, und vom Dichter als Zeichen der Nähe des jüngſten Tags und der Wiederkunft Chriſti betrachtet wurde. Es war, mit der Widmung an den Grafen Friderich von Würtemberg, gleichfalls ſchon früher beſonders gedruckt geweſen. Im ſechsten Buche begegnen uns die beiden Epiſteln Herzog Ludwigs und ſeiner erſten Braut wieder. Die Bücher VII—X. enthalten lauter Hochzeitgedichte für Hohe und Niedere, worunter abermals Herzog Ludwig, der Erbprinz von Schweden, der Kaiſerliche Prokanzler Viheuſer, Melchior Jäger, Matthäus Enzlin u. A. In B. XI—XIII. folgen ſodann Glückwünſche zu allerhand Doctorpromotionen, in deren einem die gegen Cruſius gerichtete Stelle:

Gehe zu Grund, wer immer die blühenden Jahre beneidet,
Und als Lehrer mit Haß ſpäter den Schüler verfolgt;
Wenn ſich dieſer dem Neſt entſchwingt mit größerem Fittig,
Und noch jung in den Chor würdiger Väter ſich ſtellt.[3])

---

[1]) Pro sua Gramm. & Strig. Dial. I, p. 149. In der Oratio contra Vaganerum, Oratt. insigniores aliquot, p. 414, ſpricht er von ſechszehn Büchern.

[2]) Operum poeticorum Nic. Frischlini Balingensis &c. Pars elegiaca, continens XXII elegiacorum carminum libros, ad imitationem Ovidii & optimorum hoc in genere auctorum scriptos, qui nunc demum post obitum auctoris congesti... eduntur. Quibus adhærescunt ejusdem auctoris Odarum ll. III, Anagrammatum I. Cum præfatione M. G. Pflügeri, Ulmani. Argentorati, exc. hæredes Bern. Jobini, 1601.

[3]) L. XI, Eleg. 7.

Das XIV. und XV. Buch enthalten Begrüßungs- und Abſchiedsgedichte; B. XVI.—XVIII. Epicedien oder Trauergedichte, welche vom römiſchen Kaiſer bis zum Tübinger Nachtwächter, ja bis zum Hundsleichencarmen herabſteigen.[1]) Daß gerade in dieſer Klaſſe von Gedichten die Miſchung der antiken Form mit chriſtlichen Gedanken, von griechiſcher und hebräiſcher Mythologie, oft ganz beſonders ekel wird, liegt in der Natur des Gegenſtandes; doch fehlt es auch an recht anſprechenden Partien keineswegs. In ein gemüthliches Verhältniß blicken wir insbeſondere bei der zweiten Elegie des 18ten Buches hinein. Der junge Heinrich Becker, eines reichen Kaufherrn in Lüneburg Sohn, war um die Mitte der 70er Jahre Friſchlins Schüler und Hausfreund in Tübingen. Unerwartet war ihm die Mutter geſtorben; aber als nun ſeinem Lehrer ein Töchterchen geboren wurde, überwand er ſeinen Schmerz, und feierte das freudige Ereigniß in einer herzlichen Elegie, wie er auch den bald darauf erfolgten Tod der kleinen Rebekka elegiſch beklagte.[2]) Dafür tröſtete Friſchlin ſeinerſeits den Vater über den Verluſt der Gattin. Da werden denn freilich Philoktets Schlange und Adams Rippe, Chriſtus und die Parzen ſeltſam durcheinandergewürfelt; der Horaziſche Satz, daß wir die lebende Tugend haſſen, die den Augen entzogene zurückwünſchen, wird durch das gut deutſche Sprüchwort ergänzt, daß man die Stallthür zu ſchließen pflege, wenn die Kuh hinaus ſei,[3]) und das ſoll noch dazu bedeuten, daß die meiſten Männer ihre Weiber erſt nach deren Tode zu ſchätzen wiſſen. Ganz gemüthlich iſt dann aber die Schilderung der treuen Gattin:

Warſt in entlegenes Land du hingezogen als Kaufmann,
Wie, bis du wiedergekehrt, war ſie ſo ängſtlich beſorgt...
Legte, wie oft, das angefangne Geſchäft aus den Händen,
Blickte bald hier, bald dort, ſorglich zum Fenſter hinaus.
Kam dann Einer geſchwind von der nächſten Gaſſe gelaufen,
Und verkündete laut, daß er dich kommen geſehn:

[1]) L. XVIII, Eleg. 8. In obitu lepidissimi canis, cui nomen Berrillus erat, quiete defuncti.
Epitaphium tubicinis Tubingensis.

[2]) Beide Elegien ſtehen hinter der erſten Ausgabe von Friſchlins Rebekka, p. 100 ff.

[3]) Odimus incolumen virtutem, oculisque remotam
Quaerimus, & misso claudimus antra bove.

Raſch dir entgegen enteilte ſie da mit offenen Armen,
Küßte dich, innig erfreut, zärtlich auf Wangen und Mund;
Fragte dich, ob du auch wohl dich befindeſt, und rüſtete emſig
Nach der Reiſe Beſchwer dir das erquickende Mahl.

Und gleich in der nächſten Elegie, die übrigens beträchtlich ſpäter als die vorhergehende gedichtet iſt, leſen wir das Bekenntniß:

Daß in Zeiten der Noth an einer treuen Gefährtin
Habe den ſüßeſten Troſt, ſicherſte Stütze der Mann:
Das hab' ich, wenn Einer in unſeren Tagen, erfahren,
Welchen zum Spielball ſich grauſam erkor das Geſchick.

Das XIX. Buch enthält Zueignungen, eine Apologie und eine Inhaltsanzeige von Komödien, nebſt den Abriſſen des Helvetiſchen und Germaniſchen Kriegs aus dem erſten Buche von Cäſars Commentarien. B. XX. und XXI. ſind vermiſchte Gedichte, an verſchiedene Gönner und Freunde, auf den Circnitzer See, den Tübinger Blitzſtrahl u. dgl. Auch eine Elegie in ebrietatem findet ſich darunter, zu der Friſchlin durch ſeinen Freund Johann Poſthius veranlaßt worden war. Dieſer hatte ein Mäßigkeitsgelübde gethan, für welches er Bundesgenoſſen und poetiſche Beiträge ſammelte.[1]) Als ſolchen ſendete Friſchlin dieſe Elegie ein, worin die allegoriſche Figur der Trunkenheit abſchreckend genug beſchrieben wird. Der Hölle entſtammt, ſucht ſie eine Stätte auf der Erde, die ſie, von allen andern Nationen zurückgewieſen, bei den Deutſchen findet. Dieſe ſollen das Scheuſal fortjagen, ſo ſeien ſie das erſte Volk der Welt. Beſonders den Poeten ſchärft dieß Friſchlin ein: kann aber doch nicht umhin, über den Mäßigkeitseifer des Poſthius und Meliſſus ſich ſchließlich ein wenig luſtig zu machen. Auf die Elegien de tribus monarchiis, welche in unſerer Sammlung das XXII. Buch bilden, kommen wir tiefer unten zurück.

Das Büchlein Anagramme, das der von uns beſprochenen Ausgabe der Elegien angehängt iſt, erſchien zuerſt in eben dem Zeitpunkt, wo wir mit unſerer Erzählung ſtehen, im Sommer d. J. 1585.

[1]) S. ſeine beiden Briefe an Friſchlin, hinter der erſten Ausg. der Rebekka (von 1576) p. 110 f.

Am 16ten Juli ſchreibt Melchior Jäger an Friſchlin, er habe ſeine Anagrammata dem Herzog überliefert, der ihm dafür 10 fl. ſchicke, wovon er den Buchdrucker befriedigen, und das Uebrige für ſich zu behalten wiſſen werde.[1]) Schon vorher, am 4ten Juli, hatte er auch dem Cruſius ein Exemplar derſelben geſchenkt, dem er im Februar auch die Straßburger Ausgaben ſeiner Strigilis und ſeiner Komödien verehrt hatte.[2]) Immer ſuchte er noch einen offenen Bruch mit dieſem Manne zu vermeiden, denſelben wo möglich zu begütigen; wogegen ſich Cruſius ebenſo unverſöhnlich, als freilich auch Friſchlin unvorſichtig und folgewidrig ſich benahm. Was ſollte es auch heißen, daß er über Tiſch, wenn ſie einmal zuſammentrafen, ihn einen Lehrer und Gevatter über den andern nannte: wenn er ihn zugleich von nichts Beſſerem als von den Irrthümern der Grammatiker und Aſtrologen zu unterhalten wußte, was jener großentheils auf ſich ſelbſt zu beziehen hatte?[3]) Obendrein ſchärfte dießmal der Haß gegen Friſchlin dem Cruſius den Sinn ſo weit, daß er die ſchale Spielerei dieſer ganzen Dichtungsart richtig durchſchaute. Es wurden nämlich aus dem Namen und etwa auch noch dem Titel einer Perſon durch Umſtellung der Buchſtaben Worte gewonnen, die einen ehrenvollen Sinn gaben, und ſodann in Diſtichen eingeflochten wurden. So gab z. B. Ludovicus, dux Vvirtembergicus et Teccensis, die Worte: Cujus lux, jus et decor sumtu nec regibus cedit. Martinus Crusius — denn auch ihm war ein Anagramm gewidmet — wurde in die Worte umgeſtellt: Insum arti surcus, welche ſofort in den Hexameter eingereiht wurden: *Insum* Cecropiae *surcus* viridissimus *arti* etc. Aber der ſo Geprieſene ſagt ſehr naiv, er wiſſe wohl, daß man ebenſogut auch den minder ſchmeichelhaften Titel Rusticus marinus, oder Urna Musis curtis u. dgl. aus ſeinem Namen machen könnte.[4]) Bei ſeinem Hauptfeinde alſo verfehlte der Dichter ſeinen Zweck, den er mit dieſen Anagrammen offenbar hatte: indem er Jedermann etwas Schönes ſagte, ſeine Gönner zu erfreuen, die Mißwollenden zu begütigen.[5]) Außer dem Herzog nämlich und deſſen muthmaßlichem

[1]) Melchior Jäger an Friſchlin, Schorndorf 16. Juli 85. St. A.

[2]) Crus. def. nec. 168. 225.

[3]) Derſ. a. d. zuletzt a. O.

[4]) Crus. def. nec. p. 224.

[5]) Frischlin. pro sua Gramm. & Strigili Dial. I, p. 175.

Nachfolger, nebſt den vornehmſten Perſonen am Hofe, werden Kirchen- und Univerſitätslichter, Andreä und Oſiander, Schnepff und Heerbrand, Demler und Hochmann, Viſcher und Hamberger, Liebler und Möſtlin neben Andern mit ſolchen Bonbons bedacht; auch auswärtige Freunde, wie Poſthius, Reusner, Lauterbach, nicht vergeſſen.

Die drei Bücher Oden, die in der Pflüger-Cleß'ſchen Ausgabe den Beſchluß machen, ſind dem Inhalte nach von den Elegien nicht verſchieden: es ſind Hochzeits- und Trauer-, Gratulations- und Abſchiedsgedichte, religiöſe Hymnen und Epigramme. Eine wohlgearbeitete ſapphiſche Ode aus Friſchlins 16tem Jahr, ein Glückwunſch zu einer akademiſchen Promotion, iſt darunter. Von dem Carmen sæculare zur Stiftungsfeier der Univerſität Tübingen i. J. 1578 iſt ſchon früher die Rede geweſen. Auch der Charakter und Werth dieſer Arbeiten iſt im Ganzen derſelbe wie bei den Elegien. Große Gewandtheit in Sprache und Versbau, insbeſondere in der Anwendung horaziſcher Phraſen, dabei ein Gemiſch des Römiſchen und Chriſtlichen, antiker Verſe und deutſcher Namen, das ſich hier, in den noch edleren und reineren Maßen der Ode, vollends komiſch ausnehmen muß. [1])

Wie Friſchlins Elegien an L. Engelhart, ſo war, erinnern wir uns, ſein aſtronomiſches Werk dem M. Michael Möſtlin, Profeſſor der Mathematik und Aſtronomie an der Tübinger Univerſität, zur Begutachtung übergeben worden. Entſtanden war das Buch aus den Vorleſungen, welche Friſchlin vor Jahren für den abweſenden Philipp Apian, Möſtlins Amtsvorfahr, gehalten hatte. Seitdem hatte er für dieſen Zweig der Wiſſenſchaft inſofern eine Vorliebe bewieſen, als er bei jeder Gelegenheit gegen die Aſtrologie auszufallen pflegte. Ein Beiſpiel aus einem Privatkreiſe iſt ſo eben gemeldet worden; aber er that es auch öffentlich. Am 6ten Januar 82, mitten unter den Händeln mit der Ritterſchaft, hielt er aus Veranlaſſung des Sterns der Weiſen einen langen Vortrag gegen die Aſtrologie, den er am 11ten fortzuſetzen gedachte; wo dann aber die Unterſuchung wegen

[1]) Instar omnium ſtehe eine Stelle aus L. III Od. 3. hier:

Et te, vetustis orte Penatibus,
Saurzapffe, eandem qui comes is viam:
O ite, vestrum lenis æquo
Numine Christus iter secundet.

ſeiner Streitſchriften gegen Wagner und der Appellation an den Kaiſer ihren Anfang nahm.[1]) Während des vierteljährigen Hausarreſts, den ihm jene Geſchichte zuzog, verfaßte oder redigirte er hierauf die erwähnte Schrift; von der es uns demnach nicht wundern wird, wenn Möſtlin ſagt, das gegen die Aſtrologie Gerichtete in ihr ſei fleißiger ausgearbeitet, als das eigentlich Aſtronomiſche, ja man werde zweifelhaft, welches von beiden der eigentliche Zweck des Verfaſſers geweſen ſei. Natürlich war die Bekämpfung des herrſchenden aſtrologiſchen Aberglaubens diejenige Seite der Sache, welche dem aufgeklärten Manne, dem aber die aſtronomiſchen Fachkenntniſſe abgingen, am nächſten lag, während ſie dem Fachmann als etwas Exoteriſches, gar nicht zur Sache ſelbſt Gehöriges erſchien.

Nehmen wir hinzu, daß Friſchlin ſich zeitlebens mehr mit dem Leſen der alten Schriftſteller, als mit Rechnen und Meſſen beſchäftigt hatte, ſo werden wir auch eine andere, und zwar die Hauptausſtellung Möſtlins begreiflich finden. Der Verfaſſer beweiſe, ſagt er, das Wenigſte aus der Sache ſelbſt, ſondern führe gefliſſentlich und umſtändlich den Leſer, ſtatt zur Quelle (der eigenen Beobachtung und Berechnung), zu abgeleiteten und trüben Bächen, nämlich den Auctoritäten von Plato, Ariſtoteles, Cicero, Plinius, Macrobius u. A. Dadurch mache er die Sache dunkler ſtatt heller, da dieſe Alten oft geirrt haben, oder ihre Schriften verderbt auf uns gekommen ſeien, auch von Friſchlin häufig falſch ausgelegt werden. Wozu z. B. die periodiſche Bewegung des Mercur, die längſt aus genauen Beobachtungen bekannt ſei, nach ungenauen oder verdorbenen Plinianiſchen Stellen angeben? Für jene Zeit, die eben dadurch ſo große Erfolge in der Naturwiſſenſchaft erzielte, daß ſie die alten Auctoritäten wegwarf, und der eigenen Beobachtung, dem Experiment und Calcul ſich zuwandte, war dieß offenbar eine veraltete Methode, die nicht fördern, ſondern nur rückwärts bringen konnte, ja die mit Friſchlins Stellung in ſeinem eigentlichen Fache geradezu in Widerſpruch ſtand. Dieß ſah er ſpäter ſelbſt ein. Die Worte Möſtlins in ſeiner Sphæra, er habe durch vielfache Erfahrungen gefunden, daß es nicht immer ſicher ſei, fremden Meinungen und Tafeln, um des Anſehens ihrer Urheber willen, zu folgen, ohne ſie durch eigene Rechnung geprüft zu

[1]) Crus. def. nec. p. 214 f.

haben: dieſe Worte konnte Friſchlin nicht leſen, ohne zu bemerken, wie ſich Möſtlin damit in daſſelbe Verhältniß zu den bisherigen aſtronomiſchen Auctoritäten ſetzte, wie Friſchlin ſelbſt zu den grammatiſchen. Und nun geſteht er auch ehrlich, daß er im aſtronomiſchem Calcul fremden Rechnungen gefolgt ſei und die von Andern aufgeſtellten Tafeln angenommen habe (er läßt es im Dunkel, ob aus Mangel an Zeit oder an Kenntniſſen); er zürne aber dem Möſtlin nicht, wenn er ſonach auch in ſeinen entlehnten Tafeln Fehler nachweiſe, ſofern es ohne Beſchimpfung ſeines Namens geſchehe. [1])

Freilich ging Möſtlin in der Cenſur, von der wir reden, [2]) und ſpäter, wie es ſcheint, auch auf dem Katheder, ſcharf mit dem Dilettanten um. Er wirft ihm Unwiſſenheit in den Elementen der Wiſſenſchaft, die er lehren wolle, Mangel an Methode und nachläſſige Darſtellung vor. Friſchlins Buch ſei, ſo formulirt er ſein Urtheil, für die Anfänger verderblich, für die weiter Fortgeſchrittenen unnütz, für die Gelehrten lächerlich und für den Ruf des Verfaſſers ſehr entſtellend. „Möchte doch, ſetzt er hinzu, Friſchlin ſeine Gaben zum Aufbau des gelehrten Gemeinweſens anwenden, was geſchehen würde, wenn er ſich mit ſeinem Maße meſſen, ſich nicht mehr, als was er leiſten kann, anmaßen, und ſeine Sichel nicht an fremde Ernte legen wollte. Er weiß viel, aber gewiß nicht Alles."

Die Zurückweiſung war hart, und vielleicht die Stimmung der Facultät gegen Friſchlin nicht ohne Einfluß auf den beſtimmbaren Möſtlin geweſen: doch wenn wir uns die Friſchliniſche Schrift anſehen, die zwar erſt im folgenden Jahr erſchien, [3]) ſo werden wir das

[1]) Frischlin. Celet. I, p. 82 f.

[2]) Judicium M. Mœstlini de opere astronomico D. Frischlini. (Vier Bogen, eng und zierlich geſchrieben) Fasc. 13. No. 30. Begleitſchreiben an den Herzog, Tübingen 18. Jan. 86. St. A.

[3]) Nic. Frischlini de astronomicæ artis cum doctrina cœlesti & naturali philosophia congruentia, ex optimis quibusque Græcis Latinisque scriptoribus, Theologis, Medicis, Mathematicis, Philosophis & Poetis collecta, ll. V.

Passim inserta est huic operi solida divinationum astrologicarum confutatio, repetita ex optimis quibusque auctoribus tam recentibus quam veteribus. Francofurti, Jo. Spies. 1586. Vor uns liegt die Ausgabe von 1601.

Urtheil nicht eben ungerecht finden. Daß ſie in Frag und Antwort abgefaßt iſt, daß ſie ferner außer den phyſikaliſchen, aſtronomiſchen und antiaſtrologiſchen Erörterungen auch die Kalenderſachen vom Sonntagsbuchſtaben u. dergl., ja auch die üblichen Kapitel vom Purgiren und Schröpfen enthält, das gehört zum Zeitcoſtüm, das keinem Tadel unterliegen kann. So fußt ſie auch feſt auf dem Boden der ptolemäiſchen Anſicht vom Weltgebäude. Der Himmel wird definirt als eine körperliche Subſtanz, der Größe nach endlich, feſt, durchſichtig, kugelförmig, in beſtändiger und gleichmäßiger Kreisbewegung begriffen, einfach, qualitätlos, beſtehend aus den hellſten Theilen, welche Sterne genannt werden. Eingetheilt wird der Himmel in 8 Kreiſe: 7 für Sonne, Mond und Planeten, und der oberſte, 8te, für die Fixſterne. Ein ſolcher Kreis iſt nach Friſchlins Definition eine feſte Figur, von zwei Flächen eingeſchloſſen, von denen die äußere convex, die innere concav iſt, und jeder höhere Himmelskreis enthält den niedrigern gerade ſo in ſich, wie die Schale des Eies das Weiße und dieſes den Dotter umſchließt. Die Sterne bewegen ſich nicht ſelbſt, ſondern die Kreiſe, und mit dieſen gehen die an ſie gehefteten Sterne im Ring herum. Für alles dieſes werden jedesmal Stellen aus Plato, Ariſtoteles u. ſ. f. ganz in der Weiſe der Scholaſtiker beigebracht.

Alle dieſe Kreiſe, ſo fährt Friſchlin fort, haben eine gemeinſame Bewegung von Oſten nach Weſten, welche Kopernikus die tägliche nennt; aber neben ihr haben einzelne Kreiſe auch eine entgegengeſetzte ſchiefe Bewegung von Weſten nach Oſten und gegen die Pole. Während vermöge der erſten Bewegung ſämmtliche 8 Kreiſe ſich gleichzeitig um die gemeinſame Axe ſchwingen, laufen vermöge der zweiten verſchiedene Körper in verſchiedenen Zeiten um: ſo vollendet der Mond dieſen zweiten Umlauf in 27 Tagen, wozu Saturn mehr als 29 Jahre braucht. Dieſe Ungleichheit der Bewegung erſcheint als eine Unvollkommenheit, und die Aſtronomen ſind geſchäftig geweſen, ſie gleichſam zu entſchuldigen, indem ſie Linien, Kreiſe und Kreiſeskreiſe erdachten, in welchen ſich die Himmelskörper doch mit einer gewiſſen Regelmäßigkeit bewegen ſollten. Aber dieſes Syſtem der Eccenter, Epicykeln und Epicycliſken behagte Friſchlin nicht; es ſchien ihm eher eine Beſchuldigung als Entſchuldigung jener Ungleichheiten zu ſein, indem es die ganze Verworrenheit des vermeintlichen Weltgebäudes vor Augen legte.

Doch es bedurfte einer ſolchen Entſchuldigung auch gar nicht: jene Ungleichheit und Unregelmäßigkeit in der Bewegung der Geſtirne, für die ſich eine objective Urſache nicht auffinden läßt, iſt nach Friſchlin eine blos ſubjective, hat ihre Urſache lediglich in uns.

Hier war nun der geiſtreiche Dilettant auf einer richtigen Fährte: daß die Unregelmäßigkeit in den Bewegungen der Himmelskörper nur eine ſcheinbare, ihre Urſache eine lediglich ſubjective, das verworrene Syſtem ihrer Bahnen, wie die herkömmliche Aſtronomie ſie ausgedacht hatte, nur ein Gewebe von Hypotheſen ohne Realität ſei, das war ja das Urtheil des Kopernikus. Es kam Alles darauf an, wie jene ſubjective Urſache der vermeintlichen Unordnung gefaßt und näher beſtimmt wurde. Nach Kopernikus lag ſie in dem Umſtande, daß der Standpunkt des telluriſchen Beobachters nicht der Mittelpunkt, ſondern einer von jenen umlaufenden Körpern ſelbſt war. So weit nun reichte die Ahnung des Dilettanten nicht. Er findet nur in der weiten Entfernung jener Körper, der Einfachheit ihres Weſens und der Schnelligkeit ihrer Bewegung, die eine genaue Beobachtung unmöglich machen, die Urſache, warum wir die wahren und ächten Gründe jener erſcheinenden Ungleichheiten nicht anzugeben wiſſen. Daher nehmen wir zu einer fremden und auf dieſe himmliſchen Dinge gar nicht anwendbaren Wiſſenſchaft, der Mathematik, unſere Zuflucht, ziehen Linien, ſtecken Punkte, erſinnen Kreiſe und Kreiſeskreiſe, nur um dadurch die Bewegung jener Körper, die Gott zu weit von unſern Sinnen entfernt hat, als daß wir ſie wahrhaft erkennen könnten, einigermaßen zu erklären. Aber es ſeien nur ſelbſtgemachte Ungleichheiten, welche die Aſtronomen zu erklären ſuchen: man dürfe ihnen nur ihre Ekliptik, ihre Breiten und Längen, ihre Pole und Eccenters nehmen, ſo bleibe keine jener Unregelmäßigkeiten, die ſie aufzählen, mehr übrig.[1]) Wenn hiegegen Möſtlin darauf beharrt, daß Ekliptik, Meridian u. dgl. wirklich in der Natur vorhanden ſeien, die Sterne ſich in ihren Kreiſen und

[1]) L. I, 5. p. 36: Supra diximus, nullam in astris, vel causa rei mobilis, vel causa motoris, posse inæqualitatem motus inveniri. Quapropter harum apparentiarum & inæqualitatum causæ ex nobis petendæ erunt. p. 39: At illi, qui excogitant lineas eclipticas, orbes eccentricos, circulos signiferos &c., accusant, non excusant motus coelestes. Si enim istæ hypotheses tollantur, nulla erit omnino ἀνωμαλία, nulla prorsus inæqualitas.

Rädern wirklich am Himmel bewegen, und nicht blos in unſrem Kopfe: ſo trug die Unklarheit und Unbeſtimmtheit, in welcher Friſchlin mit ſeinem richtigen Gedanken ſtecken geblieben war, die Schuld, daß Möſtlin vor der Hand Recht gegen ihn behielt. Bei Friſchlin knüpfte ſich hier eine Polemik gegen den Gebrauch der Mathematik in der Aſtronomie an, welche an die Göthe's gegen ihren Gebrauch in der Farbenlehre erinnert, und ſich auch aus ähnlichen Gründen erklärt: der geiſtreiche Dilettant ſucht eine Hülfswiſſenſchaft, welche nachzuholen ihm zu ſchwer fällt, und ohne die er ſich bewußt iſt, einzelne tiefere Blicke, als die damit Ausgerüſteten, gethan zu haben, als überflüſſig zu beſeitigen, um ſich nicht die Unmöglichkeit eingeſtehen zu müſſen, ohne ſie in der Hauptwiſſenſchaft etwas Gründliches leiſten zu können. So kam denn auch hier der Schritt für Schritt gehende Fachmann doch eher und ſicherer zum Ziel als der Dilettant, der ihm auf einzelnen Wegſtrecken vorangelaufen war: der Lehrer Kepplers, der für jetzt noch ganz auf Ptolemäiſchen Boden ſtand, wurde ſpäter einer der erſten Verkündiger des Kopernikaniſchen Syſtems, das Friſchlin ausdrücklich für eine falſche Hypotheſe erklärte.

Noch in einem andern einzelnen Punkte übrigens ſehen wir Friſchlin ſeinem Cenſor überlegen, ob es nun Folge helleren Blicks, oder nur ſeines rückſichtsloſeren Freimuths war. Die Sache betraf die Berichtigung des Kalenders, welche Pabſt Gregor XIII. in jenen Jahren hatte vornehmen laſſen. Es hatte nämlich die Julianiſche Kalenderverbeſſerung, welche alle vier Jahre einen Schalttag einſchob, inſofern des Guten zu viel gethan, als bei 365 Jahrestagen in 4 Jahren nur 23 Stunden 16 Minuten überſchüſſig waren. Schaltete man ſtatt deſſen einen vollen Tag mit 24 Stunden ein, ſo gab dieß eine Vorwegnahme von 44 Minuten, was ſich bis zum Jahr 1582 dahin ſummirt hatte, daß der Pabſt aus dem October jenes Jahres 10 Tage ſtrich, und die Anordnung traf, daß künftig in 400 Jahren immer drei Schalttage weggelaſſen werden ſollten. Bekannt iſt der Sturm, welchen die päbſtliche Bulle in der proteſtantiſchen Welt erregte; die Verhandlungen über die Frage, ob der Kalender eine politiſche, oder eine kirchliche Angelegenheit ſei; die Entſcheidung für das Letztere; die Weigerung, ſich von dem Pabſt in die Kirche läuten, d. h. Sonn- und Feſttage beſtimmen zu laſſen; die Ueberzeugung, daß die Kalen-

derreform nur ein Kunſtgriff des Pabſtes, d. h. des Antichriſts, ſei, den Proteſtanten aufs Neue das Seil um die Hörner zu werfen. In dieſem Sinne gab insbeſondere auch die Tübinger Univerſität ihr Gutachten ab,[1]) und beauftragte noch überdieß ihren Mathematicus, den neuen Kalender auch an und für ſich, aſtronomiſch betrachtet, ſchlecht zu finden. Dieß that Möſtlin in einer Schrift, deren Inhalt der Hofprediger Oſiander auf die Formel brachte, der päbſtliche Kalender ſei nicht richtiger als eines alten Bauern filzig Haar, darin Einer wohl 9 Kämme zerbreche, ehe er es richtig mache.[2]) Friſchlin hingegen erkannte an, daß derſelbe großen und offenbaren Fehlern des alten abhelfe, und wenn er ſelbſt nicht von allen Mängeln frei ſein möge, ſo ſei die Folgerung überall unzuläſſig, eine Sache, weil ſie nicht vollkommen, darum ſchlecht und verwerflich zu finden.[3]) Hierin traf er mit Möſtlins größerem Schüler, Keppler, zuſammen, der gleichfalls urtheilte, man ſolle den neuen Kalender annehmen, da er eine längſt dringend geforderte Verbeſſerung gewähre, und jedenfalls für die nächſten Jahrhunderte hinlänglich genau ſei.[4])

Ein ungünſtiges Urtheil über ein Werk, das innerhalb der Gränzen ſeines Faches lag, hätte Friſchlin ſchwerlich ſo übel genommen, als daß man dieſe Dilettantenarbeit nicht wollte gelten laſſen. Gegen Möſtlin nahm er ſich drei Jahre ſpäter an dem fehlerhaften Latein ſeiner Sphaera reichliche Genugthuung;[5]) jetzt fuhr er beſonders gegen Oſiander auf, da nach Möſtlins Gutachten die Theologen dem Herzog gerathen hatten, das Werk nicht drucken zu laſſen. Wie denn der Hofprediger ſo keck ſein wolle, ſein opus astronomicum zu beurtheilen, da er doch nichts von Aſtronomie verſtehe? Da-

[1]) Bei Sattler, Geſch. des Herzogthums Würtemberg unter der Regierung der Herzoge, V, Beilage 18: Bedenken der Univerſität Tübingen, wegen Einführung des Gregorianiſchen Kalenders ꝛc.

[2]) v. Breitſchwerdt, Kepplers Leben und Wirken, S. 28. Pfaff, Geſchichte des Fürſtenhauſes und Landes Würtemberg, III, 1, S. 185. Auch in dieſem Gutachten ſpricht Möſtlin von dem päbſtlichen Kalender als vitiosissimo & omnibus locis, quibus etiam rectissime correctum putatur, mendosissimo Calendario..

[3]) Frischlin. de astronom. artis &c. V, 10. Vgl. Celet. I, 81 a.

[4]) Breitſchwerdt, a. a. O.

[5]) Frischlin. Celet. I, p. 75 b. ff.

gegen habe er, Frischlin, zwei Jahre lang Mathematik und Astronomie publice profitirt, wobei auch Möstlin sein Zuhörer gewesen (was jedoch dieser in Abrede stellte). „Ich muß aber, sagt er, sein (Osianders) grammaticale odium greiflich spüren, daß er mich in die Poësin beißt, als wenn ich kein Philosophus, kein Mathematicus, kein Orator wäre, ja auch kein Grammaticus. Nun war ich vor Zeiten auch ein Theologus, da ich wider Danaeum schrieb und dem Maulbronnischen Concilio eine Nasen drehet und ein Ansehen macht: jetzund kann ich nichts mehr, Wacker weiß mehr in der Grammatik dann Frischlinus.“ [1]) Zum Beweis, daß sein astronomisches Werk nicht so schlecht sei, überschickte er das Gutachten der Wittenberger philosophischen Facultät; aber Osiander schrieb nicht mit Unrecht an den Rand: „sie haben's auch nicht gar hoch gelobt;“ gegen Frischlins Pochen darauf aber, daß er zu seinen astronomischen Vorlesungen von der Facultät selbst beauftragt gewesen, erinnert der Hofprediger an das Sprüchwort: „Wenn man nicht Habicht hat, muß man mit Eulen beizen.“ [2])

Sehen wir in dem astronomischen Werke eines Philologen, und zwar einem solchen, das, bei allen seinen Mängeln, doch von den Zeitgenossen geschätzt worden sein muß, sonst wären nicht binnen 20 Jahren 4 Auflagen verkauft worden, eine merkwürdige Probe von Vielseitigkeit: so steigert sich dieser Eindruck beinahe bis zum Komischen, wenn wir den Namen unseres Poeten gar auf dem Titel einer Schrift über Inventarien und Theilungen erblicken. [3]) Auch sie muß mit Ge-

[1]) Frischlin an Melchior Jäger, Tübingen 16. Febr. St. A.

[2]) Bedenken über das Opus astron. Stuttg. 13. Febr. Belberg 21. Febr. 86. St. A.

[3]) Instruction und Bericht, welcher Maßen in dem hochlöblichen Herzogthum Würtemberg die Inventaria und Abtheilungen, nach desselben Erb- und Landrechtens viertem Theil, Tit. von Succession und Vererbung deren, so ohne Testament... absterben, fürgenommen.. werden sollen.

Hiebevor begriffen und in Truck geben durch Nicodemum Frischlinum von Tübingen, nachmals um etwas vermehrt und gebessert, sonderlich auf das jetzige ernewert fürstlich Landrecht dirigirt.

Denen Inventirern, Theilrichtern, Advocaten u. A., allermeist aber den jungen Scribenten... einfältig also entworfen und ohnmaßgeblich fürgestellt.

Samt angehenkter Resolvirung allerlei behenden Weinrechnung ꝛc. Tübingen,

ſchick gemacht geweſen ſein, da ſie noch 70 Jahre nach Friſchlins Tode eine Umarbeitung und in dieſer mehrere Auflagen erlebt hat.

Kehren wir nach Tübingen zurück, ſo hatte hier unterdeſſen der Vicekanzler Schulter, als Mitglied der Viſitationscommiſſion, im Auftrage des Herzogs die Anſtellung Friſchlins zur Sprache gebracht, aber wenig Gehör gefunden. Der dem Manne und dem Anſinnen günſtigen Minorität ſtand, wie immer, eine feindliche Majorität entgegen, welche die Bemühungen zu ſeinen Gunſten vereitelte. Der Senat beharrte bei ſeiner Abweiſung und meinte, wenn der Herzog den Mann durchaus angeſtellt haben wolle, ſo möge er ihn zu einem Rector scholae in Stuttgart machen.[1])

Unter ſo bewandten Umſtänden begann Friſchlin einzuſehen, daß er alle Hoffnung nach dieſer Seite hin aufgeben, und ſich eine neue Bahn des Fortkommens brechen müſſe. Er bat daher den Herzog,

in Verlegung Joh. Heinrich Reiß. Im J. 1660. Wiederholte Ausg. 1676. 1692. 1717.

In der Zueignung der Ausgabe von 1660, die vor uns liegt, heißt es: „Von dieſer Materi hat hiebevor Herr Nic. Frischlin einen feinen ſchriftlichen Bericht gethan, und ſelben auf ſonderbares Begehren durch den Druck an das offentliche Tageslicht kommen und ausbrechen laſſen.“ In der Vorrede heißt es genauer, „weilund Nic. Fr. Tubingensis habe vor nunmehr 55 Jahren eine Theilungsinſtruction im Druck ausgehen laſſen.“ Das wäre im J. 1605, wo Friſchlin ſeit fünfzehn Jahren todt war. Es müßte ein opus posthumum geweſen, und könnte nicht, wie es in der obigen Stelle heißt, von Friſchlin ſelbſt auf ſonderbares Begehren in Druck gegeben ſein. Dem Biographen iſt einmal der Gedanke gekommen, ob die Schrift nicht eine Arbeit des gleichnamigen Sohns unſres Dichters geweſen ſein möchte, der im J. 1605 25 Jahre alt war. (S. hinter Frischlini Grammatica Græcolat. die Ode Nicodemi patris ad Nicodemum filium, octennem puerum. d. d. Braunſchweig am zweiten Chriſtfeiertag 1588). Dieſer, geboren in Tübingen, konnte dann mit Recht Tubingensis heißen, während der Vater auf ſeinen Schriften ſonſt immer Balingensis heißt. Freilich mochte das in der ſpätern Zeit in Vergeſſenheit gekommen ſein. Auch wird auf den noch ſpäteren Ausgaben des Inventarienbuchs der Verf. ausdrücklich als Professor Histor. & Poes. bezeichnet. Andererſeits war von Friſchlins Söhnen der zweite, Friderich, der Schreiberei, der jüngſte, Nicodemus, aber dem gelehrten Stand gewidmet. Die Sache ließe ſich vielleicht aus der erſten Ausgabe von 1605 entſcheiden, die jedoch ſchon Joh. Jak. Moſer (ſ. deſſen Würtemb. Bibliothek, vierte Aufl. S. 303) nicht mehr geſehen hat.

[1]) Senatsprotokoll vom 13. Auguſt 85.

dieſer „wolle die Univerſität hinfüro ſeinetwegen mit Fürſchriften nicht bemühen," in Erwägung, daß ſolche Schritte ſchon früher nicht allein vergeblich geweſen, ſondern auch ihm, dem Bittſteller, von Etlichen der Profeſſoren „in ein ewigs Wachs gedruckt worden." Von dieſen, die nun einmal einen unverdienten Widerwillen gegen ihn gefaßt haben, und lieber ſehen möchten, daß alle humaniora studia im Grund lägen, als daß ſie durch ihn einen Fortgang haben ſollten, werden die andern gutherzigen Profeſſoren überſchrien. Ueberhaupt ſei die Welt jetzt gegen die studia liberalia höchſt undankbar. „Hätte ich, ſagt er, mein ingenium die verſchienen Jahre her von dieſen studiis auf Jura oder Medicinam gewendt, wollt ich auch etwas vor Andern darin profitirt haben, daß ich nun zu hohen Sachen, mit meinem und meiner Kinder beſſerm Nutzen, möcht gebraucht werden.[1]) Daher bitt E. F. G. ich allein um dieß, ſie wolle auf zwei Jahr, oder zum Wenigſten nur auf ein Jahr, mich und mein Weib und Kinder unter ihre gnädigen Flügel ſchleuffen, und vor unrechtem Gewalt ſchützen und handhaben, bis ich meinen unterlaſſenen cursum in studio medico repetier und abſolvier. Dann was ich irgend von Dre. Fuchsio ſel. und Dre. Schegkio, und dann anno 72 u. 73 von Vischero und Hambergero, Dribus, gehört, das kann ich mit Gottes Hülf dieſen Winter Alles wiederholen, und in einem halben Jahr ſo viel ausrichten, daß ich allen anderen Studiosis Medicinae zwei ganzer Jahr fürlaufen kann. So ich dann ein publicum Testimonium an gelegenem Ort erlangt haben werd, ſo iſt es mir deſto leichter und träglicher, meiner Mißgünſtigen und Widrigen Neid und Haß zu erdulden. Denn ohne Zweifel der allmächtig Gott über dieſen Neid dermaleinſt ſein Einſehen haben wird, und ſich etwan ungefähr eine Gelegenheit zutragen, deren man ſich jetzt am allerwenigſten verſieht. Und da E. F. G. mir die verordnete Proviſion dieſe zwei nächſten Jahre aus Gnaden folgen läßt, ſo will ich mich hiemit anerboten haben, alle Tag ein Stund mit E. F. G. Stipendiaten (an

[1]) Ebenſo im folgenden Jahr, Tüb. 28. Juni, an Melch. Jäger: „Es wär aber meinen Kindern viel beſſer, ich hätt all meine poetas vor 20 Jahren verbrannt und mich auf das studium Juris oder Medicinæ (darin ich ſchon ziemlich proficiret) begeben; wolt vieler Unruh überhaben ſein, und wär zu hohen und fürnehmen Aemtern mit meinem hohen großen Nutz kommen."

welchem Ort E. F. G. Niemand einzureden) exercendo Latinitatem et stylum oratorium hinzubringen, auch ſonſten mich, wie bishero, in aller Beſcheidenheit gegen männiglich verhalten." [1]) Sechs Wochen ſpäter ſchreibt er ſchon, er habe ſich auf das studium Medicinae wieder begeben, und ſei bedacht, davon nicht mehr abzuweichen, bis er ſeinen cursum abſolvirt haben werde. [2])

Der Herzog gewährte, im Einklang mit dem Gutachten ſeiner Theologen, Friſchlins Geſuch, [3]) ohne darum den Gedanken ſeiner Wiederanſtellung in Tübingen aufzugeben. Die Gelegenheit war auch gerade jetzt beſonders günſtig. Georg Hitzler, der Profeſſor der Beredtſamkeit, war erblindet, und ſeine Lectionen wurden durch Stellvertreter verſehen, mußten aber doch am Ende wieder feſt beſetzt werden. Daher brachte am 22ten December der Vicekanzler Schulter, der zur Erledigung verſchiedener Punkte aus der letzten Viſitation nach Tübingen gekommen war, im Senat auch Friſchlins Angelegenheit aufs Neue in Anregung. Da der Herzog immer noch der Meinung ſei, Friſchlin könnte der Jugend nützlich vorſtehen, und nichts wiſſe, worin er ſeit ſeiner Zurückkunft aus Crain ſich verfehlt hätte, er auch für die Zukunft alles Gute verſprochen habe, ſo ſehe der Herzog keinen Grund, warum er nicht wieder angenommen werden ſollte; doch möge man ihm einen beſondern Statum vorſchreiben.

Ueber dieſes Anbringen des herzoglichen Abgeſandten entſpann ſich nun eine zweitägige Verhandlung im Senat. Andreä machte zum Eingang bemerklich, daß der Herzog jetzt wiederholt und heftig dränge, und nicht wohl aus der Wiegen zu werfen ſei (derſelbe hatte zu verſchiedenen Malen den Kanzler und einzelne Profeſſoren in der Sache angeſprochen); da man denn je etwas für Friſchlin thun müßte, ſo ſolle es mit Bedingungen geſchehen, daß man ihn ohne viel Libelliren wieder abſchaffen könne. Wie ſchon öfters, ſo waren auch jetzt beſonders die Juriſten Hochmann, Varenbüler und Enzlin, auch der Mediciner Viſcher, für Friſchlin, die Theologen und Artiſten gegen ihn. Die wiederholte abſchlägige Antwort, meinten die Erſteren, werde den

[1]) Friſchlin an den Herzog, Stuttg. 5. Sept. 85. St. A.

[2]) Derſelbe an denſ. Tüb. 22. Oct. 85. St. A.

[3]) Bedenken der Theol. und Kirchenräthe, Stuttg. 6. Nov. Herzogl. Erlaß an Friſchlin, Stuttg. 20. Nov. 85. St. A.

Herzog ſehr offendiren; auch bei Melchior Jäger, Landhofmeiſter und Kanzler ſei Friſchlin in gratia; der Herzog kenne des Mannes Fehler wohl, wie auch ſie dieſelben kennen und kein Gefallen daran tragen, aber er wie ſie kenne auch ſeine ſeltenen Gaben, und wolle ja nur, daß man es auf Bedingungen mit ihm verſuchen ſolle. Der alte Juriſt Demler äußerte, Melchior Jäger habe ſich des Mannes angenommen, und dem Herzog eingebildet, man könne ſeiner nicht entrathen; freilich nicht ohne Urſach, denn man habe demſelben Briefe übergeben, daraus er befunden, daß nicht allweg wohl bei denen von Würtemberg gehaust worden, auch ſonſt andere Arcana vertraut; nun ſei den Herzog der Reukauf ankommen, aber zu ſpät; jetzt laſſe man ihn nicht gern hinaus, damit er nicht draußen Ungelegenheit anrichte, darum wolle man ihn der Univerſität aufdrängen. Die Gönner Friſchlins glaubten ihren Antrag am erfolgreichſten dahin zu ſtellen, man ſolle ihn dem erblindeten Hitzler ſubſtituiren, mit der Bedingung, wenn dieſer wieder zurechtkomme, wozu übrigens Viſcher wenig Hoffnung gab, ihm zu weichen. Aber da hieß es von der andern Seite gleich, man ſolle den Hitzler nicht ſo hinlegen, am wenigſten ihm das Kreuz anthun, ihm *den* zu ſubſtituiren; man möge, ſagte der Moraliſt Hailand, dem Herzog (die wiſſentliche Unwahrheit) ſchreiben, es ſei Hoffnung, Hitzlero noch zu helfen; auch könnte dieſer ja, ſetzte der Theolog Heerbrand hinzu, eine Zeit lang blind, wie Andre mehr gethan (!) dociren. Der eigentliche Grund, warum man mit dieſem Antrag in ein Weſpenneſt geſtochen hatte, kam erſt an den Tag, als Cruſius das Wort nahm. Friſchlin wolle dem Hitzler die Schuh austreten, der ihm viel Guts gethan, auch andere Profeſſoren wolle er ausſtechen; er, Cruſius, ſei von Hitzler als Stellvertreter angenommen und vom Senat beſtätigt, und wenn die Stelle einmal ledig werde, gedenke er ſich um dieſelbe zu bewerben; er hoffe nicht, daß man ihn ſo verſchupfen werde, ihm da Einen vorzuſchieben. Dieſe Bewandtniß der Sache hatten Friſchlins Gönner außer Acht gelaſſen; denn Nachmittags, bei der Fortſetzung der Verhandlung, änderte nun Hochmann, um den eiferſüchtigen Cruſius zu beſchwichtigen, ſein Votum dahin, daß er die Hitzler'ſche Stelle aus dem Spiele ließ, und nur auf eine außerordentliche hiſtoriſche Lection für Friſchlin antrug. Wirklich konnte es einen Augenblick ſcheinen, als wollte ſich der Senat

auf dieſes Auskunftsmittel vereinigen; allein Cruſius proteſtirte feierlich: der Satan verſuche den Senat, er wolle unſchuldig ſein an dem Uebel, das aus einem ſolchen Decret entſtehen könnte. So wurde zwar vorläufig beſchloſſen, man wolle zum Voraus entſchuldigt ſein, wenn es mit Friſchlins Anſtellung übel ablaufe; da man ihn aber je haben müßte, ſo ſolle man ihm keine oratoriam oder philosophicam, ſondern eine extraordinariam historicam lectionem vertrauen: übrigens wurde den Herren aufgegeben, über Nacht der Sache noch beſſer nachzudenken, worauf man dann morgen einen endgültigen Beſchluß faſſen wolle.

Dem Kanzler Andreä mußte es die Nacht nichts Gutes von Friſchlin geträumt haben, denn am andern Morgen trat er viel beſtimmter gegen ihn auf. Er wiſſe nicht zu rathen, daß man ihn annehme; man ſolle den Herzog ſchriftlich um Gottes willen bitten, die Univerſität mit dieſem böſen unruhigen Manne zu verſchonen, denn er beſſere ſich nicht. Wenn ein Körnlein Beſſerung in ihm wäre, meinte Hailand, ſo würde er die Professores Artium um die Stelle anſprechen: aber kein Wort, ſo ſtolz ſei er. Den Profeſſor Seckerwitz, ſagte Cruſius, habe man entlaſſen, weil er ſich vollgeſoffen und ſeine Bücher zum Fenſter hinausgeſchmiſſen; Friſchlin habe eine Magd geſchwängert und eine andere durch Arznei umgebracht, den Adel injurirt, Professores mirifice verirt, und ihn ſollte man annehmen? So wurde denn vermöge Senatsbeſchluſſes dem herzoglichen Abgeſandten durch den Rector, Dr. Laubmaier, geantwortet: Hitzlers Lection ſei bisher durch Cruſius (und Müller) verſehen worden und nicht vacant, Erſterer vielmehr der getroſten Hoffnung, er werde ſeines Geſichts reſtituirt werden (ein halbes Jahr darauf gab er ſeine Reſignation ein, „weil ſein Sach nicht beſſer werden wölle"). Nun ſeien zwar einige der Herren der Meinung geweſen, dem Friſchlin eine hiſtoriſche Lection zu befehlen: doch ſei der mehrer Theil dafür, den Herzog zu bitten, er möge die Schul mit dieſem Manne nicht beſchweren, denn wenn er wieder einkäme, würde weder Fried noch Raſt ſein; dieſer Menſch könne nicht anders denn Gewirr machen; wie er erſt in ſeiner Grammatik gethan (darin die Professores Artium viel errores zu zeigen ſich erbieten) ſo wolle er andere Artes „auch herum rucken." Wenn es menſchlich und möglich, ſo

wollte man dem Herzog gern gratificiren, aber es gehe nicht; der Herzog möge den Frischlin zur Ueberſetzung guter Autoren verwenden.

Der herzogliche Vicekanzler unterließ nicht, den Senatoren bemerklich zu machen, wie ſie durch ſolche beharrliche Verweigerung eines bloßen Verſuchs ſich dem Schein ausſetzen, „daß Solches aus einem tief gefaßten Neid fließe;" auch werde es dem Herzog „an den Kopf ſtoßen, denn die Fürſten auch Menſchen ſeien." Er wolle ſeinem Herrn bona fide berichten; doch wäre es ihm lieber, wenn ſie ihre Gründe ſelbſt ſchriftlich einſenden würden. Könnte noch ein Mittel gefunden werden, dem Wunſch des Herzogs zu genügen, ſo wäre dieß das Beſte. [1])

Um ein ſolches Mittel war es den Herren nicht zu thun; aber ein Mittel mußte gefunden werden, dem Andringen des Herzogs zu Gunſten Frischlins ein für allemal ein Ende zu machen; dieſes hatte Cruſius in ſeinem Votum an die Hand gegeben: man inſinuirte gegen Frischlin die doppelte Beſchuldigung des Ehbruchs und der Tödtung.

[1]) Senatsprotokoll vom 22. und 23. December 1585. Crus. contra Frischlin. Mſpt. p. 143.

Viertes Kapitel.

Friſchlin in Unterſuchung. Seine Flucht und Verbannung aus Würtemberg.

Die Neige des ſechszehnten Jahrhunderts zeigte ſich als eine ſinkende Zeit auch durch Erſchlaffung und Verwilderung der Sitten. Neben dem Laſter der Trunkenheit, das in deutſchen Landen nichts Neues war, wurde beſonders auch über die Schamloſigkeit der Jugend, die Löſung der ehlichen Zucht geklagt. Herzog Ludwig, der zwar an dem erſtern Zeitgebrechen ſtark betheiligt, aber ſonſt von reinem Wandel und nicht ohne kirchlichen Eifer war, bot gerne ſeinen Theologen die Hand, der einreißenden Verderbniß Dämme zu ſetzen. Eben damals war eine Verſchärfung der Strafen wegen Ehebruchs im Werke. Es ſollte fortan der erſte Fall mit Gefängniß und Kirchenbuße, der zweite mit dem Tode geahndet werden. [1])

Nun war Friſchlin aus früherer Zeit eines ſolchen Vergehens bezichtigt. Freilich war es bald ſieben Jahre her, und konnte ſonach rechtlich für verjährt gelten; auch war die Geſchichte ſo bekannt, daß kaum mehr Eindruck mit derſelben zu machen war. Jedenfalls mußte der Senat, wenn er die Sache jetzt vor den Herzog brachte, auf den Vorwurf gefaßt ſein, warum er ſo lange geſchwiegen habe; wie auch

[1]) Crus. contra Frischlin. Mſpt. p. 154: 12. Juni 86 adulterorum poena (quam princeps noster exasperavit nuper) in foro pervulgata est civibus. Qui semel μοιχὸς, ter in templo stabit, suppliciter pœnitens: qui iterum, decollabitur. Hæc duo antea non erant, sed nunc adjecta captivitati & fami sunt.

Hochmann und Varenbüler in der Sitzung bemerklich machten. Aber es ſchlich ja noch ein zweites, finſteres Gerücht über Friſchlin umher, und mit beiden zuſammen konnte man doch wohl eine Wirkung hervorzubringen hoffen. Dazu kam ein äußerer Umſtand, der eben jetzt jene beiden Gerüchte wieder in Bewegung brachte.

Der Tübinger Obervogt Fritz Herter von Herteneck, eines der Häupter der Friſchlin feindlichen Adelspartei, wurde ſammt ſeiner Familie feſtgenommen, er ſelbſt mit ſeiner Frau in ſein Haus verſtrickt, ſeine Tochter Anna, der Neffe Chriſtoph, ſammt einem Knecht Martin aber als Gefangene auf das Schloß geſetzt. Zehn Jahre lang hatte über dieſem Hauſe eine peinliche Unterſuchung geſchwebt. Im Jahr 1576 war im Neckar die Leiche einer ſchwangern Magd mit Spuren gewaltſamer Tödtung gefunden worden, die einige Zeit vorher aus dem Hauſe des Obervogts auf räthſelhafte Weiſe verſchwunden war. Es ergab ſich, daß die Dirne im Wortwechſel mit der Tochter, dem Neffen und dem Knechte (in Abweſenheit der Eltern) ums Leben gekommen, hierauf in der Nacht heimlich aus dem Hauſe geſchafft und in den Fluß geworfen worden war. Sie hatte über ein angeblich unſauberes Verhältniß zwiſchen den beiden Erſteren geplaudert, und von dem Letzteren war ſie einer Entwendung beſchuldigt. Das Geſchehene war dem Obervogt Anfangs verborgen geblieben; denn Mutter und Tochter, wie die Hausangehörigen überhaupt, fürchteten im Augenblick wenn er's erführe von dem jähzornigen Manne für ihr Leben. Lange dauerte hierauf, wie ſchon erwähnt, die Unterſuchung und die Verhandlung über das Endurtheil. Zu Anfang des Jahres 1586 erfolgte dieſes dahin, daß der Neffe und der Knecht 5 Jahre lang auf der ungariſchen Gränze wider den Türken dienen, die Tochter Anna ebenſolang bei ihren Eltern im Hauſe bleiben und ſolche Zeit zu keinen Gaſtungen, Hochzeiten oder Tänzen, ſondern allein in die Kirchen in einem ſchwarzem Trauerkleid gehen ſollte; wozu noch Unterſuchungs- und andere Koſten kamen.[1]) Fritz Herter verlor, wie es ſcheint dieſer Geſchichte wegen, ſein Amt: ſeit 1586 erſcheint Gedeon von Oſtheim als Obervogt von Tübingen.[2])

[1]) Dieſe urkundlichen Notizen über den Vorfall im Herter'ſchen Hauſe verdanke ich der gütigen Mittheilung des Herrn Archivraths von Kausler in Stuttgart.

[2]) Senatsprotokoll vom 7. Auguſt 86. Crus. Annal. Suev. III, p. 826.

Ob es nun, wie Friſchlin meinte, der verſtrickte Herter war, der, „um durch fremde Sünde die Schande ſein Hauſes zuzudecken und ſich mit andern Leuten zu beſchönigen," jene Bezichte gegen Friſchlin in Erinnerung brachte; oder ob (was wahrſcheinlicher) die Tübinger Profeſſoren, um einen ſtichhaltigen Grund für ihre hartnäckige Weigerung verlegen, die Sache wieder hervorſuchten: genug, am 4. Januar 86 hatte der Rector, D. jur. Laubmaier, ein weitläufiges Schreiben an den Herzog fertig, worin hinter den alten Klagen gegen Friſchlin zum erſtenmal als Rückhalt jene beiden Bezichte aufgeſtellt werden. Es wurde im Senat verleſen, und trotz des ſtarken Widerſpruchs einer Minorität ging es unter dem 5ten an den Herzog ab.[1]) Nach Anderem, ſchon oft Vorgebrachten, das wir hier nicht wiederholen, kommen Rector und Regenten der Univerſität darauf zu ſprechen, daß ſchon vor Jahren Danäus im öffentlichen Drucke dem Friſchlin den Vorwurf des Ehebruchs gemacht, den dieſer nur durch einen Schwank beantwortet habe. Dennoch haben ſie des mehrern Theils dieſer Beſchuldigung keinen Glauben geſchenkt, bis ſie nun, während der jetzt ſeinetwegen gehaltenen Berathung, durch glaubwürdige unfehlbare Anzeige mit allen gewiſſen Umſtänden ſoviel Berichts eingenommen, „wie nämlich die von ihm geſchwängerte Magd, als ſie Kinds geneſen ſollte, durch ihn und Andere heimlich zu ſeinem Bruder gen Cannſtatt und von dannen zum Rothenberg verſchickt worden, allda ſie im Kindbett gelegen; wie auch gedachter ſein Bruder ihm vertraulich zugeſchrieben, daß er der Magd zu ihrem Kindbett Geld zuſchicken ſolle, und ſelbiger Brief, absente tum Frischlino, ſeinem Weib behändigt, wem ſie den zu leſen (weil darauf geſtanden Cito, Cito) gebracht, wer ihn erbrochen, geleſen und der Frauen den Inhalt eröffnet, welchen Freunden ſie den Brief gezeigt, und dann, wie ſie ihren heimkommenden Frischlinum deßhalben empfangen, er gleichwohl Anfangs ſtark geläugnet, doch als er ſeines Bruders Handſchrift geſehen, ſeine Sünd bekennet und das Weib um Verzeihung gebeten u. ſ. w. Nun ſind wir aber, heißt es in dem Schreiben weiter, auch glaublich berichtet, daß er einer andern Magd, die bei ihm gedienet, ein Clysterem adhibirt, darauf ſie ohnelang hernacher verſtorben, mit aller deren höchſter Verwunderung, ſo gedachte Magd kurz davor noch geſehen umgehen, und vielleicht

[1]) Senatsprotokoll vom 4. Jan. Crus. c. Frischlin. Mſpt. p. 145.

keine Krankheit an ihr gespürt; daher dann abermal seinethalben allerlei beschwerliche Red unter den Leuten, so dessen Wissens gehabt, umgangen, und kommt uns die Sach jetzo erst also für, als ob er durch unbefügtes Medicastriren diese arme Dirn ums Leben möchte gebracht haben.[1])

Während von seinen Feinden diese gefährlichen Waffen gegen ihn geschmiedet wurden, war Frischlin theils mit Unterricht, theils mit den Verhandlungen wegen des Drucks seiner Werke, vollauf beschäftigt. Von öffentlicher Thätigkeit an der Universität ausgeschlossen, hatte er privatim in seinem Hause einen Cursus rhetorischer Uebungen eröffnet, mittelst welcher er die jungen Leute in Zeit von 6 Monaten, so berichtet wenigstens Crusius, zu Rednern auszubilden verhieß. Daß es dabei an Seitenhieben auf diesen nicht gefehlt haben wird, der eben damals für Hitzler (als ὄνος πρὸς λύραν, wie Frischlin zu sagen pflegte) Rhetorik lehrte, kann man sich denken. Ebenso aber auf der andern Seite, daß die Facultisten alle Mittel angewendet haben mögen, die Studenten von Frischlins Lectionen abzuschrecken, und daß sie diejenigen, die sich doch nicht abschrecken ließen, in ihr schwarzes Register eingetragen haben werden, um es sie gelegentlich entgelten zu lassen. Eine Probe von diesem Unterricht ist uns in dem Fragment der Methodus declamandi aufbehalten, welche erst nach Frischlins Tode aus seinem Concepte oder einer Nachschrift gedruckt worden ist.[2]) Die Art, eine Rede zu Stande zu bringen, wird hier an dem Thema des Lobes der Weiber so gezeigt, daß erst die einzelnen Redetheile gerippartig angelegt, dann nach Ciceronischen Mustern mit Redensarten umkleidet werden. Daß Frischlin von seinen Schülern einen Thaler monatlich forderte, wissen wir durch Crusius; „aber ich glaube, fügt er schadenfroh hinzu, daß er nichts erhalten hat, indem das einbrechende Unheil die Profession unterbrach."[3]) So bricht auch jener Tractat vor der Mitte ab.

[1]) Rector und Regenten ꝛc. an den Herzog, Tübingen 5. Jan. 86. St. A.

[2]) Nicodemi Frischlini &c. Methodus declamandi (posthuma), in laudatione, thesi de laudibus mulierum demonstrata: cui præterea annexæ sunt ejusdem epistolæ & præfationes &c. Argentinæ, Typis Jo. Caroli 1606. p. 1—25.

[3]) Crus. contra Frischlin., Mſpt. p. 147. Defensio necess. p. 280. Vgl. Frischlin. pro sua Gramm. & Strig. Dial I, p. 177. Poppysm. II, p. 183.

Daneben führte Friſchlin ſeinen grammatiſchen Krieg fort. Er ſchrieb Streitſätze gegen die Fehler der üblichen lateiniſchen Grammatiken, mit Ausfällen auf Wacker und Cruſius, entwarf auch eine griechiſche Grammatik, und gab die Manuſcripte den Studirenden in die Hände.[1]) Die erſtere Arbeit, eine neue Strigilis, widmete er dem Kanzler Andreä, der ihm doch deutlich genug zu verſtehen gegeben hatte, daß er von ſeinen Sachen nichts wiſſen wolle. Einſt vor einem Eſſen auf dem Tübinger Schloſſe, ſo erzählt uns Cruſius, drang Friſchlin in den Kanzler, behülflich zu ſein, daß ſeine Grammatik in den Schulen eingeführt werde. Das wird, entgegnete ihm der, in dieſem Herzogthum nie geſchehen. So möge er ſie doch wenigſtens leſen, meinte Friſchlin. Da gebe ich euch dieſelbe Antwort, erwiederte ihm Andreä, die einſt Johann Brenz einem Ketzer gab, der ihm ein Buch aufdrängen wollte: Wenn der alte Glaube darin iſt, den weiß ich ſchon; wenn ein neuer, ſo bin ich zu alt, ihn noch zu lernen.[2]) Ob Friſchlin deſſenungeachtet hernach eine Rede dieſes Mannes als Aufforderung verſtand, ihm ſeine Anmerkungen über die Fehler der gewöhnlichen Grammatiken mitzutheilen, oder ob dieß nur ein Vorwand war, ſeine Feinde, und vielleicht den Kanzler ſelbſt, zu ärgern, bleibe dahingeſtellt; daß die Zuſchrift dieſem unlieb war, wiſſen wir durch Cruſius, und daß er ihm zur öffentlichen Vertheidigung ſeiner Propoſitionen, wie Friſchlin ſie wünſchte, nicht verhelfen würde, konnte dieſer ſelbſt wiſſen.[3])

Die Schriften, welche Friſchlin dem Herzog mit der Bitte überreicht hatte, ſie mit Zueignungen an ihn herausgeben zu dürfen, waren, außer der Grammatik, am Schluſſe des Jahres 1585 noch nicht wieder in des ungeduldigen Verfaſſers Händen, welcher durch die zum Theil ungünſtigen Cenſuren, die ſie erfahren hatten, ohnehin ſchon erbittert

[1]) Crusius c. Frischlin. a. a. O.

[2]) Crus. justa, vera & postr. resp. p. 39 f. Frischlin. Popp. III, p. 59 ff.

[3]) Nic. Frischlini disputatio grammatica, tributa in CC & plures propositiones, in quibus demonstrantur & refutantur Soloecismi & Barbarismi, falsæ & superfluæ regulæ, absurdæ.. definitiones & divisiones Grammaticorum, quas res plagosi hujus ætatis Orbilii teneris puerorum animis non sine multis verberibus, ipsi flagris digniores, inculcant. Cum præfatione ad Jac. Andreæ, D. Theol., Acad. Tub. Cancellarium. Argent. Ant. Bertram 1586. Die Zueignung an Andreä ſteht auch in den Epist. & præfat. p. 36. Vgl. Crus. ll. duo ad Nic. Frischlin. 357 ff.

war. Zu Anfang des folgenden Jahres werden Melchior Jäger und der Secretarius in geiſtlichen Sachen, Laurenz Schmidlin, mit Bitten von ihm beſtürmt, ihm doch endlich ſeine Schriften zurückzuſtellen, da er in Baſel und Frankfurt Verleger dafür gefunden habe. „Wann mein Grammatica Latina, ſchreibt er dabei dem Letztern, den Meiſtern von den hohen Sinnen in Stuttgart nicht gefällt, ſo iſt es recht; ich hoff, die Graeca, respondens Latinae ad amussim, ſoll ihnen viel weniger gefallen, und das wird noch rechter ſein.“ [1]) Drei Wochen ſpäter beſchwört er den Erſtern bei Allem was heilig um Ausfolgung ſeiner ſämmtlichen Schriften. „Gott ſei gelobt, ſetzt er hinzu, daß es dahin kommen, daß ich Gruppenbachio um ſein operam nit ein Pfifferling darf geben. Dann die typographi um meine opera ſich bewerben als um eine ſchöne Braut.“ [2]) Dennoch tauchte eben um jene Zeit das Gerücht auf, Friſchlin wolle eine eigene Druckerei in ſeinem Haus einrichten, um ſeine Werke mit geringeren Unkoſten, als die Buchdrucker ihm berechneten, in Druck zu bringen. Auf Jägers Verwendung erhielt er endlich ſeine Manuſcripte heraus, nur das aſtronomiſche wurde noch zurückgehalten. Dieſe Maßregel, für die er ohne Weiteres den Hofprediger verantwortlich machte, ſetzte Friſchlin ganz außer Faſſung. Er verbitte ſich unbefugte Gewalt, ſchrieb er, daß man ihm Arbeiten, die er mit groſer Müh und Koſten zuſammengebracht, wider Recht hinterhalten wolle. Jäger möge ihm ſeinen captivum filium astronomicum ex carcere Osiandrico befreien; das ſolle die letzte Bitte ſein, die er in drei Jahren an ihn thue. [3]) So waren auch auf Friſchlins Seite die Saiten bis zum Zerſpringen geſpannt.

Am 29ten Januar begleitete er ſeinen auch jetzt noch freundlichen Verwandten Dietrich Schnepff zur Hochzeit von deſſen Tochter Sabina, von der ſie am 5ten Februar zurückkehrten. Auf dem Wege verlor Friſchlin die Goldmünze mit dem Bilde des Herzogs, die er als fürſtliches Gnadenzeichen am Halſe trug, und konnte ſie nicht mehr wiederfinden. [4]) Auch die Gnade ſeines Fürſten ging ihm in jenen Tagen unwiederbringlich verloren.

[1]) Friſchlin an Laurenz Schmidlin, Tüb. 4. Jan. 86. St. A.

[2]) An Melch. Jäger, Stuttg. 29. Jan. 86. St. A.

[3]) Fasc. 14, No. 18. 20. 21. 22 a. u. b. (Vom Febr. 86) St. A.

[4]) Crusius c. Frischlin. Mſpt. p. 146. Natürlich ſagt Cruſius, es ſei im

Die Bezichte gegen Frischlin in dem Schreiben der Universität machten in Stuttgart den ernstesten Eindruck. „Wenn — schrieb der Vicekanzler Schulter darauf, solche hochsträfliche, vor Gott abscheuliche Mißhandlungen von ihm, Frischlin, sollen fürgangen sein, so kann man dieselbigen mit keinen Fugen per dissimulationem vorübergehen lassen, sondern will sich in allweg gebühren, auf solche Denuntiation das Amt der Schuldigkeit nach zu gebrauchen und vorderst einen Grund zu erkundigen. Ists wahr: tollendo malum ex Israël justitiae satisfiat. Ists nicht wahr: consulatur famae illius.“ [1]) Da dieses Gutachten das herzogliche Placet erhielt, so wurden zuerst Superintendent und Vogt zu Cannstatt angewiesen, auf dem Rothenberg, wegen der dort angeblich erfolgten Entbindung der mit Frischlin beschuldigten Person, Nachforschung zu halten. Allein bei dieser auf dem Schloß Würtemberg gepflogenen Untersuchung „befanden sich, nach dem eigenen Ausdruck der Theologen und Kirchenräthe, die Sachen gar nicht so, wie die Universität angegeben.“ Daher erhielt nun der schon erwähnte Superintendent, M. Johann Hummel, den Auftrag, mit dem Vogt von Nürtingen, Balthaß Mütschelin, sich nach Tübingen zu verfügen, und dort die Sache, auch der andern Magd wegen, genauer zu untersuchen. [2]) Vergebens bat der Superintendent, „ihm diese Verrichtung in Gnaden zu erlassen, in Bedenkung, daß Dr. Frischlini Hausfrau seiner Hausfrauen von den Brenzen her etwas verfreundet sei;“ auch der Vogt soll sich anfänglich geweigert haben: beide aus Furcht, so hieß es, einen Liebling des Fürsten, wofür Frischlin noch immer galt, zu beleidigen. [3]) Am 14ten Februar trafen die beiden Commissarien in Tübingen ein, [4]) und nun wurde von Dienstag

---

Rausche geschehen. Allein auf einer Reise, die ohne Zweifel zu Pferde gemacht wurde, brauchte es dessen nicht, um so etwas zu verlieren.

[1]) Vom 20. Jan. 86. St. A.

[2]) Fasc. 14, No. 8. 12. 15. 16. 17.

[3]) Fasc, 14, No. 17. St. A. Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 148.

[4]) In einem Heft: „Aufgeloffener Zehrungscosten in einer bewußten Commission Sachen, eine Person zu Tübingen betreffende, anno 86 gehalten durch M. J. Hummeln ꝛc. und Balthaß Mütschelin ꝛc.,“ Fasc. 14, No. 30 St. A., ist von der Hand des geistlichen Herrn folgende Nota eingelegt: „Der Wendel Rotacker, Metzger, hat mir den Kläpper nit gen Tübingen leihen wöllen, ich hab dann einen Jungen dabei, der selbigen füttere, und die Studenten nit

den 15ten bis Donnerſtag den 17ten die Unterſuchung in der Art vorgenommen, daß die zu vernehmenden Univerſitätsangehörigen durch den Rector, die aus der Bürgerſchaft von den Commiſſären beeidigt, und Erſtere auf der Artiſten Collegium, Letztere auf dem Rathhaus befragt wurden.[1])

Unterſcheiden wir die beiden gegen Friſchlin erhobenen Anſchuldigungen, ſo lautete in Betreff der geſtorbenen Magd die Ausſage des Profeſſors der Medicin, Dr. Hamberger, dahin: Ehe Friſchlin „in Krabatten gezogen," ſei er, Hamberger, eines Morgens früh in deſſen Haus berufen worden, wo er die Magd ſchon todt gefunden habe, nachdem ſie um 2 oder 3 Uhr in der Nacht ein Klyſtier erhalten. Friſchlin ſei ſo erſchrocken geweſen, daß er dafür halt, wenn man denſelben damals geſtochen, er hätt kein Blut gegeben. Wegen des Klyſtiers habe Friſchlin vorher einen ſeiner Tiſchgänger, der Medicin ſtudirte, befragt gehabt, welcher der Meinung geweſen, es könne nichts ſchaden. Er, Hamberger, habe hierauf in der Apotheke das Recept geſehen, es ſei eine ſeltſame Compoſition geweſen. Dieſes Recept, datirt vom 5. März 1577, liegt noch im Original bei den Acten, und iſt inſofern freilich eine ſeltſame Compoſition, als es, in der Weiſe jener Zeit, nicht weniger als 18 Ingredientien, übrigens ſämmtlich unſchuldiger Art, wie Leinſamen, Weißlilienwurz, Anis u. dgl. enthält. Konnten aus dieſer Ausſage des Arztes (er war ein Schwager von Cruſius) allerlei Bedenklichkeiten gegen Friſchlin aufſteigen, ſo mußten ſie ſich doch zerſtreuen, als die Schweſter der Verſtorbenen, eines Buchdruckers Ehefrau, bezeugte, dieſelbe ſei während 5 Jahren, da ſie in einem andern Hauſe gedient, „in ſolcher Zeit nie recht fertig, ſonderlich die letzten drei Jahre gar übel auf geweſen, da ihr, neben andern Leibesſchmerzen, die Lung vielmal über ſich geſtiegen, daß man

darauf ſpacieren. Zudem ſo iſts böſer Weg, und die Gräben voll Waſſers geweſen, daß ich auch nit gern allein durch die Wäld reutten wöllen." Aus dieſem Hefte ſehen wir, daß damals für ein Miethpferd auf 1 Tag 3 Batzen, für einen Vierling Haber 1 Batzen, für ein Morgen- und Nachteſſen (natürlich mit Wein) je 4 Batzen bezahlt wurden.

[1]) Das Tübinger Protokoll, d. d. 17. Febr. 86, findet ſich in Fasc. 14. unter No. 24, das Begleitſchreiben der beiden Commiſſäre No. 23. Aus dieſem Protokoll iſt die folgende Darſtellung geſchöpft.

oft vermeint, ſie werd gleich Todes verfahren. Solche ihre Schweſter ſei auf Lichtmeß 1577 zu Frischlino kommen, und wenig Wochen bei ihm im Leben verblieben. Es habe der Frischlinus und ſeine Hausfrau ſie die kurze Zeit ihres Dienſtes ſo lieb gehabt, auch in ihrer Krankheit ihr ſolche Treu und Gutthaten erzeigt, als wenn ſie ihre leibliche Tochter wäre. Man habe ihr, wegen Verſtopfung, allerdings ein Klyſtier gegeben, ſie halt aber dafür, daß ſolches ihr mehr dienlich denn ſchädlich geweſen; denn als ſie von wegen der Enge um's Herz 2 Tag gelegen und nicht reden können, hab ſie gleich nach gebrauchtem Klyſtier wieder angefangen zu reden, und ſei doch bald darauf Tods verſchieden." Nach dieſem Zeugniß, mit welchem das der Meßnerin, Friſchlins Nachbarin, durchaus zuſammenſtimmte, mußte dieſe Geſchichte als Anklage gegen Friſchlin fallen gelaſſen werden, und konnte nur ein Cruſius noch ferner ſo reden und ſchreiben, als ob eine vorher geſunde Perſon in Folge von Friſchlins Klyſtier plötzlich geſtorben wäre.[1])

In Betreff der andern Anſchuldigung gingen die Ausſagen verſchiedener Bürgersleute, auch der Schweſter der betheiligten Perſon, weiter nicht, als daß dieſe, eine junge Nähterin von Nürtingen, viel in Friſchlins Haus gekommen ſei und dort genäht habe, auch gemeiniglich Sonntags von ſeinen Tiſchgängern zu Gaſt geladen worden ſei (welche von der Schweſter als ein „muthwillig Geſind" bezeichnet werden), wie nicht minder Friſchlin und ſeine Hausfrau miteinander bisweilen in ihr Logament gekommen. Aber auch zu andern Studenten ſei ſie gewandelt, insbeſondere habe ſie einem Siebenbürger, Namens Peter, „heftig nachgehenkt," ſo daß, als ſie ſchwanger geworden, Etliche Friſchlinum, Andere dieſen Siebenbürger im Verdacht gehabt. Die Nähterin ſelbſt, ſagt die Schweſter, habe betheuert, daß ihr und Friſchlin mit ſolchem Bezicht ungütlich geſchehe; aber Friſchlins Hausfrau habe ihr gedroht, wenn ſie wieder zuſammenträfen, „ihr die Augen auszureißen."

Mit dieſen Ausſagen war gleichfalls nichts gegen Friſchlin zu machen, und man hätte vielleicht die ganze Sache, zumal ſie bereits

[1]) Crus. justa, vera & postrema resp. (vom J. 88) p. 94: .. de ancilla tua, cui tu ante annos ut medicus clysterem dedisti, quæ eodem die mortua est, cum antea fuisse sana diceretur.

7 Jahre alt war, fallen gelaſſen, wenn nicht ſeine eigenen Schwäger zu ſeinem Verderben ausgeſagt hätten.[1]) Der ihm von jeher feindſelige Dr. Johann Brenz war es (neben M. Samuel Hailand) ohne Zweifel ſchon früher geweſen, der ſeinen Collegen die Angaben für ihr Schreiben an den Herzog geliefert hatte. Jetzt erklärte er, zwar ſei Frischlini Hausfrau ſeine Blutsverwandte, daher er dieſer Depoſition wohl möcht überhoben ſein; doch wolle er der Wahrheit Zeugniß geben. Es ſei ſchon lang, wohl 8 oder 9 Jahr da ſei ſeine Baſe, Frischlini Hausfrau, zu ihm gekommen mit einem Brief in der Hand, und geklagt, wie abermalen der Magd wegen um Geld geſchrieben werde, welche ſie ohnedas ſchon ſo viel koſte, daß ſie Solches nicht werde länger erſchwingen können. Sie habe gewünſcht, daß er, Brenz, ihre Mutter um Darſtreckung des Geldes anſprechen ſolle; er habe ſich aber der Sache nicht annehmen, auch den Brief nicht leſen mögen, ſondern ihr geantwortet: weil ihr Hauswirth (der ſeines Behaltens damals in Freiburg geweſen) und ſie viel ſeltſamer Händel, und ihm nie haben folgen wollen, ſo ſollen ſie dieſe Sach auch ohne ihn ausmachen; worauf ſie gegangen ſei. Der Brief werde wohl, in Friſchlins Abweſenheit, an ſeinen vertrauten Schüler, Hieronymus Megiſer, gerichtet geweſen ſein. Dieß erläuterte nachher M. Sam. Hailand dahin: es ſei aller Orten, auch im Stipendio (deſſen Magister domus Hailand war) gemeine Sage geweſen, daß Friſchlins Bruder der ſchwangern Magd halben ein Schreiben gen Tübingen geſchickt, darauf zwei Cito geſtanden, welches ſeines Behaltens gleich von einem Tiſchgänger aufgebrochen, von der Frau vermerkt, und alſo ſpargirt worden. Auch Caſpar Rüttel, der Schweſtermann von Friſchlins Hausfrau,[2]) ſagte aus, daß, während Nicodemus in Laibach war, deſſen Bruder Jakob ihm von der verdrießlichen Commiſſion geſprochen habe, die er in der Sache zu verrichten gehabt.

[1]) Crus. c. Frischlin. Mſpt. p. 146: Καὶ μόλις μὲν ἐφωράθη, ὅμως δὲ τοῦ βελτίστου Βρεντίου καὶ τοῦ Ῥιτελίου, τῶν αὐτοῦ κηδεστῶν, μηνυσάντων. Dieß war derſelbe Brenz, dem man nachſagte, er habe einſt bei einem öffentlichen Aufzuge den Vortritt vor ſeinem Vater, dem ehrwürdigen Reformator, in Anſpruch genommen, weil dieſer nicht, wie er, D. Theol. war. Vielleicht bloße Anekdote: aber ſie zeigt, was man dem Manne zutraute.

[2]) Er heißt ein Univerſitätsverwandter, Fasc. 16, No. 149; wahrſcheinlich gehörte er zur Univerſitätsſchreiberei.

So war nur noch übrig, den genannten Bruder, Jakob Friſchlin, damals lateiniſchen Schulmeiſter in Waiblingen, zu vernehmen. Da er uns von jetzt an öfters in der Lebensgeſchichte ſeines Bruders begegnen wird, ſo wollen wir uns erinnern, daß er zehn Jahre jünger als dieſer, und von ihm unterrichtet und ausgebildet war. Führte ihn ſchon dieß auf ähnliche Studien und Beſtrebungen hin, ſo ſtand er auch ſeinen Naturanlagen nach zu ſeinem älteren Bruder in einem Verhältniß, wie wir es zwiſchen Brüdern, oder auch zwiſchen Vater und Sohn nicht ſelten finden, daß nämlich der Eine wie eine geiſtloſe Kopie des Andern erſcheint. Man findet ähnliche Fertigkeiten, ähnliche Neigungen: aber der geiſtige Gehalt, der Kern des Charakters fehlen. So war Jakob Friſchlin ein Schnell- und Vielſchreiber, ja ſelbſt ein Poet trotz Nicodemus: aber ſeine Sachen verhalten ſich zu denen ſeines Bruders wie gefärbtes Waſſer zu Wein. Bald reicht er bei der Univerſität deutſche Reime unter die Bilder der Profeſſoren, bald eine poetiſche Beſchreibung ſeiner Waiblinger Schule ein, die aber ihrer Ungereimtheit wegen zurückgewieſen werden; bald bei Hof eine Würtembergiſche Geſchichte in lateiniſchen Verſen, die aber der befugteſte Richter, Oswald Gabelkofer, unbrauchbar findet, oder eine poetiſche Genealogie des Würtembergiſchen Hauſes, die auch „wenig Schatz werth iſt.“ Am eheſten gelang es ihm noch, wo er ſich an ſeinen Bruder anlehnen konnte, entweder als Ueberſetzer, wie von mehreren ſeiner Komödien, oder als Plagiator, wie in ſeiner Beſchreibung der Hochzeit Ulrichs mit Sabina, worin die Hochzeitsbeſchreibungen des Nicodemus weidlich geplündert ſind. Auch von der Unruhe und Unſtetigkeit, welche dieſen umtrieb, hatte er etwas: er war nacheinander Schullehrer in Cannſtadt, Waiblingen, Neuenſtadt, Reutlingen, Urach, Schorndorf, Winnenden, Meckmühl und Ebingen. Macht ſein Bruder tolle Streiche, ſo macht er dumme. Er läßt ſeine Schüler Reime ſeines eigenen Machwerks ſtatt der Pſalmen in der Kirche ſingen, und wird dafür in Stuttgart eingeſperrt. Eine Komödie von einem fabelhaften Ahnherrn des Hauſes Würtemberg, die er drucken läßt, fällt ſo unanſtändig aus, daß ſie dem Poeten ſtatt Lohns einen Verweis einträgt und die Exemplare mit Beſchlag belegt werden. So iſt er auch eine Zeit lang amt- und brodlos, bis ihn die Reutlinger in ihre Dienſte

nehmen. Die genitale Lebendigkeit seines Bruders erscheint bei ihm als aufdringliche Vielgeschäftigkeit, als taktlose Geschwätzigkeit, die bei aller guten Meinung (er will vermitteln, des Crusius und Nicodemus Grammatiken in Einklang bringen u. dgl.) bisweilen in's Charakterlose geht. So hatte er hier durch sein einfältiges Cito auf einem Briefe von so häklichem Inhalt seinem Bruder diese ganze Geschichte auf den Hals gezogen, dann wieder gegen den Schwager unnöthigerweise geplaudert, hierauf machte er ein abgeschmacktes Epigramm auf die Sache,[1]) das von den Feinden seines Bruders ausgebeutet werden konnte, und in derselben Rolle werden wir ihn fortan durchaus finden.[2])

Jetzt wurde er, damit er desto weniger „tergiversiren" möchte, nicht vor die Commissäre, sondern geradezu vor die Hofkanzlei in Stuttgart citirt. Und doch tergiversirte er Anfangs und wollte ausweichen; erst wie man ihn ernstlich ansprach und merken ließ, daß man mehr wisse, bekannte er endlich, daß er die Person, die vor 6 Jahren mit dem Geständniß zu ihm gekommen, mit seinem Bruder zu thun gehabt zu haben, erst auf den Rothenberg gewiesen, dann mit Reisgeld von seinem Bruder nach Würzburg gebracht habe, wo sie hernach eines Kinds niedergekommen sei. Sein Bruder habe den Hieronymus Megiser hingeschickt, der bei der Taufe gewesen und sich für den Vater des Kinds (eines Mädchens, das bald darauf gestorben) ausgegeben habe. Laut Nachrichten aus Würzburg sei sie dort jetzt „bei einem Pfaffen, der sie täglich wohl abschlage, ihr aber übel zu fressen gebe." Schließlich bittet er, seinem Bruder ja von seiner Anzeige nichts zu sagen; denn wenn er etwas davon erführe, müßte er sich Arges von ihm besorgen.[3])

---

[1]) Bei Crusius, def. necess. p. 255 f.:
Grammatica est strigilata,
Famula est dedolata:
Quam res bene est obsignata!
welches in den entsprechenden deutschen Reimen noch viel gemeiner lautete.

[2]) Die Notizen über Jakob Frischlin, so weit sie sich nicht in unsern Urkunden, insbesondere dem Crusius'schen Mspt. contra Frischlinum, fanden, sind Johann Jakob Mosers Würtembergischer Bibliothek, an verschiedenen Stellen, entnommen.

[3]) Jacobi Frischlini Bericht und Anzeig, seinen Bruder betreffend. Stuttg. 22. Febr. 86. St. A.

Auf dieſe Angaben hin war nun das Erachten der Räthe, Friſchlin nach Stuttgart zu beſcheiden, und der Herzog ſchrieb eigenhändig darunter: Fiat fürderlich. Aber Friſchlin fand nicht gerathen, die Citation abzuwarten: an demſelben Tage, wo ſie von Stuttgart ausging, am 4ten März, verließ er Tübingen und entfloh nach Frankfurt. Wohl möglich, daß ihm, wie Cruſius angibt, der Bruder Jakob dazu gerathen hatte:[1]) einer der thörichtſten Streiche ſeines Lebens war dieſe Entweichung auf jeden Fall. Die Vorladung wurde ihm nachgeſchickt: Hoho! rief er, als er ſie erhielt, und warf die Arme hin und her, ich komme gewiß nicht.[2]) In der ſchriftlichen Verantwortung an den Herzog, die er ſofort abgehen ließ, legt er ſeiner Reiſe zunächſt den Zweck unter, den Druck ſeiner zurückempfangenen Schriften während des Sommers in Frankfurt zu beſorgen. Dabei verhehlt er aber nicht, daß es ihm bedenklich erſcheine, ſich jetzt oder künftig vor dem herzoglichen Landhofmeiſter zu ſtellen; das 82te Jahr liege ihm noch im Sinn, auch habe ihm ſeine Frau von dem ſcharfen Verhör geſchrieben, durch welches man ſeinem Bruder, den er von Jugend auf erzogen, das, was er demſelben vor 7 Jahren anvertraut, abgepreßt habe. Die Urſache dieſer Inquiſition könne er wohl vermuthen. Wäre es ſeinen Feinden dabei um Zucht und Ehrbarkeit zu thun, ſo würden ſie dieſe Unterſuchung ſchon vor 7 Jahren angeſtellt haben. Nun äußert er die Vermuthung, von Fritz Herter denuncirt zu ſein, und fährt dann nach etlichen Ausfällen auf dieſen ſo fort:

„Was aber mich belangt, iſt die Sach alſo, und nicht anderſt, beſchaffen. Als im vorgemeldten 79ten Jahr meiner Dienſtmagd Anna Schweſter, mit Namen Margaretha, eine junge muthwillige Wittib, ſo auf ein halb Jahr einen Mann gehabt, in meinem Haus nähet, und ich ſammt meiner Hausfrau viel junger Koſtgänger hatt, und aber an der Wittib ein geile Weis wahrgenommen, auch deßhalben beſorgt, es möcht ein Stund bringen das ein Jahr nicht brächt, da haben ich und meine Hausfrau ſie mit zeitigem Rath aus dem Haus geſchafft. Sie aber in dem nächſten Haus ein Stüblein beſtanden, darin ſie etlich Wochen mit einem Tiſchgänger gehauſet, und dann mit jungen Stu-

[1]) Crus. c. Frischlin. Mſpt. p. 149: Die 4. Mart. Nicodemus profugit Francofurtum, suasu, ut ferebatur, Jacobi fratris.

[2]) Crus. a. a. O.

denten, beſonders mit einem Siebenbürger, bis in die Mittnacht ſehr ärgerlich ſich gehalten; daß ich hierum ihren Hausherrn, einen alten Zimmermann, beſchickt, und ſeinen Töchtern zu Gutem gewarnt, ſolchen nächtlichen Unfug abzuſtellen. Nun kann ich bei gutem Gewiſſen ſagen, daß ich in gedachter jungen Wittib Loſament nie bin kommen, ſondern ſie zu mir (als ich noch Fritz Herters guter Zechbruder und ein junger angehender von Adel war) ſich ſelbs ungefordert verfügt, zutäppiſch genug gemacht, und endlich ſolche Urſach und Anreizung gegeben, daß nicht allein meine Hausfrau hernach und anjetzo bekennet, es ſollte wohl ein Frömmerer denn David durch eine ſolche Thamar verführt ſein worden... Daß ich aber in gedachtem 79 Jahr meinen Bruder Jacobum gebeten, als er ſeine Schwäger im Frankenland beſuchen wollte, er ſoll dieſe Thaidem mitnehmen und einem guten Freund anbefehlen, iſt aus der Urſach geſchehen, weil ihre Bühl, mit denen ſie Tag und Nacht gebuhlt, alle hingezogen, und ich meinem Bruder klagt, es möchte dieſe Belials-Tochter das Bad über den Allerunſchuldigſten ausgießen. Daß nun aber mein Bruder ein unbedacht Schreiben, deſſen er wohl hätte oberſtehen können, an mich abgehen laſſen, und dann mein Weib in meinem Abweſen daſſelbig (nach ihrem Brauch) aufgethan und Freunden und Feinden aufgewieſen, ja abzuſchreiben gegeben: das muß ich für ein ſonder Unglück erkennen und Gott dem Herrn darüber klagen, dem ich auch mein Miſſethat bekennt und aus Grund meines Herzens mit dem Miserere abgebeten." Auch habe er ſeine Sünde dieſe 7 Jahre her redlich gebüßt, und einen leibhaftigen Teufel an Fritz Herter gehabt, der ihn vielfältig verfolgt, und mit ſeinen Aſtanten bis auf das Mark in Beinen durchächtet habe. Sein Weib bekümmere ſich jetzt ihrer Thorheit halben ſehr, daß ſie und die Ihrigen in dieſer Sache alſo wider ihn gehandelt, auch daß ſie ihn aus Crain, von ſeinen beſten Freunden, gen Tübingen, zu ſeinen ärgſten Feinden ausgebracht; allein damit ſei der Sach anjetzo nicht geholfen. Er könne ſich die Rechnung ſelbſt machen, daß er durch dieſen vor Langem geſchehenen Fall, der Niemand leider ſei als ihm, den aber ſeine zahlreichen Feinde zur Befriedigung ihres zwölfjährigen Haſſes und Neides benutzen werden, des Herzogs Gnade verſcherzt und Alles auf Einen Haufen verloren habe, was er zuvor mit großer Müh und Arbeit gewonnen. Da er nun ohnehin viele Jahr her in des Her-

zogs Land wenig Glück gehabt, auch hinfüro keinen Stern darin zu haben ſich getraue, ſo gedenke er daſſelbe fürohin gutwillig zu meiden, und bitte nur um der Barmherzigkeit Gottes willen, der Herzog möge nach angeborner Milde, in Bedenkung ſeiner bisherigen Arbeiten und Leiden, ſeiner Privilegien und ſeiner Familie, ihm dieſen Unfall nicht zum Aergſten deuten, und ſeinem Fortkommen in andern deutſchen Landen nicht im Wege ſein. Sollte er jedoch in dieſer Sache noch weiter angefochten werden, oder Gefahr zu beſorgen haben, ſo ſei bei ihm endlich beſchloſſen, ſich in andere Königreiche, da ſein Name lieb und werth, zu begeben; denn dieſe maculam hoffe er ſchon allbereit mit vielen ſeinen operibus delirt zu haben, auch in Kurzem noch beſſer zu vertilgen; Herters und ſeines Anhangs laudes dagegen werde er, wofern ſie nicht ruhen, dergeſtalt verbreiten und verewigen, daß ſie wünſchen möchten, ſie hätten ihn unbetrübt gelaſſen.[1])

War ſchon dieſes Schreiben an den Herzog kaum geeignet, einen begütigenden Eindruck zu machen: ſo war es doch noch mäßig und anſtändig in Vergleichung mit einem Actenſtück, das Friſchlin wenige Tage nachher von Frankfurt aus in alle Welt ſandte. Es iſt dieß eine lateiniſche Elegie, die er mit dem Datum vom letzten März auf einem einzelnen Blatte drucken ließ.[2]) Angeblich ein letzter Gruß an ſeine Tübinger Freunde, iſt ſie vielmehr ein Mordſchlag, der mitten unter ſeinen dortigen Feinden platzen ſollte. Im Eingang ſpricht er ſeine Freunde an, warum ſie mit dem wandelbaren Glück ihm den Rücken kehren? Ein verjährtes Jugendvergehen abgerechnet, habe er ſich eine Reihe von Jahren, in Tübingen wie in Crain, tadellos verhalten: was er denn nun verbrochen habe, daß ſie ihre Geſinnung ändern? Hierauf lehnt er, in einer Reihe von Non ego — Non — Non, verſchiedene Verbrechen oder Scandale von ſich ab, welche er nicht unbeutlich ſeinen Feinden, als von ihnen begangen, zuſchiebt. Er habe keine Schmähgedichte auf Jemanden gemacht, insbeſondere nicht unſchuldigen weiblichen Ruf durch ſchmutzige Beſchuldigungen befleckt. Nicht (wie Cruſius) ſein Weib des Ehebruchs angeklagt,

[1]) Friſchlin an den Herzog. Frankfurt 26. März 86. St. A.

[2]) Da dieſe Elegie in ihrer urſprünglichen Geſtalt nicht in Friſchlins Werke aufgenommen, mithin eine große Seltenheit iſt, ſo laſſen wir ſie im Anhang aus dem Exemplare des Würtembergiſchen St. A. abdrucken. S. Beilage VII.

noch, wie ein berühmter Hauswirth (derſelbe) zwei Weiber nacheinander zu Tod geprügelt. Sein Sohn habe nicht aus Geldgier eine ehrloſe Frauensperſon geheirathet (wie der von Heerbrand). Er habe Niemanden um Geld geprellt. Kein unſchuldiges Landmädchen, keine Magd, keine Ehfrau verführt (wie angeblich Herter). Sei ſtets frei von Geiz, freigebig und wohlthätig geweſen. Nur eine Buhlerin, unterſtützt durch Wein, den ihm ein Centaurus (Herter) eingeſchenkt, habe ihn einmal berückt. Und hierüber beklage ſich Niemand als Leute, bei denen Unzucht und Blutſchande, Raub und Mord an der Tagesordnung ſeien, und die ihre blutigen Thaten durch ſeinen Fall vergeblich zu beſchönigen ſuchen (Herter). Im Gegentheil könnte er ſein Vergehen durch eine Lieblingsrede des gräulichen Cyclopen (Herter) decken, womit dieſer die Enthaltung von einem reizenden Gegenſtande lächerlich zu machen pflege. Wer ſich feſt gegen alle Verführung wiſſe, der möge auf den jungen, bis dahin tadelloſen Dichter den Stein werfen. Der Gerechte falle, aber er ſtehe auch wieder auf: wogegen, wer feſt zu ſtehen meine, ſich vor dem Fall in Acht nehmen ſolle. Seine Freunde aber mögen auch fortan ſeine Schriften günſtig aufnehmen, wie man an den Pſalmen des keineswegs fleckenreinen David ſich gleichwohl erbaue.

Am 10ten April wurde dieſes Libell, von dem der Verfaſſer vor Allem auch nach Tübingen Exemplare ſchickte, im dortigen Senat verleſen, und ſogleich eine Klage an den Herzog beſchloſſen. Wer nur wenig in Tübingen geweſen, bemerkte hiezu der Kanzler Andreä, der verſtehe leichtlich, daß Friſchlin faſt die vornehmſten Profeſſores daſelbſt, auch ihre Weiber und Kinder, anziehe. Vieles ſei falſch, was er vorbringe; doch auch die Wahrheit entſchuldige die Injurie nicht. Die Univerſität aber klagte, „daß Friſchlin ſeine Famosſchrift weit und breit ausgeſprengt, durch viel Studiosos und andere Perſonen, ſo ihm bekannt und er zu Frankfurt angetroffen, hin und wieder an alle End verſchickt, als denen er die gedruckten Exemplaria mehrtheils auch wider ihren Willen angehenkt; Etlichen aber (damit doch ja Solches nicht verborgen bleibe) ſein Carmen ſelbs ausgelegt, mit deutlicher Anzeigung, welche Perſonen er gemeint.“ [1]) Friſchlins

[1]) Rector und Senat an den Herzog, Tübingen 19. Apr. 86. St. A. Vgl. Crus. c. Frischlin. Mſpt. p. 150.

eigene Hausfrau ſoll Exemplare dieſer Elegie verkauft, und ſeine Schweſter Martha, die er in Tübingen bei ſich hatte, auf dem Markt geäußert haben, die Herren ſeien nur deßhalb ſo bös darüber, weil ihnen darin die Wahrheit geſagt werde. In Bezug auf ſeine eigene Angelegenheit mußte ihnen Friſchlin als ein Wahnſinniger erſcheinen, der mit ſeinen Feinden doch immer auch ſich ſelbſt vor aller Welt an den Pranger ſtellte; ob es gleich eine ſcheinheilige Lüge von Cruſius iſt, wenn er verſichert, ſie, die Tübinger, würden das Vergehen ihres Beleidigers mit chriſtlicher Liebe zugedeckt haben.[1])

Doch Friſchlin ſelbſt war der Erſte, der, nachdem die anfängliche Befriedigung über den geführten Schlag vorüber war, einſah, daß er zu weit gegangen. Die Elegie iſt vom letzten März, Gründonnerſtag, datirt: und ſchon am Oſterdienſtag, den 5ten April, folgte ihr eine gleichfalls gedruckte Retractation nach.[2]) Sie iſt eine Umarbeitung der Elegie, durch Weglaſſungen und Zuſätze, Umſtellungen und Aenderungen. War in der erſten Elegie die vorgebliche Abwehr faſt durchaus nur Maske, hinter welcher der Angriff ſich verbarg: ſo ſucht in der zweiten Friſchlin die Sache ſo zu ſtellen, als wäre es ihm in der That nur um Abwehr ungerechter Beſchuldigungen zu thun. Zu dieſem Ende mußte er Alles ſtreichen oder umwandeln, was ihm gar nicht vorgeworfen ſein konnte, z. B. zwei Frauen todt geprügelt zu haben, da ſeine Eine Frau noch lebte, oder die ſchmähliche Heirath eines Sohnes, deren er noch gar keinen erwachſenen hatte. Auch der offenbare Ausfall gegen Herter wegen Unzucht und Mord und der angebliche Waidſpruch deſſelben blieb weg; ſtatt deren dann eine Reihe abbittender Verſe an den Herzog eingerückt iſt. Unter dieſer umgearbeiteten Elegie ſteht eine Nachricht an den Leſer: Der Verfaſſer habe zwar im Sinne gehabt, die grundloſen Beſchuldigungen von Laſtern und Verbrechen aller Art, die gegen ihn ausgeſprengt worden, nach dem Rechte der Retorſion auf die Urheber, die ihm mehrentheils unbekannt, zurückzuwerfen; doch, um Mißdeutungen zu vermeiden, habe er ſein Vorhaben geändert, und wolle nun die Strafe Gott, dem ge-

[1]) Crus. def. nec. p. 248. Contra Frischlin. p. 149 f.

[2]) Nic. Frischlini P. L. C. P. Cæs. &c. Elegia ad amicos scripta, purgandi se & culpam deprecandi causa. Francof. ad Moen., typis Petri Fabricii, anno 1586 Non. April. Auch in Opp. P. eleg. L. XXI, Eleg. 17.

rechten Richter, heimſetzen. Daher erkläre er die wenigen Exemplare der erſten Elegie, die er in der Hitze eines ungerechten Zorns, undurchgeſehen und ungebeſſert, einzelnen Freunden, den Verläumdern damit den Mund zu ſtopfen, mitgetheilt habe, hiemit für kraftlos und ungültig.

Es iſt aber, als wäre ſchon nach Verfluß weniger Tage dem Dichter dieſe Abſtumpfung ſeiner Waffe wieder leid geweſen; denn die vom 5ten datirte zweite Elegie begleitete er am 14ten mit einem Schreiben „an ſeine Freunde" in Tübingen, worin die abgebrochenen Spitzen großentheils wiederhergeſtellt und in muthwilligem Spiele den Feinden aufs Neue entgegengehalten werden. Hier will er nun die erſte Ausgabe der Elegie für Würtemberg, die zweite für das Ausland beſtimmt haben; nur dort beſchuldige man ihn ſo gräulicher Dinge, dort ſei mithin die Retorſion am Orte geweſen, während hier die Entſchuldigung des bekannten Vergehens genüge. In Würtemberg und von Würtemberg aus werde er beſchuldigt, als hätte er vor Jahren eine Dienſtmagd geſchwängert und dann unſichtbar gemacht, mit ſeiner Frauen Schweſter zu thun gehabt, und ſonſt viel Jungfrauen geſchändet. Derlei Bezichten nun müſſe er nicht blos ſchlechthin widerſprechen, ſondern auch wider dieſe Läſtermäuler legitimam retorsionem gebrauchen und ſagen, wer ihn dieß und jenes zeihe, der ſei ſelbſt ein ſolcher Geſell, welcher dergleichen begehe und mit den ihm zugemutheten Uebelthaten zu beſchönigen ſuche. Und während ihn der Adel ſolcher Verbrechen beſchuldige, legen ihm die Univerſitätsverwandten zur Laſt, daß er nicht blos auf die vornehmſten Profeſſoren, ſondern auch auf deren Frauen und Töchter Satyras gemacht habe (deren Inhalt, nach anderweitigen Andeutungen auf die Familie des Profeſſors Anaſtaſius Demler bezüglich, hierauf noch ſchmutziger als in der Elegie angegeben wird). Aber von ihm ſolle ſich in Ewigkeit nicht erfinden, daß er den unſchuldigen Ruf Anderer verletze. Außerdem rede man ihm in Tübingen nach, „er habe ſein Weib, „um daß ſie ſeine begangene Thorheit ausbleſiret und ihn unter die Leute gebracht, ihrem Verdienſt nach dermaßen tractirt, daß man ſie für halbtodt umgeſchleift." Nun ſei das nicht geſchehen und man möge ſie ſelbſt darum befragen. „Iſt aber etwa ſonſt ein fein Mann, der mir den Wein ausrufen kann, von dem die gemein Sag, auch

beiderſeits Schwäger klagen, daß er ſeinen vorigen Weibern den Laimen ſo gräuſenlich erklopft, daß man ſie oft für todt umzogen, und ſie in 8 Tagen aus dem Bett nicht kommen können, ſo mag derſelb ſein Herr ſich hören laſſen. [1]) Daß mir aber auch allenthalben, wo ich hinkomm, fürgeworfen wird, ich hab unter andern Schwägern auch einen namhaften, [2]) der ſich zu einer jungen muthwilligen Wittib verheurt wegen ihres Guts, welche doch zuvor einen henkermäßigen Mann und den man mit Ruthen in ſein Haus geſtrichen hat, auch um großes Guts willen zur Eh genommen und ſich ſeiner Schand theilhaftig gemacht, auch ſonſt ſich üppig genug bei ihm verhalten: was kann ich dafür? Hab ich doch weder Rath noch That dazu gethan. Und wollt mich in mein Herz hinein ſchämen, daß ich um ſchnödes Geldes wegen der Kirch Gottes einen ſolchen Schandfleck ſollt anhenken. Was nun aber meinen leidigen Fall belangt, muß ich leider bekennen, daß mich nicht allein dieſe Circe mit ihren illecebris, ſondern auch der gut, ja wohl damals verflucht (wenn ich meinen Fall anſeh) Veltliner, deſſen ich damals mehr als des heil. Geiſts gehabt, dazu erhitziget." [3]) Er habe

[1]) Cruſius ließ ſich hören, aber ſehr kleinlaut. Seine ganze Rechtfertigung läuft darauf hinaus, daß nichts derart vor die Obrigkeit gekommen. Justa vera et postr. resp. p. 86 f.

[2]) Da ein Bruder des mit der Kaislerin verheiratheten Carl Herrbrand, Chriſtoph, eine Schnepffin zur Frau hatte, welche die Tochter einer Brenzin war, ſo konnte jener in der Sprache der Zeit wohl Friſchlins Schwager heißen; dem freilich Niemand wegen der Heirath dieſes Schwagers Vorwürfe gemacht haben wird.

[3]) Dieß hängt mit einer Verſchiedenheit der Lesart zwiſchen der erſten und zweiten Elegie zuſammen, welche uns die ganze leichtfertige Art zeigt, mit der Friſchlin in ſeinen perſönlichen Streitigkeiten ſeine Worte zu drehen pflegte. In der erſten Elegie las man

Oppletum vino, Rhoete nefande, tuo.

Nun ſagt zwar Friſchlin in dem obigen Briefe, darunter habe er nicht den Centauren Rhötus, ſondern den Rhätiſchen, d. h. Veltliner, Winzer verſtanden; weßwegen er in der Umarbeitung ſtatt Rhoete nefande, Rhæte colone, ſetzte. Allein nichts iſt gewiſſer, als daß er unter dem Rhötus vielmehr einen Centauren, d. h. nach ſeinem Sprachgebrauch einen Adelichen, und zwar keinen andern als denjenigen verſtanden hatte, von dem er in dem Brief an den Herzog ſagte, er ſei damals ſein guter Zechbruder geweſen, nämlich Fritz Herter, und daß das Andere nur eine Umdeutung iſt, hervorgegangen aus der Beſinnung,

nun, ſo ſchließt er ſeinen Brief, von ſeiner erſten Elegie, wie ſie zuvor in Allem auf 20 Bogen gedruckt worden, die Exemplare, ſo er an Freunde gegeben, wieder an ſich gezogen und ihnen Exemplare der andern Elegie dafür gegeben, damit nicht anderer Leut Schande mit der ſeinigen (die er bald abzuwiſchen hoffe) in fremden Ländern bekannt werden möge; auch ſie bitte er, die ihnen geſchenkten Exemplare der erſteren für ſich behalten zu wollen.[1])

Eine Abſchrift von dieſem Brief, ſammt der zweiten Elegie, ſchickte Friſchlin auch an Melchior Jäger, der unterdeſſen (unter dem 28ten Februar 1586) vom Kammerſecretär zum adelichen geheimen Rath erhoben worden war. Er fragte dabei an, ob er wirklich dem Herzog ſo verhaßt ſei, daß er für die Werke, die er ihm habe zueignen wollen, und die nun bei Spies in Frankfurt gedruckt werden, (nämlich die Paraphraſen und den Nomenclator) einen andern Patron ſuchen könne? Die Fama, ſetzt er hinzu, flüſtere etwas von einem Bräutigam Jäger: er möchte wohl wiſſen, was Wahres daran ſei.[2])

Während Friſchlin ſo an Melchior Jäger noch ganz im Tone alter Vertraulichkeit ſchrieb, ergoß er ſeinen ganzen Zorn auf einen Theil der herzoglichen Räthe in ein Schreiben an Laurenz Schmidlin, mit dem er ohnehin als mit einem der von ſeinem Schwäher beſtellten Pfleger ſeiner Kinder in geſpanntem Verhältniß ſtand. Dieſer Brief iſt ſeinem Tone nach ein Vorläufer des Famosſchreibens an die herzoglich Würtembergiſche Kanzlei, welches 4 Jahre ſpäter die letzte unglückliche Wendung von Friſchlins Schickſal herbeiführte. „Ich hab nun, ſchreibt er dem geiſtlichen Secretarius, etliche Schreiben wegen

nicht auf's Neue in dieſes Weſpenneſt ſtechen zu dürfen. So wird denn auch der ſaubere Waidſpruch, den die erſte Elegie einem perſönlich angeredeten Cyclopen, d. h. offenbar dem Herter, in den Mund legte, die zweite aber wegließ, in dieſem Begleitſchreiben mit einem einleitenden Diſtichon als Grabſchrift für einen ſchon verſtorbenen Cyclopen und nobilis scortator, von dem Friſchlin einſt in einer namhaften Reichsſtadt dieſe Grundſätze vortragen gehört habe, eingeführt.

[1]) Frankfurt 14. April. Zum Schluß: Valete, amici & fratres, & Frischlinum, qui posthac nunquam videbit Tubingam, sicut nec Tubinga Frischlinum, vestris interdum literis salutate, memores istius: Post nubila Phœbus.

[2]) Friſchlin an Melchior Jäger, Frankfurt, 16. Apr. 86. St. A.

meines operis astronomici laſſen abgehen, welches Dr. Osiandri Cenſur übergeben worden. Nun ſollt ihr wiſſen, da ihr geiſtlichen Räth unter dem Schein eines fürſtlichen Decreti dieß Werk nicht werdet ohne allen Verzug meiner Hausfrauen heimſchicken, damit ichs dem Drucker könn zu drucken geben, und ſelbs Corrector allhie ſein: daß ich ein ſolch Proteſtation wider dieſen Oſiandriſchen neidiſchen Gewalt in offentlichem Druck an einen fürnehmen Fürſten des Reichs, dem ich dieß Werk dedicirt,[1]) auf künftige Herbſtmeß, oder auch anjetzo bar, weil ich im Jeſt bin, will ausgehen laſſen, daß man viel Geld hernach dafür geben ſollt. Und will euch treulich gewarnet haben, daß ihr nicht Urſach gebet den Papiſten, Jeſuiten und Calviniſten, die Bücher Osiandri, Brentii, Lutheri, ihren Leuten zu verbieten, dieweil ſie ihnen nicht gefällig, und zu ſagen, ſie gangen mit Osiandri etc. Büchern um wie Dr. Oſiander mit Frischlini Büchern umgang."[2]) Das Ganze war ein blinder Lärm, denn das Manuſcript war ſchon unter dem 3ten März nach Tübingen abgegangen, wo es aber den Verfaſſer nicht mehr getroffen hatte, ſondern ihm erſt ſpäter durch ſeine Frau nach Frankfurt gebracht wurde.[3])

Unerachtet nämlich ihr Mann im Augenblick nicht gut auf ſie zu ſprechen war, indem er ihre leidenſchaftliche Ausbreitung jenes Citobriefs vom Jahr 79 als die Veranlaſſung ſeines Unglücks betrachtete,[4]) ſo reiste Margaretha Friſchlin doch am 27ten April zu Pferde in Begleitung eines Boten von Tübingen ab, um ſich zu ihm nach Frankfurt zu begeben. Er war hier Anfangs in einer Garküche eingekehrt; als er aber dem Prediger Oſeas Hala ſeine Noth klagte, nahm ihn dieſer in ſein Haus auf, wo er 7 Wochen blieb und Koſtgeld bezahlte. Seine Stimmung während dieſer Zeit war, wie ſchon aus dem verſchiedenen Ton ſeiner Elegien und Briefe hervorgeht, ſehr

[1]) Dem Churfürſten Chriſtian von Sachſen.

[2]) Friſchlin an den geiſtl. Rath und Secretarius Laurentius Schmidlin, Frankf. 15. April 86. St. A.

[3]) Fasc. 14, No. 31. 32. St. A.

[4]) Crus. c. Frischlin. Mſpt. p. 151: 16. April. scribit epistolam Decano Coll. nostri, M. S. Hailando, Nicodemus, in qua accusat uxorem, quod literas fratris, de adulterio ad se scriptas, se absente allatas, monstraverit aliis (ut D. Snepfio, D. Fabricio), & se, si Labaci scivisset, se a sua bellua proditum, nunquam huc rediturum fuisse.

wechſelnd. Hala ſchrieb nach Tübingen, es ſei ihm mit ſeinem Gaſte weh zu Muthe; dann unterweilens ſei derſelbe muthig und luſtig, manchmal aber ſo gar kleinmüthig, daß er etwas Eigenes beſorge. Daß Friſchlin bisweilen ſein Elend im Wein zu erſäufen geſucht habe, iſt dem Cruſius zu glauben.[1]) Nach der Meſſe begab er ſich mit ſeiner Frau in's Bad nach Wiesbaden, und gegen Ende des Mai finden wir ihn in Speier.[2])

In Stuttgart hatte unterdeſſen einer ſeiner einflußreichſten und würdigſten Gönner, der Vicekanzler Schulter, das verhängnißvolle Wort über ihn geſchrieben: „Mit dem Manne iſt's beſorglich verloren." In's Land, meinte er, werde Friſchlin gutwillig nicht mehr kommen, man verſpreche ihm denn Strafloſigkeit, was nicht angehe; bleibe er aber draußen, ſo werde man keine Ruhe vor ihm haben. Das Beſte würde ſein, wenn er könnte zur Hand gebracht, und wie der unruhige Poet Major in Wittenberg ſo lang eingeſperrt werden, bis er andere Mores lernte, welches freilich bei ihm ſchwer halten würde. Ihn herbeizubringen könnte man durch Innehaltung ſeines Gehaltes verſuchen.[3])

Auch das Bedenken des Conſiſtoriums, das hierauf einging, zeigte, daß Friſchlin jetzt in Stuttgart aufgegeben war. Es begann nicht mehr wie ſonſt mit einem Lobe von des Mannes Gaben und Geſchicklichkeit, dem dann zwar ein Tadel ſeiner Fehler, zuletzt aber doch ein günſtiger Antrag folgte: ſondern „Es iſt dieſer Friſchlin — ſo lautete es jetzt — ein unruhiger, gegen Gott den Herrn für die verliehene Gaben undankbarer, unverſchämter Menſch, der Niemands verſchonet und ſein Unrecht nicht erkennet," daher nicht zu hoffen, daß er ſich beſſern und jemals wieder der hohen Schul zu Tübingen und dem Herzogthum wohl anſtehen werde; „vielmehr zu beſorgen und ihm zuzutrauen, daß er wider Gewiſſen etwan gar von unſrer wahren Religion abtreten und ſich zu den Papiſten oder Calviniſten, uns zu Trutz und damit er die Leut noch mehr vexiren und ſtumpfiren könne,

[1]) Crus. a. a. O. p. 152.

[2]) Crus. contra Frischlin. p. 150. 153. 241. Note Oſianders zu Fasc. 14, No. 43. St. A.

[3]) Bedenken des Vicekanzlers auf die Klage der Univerſität, Fasc. 14, No. 40. St. A.

ſchlagen möchte. Darum wäre das Beſte, daß er zur Hand gebracht und eine Weil unſichtbar gemacht würde, bis er ſich demüthigte und eines Andern bedächte." Als Mittel hiezu werden Sperrung ſeines beneficii, Arreſtirung ſeiner Bücher und Habe, mit wiederholter Citation, in Vorſchlag gebracht. „Käme er nun, ſo könnte man ihn obgelauteter Maßen ein wenig demüthigen und ihm ein Biß (Gebiß) einlegen. Bliebe er aber aus (wie denn zu beſorgen, daß er ſich ohne Sicherung und Geleit nicht bald in's Land begeben werde), müßte mans geſchehen laſſen, und ſeinem Muthwillen, gleichſolang es Gott zugäbe, zuſehen, und würd er doch die Sach mit Schreiben nicht viel ärger, denn vorhin beſcheben, machen." Dem zu beſorgenden Abfall wäre vielleicht durch den Druck ſeiner, vor Jahren zu Tübingen aufgeführten Komödie (Phasma) zu begegnen, worin er allerlei Secten, ſo der Augsburgiſchen Confeſſion nicht gemäß, verdamme: daraus würden die Leute ſeinen Leichtſinn ſpüren können. [1])

An Einem Tage (7. Mai) erfolgte nun miteinander: die nochmalige Citation Friſchlins vor den Landhofmeiſter und Vicekanzler; die Anweiſung an den geiſtlichen Verwalter in Tübingen, demſelben nichts mehr zu verabfolgen; an den Untervogt daſelbſt, ſeine Bücher und übrige Habe bis auf Weiteres mit Beſchlag zu belegen; die Nachricht an die Univerſität von den gegen Friſchlin ergriffenen Maßregeln. [2])

Von Speier aus, wo er ſich zur Zeit befand, beſchwerte ſich Friſchlin über dieſes Vorgehen bei'm Herzog. Er habe in Erfahrung gebracht, daß ihm derſelbe nicht nur das zugeſagte beneficium abgeſtrickt, ſondern „über das auch ſein Hab und Armüthlein verarreſtiren laſſen." Er könne nicht glauben, daß dieſe Ungnade aus der vor ungefähr 8 Jahren mit einer pellice verlaufenen ungebührlichen Handlung fließe, da ja nach kaiſerlichen Rechten actio adulterii aboleatur quinquennio; deßwegen hätte es auch der ganzen ihn beſchimpfenden Unterſuchung nicht bedurft, da er auf Befragen ſein Vergehen ohne Weiteres bekannt haben würde. Wahrſcheinlich haben ihn Univerſitäts-

[1]) Underthänig Bericht und Bedenken des Consistorii, Nic. Frischlinum, den unruwigen Kopff, so sich jetzo zu Frankfurt haltet, betreffend. Stuttg. 4. Mai 86. St. A.

[2]) Fasc. 14, No. 44—49.

rwandte wegen ſeiner Elegie verklagt, in welcher er doch Niemand ziehen, ſondern nur dasjenige negirt habe, was gegen ihn unbilliger- eiſe von Leuten ausgeſprengt werde, die ſich daheim zu ſpiegeln hät- n. Jedenfalls, hoffe er, werde der Herzog ihn nicht ungehört ver- mmen, ſondern, wenn er nicht das hitzige Carmen ihm als dem elfältig zuvor Beleidigten verzeihen wolle, ihm Abſchrift der Klage geben, nd den ordentlichen Weg Rechtens in foro competente gegen ihn brauchen. „Und will mich, ſchließt er, zu E. F. Gn. gänzlich ver- hen, ſie werd, als ein Gott und Recht liebender Fürſt, mir ſicher leit, in ihrem Fürſtenthum bis zu Austrag der Sach zu handeln nd zu wandeln, vorgonnen, und männiglich vor unbefugtem Gewalt mehalten.“ [1])

Statt aber Beſcheid hierauf abzuwarten, reiste Friſchlin viel- ehr ſeinem Schreiben alsbald nach, und traf mit ſeiner Frau m 30. Mai in Herrenberg, und am folgenden Abend in der Däm- erung in Tübingen ein. Beide Eheleute gingen zu Fuß (das nit algräfiſch, ſagt ein Berichterſtatter), und die Frau trug den rechten m in der Schlinge, den ſie auf der Reiſe übel zerfallen hatte. Gleich- hl zog Friſchlin ſtolz und trotzig in ſein Haus ein, und ließ ſich h öffentlich ſehen, ſo daß man ſagte, er habe kaiſerliche Freiheit ſich ausgebracht. Er begab ſich ſodann auf einige Tage nach No- urg und Dornſtetten, wo er mit dem Pfarrer M. Chriſtoph Gai- Bekanntſchaft hatte. „Alſo haben wir unſern theuren Mann r — ſchrieb Cruſius in ſein Friſchliniſches Tagebuch. Abfuit 12 en, 4 Tage. Ich glaub, es hat ihm an Geld gefehlt, oder r gefürchtet, der Herzog möcht ihn ehrlos machen; ſonſt wäre er wiedergekommen.“ [2])

Dieſe Rückkehr vor dem Beſcheid machte bei der Würtembergi- Regierung den übelſten Eindruck. Erſt habe er die Citation rzogs verachtet und demſelben „mit trotzigen Spitzworten den r die Thüre geworfen, daß man ihn nur anderswo an ſeinem icht hindern ſolle; dann, da es ihm an andern Orten ſeiner n Luftrechnung nach (als ob die ganze Welt um ihn buhlet)

ſchlin an den Herzog, Speier 25. Mai 86. St. A.

us. c. Frischlin. Mſpt. p. 154. Dan. Mögling an Schulter, Tübingen Juni 86. St. A.

nicht gelungen, ſo komme er jetzt ſelber wieder und bitte um Glait," doch auch das mit einem Abſprung und unter dem Schein, als hätt er gar kein Uebel gethan; und nun ſei er gar „ſo frech, daß er ante resolutionem frei, ungeſcheut in's Fürſtenthum, ja gar gen Tübingen einziehe." [1]) Es wurde daher auf Friſchlins Geſuch keine weitere Rückſicht genommen, ſondern, als er am 14. Juni nach Tübingen zurückgekehrt war, wurde er auf herzoglichen Befehl von dem Untervogt Ludwig Daicker und dem Burgermeiſter Joſeph Kienlen in Gelübd genommen, ſich bis zu Austrag der Sache in ſeiner Behauſung zu halten. Es war von einer Druckerei geheime Anzeige gemacht worden, die Friſchlin im Hauſe habe, und die nun der Untervogt in Verwahrung nehmen ſollte; ſie war aber noch nicht beſchlagen, und Typen fanden ſich keine vor. [2])

Wie früher, ſo wurde Friſchlin auch jetzt ſeiner Verſtrickung bald ſatt. Nach Cruſius Bericht ſpazierte er Nachts durch ſeine obere Hausthür auf den Kirchhof heraus, und zog Studenten an ſich. Melchior Jäger aber bat er, die Abwickelung ſeiner Sache bei'm Herzog zu fördern, damit er wieder nach Frankfurt zu ſeinen Druckern komme. Weiterhin ſei dann noch immer das Studium der Medicin ſein Vorhaben, und er bedauere nur, es nicht ſchon viel früher ausſchließlich ergriffen zu haben. Dabei nimmt er Jägern noch immer als Freund, deſſen bevorſtehende zweite Vermählung er (wie ſchon in der umgearbeiteten Elegie) durch ein Epithalamion zu feiern ſich erbietet. Jäger bat wegen gehäufter Geſchäfte nur noch um kleine Geduld; inzwiſchen möge Friſchlin beim Herzog Abbitte thun. Das Anerbieten des Hochzeitgedichts nimmt er an, und fügt dem Dichter zu wiſſen, daß ſeine jetzige desponsata proprio nomine Anna heiße, ihr Vater ſei geweſen Hans Jakob Berlichingen, ein Fränkiſcher vom Adel. Doch möge Friſchlin ihm ſeine Arbeit vor dem Drucke noch zuſenden. [3]) Die Hochzeit wurde am 15ten Juli zu Stuttgart begangen, und es iſt dem Hofmann hoch anzurechnen, daß er das Gedicht des in Ungnade gefallenen (und damals ſchon verbannten) Poeten, trotz der Abmahnun-

[1]) Note des Vicekanzlers zu Friſchlins Schreiben vom 25. Mai. St. A.

[2]) Fasc. 14, No. 52. 53. St. A. Crus. c. Frischlin. Mſpt. 154.

[3]) Friſchlin an Melch. Jäger, Tüb. 23. Juni. Melch. Jäger an Friſchlin, Stuttg. 25. Juni 86. St. A. Crus. c. Frischlin. Mſpt. p. 162.

gen des Kanzlers Andreae, dennoch drucken, und im folgenden Jahre mit einem von Erhard Cellius noch einmal auflegen ließ.

Frischlin folgte dem Rathe des wohlmeinenden Gönners, und setzte ein Deprecationsschreiben an den Herzog auf. Er wisse wohl, daß er dessen Ungnade längst verdient habe, sei ihm auch Alles, was er von jeher unweislich und vergreiflich gehandelt habe, von Herzen leid; der Herzog möge aber um seines Weibs und seiner Kinder willen ihm verzeihen, „und gnädiglich ansehen, daß wir Fremdling seind in unserm eigenen Vaterland, darein wir uns doch vor zwei Jahren so sehr gefreuet hatten, aber leider, Gott sei es geklagt, die Zeit hero, außer E. F. G. gnädiger Handreichung, wenig Hülf, Trost und Beistand anderstwoher befunden." Könne nun der Herzog, dem er doch vor allen andern Fürsten und Herren auf Erden am liebsten dienen möchte, ihn nicht mehr brauchen, so möge er ihn doch seiner beschwerlichen Haft entlassen, und ihm vergönnen, im Herzogthum diesen Sommer noch zu handeln und zu wandeln, „bis ihm der gütige Gott anderstwo eine Gnadenthür aufthun werde, und er sein Armuth im Land mit Nutzen verkaufen möge." [1]) Ob es nun an dem war, was Crusius meldet, daß um diese Zeit auch noch ein Schreiben Frischlins aus Laibach an einen indeß Verstorbenen aufgefunden wurde, worin derselbe des Herzogs Trunkliebe und Kinderlosigkeit in einen mißliebigen Zusammenhang brachte: [2]) genug, man erwartete um jene Zeit in Stuttgart eine strenge Sentenz gegen ihn, den man um seiner Familie willen bedauerte.

Donnerstag den 7ten Juli, nach dreiwöchiger Dauer der Verstrickung, erschienen vor Tisch der Untervogt, der Stadtschreiber und zwei Urkundspersonen in Frischlins Hause, ihm anzukündigen, was der Herzog über ihn beschlossen. Sie brachten ein weitläufiges Actenstück mit sich, das auf herzoglichen Befehl aufgesetzt, ihm nun vorgelesen wurde. Es fing von den Gutthaten an, die Frischlin von den Herzogen Christoph und Ludwig empfangen, aber mit Undank

[1]) Frischlin an den Herzog, Tüb. 28. Juni 86. St. A.

[2]) Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 157: Πρὸ τῆς νυκτός, τῆς μετὰ τὴν β' Ἰουλίου, ἐπιστολὴ εὑρέθη τοῦ Πυργοπολυνείκους (Frischlins), ὡς λέγεται,.. ἐν ᾗ ἐκεῖνος κατατρέχει (ἐκ Λαβάκου) τοῦ ἄρχοντος,.. ὡς ἀτέκνου ὄντος καὶ ἐν αὐγούστῃ οὐ νήψαντος.

vergolten habe, und hielt ihm dann ein ausführliches Sündenregiſter vor. Erſtlich habe er durch eine, ohne Vorwiſſen des Senats gedruckte Rede vom Bauernſtande Haß und Unruhe erregt. Zweitens eine unbeſcheidene Apologie wider Marx Wagner, gegen der Univerſität und des Herzogs Verbot, heimlich verſendet; weßwegen er damals mit Recht in ſein Haus verſtrickt, und nur gegen das Gelübde, ſich forthin aller Schmähſchriften zu enthalten, wieder freigelaſſen und nach Tübingen beurlaubt worden ſei. Dem habe er aber dort und nach ſeiner Zurückkunft gleich wieder durch Afterreden und Famosſchriften entgegen gehandelt; darüber ſich dann das adulterium befunden u. ſ. f. Statt nun aber nach der Schärfe mit ihm zu verfahren, wolle der Herzog aus angeborener Milde ihm „das Getheilt geben:“ entweder, ihm des peinlichen Rechts zu ſein; oder eine Verſchreibung von ſich zu geben, worin er verſpreche, das Fürſtenthum gänzlich zu räumen, dabei aber, ſeinen frühern Obligationen gemäß, weder den Herzog, noch ſeine Räthe, Diener, Unterthanen, die Univerſitätsverwandten in Tübingen, noch zuvorderſt die wahre Religion chriſtlich-Augsburgiſcher und in libro Concordiae enthaltener Confeſſion, weder mit Worten noch Werken, mündlich oder ſchriftlich, heimlich oder öffentlich, ſelbſt oder durch Andere, in Ungutem anzugreifen, dieß auch mit einem leiblichen Eide zu beſchwören.

Befragt, welches von Beiden er wähle, entſchied ſich Friſchlin, in Erwägung ſeiner Vergehungen, und daß ihm das Recht viel zu ſchwer fallen möchte, mit unterthänigem Dank, für das Letztere.

Hierauf wurde ihm weiter vorgeleſen: Falls er nun aber dieſer Obligation entgegenhandeln würde, ſo ſolle dem Herzog zuſtehen, ihn wohin er wolle vorzufordern, und gegen ihn als einen meineidigen, brief- und ſiegelbrüchigen Mann zu verfahren, oder, wenn er nicht erſchiene, ihn öffentlich zu verrufen, oder andre rechtmäßige Mittel gegen ihn zu gebrauchen; wovor ihn keine Freiheit, Gnad und geiſtlich oder bürgerlich Recht, das er von Fürſten, Städten, Kaiſern u. ſ. f. erlangen möchte, auch nicht die Einrede, als wäre er zu dieſer Gelöbniß gezwungen worden, ſchützen ſolle.

Dieß wurde ſofort von Friſchlin unterſchrieben und beſiegelt.[1])

[1]) Obligatio Frischlini, 7 Julii 86, ſammt Bericht darüber, Fasc. 14, No 61. u. 62. St. A.

m 7ten Juli hatte man dieſem das Gelübde abgenommen,
einen Tübinger Profeſſor in Ungutem anzugreifen: und am
urden in Tübingen Exemplare von Cruſius' Antiſtrigilis feil
) worin Friſchlin keineswegs blos wiſſenſchaftlich, ſondern zu-
öchſt perſönlich angegriffen war. Dieſer ſcherzte, es ſei Pſal-
darin; war auch dieß ſchon gegen ſeine Obligation, da er ja
hen hatte, die Tübinger auch nicht mündlich antaſten zu wollen?
ich, äußerte er das einemal, werde er gar nicht darauf ant-
ſondern Andere werden es thun; ein andermal ließ er ſich
rnehmen, es ſeien bereits Briefe von ihm gegen Cruſius und
Bundesgenoſſen Liebler und Stetter zu Neuſtadt an der Hardt
ack begriffen. Dergleichen Reden erfüllten den Cruſius mit
ngſt, über die ſelbſt ſeine Freunde lachten. Tag und Nacht
mit ſeinem Kampfe gegen Friſchlin um. Bald träumte er,
erfe mit Steinen nach ihm, die ihn aber nicht treffen; bald
hn der Widerſacher, daß er im Schlafe laut aufſchreit; bald
es ihm, dem Feinde den Kopf abzuſchlagen. Ein Zweikampf
zwei Fechtern, von denen der kleinere dem größern und wil-
n Arm abhieb, war ihm ein prophetiſches Traumgeſicht, von
in ſeinem Tagebuch eine Zeichnung, und in ſpätern Streit-
auch dem Publicum Bericht gab.[2]) Jetzt lief er zum Kanzler
, ſeiner gewöhnlichen Zuflucht, und dieſer wirkte in Stuttgart
rlaß aus, vermöge deſſen der Untervogt und Laurenz Schmid-
Friſchlin noch nachträglich die Herausgabe jener Briefe, über-
das Schreiben gegen Cruſius und ſeine beiden Bundesgenoſſen,
gen mußten;[3]) wogegen aber Friſchlin ſpäter behauptete, mit
ung der Cruſius'ſchen Gegenſchrift proteſtirt zu haben.[4])

Einzelne Exemplare hatte der Verf. ſchon früher erhalten, und davon am
6ten Juni etliche an Oſiander nach Stuttgart geſchickt, wo man alſo zur
Zeit von Friſchlins Beeidigung ſchon von dieſem ihm bevorſtehenden Angriff
wußte.

Crus. c. Frischlin. Mſpt. p. 157. Resp. adv. Poppysmi Dial. tertium,
. 16 f.

Der Herzog an den Untervogt von Tübingen, Stuttg. 11. Juli 86. St. A.
Crus. c. Frischlin. p. 160: Nominatim ei interdictum est, ne in Crusium, Lieblerum & Stetterum scribat. Coactus est promittere. Τῷ θεῷ δόξα. Magnum enim est, quod etiam princeps nostri curam gerit.

Friſchlin an Melchior Jäger, Prag 22. April 87. St. A.

Unter ſolchen Umſtänden ſind einige wilde Reden, die er ausſtieß, ſeiner Stimmung zu Gute zu halten. Durch den Undank, den er in der Heimath erfahren zu haben glaubte, fühlte er ſich tief empört, und war entſchloſſen, ſeine Muſen aus dem Dienſte des Würtembergiſchen in den des Oeſterreichiſchen Hauſes hinüberzuführen.[1]) Damit hing die Aeußerung zuſammmen, er wolle es erleben, daß im Tübinger Stipendium Jeſuiten ſein werden.[2]) In der Wuth vermaß er ſich wohl auch, er wolle ſolche Händel anfangen, deren das Kind in Mutterleibe werde entgelten müſſen.[3])

Als akademiſcher Neid aus dem Land der Geburt mich vertrieben,
Und dazu dann der Hof ſeine Verfolgung geſellt[4]) —

ſo ſprach er ſich ſpäter über die Urſachen ſeiner Verbannung aus: nicht mit Unrecht, wenn er nicht vergeſſen hätte, zwiſchen beide ſeine eigene Unbändigkeit mitten hineinzuſtellen.

Inzwiſchen machte er ſich zum Wegzug fertig. Sein Haus verkaufte er an ſeinen Schwager, Caſpar Rüttel, um 800 fl.[5]) Am 14ten Juli kam Laurenz Schmiblin nach Tübingen, um als Pfleger ſeiner Kinder mit der Schwieger die Vermögensverhältniſſe zu ordnen. Am 16ten zog Friſchlin von Tübingen ab; der Famulus Heinrich Frei aus ſchwäbiſch Hall trug ſein Felleiſen, der hernach zum Verräther und Verläumder an ihm werden ſollte.

[1]) Am 9. Juli ſchrieb er einem Dr. Marcus Hirſcher aus Cronſtadt (mit beſonderer Beziehung auf ſeine beiden Würtemb. Hochzeitbeſchreibungen) in's Stammbuch:

Neccarides fuimus, nostro de principe carmen,
Ingrato patriæ pulsa caterva solo.
Nunc sumus Austriades, Divo de Cæsare carmen
Illustre: hoc illi prætulit auctor opus.

Crus. c. Frischlin. p. 162.

[2]) Derſ. ebendaſ. p. 152.

[3]) Derſ. ebd. p. 159.

[4]) Opp. P. eleg. L. XVIII, El. 6:

Me postquam livor natali academicus ora
Expulit, & furias addidit aula suas &c. Wovon ſich übrigens der erſte Vers ſchon auf ſeinen Abzug nach Crain bezog.

[5]) Crus. c. Frischlin. Mſpt. p. 160. Mit dem Beiſatz am Rande: Ejus Rittelius nunc ait 700.

Frau und Kinder blieben vorerſt in Tübingen zurück, nicht blos il der Vater anderswo noch keinen feſten Sitz, ſondern auch weil : Frau „ein Kindbett vorhatte.“ Am 22ten Juli ſchickte ſie ſeine ibliothek und einen Theil des Hausraths nach Heilbronn, wozu ihr r Senat den Zollbrief abſchlug, da Friſchlin ſeit vielen Jahren nicht :hr Mitglied der Univerſität (welche Zollfreiheit genoß) geweſen .[1]) Wiederholt wurde ſie überdieß um Bezahlung der 55 fl. 45 kr. mahnt, die ihr Mann von dem Gartenkauf her noch in den Kirchen= ſten ſchuldig war (für die ſpäter vorgeſtreckten 100 fl. hatte man ültbriefe von gleichem Werthe in der Hand); nach wiederholten hentlichen Geſuchen, die auch der Untervogt unterſtützte, erhielt end= h dieſer die Weiſung, die Schuld nicht weiter zu fordern, doch auch cht für geſchenkt zu erklären, damit man je nach Friſchlins Verhal= n ſie doch noch einziehen könne.[2]) Im September mußte die Frau s verkaufte Haus räumen, und zog zu ihrem Nachbar, einem chreiner. Sie hatte einen Studioſen, Namens Geiſer, aus Löwen= in, bei ſich wohnen, mit dem ſie, nach Cruſius, im Geſchrei war. e böſe Welt wollte wiſſen, er ſei einmal aus ihrem Fenſter ge= en. Bei Friſchlins Abſchied ſoll es zwiſchen Mann und Frau nſeitige Vorwürfe wegen ehlicher Untreue gegeben haben. Obwohl chlin ein andermal auch geäußert haben ſoll, er kümmere ſich nicht m, was ſein Weib in ſeiner Abweſenheit thue. Ich gebe dieß, es Cruſius erzählt,[3]) der freilich jeden Klatſch in ſeine Tage= r eintrug; doch kam Aehnliches in der Folge, laut ſeiner Briefe, ilin ſelbſt zu Ohren, der es freilich nicht glauben wollte, und von den herzoglichen Räthen wird Margaretha Friſchlin ſpäter ne Frau bezeichnet, die kein gutes Lob habe. Mit den häufigen und Trennungen ſcheint im Friſchliniſchen Hausweſen eine derung eingeriſſen zu ſein, die wir ſogleich auch an den Kindern n werden. In Betreff der letztern trug hiezu auch der Umſtand ß Friſchlin während ſeines letzten Tübinger Aufenthalts, aus

rus. c. Frischlin. p. 161. Friſchlin an den Herzog, Prag 4. Juni. Die iverſität an den Herzog, Tüb. 20. Juni 87. St. A.

sc. 14, No. 65. 74. 75. 76. 77. 78. 81. Fasc. 15, No. 7. St. A.

us. c. Frischlin. p. 163. 314. Def. nec. p. 249. Justa vera & postr. p. p. 91.

Haß gegen den Rector Euſebius Stetter, ſeine Söhne nicht in die anatoliſche Schule geſchickt, ſondern ſelbſt zu Hauſe — man kann ſich denken, wie unregelmäßig — unterrichtet hatte.[1])

Anfangs März des folgenden Jahres gebar Frau Friſchlin einen Sohn, der in der Taufe den Namen Andreas erhielt,[2]) und ſobald Mutter und Kind gehörig bei Kräften waren, beſchleunigte die Erſtere die Reiſe. Friſchlin hatte ſeinen Famulus Frei beauftragt, nach Tübingen zu reiſen um die Seinigen zu geleiten, der aber, nachdem er hier von der Frau 6 fl. 12 Batzen und 2 Leintücher als Reſt ſeines Lohnguthabens erhalten, ſich zurückzog.[3]) Sonntag den 23. April Morgens 9½ Uhr zog die Friſchliniſche Familie in einem bedeckten Wagen von Tübingen ab, zunächſt Heilbronn zu, wohin ein Theil ihrer Habſeligkeiten vorangegangen war. Niemand von dem Brenziſchen noch von dem Schnepffiſchen Hauſe (D. Dietrich Schnepff war am 9. Nov. 1586 geſtorben) gab ihr das Geleite aus der Stadt. Als der Wagen an Cruſius Hauſe vorüberfuhr, hörten deſſen Frau und Sohn den älteren von Friſchlins Knaben dem Fuhrmann: fort! fort! zurufen. Ja, ſetzte der jüngere hinzu, Tübingen und Alles dem Teufel gelaſſen! Cruſius aber ſchrieb mit frommer Freude in ſein Tagebuch: „Friſchlin und Familie aus Tübingen von Gott ausgerottet, Sonntag den 23ten April 1587.“[4])

[1]) Frischlin. Poppysm. I, p. 19. Er nannte dieſe Schule die minor Asinaria.

[2]) Crus. c. Frischlin. p. 183. Frischlin. Opp. P. eleg. L. XVIII, Eleg. 6.

[3]) Crus. c. Frischlin. p. 200.

[4]) Crus. c. Frischlin. Mſpt. p. 185: Frischlinus & familia e Tybinga eradicati θεοθεν, die dominico Apr. 23.

Fünftes Kapitel.

Frischlin auf Reisen.

Sein Schriftenwechsel mit Crusius.

Nach seinem gütigen, jetzt aber ihm abgewendeten Herzog Ludwig
t Würtemberg hatte Frischlin in jenen Jahren keinen gnädigeren
rn, als Eberhard von Dinheim, Bischof von Speier. Seine Be-
ntschaft hatte er bei frühern Besuchen am Rhein gemacht, im
gangenen Frühjahr erneuert, und nun hielt er ein gelehrtes Geschenk
ihn bereit, die Paraphrase der Horazischen Epistеln, die er ihm
neignen gedachte. Auch mit verschiedenen Mitgliedern des Kammer-
ichtes zu Speier hatte er von früher her gute Kundschaft. Dahin
richtete der verbannte Dichter seinen Wanderschritt.

Kaum über der Würtembergischen Gränze, in dem Reichsstädtchen
l, wußte er nicht genug zu versichern, wie froh er sei, daß ihm
Herzog von Würtemberg endlich erlaubt habe, anderswohin zu
en.[1]) In Eibenheim, wo der Bischof residirte, kehrte Frischlin
in der Herberge ein, wurde jedoch Abends nach Hofe zur Tafel
den, drei Tage lang mit seinem Begleiter auf Kosten des Bischofs
erhalten, und endlich in dessen Wagen nach Rheinhausen und
eier geführt. Hier wohnte Frischlin Anfangs einige Tage bei seinem
rehrer, dem D. juris und Kammergerichtsassessor Georg Ulrich von

[1]) Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 161. Alles Folgende über Frischlins Reisen bis Prag ist der Aussage seines Famulus, bei Crusius a. a. O. p. 193 ff., verglichen mit den Daten seiner Vorreden und Dedicationen aus dieser Zeit, entnommen.

Ende,[1]), zog dann aber in die bischöfliche Pfalz zu dem Hofsecretär Thomas Friedberger, wo er gegen drei Wochen verweilte. Die später durch Crusius veröffentlichte Aussage seines ungetreuen Famulus, daß er daselbst weidlich geschlemmt habe, veranlaßte ihn in der Folge, das Zeugniß Friedbergers nachzusuchen. Dieser bezeugte ihm, daß er die Zeit über, die er bei ihnen am bischöflichen Hofe sich aufgehalten, tüchtig gearbeitet habe, und ihm daher aus der Erholung, die er dazwischen hinein gesucht, kein Vorwurf zu machen sei. Es müßte denn, setzt der Hofsecretär hinzu, ein mürrischer Sauertopf einen gewöhnlichen Trunk in Ehren nach seiner finstern Art eine Schlemmerei nennen, und aus der menschlichen Gesellschaft alle Heiterkeit und Anmuth verbannen wollen.[2]) Für die Zueignung der horazischen Paraphrase, die zur Herbstmesse in Frankfurt erschien, erhielt Frischlin von dem Bischof ein Geschenk von 30 fl.[3])

Am 7ten August reiste er über Worms und Mainz nach Frankfurt ab, wo er am 11ten ankam, und bei seinem Verleger, dem Buchdrucker Johann Spies, seine Wohnung nahm. Bei diesem waren die 5 von Frischlin längst übersetzten Komödien des Aristophanes schon während dessen früherer Anwesenheit in Frankfurt im Frühjahr gedruckt worden; nur der Correctur der letzten, der Acharner, hatte er nicht mehr selbst abwarten können.[4]) Damals schon hatte er die Zueignungen dieses Werks in der Art geändert, daß er, statt des Herzogs von Würtemberg und seiner vornehmsten Beamten, dem Ganzen den Kaiser Rudolf II., den einzelnen Komödien aber verschiedene Große des kaiserlichen Hofes vorsetzte.[5]) Er erhielt ein Kaiserliches Privi-

[1]) Einen Brief von ihm (Speier 13. Nov. 85), in welchem sich der humanistisch gebildete Mann besonders an Frischlins Oratio de vita rustica erbaut zu haben bekennt, hatte dieser zu seiner Rechtfertigung an den Herzog geschickt. Später widmete er ihm seinen Hymnus auf die Gefangennehmung Christi; auch hielt sich eine von Frischlins Töchtern eine Zeit lang bei ihm auf.

[2]) Friedberger an Frischlin, Speier 4. Jan. 89. St. A.

[3]) Die Zueignung ist datirt Francof. 1. Sept. 86. Von der Arbeit selbst, da sie aus Tübinger Vorlesungen entstanden, ist schon oben B. I. Kap. 2. gehandelt worden.

[4]) S. die Epist. dedic. zu den Acharn., Spiræ Nemet. 10. Cal. Jun. 86.

[5]) Nic. Frischlini Aristophanes, veteris Comoediæ princeps: poeta longe facetissimus & eloquentissimus: repurgatus a mendis, & imitatione Plauti atque Terentii interpretatus, ita ut fere carmen carmini, numerus

legium gegen den Nachdruck, welches ſpäter, mit der Geltung für ihn und ſeine Erben, auch auf ſeine übrigen ſcholaſtiſchen und poetiſchen Werke ausgedehnt wurde.[1]). Nach dem Ariſtophanes kam nun ſein oben beſprochenes aſtronomiſches Werk,[2]) die eben erwähnte Paraphraſe, und der Nomenclator trilinguis zum Druck.

Dieſes Buch,[3]) das der Hauptſache nach in Laibach entſtanden war, iſt ſo wie es vorliegt nur der erſte Theil von dreien, deren zwei nicht zu Stande gekommen ſind, und auch jener nicht in der Vollſtändigkeit ausgearbeitet, wie es urſprünglich in des Verf. Plane lag. Ein ſolcher Nomenclator, deren es damals, wenn auch nicht ſo ausführlich, mehrere gab (eines Nomenclator von Adrian Junius erwähnt Friſchlin ſelbſt, aber auch Cruſius gibt einen von 129 Seiten hinter ſeiner lateiniſchen Grammatik), war eine Art Lexikon, nur nicht wie die unſrigen alphabetiſch, ſondern nach einer Sachordnung eingerichtet. An den üblichen Büchern dieſer Art vermißte Friſchlin Vollſtändigkeit, claſſiſche Sprachreinheit und logiſche Anordnung. Der erſte Nomenclator oder Namengeber, ſagt er in der Zueignung des

numero, pes pedi, modus modo, Latinismus Græcismo respondeat. Opus Divo Rudolpho Cæsari sacrum. Cum gratia & privilegio Cæsareæ Majestatis. Francofurti ad Mœnum, excudebat Jo. Spies. 1586. Der Plutus iſt dedicirt Adam v. Dietrichſtein, kaiſerlichem Geh. Rath und Oberhofmeiſter; die Ritter, Ferd. Hofmann, Baron von Grünenpfühl und Strechau, Erzmarſchalk; die Wolken Johann Cobenzl und Achilles Iſing, jenem Geh. Rath, dieſem Rath des Kaiſers; die Fröſche Friſchlins altem Gönner, dem Prokanzler Viheuſer; endlich die Acharner den Geh. Räthen A. Erſtemberg und P. Obernberg. Die Dedicationen ſind vom 1. April bis 23. Mai 86.

[1]) S. die Summa Privilegii vor dem erſten Bande ſeiner Grammatica Græcolatina. Datirt iſt es: Pragæ 20. Febr. 87.

[2]) Die Zueignung an den Churfürſten von Sachſen iſt datirt Francof. Cal. Sept. 86.

[3]) Nic. Frischlini Nomenclator trilinguis, Latino-Germanico-Græcus, omnium rerum, quæ in probatis omnium doctrinarum autoribus inveniuntur, appellationes continens, quarum aliquot millia nusquam sunt obvia. Francof. Jo. Spies 1586. Vor uns liegt die Ausgabe mit dem Zuſatz auf dem Titel: Opus nova Gnomologici trilinguis & sententiarum ... accessione auctum .. industria M. Gothardi Arthusii, Dantiscani. ... adjectum est idioma Gallicum... studio Jo. Jac. Porsii, in cujus & bibliopolio prostat. Cum grat. & privileg. Cæs. Francof. Excudebat Erasm. Kæmpffer. 1616.

Werkes an die heſſiſchen Landgrafen, war Adam, und zwar im Urzuſtand, wo er noch mit göttlicher Weisheit ausgerüſtet war: daher ſind die Namen aller Dinge nicht das Werk eines blinden Zufalls oder menſchlicher Willkür, ſondern einer tiefern Einſicht in das Weſen derſelben. Unter den Sprachen ſind die griechiſche und die lateiniſche die vornehmſten, da in ihnen die beſten, weiſeſten und der Menſchheit unentbehrlichſten Bücher geſchrieben ſind; die deutſche aber iſt unſere Mutterſprache. Auf dieſe drei Sprachen beſchränkt ſich daher der Nomenclator (nachdem der an der Sprachgränze in Crain gefaßte Gedanke, auch das Sclavoniſche, Italiäniſche und Franzöſiſche beizuziehen, aufgegeben war; Letzteres hat in der uns vorliegenden Ausgabe der Buchhändler Porſius hinzugefügt). Schon dieß iſt ein ſehr weites Feld, in Betracht der unendlich vielen Arten von Dinge, deren jeder auch ihr Wort und Namen entſpricht. Denn die Klage über Wörtermangel in den beiden alten Sprachen rührt nur von Trägheit und Unwiſſenheit her. Man hat die alten Schriftſteller bei Weitem nicht vollſtändig geleſen, und gibt daher für viele Dinge, ſtatt der Bezeichnungen, die ſich bei ihnen finden, entweder keine oder ſelbſtgemachte. Doch nicht allein die alten Schriftſteller, ſondern auch die neuern kritiſchen Werk über ſie muß der Verfaſſer eines Nomenclator geleſen haben; ferner was über Staatshaushalt, Rechts- und Medicinalweſen der Alten neuerdings geſchrieben und geſammelt worden iſt. So viel über die Vollſtändigkeit und Sprachreinheit: was aber die logiſche Anordnung betrifft, ſo zerfällte Friſchlin den geſammten Stoff in drei Theile, deren erſter die Nomina, der zweite die Verba, der dritte die aus beiden und den übrigen Wortarten zuſammengeſetzten Phraſen, enthalten ſollte.

Auch dem allein erſchienenen erſten Theil ſuchte Friſchlin eine richtigere Anordnung zu geben. Erſt handelt er von Gott, der Natur und den Naturprodukten, worunter auch Leib und Seele des Menſchen; dann von den Künſten, den freien und den unfreien; unter letzteren ſtellt er diejenigen voran, welche für die übrigen die Werkzeuge zubereiten, worauf diejenigen folgen, welche ſich mit Nahrung, Kleidung und Behauſung beſchäftigen u. ſ. f. Sodann kommen die verſchiedenen Klaſſen und Verhältniſſe der Menſchen an die Reihe: Familie und Stadt, Obrigkeit und Unterthan, geiſtliche und bürgerliche Würden und Rechte,

Krieg und Friede, Waffen- und Schiffwesen, Spiel und Testament, Tod nnd Begräbniß. Innerhalb der einzelnen (178) Kapitel wird jedesmal zuerst das Allgemeine oder das Ganze: z. B. der Baum; dann seine Arten: zahmer und wilder Baum; seine Theile: Wurzel, Stamm und Aeste, aufgeführt. Zugleich wird jedem Worte, das eine Gattung oder Art bezeichnet, sein Deminutivum (wenn es eines hat), dann das abgeleitete Adjectivum beigefügt, und das Alles aus bewährten Schriftstellern. Vermöge dieser Anordnung reicht der Nomenclator der Dialektik die Hand, und es kann in dieser auf die einzelnen Kapitel von jenem verwiesen werden.

Von den drei hessischen Brüdern, denen Frischlin dieses Werk zugeeignet hatte, wurde er schlecht dafür belohnt. Er machte von Frankfurt aus einen Abstecher nach Darmstadt zum Landgrafen Georg, wo ihm aber wenig Ehre erwiesen wurde, und er für den Nomenclator nur 4 Thaler erhielt. Von dem Landgrafen Ludwig zu Marburg bekam er später 15 fl., zu Kassel aber vom Landgrafen Wilhelm nichts.[1])

Noch eifriger jedoch als die Herausgabe dieser älteren Werke betrieb Frischlin um diese Zeit die Abfassung und Veröffentlichung einer grammatischen Streitschrift gegen die Tübinger. Die neue Ausgabe, welche er nach seiner Rückkehr aus Crain von seiner Strigilis und bald auch von seiner lateinischen Grammatik veranstaltet hatte, die empfindlichen Stiche, welche Crusius und seine Partei in diesen Schriften bekamen, mußten insbesondere diesen, auf seine Geltung in der Gelehrtenwelt so eifersüchtigen Mann in starke Aufregung versetzen. Dazu kam der Beifall, welcher Frischlins reformatorischem Bestreben von mancher beachtenswerthen Seite her zu Theil wurde, wovon er die Documente, nach der Sitte der Zeit, den Schriften vordrucken ließ. Wenn ein Johann Sambucus, kaiserlicher Historiograph in Wien, ihm bezeugte, er habe die Grammatiker nach Verdienst behandelt; wenn Simon Fabricius, Rector der Annenschule in Augsburg, meinte, er habe sich den Dank aller derer verdient, denen Vernunft und Wahrheit mehr als Wahn und Gewohnheit am Herzen liegen; wenn Johann Lauterbach, Rector in Heilbronn, ihn als neuen

[1]) Crus. c. Frischlin. Mspt. d. 193 f., aus dem Berichte des Famulus. Vgl. Justa vera & postr. resp. p. 98 f.

Hercules begrüßte, der den Augiasſtall der Grammatik zu reinigen von Gott geſandt ſei; wenn gar der alte Jeremias Homberger in Grätz bekannte, ungeachtet in der Strigilis auch die theuren Lehrer ſeiner Jugend etwas hart mitgenommen ſeien, ſo halte er es doch für eine Wohlthat, ſelbſt mit einem Fuße ſchon im Grabe, noch auf einen Irrthum aufmerkſam gemacht zu werden:[1]) ſo war das für Cruſius nicht auszuhalten. Er wendete die Zeugniſſe um und um, bis er eine ſchadhafte Stelle darin entdeckte: Sambucus geſtehe ja ſelbſt, er habe ſeinen Brief in Eil geſchrieben; Fabricius, er habe in Friſchlins Buch nur hineingeſehen; Poſthius (der den Friſchlin für den beſten aller Grammatiker erklärt hatte) möge wohl mehr von der Medicin als von der Grammatik verſtehen.[2]) Dem Lauterbach ging Cruſius geradezu brieflich zu Leibe. Ob es wahr ſei, daß ſie in Heilbronn Friſchlins Grammatik eingeführt haben? Ob er dieſe und die Strigilis geleſen, und was er davon halte? Ob ihm Friſchlin mit dem Abdruck ſeines Belobungsſchreibens einen Gefallen gethan? und ob dieſes getreulich abgedruckt ſei? Die erſte und dritte Frage konnte Lauterbach verneinen, von der Strigilis mochte er der Wahrheit gemäß ſchreiben, daß er ihre Bitterkeit nie gebilligt habe; Cruſius las zu ſeinem Troſte noch mehr heraus: Lauterbach habe dieſe bittere Strigilis nie gebilligt.[3])

Doch Cruſius hatte es unumgänglich gefunden, Friſchlin auch öffentlich entgegenzutreten. Drohte er nicht mit noch mehreren Strigeln, insbeſondere mit einer rhetoriſchen, von welcher Cruſius ebenfalls keine ſanfte Behandlung zu erwarten hatte? Man mußte ihm den erſten Verſuch, den er in der Grammatik gemacht hatte, verſalzen; denn ging ihm dieſer hin, ſo führte der nach Alleinherrſchaft ſtrebende Mann ſein Vorhaben auch in den übrigen philoſophiſchen Diſciplinen durch.[4])

So hatte denn Cruſius einen Theil des Winters 1585 — 86 darauf verwendet, eine Prüfung der Friſchliniſchen Grammatik und eine Widerlegung ſeiner Strigilis[5]) abzufaſſen, von deren Erſcheinung

[1]) S. dieſe Elogien vor der Strigilis und der lat. Grammatik.

[2]) Crus. ll. duo ad Nic. Frischlinum, p. 19 ff.

[3]) Crus. contra Frischlin. Mſpt. p. 181.

[4]) S. die in der folg. Anmerkung anzuführende Schrift p. 265 f. und Praefat.

[5]) Mart. Crusii, in Tubingensi Academia utriusque linguae Professoris,

im Zeitpunkte von Frischlins Abzug aus Tübingen bereits vorläufig die Rede gewesen ist. Vom 3ten bis 5ten Januar, als gerade dessen Denunciation in der Adulterienſache im Werke war, las Cruſius in Hitzlers Behauſung ſeinen Collegen das Manuſcript ſeiner Antiſtrigilis vor. [1]) Wie nämlich Friſchlin bei ſeinem Angriffe neben Cruſius auch die übrigen Tübinger und Stuttgarter Grammatiker perſönlich auf dem Korn gehabt hatte, ſo ſuchte nun Cruſius die Abwehr zur Facultätsſache zu machen. Dieß gelang ihm ſo gut, daß das Artiſtencollegium ſeine Gegenſchrift nicht nur mit einer Vorrede begleitete, ſondern auch dem Buchdrucker Rihel in Straßburg die Druckkoſten bezahlte, und zu dem Ende während der Oſtermeſſe den Rector der anatoliſchen Schule, Euſebius Stetter, dahin ſchickte. Die Schrift wurde überdieß dem Herzog Ludwig dedicirt, von G. Liebler mit einem komiſchen Anhang verſehen, und von Leonhart Engelhart mit zwei Epigrammen eingefaßt, von denen man nicht weiß, ſoll man das vordere oder das hintere mehr bewundern. In erſterem ruft er den Herzog auf:

— erhalte du Kirchen und Schulen
Fürder im alten Geleis; Neueres ſchadet ja oft.

Das andere ſchließt:

Leb' ich, ſo leb' ich dem Herrn; einſt ſterb' ich dem Herrn; doch ſo lang' ich Lebe, nehm' ich auch der alten Grammatik mich an.

Dem langweiligen Gange dieſer Schrift, die, nach Voranſtellung eines Verzeichniſſes der von Friſchlin den Grammatikern ertheilten Ehrentitel, auf vierthalbhundert Seiten einzelne Sätze aus beiden Friſchliniſchen Schriften auszieht und mit Gegenſätzen begleitet, haben wir hier um ſo weniger nachzugehen, als wir einzelnes Grammatiſche daraus ſchon bei Gelegenheit der Strigilis vorweggenommen haben: wir begnügen uns alſo mit einigen Proben, welche von dem Geiſte der

libri duo ad Nic. Frischlinum P. L. C. P. C.: I. Animadversionum in Grammaticam ejus Latinam: II. ad ejusdem Strigilim gramm. Antistrigilis. Cum refutatione demonstrationis Ablativi Græcorum & brevi-responso ad Grammat. disputationem ejusdem. Cum indice rerum. 1586. Hinten: Argent. exc. Josias Rihelius.

[1]) Crus. c. Frischlin. p. 145.

Cruſius'ſchen Polemik eine Vorſtellung geben können. Ein Hauptvorwurf gegen Friſchlin iſt, daß er ſich nicht gleich bliebe, daß ſeine jetzige Grammatik von der Venetianiſchen und von der Strigilis in Vielem abweiche. „Wie? fragte dieſer dagegen mit Recht, ſoll es mir nicht erlaubt ſein, meine Sachen zu verbeſſern? Wenn ich bei Saturnius, Verrepäus u. A., die ich erſt neulich vergleichen konnte, eine beſſere Regel gefunden habe, ſoll ich ſo unſinnig ſein wie du, und das Meinige feſthalten? Du freilich biſt immer Johannes in eodem, wie das Sprüchwort ſagt.[1]) Wenn in Friſchlins Polemik zwei Beſtandtheile wohl zu unterſcheiden ſind: das wiſſenſchaftliche Bedürfniß und die perſönliche Gereiztheit, ſo wird von Cruſius das erſtere gänzlich verkannt und Alles aus unlautern Beweggründen hergeleitet. Es ſei nicht wahr, daß es ihm um das Beſte der Schulen und der Wiſſenſchaft zu thun ſei; nur ſeinen Ruhm ſuche er, und ſeinen Lehrern weh zu thun. Wenn Friſchlin über die Hartnäckigkeit ſeiner Gegner klagt, die zu hochmüthig ſeien, von ihm etwas lernen zu wollen, ſo erwiedert ihm Cruſius: „Da lag der Has hinter dem Buſch. Uns und alle Schulen möchte er ſich unterthänig machen. Aber was haben wir mit Friſchlin zu ſchaffen? wer hat ihn zum Richter über uns geſetzt? Nicht wir ſind deine Schüler geweſen, ſondern du der unſrige zu Tübingen; mehr als einmal habe ich deine griechiſchen und lateiniſchen Exercitien corrigirt."[2]) Auf welche volksthümliche Formel Friſchlin dieſes Cruſius'ſche Argument gegen ihn brachte, wollen wir nur in einer Note angeben.[3]) Friſchlin hatte einmal in der Strigilis als Beiſpiel eines Conditionalſatzes den Satz gebraucht: Wenn ihr Grammatiker nicht eure Bücher von ihren Fehlern reiniget, ſo werde ich euch ſammt denſelben aus meiner Schule werfen. Dagegen nun Cruſius: „Du möchteſt uns aus deiner Schule werfen? Aber du haſt ja ſeit deiner Rückkehr aus Laibach keine Schule mehr. Deine hieſige Stelle hat C. Cellius; du ſelbſt haſt Zeit übrig, Strigeln zu machen und die Leute zu vexiren. Zwar ſchriebſt du dich im vorigen Jahr

[1]) Frischlini Poppysm. I, p. 120.

[2]) Crus. libri duo &c. p. 225.

[3]) Frischlin. Celet. II, p. 66 b.: Credis, non licere mihi diversum a te sentire, aut ultra sapientiam tuam sapere. quia putas te esse senem, me juvenem, & multa te scisse me nondum nato: eh dann ich kond uff ein Spänlein ſch—.

auf dem Titelblatte deines Hochzeitgedichts für den Herzog: Professor der Redekunst an der Universität zu Tübingen; aber man lachte darüber. Was helfen dich dergleichen Prahlereien? Nichts. Wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt werden. Darum thu Buße und laß von deinen Praktiken." [1]) Den Optativ scheine Frischlin zu hassen, weil er selbst mit dem Wunsche von allerlei großen und hohen Dingen durchgefallen sei; die syntaktische Figur der Evocatio aber, die er nach Scaliger verwerfe, habe er ja durch sein eigenes Beispiel bestätigt, da er im Stuttgarter Schlosse aus einer vornehmen Tischgesellschaft, zu der er nicht gehörte, evocirt worden sei. [2])

Doch die verderblichste Waffe hatte Frischlin selbst seinen Feinden in die Hände gegeben durch die renommistische Aeußerung über Melanchthon in dem Brief an den Buchdrucker Gruppenbach. Schon die Polemik der Strigilis gegen jenen ließ sich in ein übles Licht stellen; aber daß nun Frischlin deutsch und derb von Philippi „Lapperei" gesprochen hatte, die er durch seine Grammatik auszutilgen gedenke, war für seine Gegner unschätzbar. Jetzt hatten sie eine Fahne gegen ihn: die Fahne des um Kirche und Schule hochverdienten, in ganz Deutschland mit Recht verehrten Praeceptor Germaniae, den jener schmähte und zu verdrängen suchte. Als Theologen zwar hatten ihn die Tübinger selbst in ihrer Concordienformel ausgethan: um so besser schien es sie zu kleiden, wenn sie ihn als Grammatiker in ihren Schutz nahmen. Daß jene Aeußerung Frischlins einem Privatbrief angehörte, machte ihnen kein Bedenken; wie es auch ihrem Gegner an ihrer Stelle, nach der barbarischen Kriegführung jener Zeit, keines gemacht haben würde. Schon auf der ersten Seite ihrer Vorrede führt die philosophische Facultät, weiter unten Crusius, dieselbe an; in seiner nächsten Streitschrift theilte er das ganze Schreiben mit: und Frischlin mochte sich ausreden wie er wollte, zeitlebens brachte er die Makel nicht mehr von sich, ein Frevler an dem Andenken Melanchthons zu sein. Auch waren seine Ausreden nicht alle triftig. Auf das Ehrendenkmal wenigstens, das er demselben in seinem Priscianus vapulans

[1]) Crus. ll. duo &c. 272. Professor nannten den Frischlin damals, in Folge der herzoglichen Ernennung, auch die Räthe; daß er sich aber schon an Hizlers Stelle als Oratoriae Prof. setzte, war freilich eine Frischlinische Anticipation.

[2]) Crus. a. a. O. p. 80. 314.

geſetzt, konnte er ſich inſofern nicht mehr mit Fug berufen,[1]) als ſeit der Abfaſſung jener Komödie, in Folge der indeß gemachten Bekanntſchaft mit den Werken Scaligers und anderer neueren Philologen, ſeine Meinung von Melanchthon als Grammatiker, wie auch von Priscian ſelbſt, ſich geändert hatte. Das aber ließ ſich hören, was er ſchon am Schluſſe der Strigilis ſagte, dem Melanchthon bleibe ſein verdienter Ruhm, wenn auch die ſpäter Lebenden auf demſelben Wege mit ihm ihn überholen. Denn Unſinn wäre es, zu meinen, ſeit Melanchthons Tode ſeien dieſe Studien ſo in Abgang gekommen, daß das gegenwärtige Zeitalter darin nicht weiter ſähe, als Melanchthon und Linacer geſehen haben.[2]) Melanchthons Grammatik, ſagt Friſchlin ein andermal, war unſtreitig beſſer, als die damals gebräuchlichen, daher fand ſie auch ſo raſche Verbreitung. Ebenſo unſtreitig aber iſt, daß Melanchthon von ſeinen Führern, Heinrichmann, Reiſch, Simler u. A., noch manches Unreine mit aufgenommen hatte, das während der barbariſchen Jahrhunderte unter das Latein gekommen war. Gleichwohl that er, was er konnte, beſonders wenn man erwägt, daß er jene Grammatik in ſeinem 24ten Jahre ſchrieb, überhaupt dieſem Studium nicht ſein ganzes Leben widmen konnte, da er theils mit vielen andern Zweigen der Wiſſenſchaft, theils mit den kirchlichen Verhandlungen nach allen Seiten hin vollauf zu thun hatte. Nun haben aber Männer wie Saturnius ihr ganzes Leben der Reinigung der lateiniſchen Grammatik gewidmet; was er, was Scaliger u. A. uns von Mängeln an Melanchthons und jenen älteren Grammatiken gezeigt haben, das dürfen wir nicht feſthalten, gegen das Beſſere, das ſie uns bieten, uns nicht verſchließen. „Mir iſt kein Zweifel, wenn Philippus heute lebte, und er könnte meine gerechten Ausſtellungen leſen und meine Abſicht erkennen: ſo würde er mein Vorhaben loben und mir Dank wiſſen.“[3]) Daher nimmt nun Friſchlin das ihm ſo hart vorgeworfene Wort von Philippi Lapperei geradezu auf: allerdings ſei

[1]) Wie er in der Vorrede zur neuen Ausgabe der Strigilis und der Dialogi vom J. 1587 thut.

[2]) Strigilis gramm. p. 99.

[3]) Præfat. in Strig. & Diall. ed. 1587. Vergleicht man Melanchthons beſcheidene Vorrede zu der neuen durch Micyllus beſorgten Ausgabe ſeiner lat. Grammatik vom J. 1540, ſo wird man Friſchlins Aeußerung als treffend anerkennen müſſen.

es sein Bestreben, diese, aber auch nur diese, d. h. die Fehler in Melanchthons Büchern, nicht seine Bücher selbst, aus dem Jugendunterrichte zu verbannen.[1]) Letzteres (so geht er von der Vertheidigung zum Angriff über) thun vielmehr Crusius und Consorten, welche die Melanchthonischen Lehrbücher durch die ihrigen verdrängen, die sie überdieß nur durch Diebstahl an Melanchthon, als dessen Plagiatoren, zu Stande gebracht haben.[2])

Als Zugabe zur Antistrigilis folgte noch eine Bittschrift der armen Schulmeisterlein an den Mann ohne Gleichen, Nicodemus Frischlin,[3]) deren Verfasser, nach einer handschriftlichen Note des Crusius, sein Gevatter, M. Georg Liebler, damals Dekan des philosophischen Collegiums, war. Das Ding ist gar nicht ohne Geist und Humor geschrieben, und thut einem nach dem schwerfälligen und verbissenen Crusius'schen Zeug ganz wohl. Frischlins Uebermuth und Trachten nach dem Ruhm eines Universalgenies wird durchgezogen; die Schulmeisterlein bitten ihn, die Grammatik, die für ihn viel zu gering sei, ihnen zu überlassen, sich selbst aber mit höhern Dingen zu beschäftigen. Die Unterschrift: „Gegeben in der Narrenstadt am Fasching,"[4]) wurde später von Frischlin aufgegriffen: Tübingen hieß ihm fortan Moropolis und die Tübinger Moropoliten.

Wenn die Würtembergische Regierung der Verbreitung dieser Schrift gegen Frischlin, dem sie so eben Stillschweigen auferlegt hatte, ohne Einschreiten zusah, so mochte sie denken, Frischlin habe angegriffen, nun habe man dem Crusius noch die Replik gestatten müssen, jetzt aber könne man, da beide Theile gesprochen haben, ohne Ungerechtigkeit die Verhandlung schließen. Allein des Crusius Replik forderte dringend eine Duplik heraus. Sie war ja bei Weitem nicht blos Abwehr, sondern ein neuer Angriff, und zwar ein solcher, der sich in das Persönliche weit tiefer einließ, als Frischlins erster Angriff in der Strigilis. In dieser war der Name des Crusius nicht genannt, sondern nur etlichemal auf den gelehrten Dünkel und die gesuchte Würde des Mannes unverkennbar angespielt. Crusius mußte

[1]) Dial. I. pro sua Gramm. & Strig. p. 126.

[2]) Strigilis gr. p. 98 f. Dial. I, p. 127 ff.

[3]) Pædagoguli miselli Nic. Frischlino, viro incomparabili S. D. 349—356.

[4]) Datæ Moropoli, feriis Bacchanalibus, novo stylo, ad imitationem Strigilis Frischlinianæ.

und durfte ſeinen Gegner nennen, da er ja gegen zwei beſtimmte, mit deſſen Namen verſehene Schriften ſich richtete. Aber daß er, theils am Rande, theils in einem alphabetiſchen Regiſter, Frischlini ineptia und arrogantia, crudelitas et maledicentia, ex superbia ingratitudo u. dgl. als eigene Rubriken aufführte, ging ſchon über dasjenige, was Friſchlin ſich gegen ihn erlaubt hatte, hinaus; daß vollends in ebendemſelbem Regiſter von den hohen Dingen zu leſen war, die Friſchlin vergebens ſich gewünſcht, von der Ausweiſung, die er im Stuttgarter Schloß erfahren hatte; daß im Texte der Beſchlagnahme ſeiner Rede vom Bauernleben, ſeiner Amtloſigkeit ſeit der Rückkehr aus Crain, des Umſtandes, daß er ſeine Grammatik auf eigene Koſten hatte müſſen drucken laſſen, höhniſch gedacht war: damit waren ſo empfindliche Punkte in Friſchlins Leben berührt, daß ſich dieſer gegen eine Verpflichtung, die ihm verbot, ſich dafür literariſche Genugthuung zu nehmen, innerlichſt empört fühlen mußte.

Daher war es nach ſeiner Ankunft in Speier ſein erſtes Geſchäft, die Briefe gegen Cruſius, Liebler und Stetter, die er ſchon vor ſeiner Verpflichtung nach Neuſtadt an der Hardt geſchickt hatte, wieder vorzunehmen.[1]) Aber der Druck zu Neuſtadt wurde von der Heidelberger Univerſität nicht geſtattet; auch in Frankfurt und Speier fand ſich, zum Theil wohl durch den Einfluß des Cruſius (Joh. Spies wenigſtens war durch Dr. Aegidius Hunnius in Marburg, einen Freund von Cruſius, abgeſchreckt worden) kein Verleger; ſelbſt die Jeſuiten in Mainz, denen er das Manuſcript gegeben haben ſoll, wollten ſich mit der, wie es ſcheint allzu maßloſen, Streitſchrift nicht befaſſen. Dieß bewog den Verf., während ſeines Frankfurter Aufenthalts die Briefe in einen Dialog umzuwandeln, der, angeblich in zwei Tagen zuſammengeſchrieben, in dem benachbarten Churmainziſchen Städtchen Urſel bei Nicolaus Heinrich gedruckt und noch zur Meſſe nach Frankfurt geſchickt wurde. Aber der leidenſchaftliche Verfaſſer war ſo planlos dreingefahren, daß er mit etlichundachtzig Seiten noch gar nicht eigentlich zur Sache gekommen war, ſondern noch zwei Dialogen mit dritthalbhundert Seiten nöthig hatte, um nur denjenigen Theil der Cruſiusſchen Streitſchrift, der gegen ſeine Grammatik

[1]) Dieß und das zunächſt Folgende beruht wieder auf den Ausſagen des Famulus.

gerichtet war, und dann noch einmal drei Dialogen von nicht geringerem Umfang, um ebenso auch die Antistrigilis zu widerlegen.

Von diesen 6 Streitdialogen schrieb Frischlin also den ersten im September 1586 zu Frankfurt; [1]) den Anhang dazu und die beiden folgenden im October zu Marburg; die drei Dialogen des sogenannten Poppysmus im November und December zu Leipzig in der Herberge: alle mithin, wie er selbst in der Zueignung der letztern sagt, ohne seine Bibliothek, in der Unruhe der Reise, oft unter dem Getümmel der Wirthshausgäste. Auch sein Famulus, der dem Crusius hernach so viel Unsauberes von dieser Reise seines Herrn zu berichten wußte, gab diesem dabei doch das Zeugniß, daß er während derselben beständig geschrieben habe. [2]) Diese Dialogen, deren ersten die Herbstmesse 1586, die übrigen 4 (da der dritte Poppysmusdialog damals noch ungedruckt blieb) die Fastenmesse 1587 brachte, veranlaßten den Crusius zu einer „nothwendigen Vertheidigung," die zur Herbstmesse desselben 87ten Jahres erschien; diese widerum den Frischlin zu zwei Dialogen Coletismus grammaticus, die, in den letzten Monaten des Jahres geschrieben, im folgenden herauskamen; und diese abermals den Crusius zu einer „gerechten, wahren und letzten Antwort"; worauf die Umstände eine Waffenruhe herbeiführten, bis nach dem Tode des einen Streiters der Kampf sich auf die seltsamste Art noch einmal entzündete.

Diese sämmtlichen Streitschriften beider Theile fassen wir (nachdem der wissenschaftliche Kern des Streites schon oben herausgeschält worden) hier in einer kurzen Betrachtung zusammen, um über eine der unerquicklichsten Partien in Frischlins Leben desto schneller hinwegzukommen. Unerquicklich wird dieser Schriftenwechsel hauptsächlich dadurch, daß er von Schrift zu Schrift immer mehr von der Sache abkommt und in das Persönliche sich hineinwühlt. Allerdings hatte Frischlin mit Crusius und dessen Collegen auch einen persönlichen Handel abzumachen. Sie hatten ihn erst ungerecht zurückgesetzt und neidisch ausgebissen; dann dem Rückkehrenden hartherzig die Wideraufnahme verweigert; endlich den Lästigen durch eine unverantwortliche Denunciation sich vom

[1]) Diese und die folgenden Zeitbestimmungen entnehmen wir den eigenen Angaben Frischlins, Celet. I, p. 65., vergl. mit dem Reisebericht des Famulus bei Crusius.

[2]) In itinere semper scripsit. Bei Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 194.

Halſe geſchafft. Darüber durfte Friſchlin wenn er wollte öffentlich mit ihnen abrechnen, und er konnte es zu ſeinem Vortheil, ſelbſt wenn er das, was ihm ſelbſt dabei zur Laſt fiel, eingeſtand. Aber er hätte dieſen Handel von dem wiſſenſchaftlichen trennen, und auch in der Beſprechung des Perſönlichen ſich aller ungebührlichen Schmähungen enthalten ſollen. Er hätte dieß um ſo mehr thun ſollen, je häßlicher ihm die Vermiſchung des Perſönlichen mit dem Wiſſenſchaftlichen im Beiſpiele des Gegners erſchienen war. Sagt er doch ſelbſt in der Vorrede zu ſeinem erſten Dialog: „Ich möchte wünſchen, Cruſius hätte ſich innerhalb der Gränzen der grammatiſchen Verhandlung gehalten, und dem öffentlichen Handel, der Alle angeht, nicht Privatſachen beigemiſcht. Denn was hat mit der grammatiſchen Figur der Evocatio mein Hinausgerufenwerden im Stuttgarter Schloſſe, was mit der Strigilis grammatica meine Rede de vita rustica zu ſchaffen?“ Er erkannte alſo das Ungehörige eines ſolchen Verfahrens, und dennoch ging er darin in ſeiner nächſten Schrift noch weiter als Cruſius; damit dieſer in der darauf folgenden abermals weiter ginge, und das Ganze ſich endlich in einen Pfuhl von Gemeinheit hineinarbeitetet, von dem wir uns mit Ekel abwenden.

Friſchlin gab alſo, wie ſchon erwähnt, ſeinen Streitſchriften die Geſprächsform. Cruſius, Friſchlin und deſſen Famulus Frei unterhalten ſich, und in den Celetismen treten noch Demokrit und Heraklit als eine Art von Chorus hinzu. Der Aufwand von Kunſt hiebei iſt ſehr gering. Die Unterredner verweiſen auf „Kapitel“ nachfolgender Geſpräche, ja auf eine „neue Auflage“ ſämmtlicher Dialogen. Doch fehlen einzelne glückliche Wendungen nicht, wovon wir gelegentlich Beiſpiele geben wollen.

Von dem erſten der drei Dialoge Friſchlins zum Schutze ſeiner Grammatik[1]) iſt ſchon geſagt, daß er noch gar nicht eigentlich zur Sache kommt. Die Geſchichte von Friſchlins Zurückſetzung in Tübingen und die Melanchthonfrage, der Handel mit Cruſius und mit der Ritterſchaft, werden durcheinander vorgenommen, die Zeugniſſe von

[1]) Nic. Frischlini P. L. C. P. Cæs. pro sua Grammatica & Strigili grammatica adversus Mart. Crusii, Professoris Tubingani, contumelias Dial. I. Ad illustriss. Pr. ac Dn. Ludovicum, ducem Wirt. &c. (Hinter der Strigilis, in der Ausgabe von 1587.)

Tübingen und Laibach, die herzoglichen Schreiben an den Adel und an die Crainiſchen Stände, werden ausführlich abgedruckt, daneben aber auch eine Horaziſche Parodie auf Cruſius, die gar nicht übel iſt, zum Beſten gegeben.[1]) Treffend werden einzelne Aeußerungen des Gegners abgetrumpft. Es war ihm das Wort entfallen, er und ſeine Collegen haben den Friſchlin ſo lange befördert, als er unter Schmeicheleien gegen ſie den Fuchs verſteckt habe.[2]) Das weiß ich, ſagt nun dieſer dagegen, daß ihr Keinen befördert, der es nicht verſteht, euch ſchön zu thun, euch das Maul zu ſchmieren, mit hohen Titeln beide Backen aufzublaſen, die Knie vor euch zu beugen und euch königliche Ehre zu erweiſen.[3]) Noch ſchärfer wird der Gegner für ſeine Anſpielung auf Friſchlins unfreiwillige Muße nach der Rückkehr aus Crain gezüchtigt. Cruſius iſt ein guter Mann, ſagt jener zu ſeinem Famulus. Erſt zieht der Gaudieb den Leuten die Kleider aus, dann wirft er ihnen ihre Blöße vor.[4]) Auch die Schmarotzer und Schmeichler des Cruſius

[1]) p. 151 f.

Quid Patriarches & ferus Amurath,
Martine Crusi, cogitet, hic foris,
At ille sub tecto: remittas
Quærere, nec te aliena turbent.
Illi, remoto limite dissiti,
Persas lacessunt harpa & acinace
Medo. Quid his tantis minorem
Consiliis animum fatigas?
Poscit juventus, ut sibi prælegas
Versus Homeri, Thucydidæaque
Ut rura, post quaterna lustra
Tandem aliquando pedes peragres.
Non semper idem mentibus est vigor:
Vides, ut alta stent tibi tempora,
Martine, ceu montes nivosi,
Canitieque geluque vincta.
Num tu sub Orco manibus Aeaci
Versus Homeri præcinere expetis,
Et quæ supersunt ex Ulysse
Dicere vis Rhadamantho hianti?

[2]) Crus. ll. duo &c. p. 264: quamdiu nobis adulando vulpem istam callidam tegebas.

[3]) Dial. I, p. 148.

[4]) Dial. I, p. 177.

werden nicht verſchont: Einer ſei wegen famoſer Reime aus der Pfalz ausgewieſen worden (Engelhart); der Andere im Rauſch vom Pferd gefallen (Liebler); die zweifelhafte Herkunft ſeines Nachfolgers Cellius nicht zu vergeſſen.

Nachdem Friſchlin dieſen Dialog zu Frankfurt in der Haft niedergeſchrieben, und ebenſo eilig (in 4 Tagen) hatte drucken laſſen, befiel ihn, wie er denſelben hernach zu Marburg bei größerer Ruhe durchſah, auch Andere (insbeſondere ſein Landsmann, Dr. Aegidius Hunnius) ihn erinnerten, eine Art von Katzenjammer, ähnlich wie ihn im Frühjahr wegen ſeiner frechen Elegie einer befallen hatte, und er ſchrieb einen Anhang,[1]) in welchem er ſeine Ausfälle theils durch die erlittenen Mißhandlungen entſchuldigt, theils noch näher begründet, und im zweiten Dialog auf die Sache einzulenken verſpricht.

In dieſem und dem dritten Dialoge[2]) werden nun zwar wirklich die einzelnen Kapitel der Grammatik und der Cruſius'ſchen Einwürfe in einiger Ordnung durchgenommen, zugleich aber jede Gelegenheit zu perſönlichen Ausfällen benützt, die zum Theil noch verletzender und unwürdiger ſind als die früheren. Das gehört noch zur Sache, wenn von Cruſius geſagt wird, er ſei ein Patron der Weitläufigkeit, der ſich freue, in ſeinen vierſchrötigen Büchern recht große Regelnhaufen zuſammenzuſchichten; ein Menſch von knechtiſchem Geiſte, der ſeine Beweiſe mit Wagen voll Auctoritäten führe; ein Wiedehopf (wegen ſeiner Vorliebe für veraltete Formen), der ſich im Kothe des Ennius ſein Neſt baue. Aber er verſteht, nach Friſchlin, von Philoſophie weniger als ein geſchlachtetes Schwein; wenn dem Adam im Paradies unter andern Beſtien auch Martin Cruſius vorgeführt worden wäre, ſo würde er zu dieſem geſagt haben: du biſt ein Eſel und ſollſt auf

[1]) Nic. Frischlini &c. Appendix ad primum Dialogum &c. p. 183—199.

[2]) Nic. Frischlini &c. Dialogus II. pro sua lat. Grammatica adv. Mart. Crusii & sociorum animadversiones. Defenditur hoc Dialogo omnis Orthographia, Prosodia & Etymologia quatuor orationis partium flexilium, & refutantur omnes nugæ Crusianorum. Anno 1587.

N. Fr. pro sua Grammatica adv. Mart. Crusii & sociorum animadversiones Dial. III. In quo omnes reliquæ labes, quæ Etymologiæ & Syntaxi ipsius a Crusio fuerant aspersæ, deterguntur. Habes etiam in hoc Dialogo refutationem nugacissimarum nugarum Crusii adv. Græcum Ablativum. 1587.

Lateiniſch Asinomartinus, auf Griechiſch aber Ὀνοκρούσιος heißen. Eine Scene kommt vor, wo Cruſius ſeine grammatiſche Nothdurft verrichtet, und Burckard ihm einen ſchmutzigen Dienſt erweist; wie es ſchon im erſten Dialog dem Friſchlin über der Turco-Graecia des Cruſius übel geworden war, und er ſie nebſt einem andern ähnlichen Werke deſſelben ausgebrochen hatte.[1]) Auch deſſen häusliche Zerwürfniſſe kommen zur Sprache; insbeſondere aber hat er ſich hernach über den Spott beklagt, den Friſchlin mit ſeinem Alter getrieben habe. Das ginge noch, daß dieſer ſich die aufgehende, den Cruſius die untergehende Sonne (wenn er anders eine Sonne ſei) nennt; auch daß er von ihm ſagt, er ſei ſo biſſig wie ein alter Hund, hatte Cruſius ſich ſelbſt zuzuſchreiben. Aber daß er ihn einen vergeßlichen, ſchimmlichen Alten heißt, der auf dem letzten Loche pfeife, einen Steinblock, mit grauen Haaren wie mit Moos bedeckt u. dgl. m., das bleibt immer roh, und gab dieſem den prophetiſch gewordenen Fluch ein: er wünſche dem Friſchlin, daß ihm dereinſt Niemand ſein Alter möge vorwerfen können.[2])

Dem dritten Dialoge gab dieſer zwei ſchon früher ausgearbeitete komiſche Stücke bei, nämlich, außer dem bereits von uns erwähnten doppelten Brief in angeblich Wackeriſchem und in Friſchliniſchem Latein, ein Schreiben des Patriarchen Jeremias von Konſtantinopel an Cruſius, deſſen orientaliſche Geſchäftigkeit von jeher eine Zielſcheibe des Friſchliniſchen Spottes war. Schon den Schluß des erſten Dialogs hatte der unterredende Cruſius dadurch herbeigeführt, daß er ſich beurlaubte, weil er noch an den Patriarchen von Konſtantinopel zu ſchreiben habe. Grüß ihn von mir, hatte Friſchlin dem Abgehenden nachgerufen. Wenn ichs nicht vergeſſe, war die Antwort geweſen. In dieſem Briefe nun bedauert der Patriarch zuerſt, daß er des Cruſius griechiſch-lateiniſche Grammatik nicht bei der Hand habe, um ſeinem Schreiben mehr Eleganz zu geben; verſichert ihn dann, wie berühmt ſein Name bereits in ganz Griechenland, ja in Perſien und Hyrcanien ſei (doch ſolle er ſie mit ferneren Exemplaren ſeiner Ueberſetzung von Heerbrands Compendium und ſeiner Politia coelestis verſchonen, da ihr Theodoret ihnen beſſer zuſage), und kommt dann auf den großen

[1]) Dial. I, p. 152 f. II, p. 65.

[2]) Crus. Justa, vera & postrema resp. p. 68.

Krieg zu ſprechen, der, wie er ſchon ſeit einiger Zeit höre, in Deutſchland ausgebrochen ſei. Lange habe er nicht erfahren können, was für ein Krieg das ſei; bis ihm nun des Cruſius Brief ſage, es ſei ein grammatiſcher Krieg zwiſchen ihm und Friſchlin. „Dieſer habe nämlich in ſeiner Strigilis dir und den andern Grammatikern, welchen du folgſt, ſchweren Schimpf angethan; den habeſt du nicht verdauen können, und daher deinem Gegner den Krieg erklärt. Denn du habeſt viele ältere und neuere Grammatiker auf deiner Seite, wie den Priscian, Diomedes, Chariſius, von neueren aber Melanchthon und Reander. Und dieſe habeſt du in die erſte Schlachtordnung geſtellt. In die mittlere habeſt du verſchiedene gar abgelebte und ranzige Greiſe gewieſen, wie Ennius, Pacuvius und ähnliche. Zum Führer der dritten ſeieſt du ſelbſt durch die allgemeine Stimme ſämmtlicher Offiziere gewählt worden. In dieſer, ſchreibſt du, dienen unter deinem Oberbefehl 500 „Schützen", deren Abtheilungen die 10 Strigelmänner führen: Martin Cruſius als Oberbefehlshaber, Georg Liebler, Samuel Hailand, Ge. Burckard, Mich. Möſtlin, Ge. Hitzler (obwohl blind, werde er doch mit ſeinem Rathe nicht entſtehen), J. Wacker, L. Engelhart, E. Stetter und E. Cellius."

Von Friſchlin haben ſie bis dahin nichts gewußt, da Cruſius ſeiner nicht, wie der übrigen Strigelmänner, in ſeinen Briefen Erwähnung gethan. Nun haben ſie aber durch Erkundigung bei dort ſich aufhaltenden Deutſchen erfahren, daß er ein geübter Heerführer, in allerlei Künſten und Sprachen wohl erfahren, überdem ein mit doppeltem Lorbeer gezierter Philoſoph und Dichter ſei, der bei vielen Fürſten und beim Kaiſer ſelbſt, als deſſen Pfalzgraf, in hohem Anſehen ſtehe. Vor Kurzem erſt habe er einen Feldzug nach Aſien unternommen, und den ägyptiſchen Aſtrologen, den Arabern und ihrem Sultan Ptolemäus eine tüchtige Niederlage beigebracht, von deren weiterer Benützung er aber durch Nachrichten aus der Heimath abgehalten worden. „Denn ſobald er aus Briefen ſeiner Freunde erfahren, mit welcher Wuth deine 10 Strigelmänner Alles verwüſten, ſei er aus Aſien zurückgeeilt und nach Italien geſchifft, wo er eine große Truppenmacht geſammelt habe. Den Cicero nämlich und den Julius Cäſar, auch Livius, Salluſt und unzählige der beſten alten Schriftſteller habe er in Kraft ſeines Mercurſtabes aus der Unterwelt

zurückgerufen und in die erſte Schlachtreihe geſtellt, deren rechten Flügel Cäſar, den linken Cicero befehlige. In der zweiten Schlachtordnung ſtehen Virgil, Horaz und Perſius, die er nach langjähriger Gefangenſchaft durch ſeine Tapferkeit aus ihren (metriſchen) Banden befreit habe... Anführer der letzten Schlachtordnung ſei J. C. Scaliger, Fürſt von Verona, mit ſeinen Oberſten und Hauptleuten, Laur. Valla, Aug. Saturnius, Hier. Ruſcellus, Marius Corradus u. A., welche alle der Hoffnung leben, auch Melanchthon werde den Cruſius verlaſſen und zu ihnen übergehen. Den Nachtrab, der aus deutſchen gekrönten Poeten beſtehe, befehlige Joh. Sambucus als Legat, mit ſeinen Hauptleuten Joh. Lauterbach, Joh. Poſthius u. ſ. f. Man erwarte auch ſtarke Hülfstruppen von Juſtus Lipſius aus Holland, von Joſeph Scaliger aus Frankreich und von Scipio Gentilis aus England. Täglich ziehen dem Friſchlin, als grammatiſchem Imperator, neue Verſtärkungen zu... Auf die Nachricht von der feindlichen Streitmacht ſei deinen Strigelmännern aller Muth entſunken, und ſie haben die Leitung des ganzen Krieges dir übertragen, den ſie einſtimmig zum türkiſch-griechiſchen Imperator gewählt... Du aber ſeieſt nicht ſehr geübt in Waffen, beſonders gegen einen ſo mächtigen Feind." Er, der Patriarch, bedaure, wegen des perſiſchen Kriegs dem Cruſius keinen Beiſtand leiſten zu können; doch hoffe er, derſelbe werde ſeiner Stellung auch für ſich gewachſen ſein. Er habe ja Orts- und Sprachkenntniſſe, wie kein Anderer. „Am meiſten aber, fährt der Patriarch fort, wird der Sache unſres Dafürhaltens dein Aeußeres Vorſchub thun, welches wahrhaft königlich iſt. Denn ſo viel ich aus deinem Bilde geſehen, iſt deine Miene ernſt, die Stirne kraus, die Naſe ein wenig zurückgebogen, der Bart der eines Rabbi, wie auch der Mantel, dem nichts mehr fehlen ſoll als ein gelber Gürtel. Das Geſicht ſelbſt ganz heroiſch, nicht zu Heiterkeit und Lächeln, ſondern zu tiefen Gedanken eingerichtet. Deßhalb zweifeln wir nicht, du werdeſt durch die bloße Strenge deiner Miene dem Gegner Schrecken einjagen, wie einſt Marius den Cimbrer geſchreckt hat."

Wenn Friſchlin den drei Dialogen für ſeine Grammatik nur dieſe einfache Ueberſchrift gab, ſo knüpft er in dem Titel der folgenden, die er zum Schutze ſeiner Strigilis ſchrieb, an dieſes Bild an, indem er ſie Poppysmus grammaticus nannte, von dem Klatſchen mit der

Zunge und den Lippen, um ein Pferd zu beſänftigen. Die Grammatiker waren ihm Pferde, die des Strigelns bedurften, ſich dagegen ungebärdig zeigten, und nun durch jenes Mittel dahin gebracht werden ſollten, daß ſie es ſich gefallen ließen. Zugleich knüpft Friſchlin an die Lieblerſche Schullehrerepiſtel an, deren Unterſchrift er in ſeine Ueberſchrift zieht, indem er dem Cruſius die Moropolitas Tubingae bacchantes (Letzteres zugleich in der verächtlichen Bedeutung von Schülern) zur Seite ſtellt.[1]) Beſänftigendes übrigens iſt in dieſen Geſprächen nicht viel zu entdecken, ſondern es geht ganz in der bisherigen Weiſe fort, ja die Ausfälle werden eher noch rückſichtsloſer. Cruſius heißt jetzt ein meineidiger Schurke, ein lebendiges Bild des Neides, eine Cloake des Satans; nicht einmal die gravitätiſchen Schritte, von denen die Strigilis mit offenbarer Beziehung auf ihn geſprochen hatte, werden ihm gelaſſen: er laufe ja durch die Straßen wie die Schuſter wenn ſie auf den Markt eilen.[2]) Außer den Strigelmännern wird nun auch der Kanzler Andreae in den Kreis des Angriffs gezogen und bekommt insbeſondere das zu büßen, daß er während ſeines mehrjährigen Aufenthalts in Sachſen, neben ſeinen Concordiengeſchäften, zugleich die Grammatiken von Wacker und Cruſius daſelbſt eingeführt hatte.[3]) Nirgends in ganz Heſſen, Thüringen und Meißen habe Friſchlin gut von ihm ſprechen hören, und in Würtemberg halten ihn alle Beamten für einen Hofangeber (pro aulico delatore). Auch die Scene mit Hochmann und andre ähnliche werden ihm vorgerückt, und nach ſeiner Jugendbeſchäftigung (ſein Vater war ein Schmied, und er ſollte es auch werden) wird er Schmidlin oder auch Vulcanus genannt.

---

[1]) Nic. Frischlini Poppysmus grammaticus pro Strigili sua grammatica, adv. Mart. Crusii & Moropolitarum Tubingæ bacchantium Coccysmos sive Antistrigilem: tributus in duos Dialogos, ad Jos. Scaligerum & Justum Lipsium. Pragæ, excudebat Mich. Peterle anno 1587.

[2]) In ſeiner justa vera & postr. resp. p. 68 nimmt Cruſius dieß auf und ſagt, zum Beweis ſeiner Rüſtigkeit, daß er noch immer mit ſeinem werthen Gevatter, M. Sam. Hailand, wie ein Schuſter um die Stadt laufe.

[3]) Dabei gegen die theologiſche Bevormundung der Gymnaſien der auch heute noch treffende Denkſpruch (Popp. I, p. 37.):

Theologo indocto docti committere habenas
Gymnasii, est liquidis immittere fontibus aprum,
Et rigidum teneris inducere floribus Austrum.

Was das Grammatiſche betrifft, ſo gibt Friſchlin im Verlauf dieſer Streitſchriften in Einigem nach;[1]) andere ſeiner Behauptungen ſucht er mit mehr oder weniger Glück zu vertheidigen und beſſer zu begründen. Wie beißend er hiebei zuweilen das Perſönliche dem Sächlichen beizumiſchen weiß, davon ſei nur Eine Probe angeführt. Gegen Scaligers und Friſchlins Beſeitigung der Verba impersonalia durch Auflöſung z. B. von miseret me tuae fortunae in tua fortuna me miserum facit, hatte Cruſius eingewendet: wenn einen guten und reichen Fürſten eines Armen jammere (miseret), ſo werde doch dadurch jener glückliche Mann nicht unglücklich (miser); das werde Friſchlin mit all ſeiner Philoſophie, die er ſo gern in die Grammatik miſche, mit Ethik, Phyſik und Mathematik, nicht beweiſen können. „Wie? entgegnet ihm nun Friſchlin, wenn Einer über die Armuth des Andern Schmerz empfindet (und das heißt doch: ſich erbarmen), wird er dadurch nicht gewiſſermaßen ſelbſt unglücklich? macht er nicht einen Theil des fremden Elends zu dem ſeinigen? erleichtert er es nicht aus ſeinen Mitteln? und wird, wer einem Nackten den einen von ſeinen zwei Mänteln gibt, dadurch nicht ärmer als er zuvor war? Da ziehe du nicht blos die Ethik zu Rathe, ſondern auch die heil. Schrift und die Worte Chriſti, wenn du es im Stande biſt. Du freilich begnügſt dich mit dem Glauben allein und mit dem bloßen Wortſchall, als ein tönend Erz. Du meinſt, es ſei genug, zu dem Armen zu ſagen: Es jammert mich dein, wenn du auch im Herzen kein Mitleid fühlſt, und es nicht durch die That bewährſt. Was du doch auch in der Ausübung der Liebe für ein unvernünftiges Vieh biſt.“ [2])

Seinen beiden Poppysmusdialogen ſuchte Friſchlin auch durch ihre Widmung größeres Gewicht in der philologiſchen Welt zu geben. Er eignete den erſten dem Joſeph Scaliger zu, dem gelehrten Verfaſſer des Werks de emendatione temporum, deſſen Vater Julius

[1]) Z. B. ſieht er ſich durch claſſiſche Beweisſtellen genöthigt, manches Nomen als generis communis anzuerkennen, dem er früher nur Ein Geſchlecht hatte zugeſtehen wollen; das mea, tua, bei interest, das er erſt mit Scaliger als Neutrum plural. behauptet hatte, läßt er jetzt als Ablativ. Sing. fem. gelten u. dgl. m.

[2]) Crus. Libri duo ad Nic. Fr. p. 238 f. Frischlin. Popp. I, p. 115.

Cäſar Scaliger er in ſeiner Strigilis und ſonſt ſo hoch geprieſen hatte; den zweiten dem berühmten Juſtus Lipſius, den er in der Widmungselegie zum „gerechten" Schiedsrichter ſeines Kampfes mit Cruſius aufruft. Lipſius hatte bis dahin von Friſchlin's Streitſchriften nur (die Strigilis und) den erſten Dialog geleſen, von denen des Cruſius noch nichts: hiernach aber zu urtheilen, ſchienen ihm, wie er brieflich bezeugte, ſowohl die Sache als die Waffen des Erſteren die ſtärkeren zu ſein; doch gab er dieſem zugleich einen feinen Wink, wie ſehr er durch ſeine Heftigkeit und Unbeſcheidenheit ſeiner Sache Eintrag zu thun im Begriffe ſtehe.[1])

Dieſen 5 Friſchliniſchen Dialogen nun ſetzte Cruſius während des Sommers 1587 ſeine „nothwendige Vertheidigung"[2]) entgegen. Es hatte ſich ihm der richtige Gedanke aufgedrängt, das Sächliche von dem Perſönlichen zu ſondern, und darnach theilt er ſeine Schrift in zwei Kapitel ein. Aber das erſte (von S. 12—137) iſt darum keineswegs rein von Perſönlichkeiten, und dieſe ſind im zweiten (S. 137—275) in der baſenhafteſten und gehäſſigſten Weiſe behandelt. Von fünferlei Tugenden wird jedesmal das Gegentheil an Friſchlin nachgewieſen, und unter der Rubrik der gratitudo et benedicentia, d. h. der Undankbarkeit und Schmähſucht, wird ſein ganzer Lebenslauf von Jugend auf durchgegangen. Unter den verſchiedenen Geſichtspunkten nämlich, von denen aus Cruſius ſich ehrwürdig vorkam, ſtand der des Lehrers und Wohlthäters oben an, und war, vermöge der Ausdehnung, die er der Dankbarkeitspflicht auf Seiten der Schüler

[1]) Justus Lipsius Nic. Frischlino S. D. . . Cum Crusio tua liticula non nihil me cruciat. Nollem in hac paucitate eruditorum vos intra vos ἀντιβίοιτι μαχέσασθαι ἐπέεσαι. Sed tamen libere dicam, etsi ætate ille grandior, tu mihi Achilles, ille Troilus videtur. Plus virium in tua hasta, imo & causa: si tamen eam per calorem & immodestiam (quod spero longe a te esse) non corrumpis. Ego miror, homines esse, qui plus Grammaticorum præceptis tribuant, quam illis per quos vivunt. Mihi probum & certum est, quidquid proba & prisca illa ætas scripsit, etsi Grammaticorum omnium cohorti aut non lectum aut neglectum. Vgl. auch Friſchlins Antwort; beide hinter Celet. Dial. I, p. 133 ff.

[2]) Martini Crusii &c. adversus Nic. Frischlini &c. quinque rei grammaticæ & virulentarum calumniarum Dialogos, anno 87 editos, Defensio necessaria Basileæ, per Hulderichum Frœlich. 1587.

gab, von besonderer Fruchtbarkeit. Daher sah er auch überall undankbare Schüler oder Schützlinge, in Finkelthaus zu Grätz so gut wie in Frischlin, und in diesem sowohl ehe derselbe etwas Nachweisliches gegen den Lehrer verbrochen, als auch nachdem ihn dieser durch offenbare Feindseligkeit und Verfolgung von jeder Verpflichtung entbunden hatte. Im Frühjahr 1586, nachdem Frischlins erste Elegie von Frankfurt aus nach Tübingen gekommen war, hatte Crusius in der Cicerostunde bei Gelegenheit einer Stelle der Rede pro Roscio erklärt, was er nun auch in dieser Schrift ausführt: Undank gegen die Lehrer sei Vatermord, weil die Lehrer zweite Väter seien. Seit die Welt stehe, versicherte er später, sei keinem Lehrer mit so gräulichem Undanke gelohnt worden, wie ihm von Frischlin: was aber Jakob Frischlin mit wenigstens gleichem Rechte gegen Crusius und sein Verfahren gegen den Schüler kehrte.[1]) Diesen sucht hier Crusius als einen Inbegriff aller Laster darzustellen und gleichsam dem Hasse des ganzen menschlichen Geschlechtes zu bezeichnen. „Welche Classe von Menschen, redet er ihn an, hast du nicht geschmäht und verkleinert? Die Tübinger Bürger durch den Anschlag eines Lästergedichts; das philosophische Collegium an 12 Jahre lang vornehmlich durch heimliche Praktiken; die Jäger in deiner Rebekka; die Wirthe in der Susanna; die Aerzte in der Hildegard; alle im Priscian; die vom Adel in der Rede vom Bauernstand; die Theologen und Juristen in dem Gedicht über den Blitz; die Schüler in dem Vortrag gegen den hessischen Studenten; die Grammatiker in der Strigilis; die Redner in den Anmerkungen zu Crusius Rhetorik; jetzt in deinen Dialogen Professoren und Universität zu Tübingen, Theologen und Richter, Hofleute und Adeliche; kurz vorher auch die Reichsstädte, indem du die Zueignungen deiner Dramen an sie strichst, weil sie dieselben nicht freigebig genug belohnt hatten."[2])

Was Crusius damit wollte, hat er am Schlusse seiner Schrift deutlich genug ausgesprochen. Nirgends werde Frischlins Grammatik, nirgends er selbst, Aufnahme finden. „Denn wer wird einen Professor anstellen wollen, der ein neuer Catilina und Clodius ist? der

[1]) Crus. c. Frischlin. p. 151. Def. nec. p. 164. Resp. ad Popp. III, Præfat. Jac. Frischlin. Frischlinus redivivus, D, 6.

[2]) Def. nec. p. 218 f.

gegen ſeine Lehrer des gräulichſten Vatermordes ſchuldig iſt? der gegen Alle wie ein wüthender Hund ſich gebärdet? der, wo er hinkommt, für ſich den Fluch des Herrn, für Andere aber Feuer und Schwert mit ſich bringt? Jedermann wird ſich vor der Berührung mit einem Solchen, wie vor der eines Verpeſteten, in Acht nehmen." Dergleichen ließ aber Cruſius nicht blos drucken, ſondern ſuchte zugleich durch Privatbriefe an einflußreiche Perſonen ſeinem Gegner jede Thüre, die ſich ihm auswärts öffnen wollte, zu verſchließen, während er überdieß der Würtembergiſchen Regierung, wie wir finden werden, unabläſſig in den Ohren lag, denſelben, wenn es ſein müßte durch Einkerkerung, ſtumm zu machen. Wenn Friſchlin ſich einmal vermaß, er wolle den Cruſius zu Tode ſchreiben,[1]) ſo war dieß (womit er ſich doch am Ende nur als andern Archilochus hinſtellen wollte) eine verhältnißmäßig ſehr unſchuldige poetiſche Prahlerei gegen den proſaiſchen Ernſt, womit Cruſius, ihn zu vernichten, wirklich und werkthätig Anſtalt machte.

Der nothwendigen Vertheidigung des Cruſius ſetzte Friſchlin (denn wir müſſen, auf die Gefahr hin, der Zeitordnung noch weiter vorzugreifen, hier ſchlechterdings mit dieſen Streitſchriften vollends zu Rande kommen) im Jahr 1588 abermals zwei Dialoge entgegen, denen er, in ſeinem hippologiſchen Bilde fortfahrend, den Titel Celetismus grammaticus gab.[2]) „Nachdem die alten dürren Gäule, d. h. die ſchlechten Grammatiker, gehörig geſtrigelt und die Antiſtrigilatoren hinausgeſchnalzt ſind, iſt es Zeit, die geſtrigelten Pferde zu beſteigen und im Circus ein Rennen (κελητιστέον) oder auch ein Scharmützel vorzunehmen." Abermals hat Friſchlin das Gefühl, daß die bisherige Art ſeiner Polemik nicht die rechte geweſen war. Schon im erſten ſeiner Dialogen habe er auf Zureden des Dr. Aegidius Hunnius in Marburg Alles geſtrichen gehabt, was Jemanden hätte beleidigen

[1]) Crus. Def. nec. p. 267.

[2]) Nic. Frischlini Celetismus grammaticus, tributus in Dialogos duos, adversus Mart. Crusii, Prof. Tub., defensionem, non necessariam, sed potius nefariam & plane veteratoriam: in qua non modo veteres ille errores grammaticos novis erroribus & soloecismis, sed etiam veteres injurias & contumelias, in se jure regestas, novis contumeliis locupletavit. (Magdenburgi) 1588.

können: daß man dieß in der Druckerei beibehalten und abgedruckt habe, was könne er dafür? Mit ähnlichen Ausreden von Versehen in der Druckerei, Druckfehlern u. dgl. ist Frischlin öfters bei der Hand, auch wo es sich um Beschönigung grammatischer oder historischer Verstöße handelt. Nun erklärt er sich im Eingange bereit, in einer zweiten Ausgabe seiner frühern Dialoge die Schmähungen zu entfernen, weil sie auf manchen Seiten Anstoß erregt haben: und doch verfällt er in denen, die er jetzt zu schreiben anfing, wieder in denselben Ton. Nur insofern hat er sich eine neue Taktik ausgedacht, daß er den Crusius möglichst zu vereinzeln sucht. Die meisten übrigen Tübinger Professoren sind ihm nun ehrenwerthe Männer, die entweder für ihn, oder doch nur von Crusius gegen ihn eingenommen sind. Dabei ist eine ähnliche Sonderung wie in der nothwendigen Vertheidigung des Crusius, doch auch nicht reiner, beobachtet: daß das Grammatische im ersten, das Persönliche im zweiten Dialog abgehandelt wird. Dem letztern schickte Frischlin einen Prodromus [1]) voran, welchem er den wesentlichen Inhalt seiner hinterhaltenen Streitschriften gegen den Adel einverleibte, als dessen Helfershelfer er den Crusius darstellte.

Dem ersten Dialog ist ein vollbeladener Wagen (66 Seiten) mit alten und neuen, prosaischen und poetischen, Zuschriften und Epigrammen, von Gelehrten und Studiosen, zu Ehren Frischlins und zu Unehren seines Gegners, beigefügt. Darunter qualmen ihm besonders die Studiosen so dicke Weihrauchwolken in's Gesicht, daß eben nur ein Frischlin sie erträglich finden mochte. Doch das wäre seine Sache, wenn nichts Verfänglicheres mitunterliefe. Allein wir lesen unter Anderm auch eine horazische Parodie auf Crusius mit starken Lobsprüchen auf Frischlin, unter dem Namen des Kaiserlichen Hofmedicus, Dr. Peter Monavius, die ohne allen Zweifel ein Frischlinisches Machwerk ist. [2])

[1]) Nic. Frischlini Prodromus in secundum Celetismi grammatici dialogum, adv. Mart. Crusium. Ursellis 1588.

[2]) Sie fängt an:

Crusi, pauperis ingeni,
Tandem stultitiæ pone modum tuæ
Insulsisque laboribus &c.

Aus einem Briefe des P. Monavius an seinen Bruder Jacob in Breslau,

Durch dieſe neuen Dialoge aufs Aeußerſte gereizt, goß nun Cruſius den ganzen Bodenſatz ſeines Haſſes gegen Friſchlin in ſeiner „gerechten, wahren und letzten Antwort [1]) aus. Dieſe Schrift enthält, nach 15 Seiten Einleitung, 3 Seiten Sächliches und 90 S. Perſönliches, zu welchem letztern dem Cruſius Friſchlins mittlerweile entlaufener Famulus Heinrich Frei den wichtigſten Beitrag geliefert hatte. Auf deſſen Ausſagen kommen wir unten zurück, um uns jetzt nach unſerm Helden umzuſehen, den wir vor lauter Streitſchriften ganz aus den Augen verloren haben.

Er war, wie wir uns erinnern, am 11ten Auguſt 1586 von Speier und Mainz aus in Frankfurt angekommen, und hatte hier den erſten Dialog für ſeine Grammatik geſchrieben. [2]) Vor der Meſſe hatte er noch den Ausflug nach Darmſtadt gemacht, wo er, außer der kargen Belohnung für die Zueignung ſeines Nomenclator, von dem Landgrafen Georg nicht einmal eine Empfehlung an deſſen Bruder, den Landgrafen Ludwig in Marburg, erhielt. Von Darmſtadt aus ſchickte er den erſten Dialog zum Druck nach Urſel, er ſelbſt kehrte zur Meſſe nach Frankfurt zurück. Hier übergab ſein liederlicher Famulus, wie Friſchlin behauptet, — dieſer ſelbſt, wie der Famulus verſicherte — ſein Felleiſen mit wichtigen Manuſcripten (der griech. Grammatik, der Ueberſetzung mehrerer Ariſtophaniſchen Komödien und des Oppian, auch verſchiedenen Elegien und Epigrammen) einem unbekannten Fuhrmann, es nach Marburg mitzunehmen: aber weder das

den dieſer an Cruſius wie an Friſchlin ſchickte, ergab ſich, daß das Epigramm nicht von ihm war, und Jac. Monavius ſetzte hinzu, er kenne den wahren Verfaſſer wohl und habe deſſen Handſchrift unter den Papieren ſeines unterdeß verſtorbenen Bruders gefunden. Offenbar iſt es bloße Schonung des ihm gleichfalls befreundeten Friſchlin, daß er deſſen Namen nicht ausdrücklich nennt. Vgl. Crus. justa, vera & postr. resp. p. 69. 107, und Fasc. 15, No. 24. St. A.

[1]) Mart. Crusii &c. ad ingrati desperatique Nic. Frischlini mendacem & scelestissimum Celetismum, anno 1588 editum, justa vera & postrema responsio. Basileæ, per Hulderichum Frœlich. 1588. Mit dem Motto:

Nec sub aqua sub aqua cessat maledicere rana.

[2]) Das Folgende wieder aus dem Reiſebericht des Famulus, bei Crus. c. Frischlin. Mſpt. 193 ff. und Justa, vera & postr. resp. p. 97 ff. vgl. mit Frischlin. Celet. I, p. 65 b. Die Daten zum Theil aus den Vorreden und Zueignungen der Friſchliniſchen Dialogen und den begleitenden Gedichten.

Felleiſen und ſein Inhalt, noch der Fuhrmann, waren je wieder ausfindig zu machen. Anfangs October reiste Friſchlin nach Marburg, wo er vier Wochen lang, in Koſt und Wohnung bei dem landgräflichen Rentmeiſter Jeremias Stamm, ſich aufhielt, und den zweiten und dritten ſeiner grammatiſchen Dialoge ſchrieb. Neben dem kleinen Geſchenk des Landgrafen für den Nomenclator, verehrte ihm die Univerſität 10 fl., auch die Profeſſoren und Studenten luden ihn zu Gaſt[1]) und bedachten ihn mit Weinſendungen. Aber eine Anſtellung konnte er nicht erlangen; ſei es, daß Cruſius ſeinen Einfluß gegen ihn aufbot, oder daß ſein inzwiſchen erſchienener erſter Dialog übeln Eindruck machte.

Am 29ten October reiste Friſchlin in der Kutſche des Dr. und Profeſſor juris Vultejus nach Kaſſel ab. Hier war gerade der Graf Friderich von Würtemberg-Mömpelgard zum Beſuch bei dem Landgrafen Wilhelm, ſeinem Oheim: ob es aus Rückſicht für ihn geſchah, oder aus eigenem Widerwillen des Landgrafen, der ſchon im Jahr 81 den Herzog Ludwig wegen ſeiner Vorliebe für Friſchlin und andere Literaten getadelt hatte: genug, Friſchlin erhielt nicht nur für den Nomenclator nichts, ſondern wurde, wie wenigſtens der Famulus berichtete, aus dem Schloß gewieſen. Auch in Erfurt, wo er am 7ten November ankam, hatte er ſchlechten Erfolg: der Rector, dem er ſeine neuen Werke: die Grammatik, den Ariſtophanes, den Nomenclator und das aſtronomiſche Buch, verehren wollte, ſchickte dieſe zurück, indem er 1 Krone beilegte. Daher reiste Friſchlin ſchon folgenden Tags weiter, und kam, nach einem kurzen Aufenthalt in Schulpforte, am 12ten November in Leipzig an, wo er „zur Kanten" ſeine Herberge nahm und die Poppysmen ſchrieb. Ende Novembers war er in Grimma, im December in Dresden, und noch vor dem Jahresſchluſſe traf er in Prag ein, wo er durch alte und neu zu erwerbende Gönner ſein Glück wiederherzuſtellen hoffte.

[1]) Von einer ſolchen Studentengaſtung und einem dabei vorgekommenen Spaß im Zeitgeſchmack erzählt Otto Melander, Jocoseria I, No. 208.

Sechstes Kapitel.

Frischlin in Prag und Wittenberg.

Nach Frischlins Abzug von Tübingen war man daselbst längere Zeit ohne sichere Nachricht über ihn. Vom September wußte man aus Frankfurt noch von ihm; aber fast den ganzen October war er verschollen; im November hieß es, vor drei Wochen sei er in Marburg gewesen, und gegen Ende des Jahres wußte man nicht, ob er bei einem Grafen von Arnburg oder in Prag sei. [1])

Aber ein Lebenszeichen von ihm hatte die Herbstmesse gebracht, dessen man in Tübingen lieber überhoben gewesen wäre: den ersten Dialog zum Schutze seiner Grammatik gegen Crusius. Frischlin hatte die Dreistigkeit gehabt, denselben geradezu dem Herzog Ludwig zu widmen, gegen welchen er so eben die Verbindlichkeit übernommen hatte, nichts dergleichen mehr zu schreiben. Nachdem Crusius durch seine Schrift ihren Handel aus den vier Wänden heraus vor das Publicum, ja vor die ganze Welt gebracht habe, so könne diese Sache nicht mehr in der Stille beigelegt werden, sondern es müssen jetzt alle deutschen Gelehrten, in deren Hände die Schriften beider Theile gelangen werden, Schiedsrichter sein. Diese kurze Erklärung war Alles, was er zur Entschuldigung seines Bruchs der übernommenen Verpflichtung vorbrachte: er konnte nicht mehr sagen, wenn er nicht geradezu die herzogliche Maßregel als einseitig und unbillig angreifen wollte.

Kaum hatte Crusius die Schrift seines Gegners gelesen, als er auch schon, während er sich auf der einen Seite zu schriftlicher Ab-

[1]) Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 173 f. 182.

wehr rüſtete, auf der andern die Staatsgewalt zu Hülfe rief. In Friſchlins zur Meſſe erſchienenem und dem Herzog gewidmeten Dialog, ſchrieb er an dieſen unter dem 3ten October, ſei er wiederholt ehrverletzlich angegriffen. Nun hoffe er zwar, die Verläumdungen dieſes ſtolzen, undankbaren und gottloſen Menſchen mit Gottes Hülfe gründlich zu widerlegen; weil ihm aber die demſelben auferlegte Verpflichtung bekannt ſei, ſo gebe er doch dem Herzog zu bedenken, ob er noch länger dulden wolle, daß ſeine getreueſten Profeſſoren an den Haaren gezogen und mit Füßen getreten werden von einem ſo ſchlechten und meineidigen Menſchen. Gewiß werde er als ein frommer Fürſt eine ſolche Entheiligung des göttlichen Namens und Verhöhnung ſeines fürſtlichen Anſehens nicht länger geſtatten. Hätte man Friſchlins Bibliothek vor der Abführung unterſucht, möchte man wohl allerhand abſcheuliche Schriften gegen treffliche Männer, vielleicht auch gegen den Herzog ſelbſt, gefunden haben. Dieſes Schreiben, deſſen Schluß beſonders eine ſchändliche Anſchwärzung war, unterzeichnete er zur Vermehrung der Rührung: „Martin Cruſius, 61 Jahr alt.“ [1])

Das Conſiſtorium in Stuttgart ſelbſt fand das Drängen des ruſius übertrieben, und ließ ihn auf ſein Schreiben ohne Antwort. [2]) och fragte Oſiander beim Vicekanzler an, ob dem Friſchlin zu getten, daß er mit den übrigen vier Dialogen auch herfürkomme, oder : dem zu wehren? „Der Mann iſt unheilbar, erwiederte Schulter. r Menſch erbarmt mich, aber ſeinen Uebelthaten bin auch ich gram. er der Verſchreibung ſtracks zuwider gethan, ſo könnte man der ärfe nach mit ihm handeln. Aber wie man es mit dieſem Manne et, ſo iſt es verloren. Ich halte dafür, ihn noch einmal zu warund zu bedrohen; hülf' es, ſo blieb' es. Inmaßen ich auch der ung, daß M. Cruſius ebenmäßig Fried hielt. Es iſt doch nur rammatik-Krieg.“ In dieſem Sinne wurde denn auch an Friſchſcribirt; wobei ihm noch insbeſondere das Befremden des Herüber ſeine Verwegenheit ausgedrückt wurde, ſolches ſein „untheils ehrenrührig, theils auch ſchandlich Gedicht,“ dem Herzog, nn dieſer „ob dergleichen Phantaſtereien Gefallen trüge,“ zu-

---

ruſius an den Herzog, Tübingen 3. October 86. St. A.
us. c. Frischlin. p. 172.

zuſchreiben. Mehr war bei'm Herzog auch durch Andreä, der ihm bei ſeiner Anweſenheit im Schönbuch den Friſchliniſchen Dialog vorlas und erläuterte, und durch eine Eingabe des Senats nicht zu erlangen: Er habe Friſchlin einen Verweis zugehen laſſen, hoffentlich werde dieſer ſich nun mäßigen, und dann ſollen ſie das Geſchehene mit Stillſchweigen übergehen; wo nicht, ſo werde er, der Herzog, weiter zu verfahren wiſſen. [1])

Im März 87 wurde dem Cruſius von Straßburg aus geſchrieben, Friſchlin beſchäftige ſich zu Prag mit Abfaſſung von Famosſchriften, für die er, nachdem Jobin ſeine ſpäteren Dialoge (die Poppysmen) zurückgewieſen, [2]) einen willigen Drucker in Michael Peterle zu Prag gefunden habe. Er gedenke eine Zeit lang daſelbſt zu bleiben, bis er der Tübinger Profeſſoren, insbeſondere auch des Kanzlers Andreä Miſſethaten alle geſammelt und bekannt gemacht habe. Eilig trug Cruſius dieſen Brief zum Kanzler, der ihn bei eheſter Gelegenheit dem Herzog vorlegte, und nun erging ein Schreiben Melchior Jägers an Friſchlin, das im erſten Theil halbamtlich ihn vor ferneren Schmähſchriften warnt, und an die Gefahr Leibs und Lebens, auch Schand und Spott erinnert, darein er ſich, nach ſolcher geſchwornen Urfehde, dadurch begeben würde. „Darum werdet ihr, fährt dann Jäger für ſich fort, welches ich euch getreulich rathe, eure Sach dahin richten, daß ihr mit ſtillem, ehrbarem und untadeligem Weſen (hintangeſetzt dieſer häſſigen Schriften, dadurch ihr nichts weder privatae vindictae cupiditatem bei allen Verſtändigen zu vermerken gebet, daneben aber euch großen Widerwillen unnöthigerweis zuziehet und auf den Hals ladet) die hievor von euch abalienirte Gemüther reconciliiret und andere nützliche Schriften, die euch und den Euren zu Ehren und Wohlfahrt gereichen mögen, an die Hand nehmet. Hac enim itur ad astra, und gar nicht mit ſolchen Invectivis und Schmachſchriften. Das wollt ich euch, als euer altbekannter guter Freund, getreuer Warnungsweis nicht bergen“ [3])

[1]) Oſiander an Schulter, 11. Oct. Schulter an Oſiander 17. Oct. Erlaß an Friſchlin, Stuttg. 13. Oct. Die Univerſität an den Herzog, Tüb. 20. Nov. 86 nebſt der Antwort des Herzogs, St. A. Crus. c. Frischl. p. 172.

[2]) Waren alſo Dial. II. und III. bei ihm erſchienen? Seinen Namen ſetzte er denſelben nicht vor. S. Crus. def. nec. p. 8.

[3]) Joh. Hettler an Cruſius, Straßburg 14. März. Melchior Jäger an Friſchlin, Stuttg. 1. Apr. 87. St. A.

Es war die Wahrheit ſelbſt, die hier durch Jägers Mund zu Friſchlin ſprach; aber es war zu ſpät und zu früh: jenes, weil die fraglichen Schriften (ſammt der früheren Rede gegen Wagner) ſchon gedruckt waren und am 22ten April von der Oſtermeſſe in Tübingen ankamen; zu früh, ſofern Friſchlin zu ſolcher Einſicht noch lange nicht reif war, wenn er es je geworden iſt. Daher lautete ſeine Antwort noch ſehr trotzig. An der Herausgabe ſeiner Streitſchriften hindere ihn ſein Eid nicht, da er durch offene Proteſtation, mit Vorzeigung der Schrift des Cruſius, ſich vorbehalten habe, auf dieſelbe zu antworten. Er habe ſich ſelbſt gewundert, daß die guten Leute einen ſo beſchränkten Eid von ihm angenommen (?). Doch auch ohne dieß ſei Niemand verpflichtet, öffentliche Injurien ſich gefallen zu laſſen, ſondern berechtigt, ſie ebenſo öffentlich auf den Urheber zurück zu werfen. Daher fürchte er nicht, daß der Herzog etwas ſeiner Unwürdiges vornehmen werde. Wolle dieſer jedoch die Vertheidigung des Cruſius übernehmen, ſo möge er bedenken, ob es nicht ihm, Friſchlin, freiſtünde, die 11 Bücher Würtembergiſcher Hochzeitsbeſchreibung zu einem andern Gebrauch (d. h. zur Verherrlichung des Hauſes Oeſterreich) umzuarbeiten; von ſeinem Eide ſich entbinden zu laſſen; das Gewaltſame in der gegen ihn vorgenommenen Procedur und die viel gelindere Beſtrafung Herters und der Seinigen klagend vorzubringen; überhaupt durch Aufdeckung ſo mancher würtembergiſchen Scandalosa denen dort „böſe Poſſen zu machen.“ Uebrigens habe er außer den 6 Dialogen nichts mehr der Art herauszugeben im Sinne, ſondern gehe bereits an die würdigern Arbeiten, wozu Jäger ihn aufforderte. Nachdem ihn nämlich der Kaiſer in ſeinen Schutz und großmüthigen Sold genommen, und es ihm auch an Unterſtützung hoher Adelichen nicht fehle, von denen er über hundert ſeine Väter nennen könne, ſei ihm von zwei Kaiſerlichen Leibärzten der Auftrag geworden, die 8 Bücher des Ariſtoteles de historia animalium zu überſetzen, da Gaza's Ueberſetzung von Fehlern wimmle. Auch habe der Kaiſer alle ſeine Bücher, von denen er es gewünſcht, mit einem Privilegium verſehen. Der Heimath habe er für immer Lebewohl geſagt, und werde nie mehr dahin zurückkehren. Er danke Gott, der ihm, ohne Verletzung ſeines Gewiſſens und ſeiner väterlichen Religion (wozu er doch öfters verſucht worden), den Schutz und die Gnade des Kaiſers verliehen habe.

Dieſem höchſten Patron habe er ſich ganz verpflichtet, für ihn ſei er bereit, Blut und Leben aufzuopfern. „Es lebe der Kaiſer! das Haus Oeſterreich ſoll leben, blühen und zunehmen! England möge Matthias, Polen Ernſt, die erhabenen Erzherzoge, davon tragen.“ Schließlich meldet er noch, kein Geſandter aus irgend einem Theile der Welt komme nach Prag, der nicht den Friſchlin zu Gaſte lade, und unterzeichnet ſich: der K.K. Majeſtät Böhmiſcher Hiſtoricus und Bibliothecarius. [1])

Friſchlin hatte die Art, wo er hinkam, ſich an die vornehmſten Männer zu machen, denen er durch ſeine Gaben und Kenntniſſe, wohl auch durch die Dreiſtigkeit, ſie geltend zu machen, imponirte, während er durch ſeine geſelligen Talente ſich ihnen angenehm machte. Leicht kam dann aber ein Fall, daß er im Spaß zu weit ging, oder eine Unwahrheit an den Tag kam, die er aus Großſprecherei ſich erlaubt hatte, oder ſonſt ein Verſtoß ihm die Gemüther entfremdete. So machte er auch in Prag am Anfang Glück, aber wer ihn genauer kannte, glaubte nicht an deſſen Dauer. Der kluge Hofprediger Oſiander äußerte damals, „weil Friſchlin zu Prag noch nicht zween oder drei Habern geſchnitten, ſei er noch in einiger Admiration;“ man ſolle aber nur ein wenig warten, „hiezwiſchen werde man ihn dort beſſer kennen lernen, und über drei Monat weniger von ihm halten dann auf den heutigen Tag.“ [2]) Wer ſeine vornehmſten Gönner am kaiſerlichen Hofe waren, erfahren wir aus den Zueignungen der Ariſtophaniſchen Komödien und des Perſius, aus dem 19ten und 20ten Buche ſeiner Elegien, wie aus einigen ſpäteren Briefen. Es waren vornehmlich die Geheimen Räthe Jakob Kurz von Senftenau und Andreas Erſtenberg, der böhmiſche Kanzler Baron Adam von Neuhaus, und der Reichsprokanzler Sigismund Viheuſer, die zum Theil ſchon von den Reichstagen und von Speier her ſeine Bekannten waren. Dem Letztern insbeſondere hatte Friſchlin zu ſeinem Amtsantritt und zu ſeiner Vermählung ſeine poetiſchen Glückwünſche gebracht; allzufrüh ſollte er nun auch ſeinen Tod beſingen: [3]) Viheuſer ſtarb am 28ten

[1]) Friſchlin an Melch. Jäger, Prag 22. April neuen Styls 87. St. A. Unter einem Trauergedicht, das im Mai in Altorf gedruckt wurde, nannte er ſich S. Cæs. Maj. a re libraria & literaria.

[2]) Oſiander an den Landhofmeiſter und Kanzler, Stuttg. 2. Juni 87. St. A.

[3]) Opp. P. eleg. L. XVII, Eleg. 2.

April, und in ihm verlor Frischlin eine Hauptstütze. An Feinden aber konnte es ihm, wenn er sich so, wie in der angeführten Briefunterschrift, Titel und Aemter anmaßte, die ihm nicht zukamen, in die Länge unmöglich fehlen. Er nannte sich dort Kaiserlichen Bibliothecar; allein dieses Amt bekleidete Hugo Blotius in Wien, der sich über Frischlins Anmaßung, da er sich auch im Druck ähnliche Titel gab, laut beklagte. Einen seiner wenigen Prager Briefe (vom 4ten Juni 87) finden wir e Collegio Caesareo datirt, und auch damit hätte es, wenn wir dem Crusius Glauben schenken, einen Anstoß gegeben. Man habe ihn nämlich (was doch kaum denkbar) für unverheirathet gehalten; als verlautete, er habe Frau und Kinder, habe er, den Statuten gemäß, das Collegium räumen müssen.[1])

Im Mai reiste Frischlin seiner Familie entgegen, die nun Tübingen gleichfalls verlassen hatte. Zunächst hatte sie sich nach Heilbronn gewendet; von da brachte sie ein Fuhrmann nach Nürnberg, und hier oder in Altorf traf Frischlin mit den Seinigen zusammen. Auf der Rückreise wurde er zu Sulzbach, im Auftrage des Pfalzgrafen Otto Heinrich, von zwei dortigen Gelehrten in der Herberge begrüßt, und bei seiner Abreise am andern Morgen ließ der Pfalzgraf für ihn und seine Familie die Zeche bezahlen.[2])

Die Berichte seiner Frau über die Behandlung, die sie noch zuletzt in Tübingen erfahren, erneuerten Frischlins Erbitterung. Nach Prag zurückgekehrt verlangte er vom Herzog brieflich Ersatz der Unkosten, die ihm durch die Verweigerung des Zollbriefs erwachsen seien, und beschwerte sich mit scharfen Worten über die wiederholten Anforderungen der geistlichen Räthe an seine Frau wegen des Schuldrests von 50 fl. „Das Evangelium und die lutherisch-christliche Liebe, schreibt er, hat solche geistliche Leut dermaßen besessen, daß mich wundert daß mein Weib und Kinder noch mit der Haut, will geschweigen mit ihren Kleidern, davonkommen sein. Gott wird es zu seiner Zeit wohl rächen. Denn es noch nicht aller Tage Abend ist.“[3]) Seiner Schwieger schrieb er im Juli, er wolle erleben, daß ein Oesterrei-

[1]) Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 199. Justa vera & postr. resp. p. 76. 100.

[2]) Crus. c. Frischlin. p. 221. Frischlin. Celet. und die Data der Elogien hinter Cel. I, p. 149 ff.

[3]) Frischlin an den Herzog, Prag 4. Juni 1587. St. A.

chiſcher Herr im Würtemberger Land regiere, alsdann werde ſein Kreuzer auch 3 Pfennig gelten. Doch ſchon gegen Ende Auguſts verlautete in Tübingen, Friſchlin wolle von Prag weggehen, und ſich in Dresden oder Wittenberg — Einige ſagten auch in Ulm — niederlaſſen. Und bereits am 9ten September kam ein Bote von Friſchlin aus Wittenberg an Dr. Brenz mit der Nachricht, daß er um der jeſuitiſchen Religion willen von Prag weggezogen ſei; wo nach andern Nachrichten ſeine Lage zuletzt eine traurige geworden war. „Gelt, ſchrieb Cruſius in ſein Tagebuch, er hat bald zu Prag auskocht, da er ſich doch gerühmt hatte, er wolle für immer ein Oeſtreicher bleiben.“ [1])

Unterdeſſen hatten Friſchlins in der Oſtermeſſe erſchienene Streitſchriften in Tübingen und Stuttgart neuen Unwillen erregt. Schon Anfangs Mai hieß es, „der Herzog werde dieſen Geſellen von Prag langen.“ Der Edle Chriſtoph Scheer, der ihm bei des Herzogs Hochzeit den Schimpf angethan hatte, und dafür im Poppysmus bedacht worden war, ſoll ſich erboten haben, wenn ihm der Herzog die Koſten bezahle, wolle er den Friſchlin holen. Dieß war auch die Meinung der Univerſität, nach einer in herzoglichem Auftrage mit den neuen Schriften Friſchlins vorgenommenen Prüfung. „Dieſem unruhigen Mann und Läſterer möchte nicht anders zu begegnen ſein, als wenn der Herzog die gn. Fürſehung thun ließe, daß er wiederum zur Hand gebracht und dermaßen verwahrt würde, daß männiglich dieſes ſeines Calumnirens ſicher und überhaben wäre;“ ein Gutachten, das ſie im Juni mit dem Zuſatz wiederholte: „in Summa, uns gedunkt, ein ſolcher ſchädlicher Vogel gehöre und tauge gar nicht in das weite Feld, ihm ſelbſt und Andern zu großem unwiederbringlichen Schaden.“ [2]) Damals war es, daß der Hofprediger rieth, noch die Herbſtmeſſe abzuwarten, wo vielleicht etwas Weiteres von Friſchlin erſcheinen, und auch in Prag eher etwas gegen ihn auszurichten ſein möchte.

Doch dem Cruſius war mittlerweile ein Haſe in die Küche gelaufen, der ihn über die Läſſigkeit der Regierung in Verfolgung ſeines

[1]) Crus. c. Frischlin. p. 198 ff. 220 f. Friſchlin an den Herzog Ludwig, Urſel 26. Jan. 90. Vgl. Opp. P. eleg. II, Eleg. 8.

[2]) Die Univ. an den Herzog, Tüb. 18. Mai und 20. Juni 87. St. A. Crus. a. a. O. p. 191. 197.

eindes tröſten konnte. Am 15ten Mai trat ein Ueberläufer aus ſſen Lager, der Famulus Heinrich Frei, zu ihm in's Zimmer. Er ntſchuldigte ſich wegen der Rolle, die Friſchlin in ſeinen Dialogen n ſpielen laſſe (wo immer die ärgſten Grobheiten und Unſchicklichkeiten gen Cruſius ihm in den Mund gelegt ſind); er gedenke ſich in einer chrift zu reinigen. Er ſprach den Wunſch aus, in Tübingen zu eiben, erſt in der Philoſophie weiter, dann Theologie zu ſtudiren. on Friſchlin habe er ſich in Leipzig getrennt, weil dieſem die Mittel fehlt, ihn zu unterhalten. Er erzählte, daß Friſchlin noch immer ufe und Zoten reiße, gab dem Cruſius erfreuliche Nachrichten über e Verbreitung ſeiner Grammatik und Rhetorik, und ſchenkte ihm nen (unterſchlagenen) Brief von Polykarp Leyſer, worin dieſer dem riſchlin ſeine Mißbilligung über die Art ausſprach, wie er den Cru= us in ſeinen Streitſchriften behandelt hatte. Vortheilhafter konnte h der ſchlaue Burſche bei Cruſius nicht einführen, der nun mit egierde der Denkſchrift deſſelben über ſeine Reiſe mit Friſchlin ent= genſah. Am zweiten Juni erhielt er dieſelbe, und ſie fiel über Er= artung ergiebig aus. Aber Cruſius war unerſättlich: nach zwei agen gab er dem Famulus ſein Manuſcript zur Verbeſſerung und ermehrung zurück. Von Seiten des Senats wurde dieſes doch cht ganz ſo günſtig aufgenommen. Wer ihn ſeine Schrift aufſetzen heißen? wer ihm dabei geholfen? waren Fragen an den Famulus, e den Cruſius in Verlegenheit bringen konnten. Wenn Friſchlin lche ſchändliche Sachen getrieben, warum er ſo lange bei ihm ge= ieben ſei? Und entſchuldigen hätte er ſich ſollen, ohne den Friſchlin, r noch immer ſein Brodherr geweſen, anzuſchwärzen.[1])

Die Ausſagen dieſes Menſchen, welche Cruſius, wie ſchon er= ähnt, ſeiner letzten Antwort einverleibte, werden von denen, die über riſchlins Leben geſchrieben, insgemein als unglaubhaft verworfen. n der That liegt der Schluß nahe: da der Ueberläufer jedenfalls n ſchlechter Kerl war, ſelbſt wenn er über ſeinen ehemaligen Herrn ie Wahrheit ſagte, wer bürgt uns dafür, daß ſeine Ausſage Wahr= it iſt? zumal bei des Cruſius bekannter Geſinnung auf die An= hwärzung Friſchlins gleichſam eine Prämie geſetzt war. Dieſem ber eine ſo gar gemeine Aufführung zuzutrauen, wie ihm in dem

[1]) Senatsprotokoll vom 25. Juni 87. Vgl. Crus. c. Frischlin. p. 195. 198.

Reiſeberichte des Famulus nachgeſagt wird, berechtigt uns der Eine Fall, der ihn aus der Heimath vertrieben hatte, doch immer noch nicht. Cruſius freilich wußte durch ſeine Zuträger noch von einer Menge ähnlicher Geſchichten aus Laibach und Leipzig, Marburg und Prag, und hatte, auch unabhängig von den Enthüllungen des Famulus, Friſchlin einen Weiberhabicht, eine Mädchenkatze genannt.[1]) So viel liegt auch jedenfalls unverkennbar vor: Friſchlins ungewöhnliche Geiſteskraft wurzelte in einer ſtarken Sinnlichkeit. Und dieſe war, das müſſen wir gleichfalls bekennen, in ihm weder durch eine ideale Gedankenrichtung, noch durch ein feineres ſittliches Gefühl, noch auch nur durch gewöhnliche Klugheit, in Schranken gehalten. Nehmen wir hinzu, daß das Unglück auf ſeine Natur nicht niederſchlagend, ſondern aufregend zu wirken pflegte, ſo werden wir von ſelbſt vorausſetzen, daß auf einer Reiſe und bei einem innern Sturme, wie ſeine Vertreibung aus Würtemberg ihn mit ſich brachte, ſein Wandel nicht der geordnetſte geweſen ſein wird. Ob dabei gerade Alles ſo zugegangen, wie der Famulus berichtet, muß dahingeſtellt bleiben; weßwegen wir auch mit den ſchmutzigen Einzelheiten ſeiner Erzählung unſere Leſer verſchonen. Daß er ſelbſt, der Famulus, ein lockerer Geſell geweſen, hat Friſchlin durch ein wundärztliches Zeugniß jedenfalls genügender bewieſen, als die Zeugniſſe ſeines Buchdruckers in Frankfurt und ſeines Koſtherrn in Marburg, die er beibringt,[2]) die Reinheit ſeines eigenen Wandels beweiſen können. Der Verräther übrigens erreichte ſeinen Zweck vollkommen: er wurde in Tübingen als Studirender angenommen, genoß allerlei Unterſtützung, nach zwei Jahren predigte er ſchon in den umliegenden Dörfern, und im Jahr 89 erhielt er eine Lehrſtelle.

Friſchlin war jetzt nach Wittenberg übergeſiedelt, und am 9ten September kam, wie ſchon angeführt, ein Bote von ihm an Dr. Joh.

[1]) γυναικοϊέραξ, feles virginaria, ancillaria, netricaria. Defens. necess. p. 159. 250 (Erſteres handſchr. Zuſatz).

[2]) Spies bezeugt ihm, daß er ſich während ſeines Frankfurter Aufenthalts „ehrlich, nüchtern, beſcheiden und aller Gebühr nach gegen männiglich verhalten"; der Marburger Rentmeiſter, er habe ſich „anders nicht, als einem ehrliebenden Mann eignet und zuſtehet," gegen die Hausgenoſſen und Commenſales gehalten, „keiner Unzucht, Ueppigkeit oder Frevel gepflogen, wie ſein Adversarius ihm in offenem Druck Solches zuſchreibt." S. Fasc. 15. No. 24. St. A.

Brenz mit Briefen des ferneren Inhalts: er habe sich dort bereits ein Haus gekauft, mit 4 Zimmern, 2 Weinkellern und einem angenehmen Gärtchen. Es koste ihn 300 fl., daran er 100 baar, und dann alle Jahre 25 fl. zu bezahlen habe; die 100 fl. möchten sie ihm aus den verfallenen Zinsen schicken. Einstweilen, bis er eine öffentliche Anstellung gefunden (nach Crusius hätte er bei der philosophischen Facultät um die Stelle des nach Dresden beförderten Professors Albinus angehalten, wäre aber abgewiesen worden), werde er privatim lehren, wodurch er sich an die 900 Thaler verdienen könne. In Wittenberg gedenke er zu leben und zu sterben; und in diesem Sinne sprach sich auch seine Frau in einem Brief an ihre Mutter aus. Brenz und Schmidlin schickten ihm die 100 fl., mit dem Beisatze jedoch, daß sie ihm künftig nichts mehr hinausschicken werden, er bringe denn herzogliche Erlaubniß dazu bei; überhaupt wünschten sie dieser Pflege überhoben zu sein, die ein beständiger Zankapfel war.[1])

Es war ein Wagestück von Frischlin, nachdem er einmal mit Recht oder Unrecht als Verächter Melanchthons verschrien war, gerade an demjenigen Orte ein Unterkommen zu suchen, wo vor 25 Jahren noch der Praeceptor Germaniae gelebt hatte, und sein Name und Ruhm gewissermaßen zu den Ortsheiligthümern gehörte. Klüglicher oder glücklicher Weise hatte er bereits im Herbste des vorigen Jahrs die neue Ausgabe seiner Strigilis und der drei ersten Dialogen dem Artistencollegium der Wittenberger Universität gewidmet, und sich darin über sein Verhältniß zu Melanchthon in der oben auseinandergesetzten Weise ausgesprochen. Jetzt konnte er überdieß das Grammatische, um das der bisherige Streit sich gedreht hatte, fallen lassen, da seine Absicht auf einen rhetorischen Lehrcursus ging. Schon in dem Anschlag, durch welchen er diesen gegen Ende des Octobers ankündigte, hatte er der Melanchthonischen Rhetorik in hohen Ehren, desto verächtlicher aber des Rhetorculus gedacht, der jene durch seine Quästionen besudelt habe.[2]) Nachdem er auf diese Weise eine Anzahl von Zuhörern zusammengebracht hatte, wußte er es zu veranstalten, daß er zur Eröffnung seiner Privatlehrstunden vor einer glänzenden Versammlung von Fürsten, Grafen, Baronen und Universitätsange-

[1]) Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 199 f. 236.

[2]) D. h. des Crusius. S. denselben contra Frischlin., Mspt., p. 230.

hörigen einen öffentlichen Vortrag über rhetoriſche und poetiſche Uebungen halten durfte.

Mit vielem Geſchick huldigt hier der Redner gleich im Eingange dem Andenken des großen Mannes, der einſt auf demſelben Katheder geſtanden, einem Katheder, von welchem, gleich einer Hippokrene, die rhetoriſchen Studien über Deutſchland ausgefloſſen ſeien; preist Diejenigen glücklich, welche dieſe lieblich ſingende Nachtigall noch ſelbſt gehört, und rühmt zugleich die Wittenberger Univerſität als würdige Bewahrerin der Melanchthoniſchen Geiſtesſchätze. Dann ſeinem Thema näher tretend, welches nicht die Beredtſamkeit ſelbſt, ſondern die Art und der Weg, zu derſelben zu gelangen, bilden ſoll, unterſcheidet er einen doppelten Weg, den (theoretiſchen) der Unterweiſung, und den (praktiſchen) der Uebung. Jene, die rhetoriſche Unterweiſung, ſei von Melanchthon in 2 Büchern vortrefflich und bis heute unübertroffen gegeben worden; rhetoriſche Uebungen aber gedenke er jetzt zu eröffnen, und wie er dieß anſtellen werde, darüber wolle er nun ſprechen.

Jede Uebung, rhetoriſche ſowohl als poetiſche, ſei faſt nichts Anderes, als eine Nachahmung guter Autoren und Hervorbringung ähnlicher Werke. Die Uebung aber zerfalle ſelbſt wieder in zwei Theile, nämlich erſtens die Vorübung, d. h. daß diejenigen Kunſtgriffe ſtückweiſe nacheinander eingeübt werden, welche hernach bei einer wirklichen Rede vereinigt in Anwendung kommen (προγύμνασμα), und zweitens die Uebung in wirklichen ganzen Reden verſchiedener Art (declamatio).

In jenen Vorübungen nun (denn nur von dieſen will Friſchlin für dießmal ſprechen) komme es auf dreierlei an: verba, sententias, und facta oder exempla. Hinſichtlich der erſteren, der Worte, ſei auf die Bedeutung und den Sprachgebrauch zu achten (wobei die gewöhnlichen Grammatiker mit ihren Solöcismen und Barbarismen ihr Theil abbekommen, dagegen Friſchlins Beſchreibungen des Schießgewehrs, der Papierfabrikation und des Bücherdrucks in reinem Latein als Muſterſtücke gerühmt werden). In Bezug auf die sententiae iſt die Vorübung für den künftigen Redner oder Dichter eine dreifache. Erſtlich, daſſelbe mit ungefähr denſelben Worten als die Alten, aber auf verſchiedene Weiſe zu ſagen (heterosis), z. B. aus einer Ode eine Elegie, oder aus zwei Briefen einen Dialog zu machen. Oder, zweitens, mit

beinahe denſelben Worten und in derſelben Form (Versart und dergl.) einen verſchiedenen Sinn auszudrücken: Metallage, bei Dichtern Parodie genannt, wie Virgil ſo manchen Vers aus Ennius und Lucrez, Ovid aus Virgil, Perſius aus Horaz, Friſchlin aus allen zuſammen ſich zu Nutze gemacht hat. Die dritte Uebung, einen ähnlichen Sinn in verſchiedenen Worten und Formen auszudrücken, iſt die von Friſchlin mit ſo vielem Erfolg cultivirte Paraphraſe, wo dichteriſche Sätze in redneriſche, oder umgekehrt, verwandelt werden. Dieſe Uebung gedachte Friſchlin auch in ſeinem Unterrichte zu einer Hauptſache zu machen, bei welcher der studiosus oratoriae im Stufengang vom Leichteren zum Schwereren ein ganzes Jahr verweilen ſollte. Daß der Redner den verba und sententiae die facta oder exempla factorum als drittes Glied beiordnet, iſt ein logiſcher Fehler, der ſich ſogleich darin zeigt, daß auch ſie, wie die sententiae, der Paraphraſe und der Parodie unterliegen. Die Beſchreibung der Seeſchlacht bei Lepanto in Cäſariſchen Worten und Phraſen, die er hiebei in Ausſicht ſtellt, lag ganz in der Richtung nach dem verkehrten Ideal, dem er zuſtrebte.

Dieſe Rede ließ Friſchlin ſofort auch drucken, und widmete ſie nicht weniger als 11 jungen Prinzen, Grafen und Edeln aus verſchiedenen Ländern: da er viele Feinde habe, ſagt er in der Zueignung, ſo müſſe er auch viele Patrone ſuchen.[1]) Auch zwei ſeiner getreuen Grafen von Tübingen waren darunter, die ihm nach Wittenberg nachgezogen waren: der dritte Bruder, Hermann, faulte ſchon ſeit zwei Jahren auf dem Kirchhofe zu Villach, nachdem er auf der Reiſe nach Italien geſtorben war; aber auch der mittlere, Adelwig, hatte nur noch wenige Jahre zu leben, er endete 1592 durch Meuchelmord: das unglückliche Geſchlecht ging unaufhaltſam dem Erlöſchen zu.

Noch einmal ward unſerm Friſchlin bald darauf Gelegenheit, in Wittenberg öffentlich zu glänzen. Der 11te Februar 1588 war der zweite Jahrestag des Todes von Churfürſt Auguſt, und wurde von ihm durch den Vortrag eines epiſchen Gedichts über die fünf letzten ſächſiſchen

[1]) Oratio de exercitationibus oratoriis & poeticis, ad imitationem veterum recte utiliterque instituendis, Witebergæ anno 1587 recitata. In Oratt. insign. aliquot, p. 112—168. Auch hinter der Paraphraſe zu Horaz und Perſius, Frankf. 1609. Die Zueignung ſ. in Epist. & Præfat. p. 257 ff.

Herzoge und Churfürſten gefeiert.[1]) Das Gedicht erinnert an die früher beſprochene Verherrlichung der Oeſterreichiſchen Kaiſer, und gehört wie dieſe zu den vorzüglichſten Arbeiten des Verfaſſers. Es enthält eine ſchwungvolle Darſtellung der Verhältniſſe und Vorgänge zwiſchen den Herzogen Georg und Heinrich, den Churfürſten Johann Friderich und Moritz, wobei jedoch deſſen Bruder Auguſt beſonders berückſichtigt wird, dann eine Schilderung der Regentenverdienſte des letzteren. Ohne die Achtung und eine gewiſſe Vorliebe für Johann Friderich zu verbergen, weiß der Dichter Moritzens Treuloſigkeit mit dem Mantel einer in den Verhältniſſen gegebenen Nothwendigkeit zu bedecken, auf welche Prinz Auguſt durch den auftauchenden Elbſtromgott aufmerkſam gemacht wird. Die Ermahnung an die Deutſchen zur Einigkeit, welche Friſchlin an die Erzählung von Moritzens Tod in der Schlacht bei Sieversḥauſen knüpft, rücken wir als Probe ein:

Glaubt es, ihr Deutſchen, o glaubt es des deutſchen Dichters Verſichrung,
Was nachdrücklicher ſchon der unheilvolle Erfolg lehrt:
Nichts bereitet den Weg, euch zu ſchaden, ſo günſtig dem Feinde,
Als ein Reich, im Innern von Haß zerriſſen und Zwietracht.
Ja, das teutoniſche Volk (die Nachwelt wird es nicht glauben),
Dieſes kriegriſche Volk, das Römer und Gallier ſchreckte,
Das den Britannen vordem, den beſiegten, Geſetze gegeben,
Wendet, o Schmach! vor dem Gallier nun den flüchtigen Rücken,
Und vor Sarmatiſchem Pfeil entweichen die deutſchen Geſchoſſe,
Gleich als verwehte die Männer der Weſt und der ſtürmende Nordwind.....
Was doch bereiteſt du dir, o mein Land, durch ſolches Beginnen?
Sagen will ich es wohl, doch möcht' ich ein falſcher Prophet ſein:
Vor der Thür iſt der Krieg! bald ziehen mit furchtbaren Schaaren
Gog und Magog heran, und Mahomed auch, der Verächter
Gottes, und füllen mit Blut und Leichen die deutſchen Gewäſſer.
Dann, ach zu ſpät, wirſt du die Kräfte vereinen, o Deutſchland,
Welche du unvorſichtig in aller Welt nun zerſtreueſt.
Auf, ihr Fürſten, erwacht! reicht euch die mächtigen Hände,
Und nie brauchet ſie mehr, die gemeinſame Mutter zu ſchänden.
Eintracht pflegt, wie ihr wißt, auch kleinere Kräfte zu mehren:
Während die größten zerſtört die länderverderbende Zwietracht.

[1]) Carmen panegyricum de quinque Saxoniae ducibus ... recitatum in Academia Witebergensi anno 1588. In Operum Nic. Frischlini poeticorum Paralipomena, ex recens. Val. Clessii P. I. 1610, p. 1—34.

In Tübingen hatte man im vorigen September aus dem von Frischlin abgeschickten Boten vergeblich nähere Nachrichten über dessen Verhältnisse in Wittenberg herauszulocken gesucht. Der Ehrenmann schwieg entweder auf die zudringlichen Fragen, oder fing von andern Dingen an. Sonst sagte er wohl, ein großer Herr habe ihn geschickt, Dr. Frischlinus. Dem Crusius, der die Neugierde eines alten Weibes hatte, und hier zugleich für seine Schadenfreude Nahrung erwartete, war dieß unerträglich. Hatte er aber nicht einen ehemaligen Schüler in Wittenberg, den Studiosen Johann Menta aus Augsburg, der in Tübingen unter seinem Schutz eine Komödie, Tobias, aufgeführt hatte? An den wurde also unter dem 12ten September ein Schreiben um gründliche Auskunft über Frischlin erlassen, und da er sich mit der Antwort nicht beeilte, kamen zwei Mahnbriefe, vom 12ten October und vom Anfang Novembers, nach. Damit wurde, offenbar um Frischlin zu kränken, die Mittheilung verbunden, am 5ten October sei dem Crusius Hitzlers oratoria lectio, die er drei Jahre lang als Stellvertreter versehen, übertragen, und am 2ten October dem bescheidenen Ansuchen des Cellius um Aufnahme in das Artistencollegium schon nach zwei Tagen entsprochen worden, was Frischlin zwölf Jahre lang vergeblich zu ertrotzen gesucht habe.[1])

Im November tröstete den Crusius der Besuch des Laibacher Predigers Georg Dalmatinus, den er so trefflich zu Ungunsten Frischlins auszubeuten wußte; im December liefen beifällige Briefe über die indessen erschienene Defensio necessaria ein; Menta's am 7ten December erlassenes Antwortschreiben erhielt Crusius erst am 16ten Jan. 88. Außer dem, was wir schon wissen, berichtet der dankbare Schüler von dem Anstoß, den Frischlins Ausfälle auf Crusius und seine Collegen in seiner öffentlichen Rede bei allen Gutdenkenden erregt haben. Er lehre privatim historica et oratoria, wobei er auch zwei Grafen von Tübingen zu Schülern habe; übrigens schrecke des Mannes Leichtsinn und Unbeständigkeit in Erfüllung seiner Verheißungen, sein Lästermaul und auch der hohe Preis, Manche zurück.[2]) Bisweilen bei Gastmahlen, wenn er angetrunken, beweine er sein Geschick,

[1]) Crus. c. Frischlin. 109 ff. 205.

[2]) Nach Crus. a. a. O. p. 237 forderte Frischlin singulos numos unciales argenti für den Monat.

und ſchreibe ſich in die Stammbücher der Studioſen als „ſeltſamer Spielball des Glücks“ (παράδοξον τῆς τύχης ἀγώνισμα) ein; andere Male ſchimpfe er wieder tüchtig auf Cruſius, Andreä u. A.; auch ihn, den Schreiber, habe er neulich bei einer Mahlzeit wegen ſeiner Komödie übel vexirt. So oft Friſchlin etwas am ſchwarzen Brett anſchlage, berichtet derſelbe Menta Ende Januars, klage er über ſeine Armuth und Verbannung; er halte Koſtgänger, lebe aber dabei in der größten Dürftigkeit. Mit dem Hauskauf, vernahm man von anderer Seite, ſei es nichts; Niemand wolle ihm mehr borgen; ſeine Frau ſei den Wittenbergern beſonders gram, weil ſie bei ihnen all ihre „Kleinoter“ habe verſetzen müſſen.[1])

Einen merkwürdigen Collegen hatte damals Friſchlin: Giordano Bruno, der nachmalige philoſophiſche Märtyrer, war in jenen Jahren gleichfalls Privatdocent in Wittenberg. An Berührung zwiſchen beiden konnte es nicht fehlen: was wir aber davon wiſſen, iſt wenig, beinahe lächerlich. Erſtens, Friſchlin, für tiefere philoſophiſche Speculation ohne Verſtand, wollte, oder ſchrieb auch wirklich gegen Bruno. Zweitens, der Philoſoph ließ ſich von dem Renommiſten nach Prag lügen. Während er am Hungertuche nagte, rühmte ſich Friſchlin, er habe vom Kaiſer jährlich 300 Thaler. Bruno hofft, etwas Aehnliches für ſich auszuwirken, und macht den großen Metzgergang. Es war am 21ten November 1588, als er dieß in Tübingen dem Cruſius erzählte.[2])

Am 12ten Februar kam ein neuer Famulus Friſchlins, Leonhard Kraushaar von Hall, mit Briefen an Rüttel, Brenz und Schmidlin in Tübingen an, worin jener trotzig 300 fl. verlangte, ſonſt wolle er Dinge anrichten, die man gern mit vieltauſend Gulden abkaufen würde. Wenn Feinde in's Land brechen, ſtand in einem dieſer Briefe, ſo wünſchte er, es möchte zuerſt des Pfaff Brenzen Meierhof (der Scheichhof) verbrannt werden, weil der dem Cruſius den Stoff zu Läſterungen gegen ihn geliefert habe. Die Meſſe werde eine neue Streitſchrift von ihm bringen; auch gedenke er noch zu beweiſen, daß nicht alle Ehebrecher ehrlos ſeien, ſonſt müßten in Würtemberg noch allerhand Leute ehrlos ſein. Er erhielt hierauf 200 fl., nicht von dem Vermö-

[1]) Crus. a. a. O. p. 223. 227.

[2]) Crus. a. a. O. p. 267.

gen seiner Kinder, sondern theils eigenes Guthaben, das er noch in Tübingen stehen hatte, theils von Seiten seiner Schwiegermutter, zugeschickt. [1])

Die Streitschrift, mit welcher Frischlin drohte, war der Celetismus, den er gegen des Crusius defensio necessaria zu Wittenberg verfaßte, und dessen ersten Dialog einem jungen Johann von Ketteritz, den zweiten aber merkwürdigerweise Erasmus von Laimingen, Melchior Jäger und Johann Schulter, widmete. Im Februar schickte er Exemplare an den Herzog von Würtemberg und die drei genannten Räthe, mit Briefen, in welchen sich ebenso wie in den zuvor erwähnten die Wuth der Verzweiflung ausspricht. Den Räthen bedeutet er, die Inlage unverweilt dem Herzog zu übergeben, das werde ihr Vortheil sein; thun sie es nicht, so werde nicht er den Schaden davon haben. Dem Herzog schreibt er, hoffentlich werde derselbe nun sehen, was seines Amtes sei, und nichts beschließen, was ihn gereuen müßte. Wolle er hinfort des Crusius Patron heißen, so sei es seine Sache. Das Eine nur rufe er, Frischlin, ihm in's Gedächtniß zurück, was Alexander bei Curtius sage, daß schon oft die Vernachlässigung eines kleinen Funkens eine große Feuersbrunst verursacht habe. [2])

Buch und Schreiben und obendrein noch die Zueignung machten am Hofe zu Stuttgart den ungünstigsten Eindruck. Selbst Jäger soll den Gedanken geäußert haben, man sollte zum Dank für die letztere Frischlins Obligation drucken lassen, die er so frech zu verletzen fortfahre. Der Herzog zwar nahm's in seiner heitern Art. Crusi, sagte er am 16ten April bei einer Mahlzeit im Stipendium, zu der auch jener geladen war, wir hören, Frischlin wöll euch anderst täufen; wie täuft er euch? [3]) Gnädiger Fürst und Herr, erwiederte der Denunciant, er wird bald auch an die Fürsten kommen. Darauf der Herzog: Ich hab ihm schon geschrieben, was ihm zu schreiben ist (was nach Tisch der Professor Joh. Hochmann dahin erläuterte, es sei ihm schon „die letzt Legete Heu gelegt"). Der Graf Friderich aber trank dem Cru-

[1]) Crus. a. a. O. p. 223 f. 228 f.

[2]) Witeberge 16 Cal. Mart. 88. Fasc. 15, No. 9 und 10. St. A.

[3]) Vesperläuter. Frischlin. Popp. II, p. 222.

ſius zu mit den Worten: Cruſi, ich brings euch: ich will nit ingratus discipulus ſein wie Frischlinus. Ein andermal äußerte der Herzog über Tafel, als von Friſchlin die Rede war: der Pfalzgraf hat ihn verdorben.

Cruſius war in jenen Tagen voller Unruhe: der Prodromus zum zweiten Theile des Celetismus, in Urſel gedruckt, war aus der Oſtermeſſe in ſeine Hände gelangt, aber die zwei Dialogen ſelbſt, die in Magdeburg gedruckt waren, noch nicht; zugleich vernahm er von einer Kiſte, die an einen geringen Wittenbergiſchen Buchführer, Andreas Bebi, nach Frankfurt gekommen, aber uneröffnet ſtehen geblieben ſei, weil es zur Meſſe ſchon zu ſpät geweſen, und der Buchführer die 8 Thaler für den Fuhrmann nicht habe bezahlen wollen. Darin vermuthete er lauter Celetismen. Im Prodromus ſtrich er nun einſtweilen die Stellen an, in welchen Anweil und Degenfeld angegriffen waren, und übergab das Exemplar dem Kanzler Andreä, es dem Herzog und dem Hofe vorzulegen. Zugleich fügte er etliche Erinnerungen bei, mit der Bemerkung, er könne es leiden, daß ſie dem Herzog in die Hände kommen. Ob einem Menſchen, der noch herzoglicher Stipendiat, ſolche Freiheit, zu verläumden und zu lügen, zu geſtatten ſei? ob es dem Fürſten und der Univerſität wohl anſtehe, ihre treueſten Diener ſo mißhandeln zu laſſen? ob es dem Haupt nicht ſchade, wenn die Glieder verwundet werden? ob es der Frequenz der Univerſität, dem Reſpecte der Schüler vor den Lehrern, des Volks vor dem Adel zuträglich ſei? Auch an die Theologen ſolle es nun gehen. Ob Gottes Ehre nicht verlange, daß Friſchlins wiederholter Ehebruch geſtraft werde? ob ſich nicht durch die Berührung dieſes Menſchen wie durch Pech beſudle, wer ihm noch günſtig ſei? Das Letztere war ein Merks für Melchior Jäger; Anweil aber ließ von dieſen Erinnerungen ſowohl als von den angeſtrichenen Stellen im Prodromus Abſchrift nehmen, und auch der neue Obervogt verhandelte mit Cruſius als einem Bundesgenoſſen des Adels wider Friſchlin, über die Sache.[1]) Auf ſeine Anregung bat Cruſius brieflich den Hofprediger, den Herzog zu erinnern, ob er nicht nach Frankfurt an den Rath ſchreiben laſſen wolle, daß die Kiſte mit den muthmaßlichen Celetismen arreſtirt werde. Ohne

[1]) δοκεῖ τι μηχανήσασθαι, ſchreibt Cruſius am 21. April ganz vergnügt in ſein Tagebuch.

Zweifel werde er in dieſen mehrere Profeſſoren angreifen, auch den Kanzler Andreä (Oſianders Schwager). Brenzens Meierhof habe er verbrannt gewünſcht. Er trete ſeine Eide mit Füßen, glaube keinen Gott und halte die Grammatiker für Pferde. Der Obervogt ſchickte den Brief ſogleich nach Graveneck, wo er jedoch den Hof nicht mehr antraf.[1])

Endlich im Juli erhielt Cruſius auf ſein Anſuchen von Schulter deſſen Exemplar des Celetismus, und nun war es ſein Erſtes, ſich, in Einſtimmung mit Andreä, klagend an Rector und Senat der Univerſität zu wenden. Friſchlin greife in dieſen Dialogen nicht blos ihn, ſondern auch den Herzog, deſſen Räthe, den Adel, den Senat und die Theologen an (wofür in einer Beilage Belegſtellen beigebracht waren); drohe noch mit einer ganzen Reihe von Schriften gegen ihn und Andre, und habe unverkennbar im Sinn, die Univerſität, die Kirche und das Herzogthum zu verderben. Wolle daher der Senat die Sache nicht ſelbſt in die Hand nehmen und ihn ſchützen, ſo möge derſelbe ihm wenigſtens ein Zeugniß ſeines Lehrens und Lebens ausſtellen, deſſen er ſich zu ſeiner Ehrenrettung bedienen könne. Am 28ten Juli wurde dem Cruſius vom Senat einſtimmig das beſte Zeugniß zuerkannt, und am folgenden Tage las er ſeinen Collegen ſeine letzte Antwort gegen Friſchlins Celetismus im Facultätshauſe vor, die er ſofort nach Straßburg, und als ſie hier keinen Drucker fand, nach Baſel ſchickte. Sie erſchien zur Herbſtmeſſe, und da Friſchlins Celetismus zur Oſtermeſſe zu ſpät gekommen war, mithin gleichfalls erſt in der Herbſtmeſſe feil gethan wurde, ſo traf es ſich zu ſeinem Nachtheil, daß mit ſeiner Schrift zugleich auch ſchon die Gegenſchrift zu haben war. Dieß veranlaßte ihn, der ſelbſt auf der Meſſe zugegen war, ſeinem Celetismus noch ein Blatt anzuhängen, wo er insbeſondere gegen die von Cruſius benützten Ausſagen ſeines verlaufenen Famulus proteſtirt und in der Antwort des erſtern den offenbaren Wahnwitz des bösartigen alten Mannes findet. Da dieſer auf ſeine wiſſenſchaftlichen Gründe gar nichts mehr vorgebracht habe, ſo bedürfe es keiner weitern Antwort, ſondern werde er, Friſchlin, ſich fortan der Vollendung ſeiner übrigen Werke widmen, ohne auf Cruſius und ſeinen würdigen Bundesgenoſſen fernerhin Rückſicht zu nehmen. Gegen

[1]) Crus. c. Frischlin. Mſpt. p. 231 ff.

den Famulus erließ er ein gedrucktes Patent, worin er ihn als verdorbenen Menſchen, der die eigenen Laſter ſeinem Herrn aufgebürdet habe, zu brandmarken ſuchte.[1])

Glaubte aber Friſchlin in ſeinem Celetismus dem Gegner alle wiſſenſchäftlichen Waffen aus der Hand geſchlagen zu haben, ſo hielt dieſer nicht minder große Stücke auf das Perſönliche in ſeiner letzten Antwort. „Es iſt ihm nicht möglich, zu verantworten," ſagte er, als er ſie gedruckt erhielt, und ſah in ihr die Erfüllung jenes Traums von zwei Fechtern, deren kleinerer dem größeren den Arm abgehauen hatte. Exemplare dieſer Antwort ſchickte er am 3ten October 1588 „ſeinem 9ten Stufenjahr" (63) an den Herzog und ſeine Räthe, mit der dringenden Aufforderung, doch endlich einzuſchreiten, die ſeinerſeits auch Friſchlin wiederholt zu haben ſcheint. Daß gleichwohl nichts gegen dieſen geſchah, leitete Cruſius aus der Furcht her, welche Friſchlin durch ſeine Drohung mit weiterem Scandal den Würtembergiſchen Großen eingejagt habe.[2])

---

[1]) Nic. Frischlini Refutatio novissimæ Crusianæ defensionis, contra diffamationem H. Frei, Halensis Suevi, transfugæ. 1588. Fasc. 15. No. 11. St. A.

[2]) Crus. c. Frischlin. Mſpt. p. 228. 249—256. Cruſius an den Herzog, Tüb. 3. Oct. 88. Friſchlin an Jac. Monavius, Braunſchweig 2. Oct. 88. St. A.

Siebentes Kapitel.

Friſchlin in Braunſchweig. Er ſucht ſich mit Cruſius auszuſöhnen.

Vierzig Jahre vor der Zeit, von der wir reden, war nach dem unglücklichen Ausgange des Schmalkaldiſchen Krieges die Univerſität Wittenberg ſammt den übrigen Kurlanden von dem Erneſtiniſchen an den Albertiniſchen Zweig des ſächſiſchen Hauſes übergegangen. Als ſpäter die Erneſtiner in etliche Trümmer ihrer Thüringiſchen Beſitzungen wieder eingeſetzt wurden, ſtifteten ſie für ihre Lande die Univerſität Jena. Melanchthon blieb in Wittenberg, und da ſich andrerſeits verſchiedene Anhänger des ſtrenglutheriſchen Lehrbegriffs in Jena ſammelten, ſo bildeten dieſe beiden Univerſitäten längere Zeit die Träger des Gegenſatzes zwiſchen der milderen Melanchthoniſchen und der ſchrofferen Richtung, wie ſie ſich in dieſen Jahren an die Namen eines Flacius, Wigand und Heshus knüpft. Churfürſt Auguſt zwar, und mehr noch ſeine Gemahlin, die däniſche Anna, hatten der Hinneigung der erſtern Partei zum reformirten Lehrbegriff mit Hülfe des von ihnen berufenen Andreä einen Damm entgegengeſetzt: unter ſeinem Nachfolger, dem Churfürſten Chriſtian I. jedoch ſchien es raſch dem Calvinismus zuzugehen, der Exorcismus bei der Taufe und das Verketzern auf der Kanzel wurde verboten, und verſchiedene Theologen und Prediger der ſtrengern Richtung abgeſetzt oder entlaſſen.

Unter dieſen war auch Dr. Polykarp Leyſer, der ſeit einer Reihe von Jahren das Amt eines Profeſſors der Theologie und Superintendenten in Wittenberg bekleidet hatte. Er war Friſchlins jüngerer

Landsmann, mit ihm im Stipendium zu Tübingen erzogen worden, und obwohl der Stiefsohn des Hofpredigers Lukas Oſiander, welcher ſeit neuerer Zeit nicht mehr zu den Gönnern Friſchlins gehörte, hegte er doch für dieſen eine freundſchaftliche Geſinnung. Als Friſchlin gegen Ende des Jahres 86 durch Sachſen nach Prag reiste, ſchrieb ihm Leyſer jenen Brief, den hernach der Famulus Frei, der ihn beſtellen ſollte, an Cruſius auslieferte. Allen Gemäßigten, verſicherte hier Leyſer ſeinen Jugendfreund, mißfalle die übermäßige Heftigkeit, mit welcher er dieſen um die ganze Literatur gewiß nicht übel verdienten Mann angegriffen habe; wie er davon auf ſeiner Reiſe an verſchiedenen Orten ſich habe überzeugen können. Er bittet ihn, ſeinen Studien eine erſprießlichere Richtung zu geben; „denn wer hat Nutzen davon, fährt er fort, daß du aus deiner Heimath verbannt, unſtät und flüchtig umherſchweifſt, da du daheim bei Weib und Kindern in Ruhe, Muße und Ehre leben könnteſt? Ueberwinde dein heftiges Gemüth und zähme deine vorſchnellen Affecte, durch welche du Niemanden mehr als dir ſelbſt ſchadeſt. Haſt du deine alten Freunde, Gönner und Lehrer beleidigt, ſo ſuche ſie mit dir auszuſöhnen, und gib in Zukunft, ſtatt jenen ſchlimmen Rathgebern, dem Zorn und der Leidenſchaft, dem Rathe verſtändiger Freunde Gehör.“ [1]) Während ihres Zuſammenſeins in Wittenberg im Jahre 87 befeſtigte ſich das freundſchaftliche Verhältniß beider Männer, und nachdem Leyſer zum Superintendenten in Braunſchweig berufen war, wußte er auch ſeinem bedrängten Landsmann eine Anſtellung daſelbſt zu verſchaffen.

Die Stadt Braunſchweig beſtand aus fünf beſondern Gemeinden, deren jede ihren eigenen Rath, viere derſelben auch eigene lateiniſche Schulen hatten. Die der Altſtadt, Martinsſchule genannt, war es, welche Friſchlin ſich übertragen ſah. Im März 1588 zog er von Wittenberg ab, und reiste über Helmſtädt nach Braunſchweig. [2])

Hier trat er ſein Amt mit einer doppelten Rede an, deren erſte, de studiis scholasticis, d. h. von dem Stufengange des Schulun-

[1]) Witebergæ 26. Nov. 86, bei Cruſius, def. nec. p. 271 ff.

[2]) Crus. c. Frischlin. Mſpt. p. 237. 253. 294. Ein Abſchiedsgedicht von einem Wittenberger Schüler ſteht hinter Friſchlins Kallimachus und Archias p. 413 ff.

terrichts, verloren iſt. Dagegen ſind wir für die Rettung der zweiten dem Tübinger Bibliothekar aus der Zeit des dreißigjährigen Kriegs, der ſie herausgegeben hat, beſondern Dank ſchuldig, weil in ihr Friſchlin wie er leibte und lebte vor uns ſteht. Sie iſt an demſelben Tage wie die erſte, vielleicht Nachmittags, gehalten, und handelt von einigen Erforderniſſen und wegzuräumenden Hinderniſſen jener verbeſſerten Schuleinrichtung.[1]) Als Haupterforderniß wird eine ineinandergreifende Reihe guter, im Sinne jenes Stufengangs und des Grundſatzes: wenig Regeln, viele Beiſpiele! eingerichteter, aus den beſten alten Schriftſtellern gezogener Schulbücher vorangeſtellt. Dieſe aber, von den Elementartafeln an bis zu den Chreſtomathien, ſeien dermalen nirgends als in ſeinen (Friſchlins) Papieren und Entwürfen vorhanden. Was alſo thun? Die einzelnen Autoren ſich ſelbſt anzuſchaffen, ſei für Lehrer und Lernende zu koſtſpielig; entweder müſſen ſie folglich ungeleſen bleiben und im alten Regelkrame fortgemacht werden, oder die Väter der Stadt müſſen einen Buchdrucker anwerben, der ſich in Braunſchweig ſetze und jene Schulbücher drucke. Schon dieß werde ihm genug zu thun geben; aber auch außerdem dürfe er nicht fürchten, feiern zu müſſen. Wie viele Bücher werde nur er allein, der Redner, ihm zum Druck und Verkauf liefern! „Welche Bücher? werdet ihr fragen. Nun, Bücher, ſollte ich meinen, die ſogar durch Kaiſerliches Privilegium trefflich geſchützt ſind. Lies, mein Famulus, zur Ehre dieſes Orts und zum gedeihlichen Wachsthum unſerer Schule, dieſes Privilegium."

(Famulus lieſt.)

„Ihr ſeht nun wohl, ehrwürdige Väter, edle und weiſe Männer, daß der Buchführer, der ſeine Dienſte unſerer Schule widmen wollte, zehn ganzer Jahre zu thun haben würde, wenn er nur allein meine Bücher (denn ich habe auch noch andere, deren in dieſem Privilegium nicht gedacht iſt) an's Licht fördern wollte. Und ich frage euch, ob es nicht eine Ehre für euch, für eure Kinder und eure Stadt, und

[1]) Nic. Frischlini Oratio de scholis & Gymnasiis aperiendis, & simul tempestatibus, quibus affliguntur, avertendis: habita Brunsvigæ & antehac nunquam publice visa; nunc in lucem protracta a Fr. Herm. Flaydero. Tubingæ 1627. Der Titel iſt Nachahmung des Titels einer Schrift von Joh. Sturm: De literarum ludis recte aperiendis.

insbeſondere für dieſe neue Schule, ebenſogut wie für mich, wäre, wenn ſolche Bücher mit Kaiſerlichem Privilegium von eurer Stadt und dem Rector eurer Schule ausgingen? Und denket nicht, ich trachte dadurch nur meine Bücher bequemer und vortheilhafter an den Mann zu bringen. Dieſe haben ſchon bisher, nicht blos in Deutſchland, ſondern auch in Italien und Frankreich, ihre Drucker gefunden. Meinen Kallimachus hat vor 10 Jahren in Frankreich Heinrich Stephanus, der vornehmſte unter allen Buchdruckern, herausgegeben; vor 5 Jahren meine Grammatik ſammt einigen andern Schriftchen Aldus Manutius in Venedig... Wie viele Schriftſteller gibt es in unſerem Deutſchland, denen ſolche Ehre von den Ausländern widerfahren iſt? ... Was ſoll ich von den Basler, Straßburger, Frankfurter Buchdruckern ſagen, die gleichfalls viele Werke von mir an's Licht gefördert haben?.. Wie oft legt nur Jobin meine Komödien wieder auf? Daher darf Niemand wähnen, daß ich meiner Bücher wegen ſo ſehr um einen Buchdrucker angefochten ſei. Um eure Kinder (liberi), nicht um meine Bücher (libri) iſt es mir dabei zu thun."

Sofort geht der Redner zu einem zweiten Uebelſtande fort, dem jedoch der Rath, wie er verſichert, bereits ſelbſt bedacht ſei, abzuhelfen. „Gleich zuerſt, ſagt er, wenn ich auf die ABC-ſchule ſehe, in der die Augäpfel der Väter, die Lieblinge der Mütter ſitzen, ſo erbarmt mich, ja mich erbarmt dieſes zarten Häufleins, daß ſie in einem Raume, worin kaum die Hälfte ordentlich Platz hätte, ſo eng auf einander ſitzen müſſen, daß ſie ſich drücken und preſſen. Und da überdiß das Schulhaus in einem finſtern Winkel der Stadt ſteht, keinem Wind, keiner Luft, zugänglich iſt, wie ſollten in dem beſchränkten Raume, in dem Geſtanke, beſonders zur Sommerszeit, die zarten Kleinen nicht in allerlei Krankheiten fallen? Derſelbe Uebelſtand kehrt aber in allen Klaſſen wieder. Wenn nun auch noch von fremden Orten (wie leicht möglich) junge Leute aus Lernbegierde zu uns kommen, ſo ſehe ich nicht, wie für ſie Platz zu finden ſein ſoll. Ihr klaget, dieſe Schule ſei in Abgang gekommen, und wünſchet, ſie durch mich wieder in Aufnahme zu bringen. Da bin ich. Ich bin willig und bereit. Gebt nur einen Raum, worin wir, Lehrende wie Lernende, unſere Schuldigkeit thun können." Hier wird der Kargheit mancher proteſtantiſchen Städte und Fürſten die Freigebigkeit der Katholiken, die glänzenden Jeſuiten-

Collegien gegenübergeſtellt, durch welche Schüler angelockt, und dem Proteſtantismus empfindlicher Abbruch gethan werde. Daß Friſchlin das wirklich Große an dem Jeſuitenorden, das planmäßige Zuſammenwirken auf Einen Zweck, bei jeder Gelegenheit rühmte und der proteſtantiſchen Zerriſſenheit als Muſter vorhielt, konnte ihm in jener Zeit nur mißdeutet werden.

Bei Weitem das verderblichſte Uebel jedoch, worunter die Schulen leiden, iſt unſerem Redner zufolge der Mangel an Lehrern, die herrſchende Abneigung gegen dieſen Beruf. Wer etwas Rechtes gelernt habe, der ſuche etwas Anderes zu werden, und ſo bleibe für die Schulen nur der Ausſchuß übrig. „Von mir brauche ich hiebei nicht zu reden. Denn, wenn es gleich ebenſo ehrenvoll für mich, als heilſam für eure Schule iſt, daß ihr mich zur oberſten Leitung derſelben berufen habt, wofür ich euch gebührenden Dank weiß: ſo dürft ihr mir doch glauben, es werden in allen Theilen der Chriſtenheit, wo mein Name bekannt iſt, mehr Leute ſein, die ſich verwundern, daß ich, der zu größeren Dingen geboren ſei, mich dazu verſtanden habe, die Beſchwerlichkeiten dieſes Schulſtaubs auf mich zu nehmen, als darüber, daß ihr mir dieſe Stelle übertragen habt. Denn wie Viele unter denen, welche der Doctorgrad und der Dichterlorbeer ziert, oder die Kaiſerliche Pfalzgrafſchaft verherrlicht, möchten ſich wohl zu dieſem tiefſten Schmutze, wie es Manchen vorkommt, herablaſſen?“ Ueberdieß wäre es vielleicht auch der gelehrten Republik erſprießlicher, wenn er, ſtatt ſich mit Kinderunterricht zu plagen, ruhig den Ariſtophanes vollends überſetzen, die Paraphraſen zu Virgil und Horaz zu Ende führen, oder auch das Studium der Theologie und Medizin wieder aufnehmen würde. Doch wie dem ſei, er habe, gewonnen durch der Braunſchweiger Liebe zu den Wiſſenſchaften und den Gelehrten, und durch die freundliche Aufnahme, die er bei ihnen gefunden, auch überzeugt, daß man der Wiſſenſchaft, der Kirche, dem Staate durch nichts beſſer dienen könne, als durch Unterweiſung der Jugend, dieſer Stelle den Vorzug gegeben.“ Uebrigens erkläre ſich der Mangel an tüchtigen Lehrern einfach genug. „Denn die Männer, welche den ganzen Tag im Geſtank und Lärmen der Knaben zugebracht haben, und halb ſchwindſüchtig, halb taub geworden ſind, dieſe müſſen mancherorten, wenn ſie heimkommen, das Brod des Jammers eſſen und das Waſſer der Bekümmerniß trinken. Wären Bei-

ſpiele nicht verhaßt, ſo könnte ich Städte nennen, wo der Säu- und Kuhhirt einen größeren Lohn hat, als der Schulmeiſter." [1])

„Doch nun zu Anderem, was unſerm Schulgarten Nachtheil bringt. Dahin gehört ein kalter, nördlicher Wind, der auf unſre Schulen faſt täglich hereinſtürmt, und oft ganze Klaſſen, nicht ſelten die ganze Schule mit ſich fortreißt. Dieſer Wind kommt nirgend anders her als aus den Gräbern der Todten. Denn kaum iſt heutigen Tages ein Schuſter, ein Schneider oder Schmied, der, wenn er entweder ſelbſt ſtirbt, oder ſein Weib oder eins ſeiner größern Kinder durch den Tod verliert, nicht die ganze Schule für die Begleitung der Leiche in Anſpruch nimmt. So werden uns Gärtnern nicht ſelten zur ungelegenſten Zeit unſere Bäumchen aus dem Garten des Lebens nach dem Ruheplatz der Todten entführt, und mit großem Nachtheil ihrer Studien zur Beſtellung von Leichen verwendet. . . Wahrhaftig, der Mann, welcher geſagt hat, daß die Kunſt lang, das Leben kurz ſei, wenn er noch lebte, würde das nicht geduldig mitanſehen können. Denn wie wenige Tage vergehen, daß es in dieſer volkreichen Stadt keine Leiche zu geleiten gibt? und wie manche Stunden gehen ſo hin, während deren unſere Schularbeit darnieder liegt! Kommt es dann zur öffentlichen Prüfung, und geben die Knaben ungeſchickte Antworten, ſo wird alle Schuld auf die Nachläſſigkeit des Lehrers geworfen. Doch man wird ſagen: es iſt einmal Sitte und alte Gewohnheit, daß die Todten ehrlich begraben werden. Als ob ſie an andern Orten, wo jene Gebräuche nicht ſind, unehrlich begraben würden! . . Wie iſt es alſo zu machen, daß die Leichenbegängniſſe immer noch feierlich bleiben, und doch dem Unterrichte der Schuljugend kein Abbruch geſchehe? Wenn ihr einen Rath annehmen möget, ſo will ich ihn geben. Jener Leichengeſang ſoll ja doch nicht dem Todten zu Gute kommen, ſondern den Lebenden, die er an ihre Hinfälligkeit erinnern ſoll. Kann nun aber dieſer Zweck nicht ebenſogut durch Wenige erreicht werden, wie durch Viele? Wahrhaftig, wen der Geſang von zehn Menſchen nicht ſeiner Sterblichkeit erinnert, auf den wird auch aller Mönche und Pfaffen zu Venedig Singen und Plärren durch ſämmtliche Straßen und Stadtviertel keinen Eindruck machen."

[1]) Vgl. Popp. III, p. 53: Volo ut... magistri... fruantur iisdem salariis, quibus ecclesiarum pastores fruuntur, aut etiam majoribus.

Damit aber die Frucht des Schulunterrichts nicht verloren gehe, muß man nach Vollendung deſſelben die Zöglinge auch auf gute Univerſitäten ſchicken, nicht auf ſolche, wo die Studien, insbeſondere die philoſophiſchen, darniederliegen, oder wo es mit der Religion nicht ſauber iſt: wodurch zu guter Letzt noch Tübingen und Wittenberg jedes ſeinen Treff bekommt.

In wie weit des reformluſtigen Redners Wünſche von den Vätern der Stadt berückſichtigt wurden, wiſſen wir nicht anzugeben: er von ſeiner Seite ließ es an Fleiß und Eifer nicht fehlen, und zog bald durch ſeine ausgezeichnete Lehrgabe zahlreiche Schüler herbei.[1]) Den Plan mit dem Buchhändler, der ja ein alter Lieblingsgedanke Friſchlins, nur in veränderter Form, war, nahm er ſelbſt in die Hand. Während der nächſten Herbſtmeſſe finden wir ihn in Frankfurt, angeblich im Auftrag des Braunſchweiger Raths, mit einem Buchdrucker in Unterhandlung und im Handel um eine Preſſe: doch die Sache kam auch dießmal nicht zu Stande.[2])

Gleichwohl ließ er einige der Schulbücher, von denen er in der Rede geſprochen, in der nächſten Zeit erſcheinen, die wir jetzt freilich nur noch aus ein paar Vorreden und Büchertiteln kennen.[3]) Darunter war eine Auswahl von Reden aus Cäſar, Cicero, Salluſt, Livius und Curtius, denjenigen fünf Schriftſtellern, welche nach Friſchlins Urtheil das beſte Latein geſchrieben haben. Dieſe Muſter ſollten jedoch nicht blos zur Erlernung der Sprache, ſondern zugleich als Beiſpiele zur Erläuterung der Regeln der Rhetorik und Dialektik dienen; neben-

[1]) Im Sept. 88 ſchreibt Michael Neander von Ilefeld aus dem Cruſius: Eo Brunsvigæ docente advolare turbam auditorum & ab ore ejus pendere, admirantem ingenium & eruditionem viri. Der neidiſche Cruſius ſetzt freilich an den Rand: Quid, si Frischlinus ipse Neandro hæc ita in literis jactat? Contra Frischlin. p. 253. Doch muß er auch ſpäter noch vernehmen: libenter audierunt eum, ut festivum. Ebd. p. 294.

[2]) Crusius c. Frischlin. p. 252.

[3]) Libri selecti in usum scholæ Brunsvicensis. In Nic. Frischlini Epistolæ & præf. p. 262. Vgl. den Katalog Friſchliniſcher Schriften vor der Methodus declamandi. An beiden Orten zuſammen finden ſich aufgeführt: Tabulæ elementales pro pueris alphabetariis. Cato latinus novus, pro quartanis. Cato græcus nov. pro tertianis. Selecta proverbia & sententiæ pro iisdem. Sel. apophthegmata & apologi pro secundanis. Sel. orationes latinæ. Deßgl. græcæ, pro primanis. Sel. poemata gr. pro iisdem.

her lernte aus ihnen der Schüler ein gutes Stück Geſchichte, und fand ſich durch die eingeſtreuten Sittenſprüche moraliſch angeregt. Nach derſelben Methode war auch die griechiſche Sentenzenſammlung für Anfänger ausgewählt. Es waren einfache Sätze von 3—4 Worten zur Uebung in den griechiſchen Declinationen und Conjugationen, wozu Friſchlin, um den Knaben mit der Form zugleich einen bedeutenden Inhalt zu geben, die Sprüche berühmter Weiſen und Fürſten des Alterthums, ſammt etlichen kurzen Sprüchwörtern, gewählt hatte.

Nehmen wir hier gleich die übrigen Schriften mit, welche während Friſchlins Aufenthalt zu Braunſchweig von ihm erſchienen oder verfaßt worden ſind, ſo finden wir zuerſt einige Ueberſetzungen griechiſcher Dichter. Die Ueberſetzung und Erklärung des Kallimachus erſchien in zweiter Auflage, und wurde den beiden Söhnen des Grafen von Hanau, dem die erſte zugeeignet geweſen war, gewidmet.[1]) Sie bekam in dieſer neuen Ausgabe einen dreifachen Anhang: erſtlich die lateiniſche Ueberſetzung einiger Epigramme des Archias; zweitens eine Anzahl eigener griechiſcher und auch etlicher lateiniſchen Epigramme von Friſchlin, meiſtens Denkmale für verſtorbene oder auch noch lebende Gönner (Friſchlin wollte dem Cruſius gegenüber zeigen, daß er auch dankbar ſein könne, wenn man es um ihn verdient habe); endlich drittens ein kleines griechiſches Epos über die Gefangennehmung Chriſti, worin Friſchlin mit Homeriſchen Verſen auf ähnliche Weiſe wie ſonſt mit Virgiliſchen umſpringt.[2]) Als Seitenſtück zum Kallimachus iſt Friſchlins Bearbeitung des

[1]) Callimachi Cyrenæi Hymni & Epigrammata, quæ extant, cum duplici interpretatione & commentariis: præterea A. Lic. Archiæ Epigrammata quædam Græca, cum Lat. interpretatione: omnia Nic. Frischlini .. opera & studio in lucem edita. Accesserunt ejusdem Frischlini aliquot Græca Epigrammata cum nonnullis aliis: & Hymnus Græcus in Christum proditum. Basileæ, excudebat Leonh. Ostenius, impensis Wendelini Hommii. 1589.

[2]) Ὕμνος εἰς Ἰησοῦν Χριστὸν .. ὑπὸ τοῦ Ἰούδα .. προδοθέντα καὶ ὑπὸ τῶν Ἰουδαίων ληφθέντα.

Inhalt: Anrufung der Kalliope, Einleitung; Beſchreibung von Jeruſalem — Judas Eltern; Chriſti Wirkſamkeit und Jüngerberufung; Bethanien, Paſſah — letztes Mahl:

Ἐξείης δ' ἕζοντο κατὰ κλισμούς τε θρόνους τε.
Σῖτον δ' αἰδοίη ταμίη παρέθηκε φέρουσα,

Tryphiodor, des Verfaſſers der Ἰλίου ἅλωσις, gleichfalls in doppelter Ueberſetzung, proſaiſcher und metriſcher, mit Noten zum griechiſchen Text, zu betrachten.[1]) Dagegen iſt der logiſche Dialog gegen Petrus Ramus gewiſſermaßen ein Nachſpiel zu Friſchlins grammatiſchen Dialogen, das er auf die Bitte eines Freundes um ſein Urtheil über die Scholae dialecticae des Ramus in Einem Tage niedergeſchrieben haben will.[2]) Der Dialog ſucht nachzuweiſen, daß des Ramus Polemik gegen Ariſtoteles auf verkehrter, willkürlicher Auslegung beruhe, und nur geeignet ſei, Verwirrung anzurichten. In Braunſchweig muß auch der Entwurf einer Rhetorik, wenn nicht entſtanden, doch zuletzt redigirt worden ſein, den Hieronymus Megiſer 14 Jahre nach Friſchlins Tode herausgegeben hat,[3]) da dieſer hier, um zu zeigen, wie man eine Lobrede zu Stande bringe, beiſpielsweiſe die Stadt Braunſchweig zum Gegenſtande nimmt. In zwei Büchern werden im erſten die Lehre von der redneriſchen Erfindung (inventio), im zweiten die vom redneriſchen Ausdruck (elocutio), nach Ariſtoteles, Cicero, Quinctilian u. A., überſichtlich und faßlich, doch weder in tadelloſer logiſcher Anordnung, noch erſchöpfend, abgehandelt. Schwerlich würde Friſchlin die Arbeit in dieſer Form veröffentlicht haben. Endlich gehört noch die ſchon früher beſprochene griechiſche Grammatik ihrer Vollendung und Erſcheinung nach zum Theil in dieſen Zeitraum, ſofern der erſte Theil, mit der Widmung an den Herzog Heinrich Julius von Braunſchweig vom 1ten Juni 89, in dieſem Jahr erſchienen, und auch vom zweiten, erſt im folgenden Jahr erſchienenen

Εἴδατα πολλ' ἐπίθετσα, χαριζομένη παρεόντων.
Οἱ δ' ἐπ' ὀνείαθ' ἕτοιμα προκείμενα χεῖρας ἴαλλον.
Αὐταὰρ ἐπεὶ πόσιος καὶ ἐδητύος ἐξ ἔρον ἔντο,
Αὐτίκα ἡδυεπὴς ἀνὰ δαῖτ' ἀνόρουσεν Ἰησοῦς,
Τοῦ καὶ ἀπὸ γλώσσης μέλιτος γλυκίων ῥέεν αὐδή,
Τοῖσι δὲ συνδείπνοις ἀγορήσατο καὶ μετέειπε· u. ſ. f.

[1]) Dem Verfaſſer lag nur die Dedication vor: De Tryphiodoro, verso duplici-ter latine, epistola ad Dn. Engelbertum a Lautern, Brunsvigæ Cal. Jul. 88. Epist. & præf. p. 126 ff.

[2]) In P. Rami dialect. Scholarum L. quartum Dial. I. In Frischlini Epist. & præf. p. 56—90. Dazu die Præfatio, ebendaſ. p. 54 f.

[3]) Nic. Frischlini V. Cl. Rhetorica: seu Institutionum oratoriarum libri duo, nunc primum, in gratiam studiosæ juventutis, typis excusi, opera & impensis Hieronymi Megiseri. Lipsiæ 1604.

Theile die Zueignung an den Landgrafen Moritz von Heſſen Braunſchweig den 1ten Juli 89 datirt iſt.[1])

Während Friſchlin auf dieſe Weiſe in Braunſchweig als Lehrer wie als Schriftſteller eine neue Thätigkeit entwickelte, arbeiteten ſeine Freunde daran, ſein altes Mißverhältniß mit Cruſius auszugleichen. Polykarp Leyſer war es beſonders, der, im Sinne ſeines früher erwähnten Schreibens an Friſchlin, jetzt, da ſie zuſammenlebten, ſich dieſes Verſöhnungsgeſchäft nach beiden Seiten hin angelegen ſein ließ. Auf Cruſius ſuchte er durch ſeinen Stiefvater, Lukas Oſiander, zu wirken. Bereits am 27ten Februar 88 ſchrieb der Hofprediger an den Profeſſor, er habe dieſer Tage einen Brief von ſeinem Stiefſohne Leyſer mit der Nachricht erhalten, daß Friſchlin, der zum Rector in Braunſchweig gewählt ſei, ihm geſtanden habe, es thue ihm leid, bisher viele treffliche Männer beleidigt zu haben, es ſolle künftig nicht mehr geſchehen, er wolle verſtändigen Rathſchlägen folgen. Ob nun gleich, ſetzt Oſiander hinzu, Friſchlins bisher bewieſene Unbeſtändigkeit dieſes Verſprechen verdächtig machen könnte, ſo heiße doch die chriſtliche Liebe das Beſte hoffen, und man müſſe deßhalb dahin ſehen, daß beiderſeits mit Streitſchriften innegehalten werde. Cruſius habe ſattſam erwieſen, daß Friſchlin in vielen Theilen ſeiner Grammatik geirrt habe, und ſeine eigne Unſchuld genügend dargethan. Auch ihn, den Hofprediger, habe ja Friſchlin angegriffen, allein er habe es deſſen Heftigkeit und Unklugheit längſt vergeben, und ſo bitte er den Cruſius inskünftige gleichfalls ruhig zu ſein. Dieß ſchreibe er in Uebereinſtimmung mit den Männern, deren Anſehen auch bei Cruſius immer am meiſten gegolten habe. Unter dieſen verſtand Cruſius Melchior Jäger und Schulter; will aber hernach erfahren haben, daß ſich der Letztere Friſchlins nicht mehr annehme. In Friſchlins Bezeigen fand er nur eine „Galgenreu," und antwortete daher dem Hofprediger ſehr widerwillig. Als Friſchlin darauf ausgegangen, die Univerſität in ihren Gliedern zu zerſtören (um vom Herzogthum nichts zu ſagen), habe ſich Niemand ihrer angenommen, daher habe er, Cruſius, als der Meiſtangegriffene, ſich ſelbſt wehren müſſen. Nun hoffe man auf Beſſerung des Menſchen,

[1]) Nic. Frischlini Grammaticæ Græcæ cum Latina vere congruentis Pars I. (Orthograph. Prosod. & Etymol.) Helmstadii, excud. Jac. Lucius, impensis Ludolphi Brandes. 1589. Pars II. (Syntax.) Ibid. 1590.

der bisher göttliches und menſchliches Recht mit Füßen getreten habe. Es werde nichts daraus werden. Dennoch wolle er des Hofpredigers frommem und weiſem Rathe gehorchen, und nichts mehr gegen Friſchlin ſchreiben: vorausgeſetzt, daß auch Friſchlin Ruhe halte. Allein dieſer habe noch nicht einmal ein ſolches Verſprechen von ſich gegeben; ja es verlaute, daß eine neue Streitſchrift von ihm unter der Preſſe ſei. (Der Celetismus war damals noch nicht erſchienen.) Beſtätige ſich dieß, ſo ſei ein neuer Krieg unvermeidlich; denn ſeinen Ruf und ſeine Ehre zu vertheidigen, könne ihm Niemand verbieten.[1])

In ähnlicher Weiſe wurde andererſeits auch Friſchlin, nicht blos mündlich von Leyſer, ſondern auch ſchriftlich von Aegidius Hunnius in Marburg, Jakob Monavius in Breslau u. A. bearbeitet. Beſonders eindringlich aber waren die Vorſtellungen, welche der ehrwürdige Michael Neander, der gelehrte Rector in Ilefeld, ihm machte. Er habe, ſchrieb er ihm, Geſchäfte- und Kränklichkeitshalben ſeine und des Cruſius Streitſchriften noch nicht geleſen. „Von Herzen aber bedaure ich beide Theile, fährt er fort: dich, weil du dir und den Deinigen viel erwerben und dich mit nützlichen und dauernden Schriften beſchäftigen könnteſt, während deine Poppysmen, Prodromi, Celetismen u. a. Bücher, trotz des Aufwandes von Mühe, Geld und leider auch Zeit, den ſie koſten, doch ſchneller und leichter vergehen werden, als ſie geſchrieben ſind; was deinen Schriften anderer Art, die der Unſterblichkeit werth ſind, niemals begegnen kann. Auch den Cruſius bedaure ich, der ein ruhigeres Alter haben, und das Reſtchen Leben auf beſſere und nützlichere Dinge verwenden könnte. Ueber euren Streit ſage ich nichts, da ich eure Schriften nicht geleſen habe und ſchwerlich je dazu kommen werde, ſie zu leſen. Das aber erkläre ich mit der Wahrheit, daß ich Beide als ausgezeichnete Gelehrte bewundere, verehre und hochſchätze; daran möge keiner von beiden Theilen zweifeln.“[2]) In gleichem Sinne ſchrieb Neander auch an Cruſius; und obwohl mit einem ſolchen Unparteiiſchen in der Regel kein Theil zufrieden iſt, ſo konnte doch Friſchlin die Wahrheit deſſen, was Neander von dem Zeitverluſt und dem vorübergehenden Werthe ſolcher Streitſchriften ſagte, unmöglich ganz verkennen. Dazu kamen die

[1]) Crus. c. Frischlin. p. 225 ff.

[2]) Neander an Friſchlin (Ilefeld) 14. Mai 88. St. A.

äußeren Gründe, die ihm den Frieden mit Cruſius räthlich machten. Deſſen Anſehen in der gelehrten Welt ſtand ſo feſt, ſeine Verbindungen waren ſo ausgebreitet, und ſeine Betriebſamkeit, ſie auszubeuten, ſo unermüdet und zudringlich, daß Friſchlin ſeit ihrer Fehde auf jedem Schritt an Hinderniſſen anſtieß, die er dem Einfluſſe des Cruſius zuſchreiben mußte. In Marburg hätte er eine Anſtellung finden können, meinte er, wenn ihm Cruſius nicht widerſtanden hätte; und in deſſen eigenen Aufzeichnungen wiederholen ſich die Nachrichten, die er erhielt, daß da und dort einer Friſchliniſchen Streitſchrift aus Rückſicht auf ihn die Druckerlaubniß verſagt, oder der Drucker abwendig gemacht worden ſei. War freilich dieſes Treiben des Cruſius nicht geeignet, den Gegner innerlich für ihn zu gewinnen, ſo muß man Friſchlins Gemüthsart in Rechnung nehmen, bei welcher auf einen heftigen Ausbruch ein Zuſammenſinken zu folgen pflegte, das leicht zur Verſöhnung mit eben dem Gegner benutzt werden konnte, dem der vorige Ausfall gegolten hatte. Zwar fand ſich im Herbſte jenes Jahres Friſchlin durch des Cruſius letzte Antwort nicht minder gereizt, als dieſer durch die Celetismen aufgebracht worden war: doch nahm dießmal ſein Grimm die Richtung mehr gegen den verlaufenen Famulus, der dem Cruſius die gefährlichſten Waffen gegen ihn geliefert hatte, den er deßwegen in Patenten und Elegien verfolgte.

Als daher während der Frankfurter Herbſtmeſſe, die Friſchlin ſelbſt beſuchte, die dortigen Prediger, Conrad Lautenbach, Oſeas Hala u. A., mit denen ſich auch der aus Straßburg herübergekommene Joh. Pappus vereinigte, ihn aufs Neue zum Frieden ermahnten, fanden ſie ihn ganz geneigt. Er ließ während der Meſſe einen Katalog ſeiner bereits herausgegebenen und noch herauszugebenden Schriften anſchlagen, zu dem Zweck, einen Gönner zu finden, der ihn zur Ausführung ſeiner literariſchen Plane in den Stand ſetzen möchte:[1]) und in dieſem Kataloge war, wie Cruſius ſelbſt bemerkte, keine Schrift gegen dieſen aufgeführt. War dieß derſelbe Katalog, den wir jetzt vor

[1]) Dieß ſpricht ſich in den begleitenden Diſtichen aus: Lectori Salutem.

Det vitam nobis Deus ille, det otia princeps,
Aut si quis majus principe pectus habet.
Tertius accedat mihi mente typographus æqua:
Et tribus omne annis, lector, habebis opus.

der Methodus declamandi abgedruckt leſen, ſo heißt es hier unter der Rubrik Orationes: Dialogorum libri aut octo, aut nulli, d. h. er gedachte, falls Cruſius ihm entgegen käme, nicht allein nichts Weiteres gegen ihn zu ſchreiben, ſondern auch die bereits erſchienenen Streitdialogen zu caſſiren. Erſteres Vorhaben ſprach er auch gegen verſchiedene auf der Meſſe anweſende Tübinger aus; ja er trat in Gruppenbachs Laden, fiel dieſem weinend um den Hals, und bat ihn um Gottes willen, dahin zu wirken, daß Cruſius und die Andern zu Tübingen ihm verzeihen; er wolle ſie ehren und Gutes von ihnen reden. Zum Pfande dieſer Geſinnung gab er dem Buchdrucker ein Exemplar ſeines Panegyricus auf die fünf ſächſiſchen Fürſten mit, worein er eigenhändig geſchrieben hatte: „Seinem Lehrer, Dr. Martin Cruſius, deſſen unwürdiger Schüler, zum Zeichen künftiger Ausſöhnung.“ Zugleich gingen Briefe von Hala in Frankfurt und Leyſer in Braunſchweig an Cruſius ab, die in ihn drangen, wenn Friſchlin um Verzeihung bitte (und in dieſem Sinne werde nächſtens ein Schreiben von ihm einlaufen), ihm dieſe zu gewähren.[1])

Friſchlin ſelbſt wandte ſich an Freund und Feind in Tübingen, um die Ausgleichung einzuleiten: an den Kanzler und den Senat, wie an ſeinen getreuen Johann Hochmann. Dem Letzteren ſchrieb er am 17ten September aus Frankfurt: „Martinum Crusium belangend, iſt es mir von Herzen leid, daß ſich der Mann, den ich ja ſonſten für einen frommen, gelehrten Herrn die Tag meines Lebens erkannt, und zu ſeiner Zeit wiederum erkennen und nennen will, von falſchen Zungen alſo läſſet einnehmen, daß, wenn Einer käm und ſaget ihm, ich hätte zu Venedig ein Ziegen oder Geis angangen, das müßt ihm wahr und argumentum contra Strigilem grammaticam ſein. Bitt den Herrn um Jeſu Chriſti willen, wie auch alle Herrn Professores, ſie wollen, in Bedenken allerhand Urſachen, mit ihm, Crusio, ſo viel handeln, daß er ſich contentiren laß mit einer Präfation, darin ich bekennen will, ich habe je unbedächtlich in meiner Strigili gehandlet und die Sachen ſo weit nicht beherzigt, als ich ſollt gethan haben. Darzu darnach böſe Zungen zu beiderſeits kommen, welche D. Crusium ſowol als mich, und mich ſowohl als ihn, irritirt haben. Begehr der-

[1]) Crus. Resp. adv. Popp. Dial. III, p. 60. c. Frischlin. Mſpt. p. 250.

halben, daß alle meine Scripta, so wider ihn sein, sollen annihilirt und aufgehaben sein, und seiner anders nie dann in Ehren hinfüro publice und privatim gedacht werden, und Alles auf den auctoribus calumniarum beruhen. Ist nun noch ein Funk christenlicher brüderlicher Liebe zu Tübingen, wie ja ist, so woll sich doch Crusius anders dann bisher erfinden lassen; so will ich mich hinwiederum, Gott und der ganzen Christenheit zu Lob und Ehren, auch dermaßen gegen ihn, in publica praefatione, erzeigen, daß er und Andere, besonders die vom Adel, sollen endlich zufrieden und zur Ruh sein, und er desto lieber mit mir aus diesem elenden Jammerthal scheiden." [1])

Endlich am 10ten Oktober kam, zum Unglück sehr verspätet, ein Schreiben Frischlins an Crusius selbst vom 18. September, begleitet von Fürschriften der Straßburger und der Frankfurter Geistlichen, alle mit Friedensermahnungen an Crusius. Frischlin, schreibt Pappus, habe ihm sehr bewegt geschienen, besonders in den letzten Tagen, wo er seinen Brief an jenen geschrieben habe. Niemals habe er, Pappus, Frischlins zaumloses Maul gebilligt; aber er wisse nicht, der Mann habe ihn immer gedauert, und daure ihn noch. Halte er nun, was er versprochen, so werde wohl auch Crusius nichts weiter als etwa die Veröffentlichung der Frischlinischen Erklärung verlangen; breche er seine Zusage, so sei ihm freilich nicht zu helfen. [2])

Frischlin schrieb an Crusius, er sei zwar gerüstet gewesen, auf alle einzelnen Punkte in dessen letzter Gegenschrift mit unwidersprechlichen Zeugnissen so zu antworten, daß es jenem schwer gefallen sein dürfte, seine harten Beschuldigungen zu erweisen: doch der Bitte gemeinschaftlicher Freunde, sich zur Aussöhnung geneigt finden zu lassen, habe er nicht widerstehen wollen. „Zuerst also komme ich zu dir und bitte und beschwöre dich um des ewigen Gottes und der göttlichen Barmherzigkeit willen, du mögest diesem Schreiben bei dir so viel Gewicht vergönnen, als ich nicht zweifle, daß du ihm vergönnen wirst." Daß Frischlin sofort die Hauptschuld des Zerwürfnisses auf böse Zungen schiebt, die beide gegeneinander verhetzt haben, war zwar eine Fiction, die aber unter den obwaltenden Umständen als die anständigste Auskunft gelten konnte. Als Einbildung dieser Ohrenbläser nimmt er

[1]) Bei Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 259 f.

[2]) Bei Crus. Resp. adv. Popp. Dial. III, p. 64.

ſofort ſeine mißliebigen Aeußerungen über des Cruſius Häuslichkeit zurück; auch in ihrem grammatiſchen Streit haben ſie ſich (er möge ihm das zu ſagen erlauben) beide durch jene böſen Zungen von der Sache abführen laſſen; „ich verwünſche aber von Herzen meine Unklugheit, daß auch ich vom rechten Wege abgewichen bin, und nicht lieber zu dem Perſönlichen geſchwiegen habe. Demnach will ich meine ſämmtlichen Dialoge mit Einem Striche vernichtet und in alle Ewigkeit abgethan haben, werde auch in einem öffentlichen Schreiben alle Buchdrucker erſuchen, ſie niemals wieder aufzulegen. Daſſelbe, hoffe ich, wirſt auch du mit deinen Vertheidigungen thun. Sobald ich aus einem Schreiben von dir oder ſonſt einem Ehrenmann verſtanden haben werde, daß auch du von deinem Vorhaben abſtehen und dich mit mir ausſöhnen willſt, ſo werde ich daran ſein, in der Vorrede zu einem demnächſt herauszugebenden Werke dich und alle deine Collegen, beſonders die Theologen, öffentlich ſo anzuſprechen, daß gewiß alle und jede, nach ihrer chriſtlichen Liebe, mir verzeihen werden. Thuſt du das, ſo wird es ein Werk ſein, das vor Gott und allen frommen und gelehrten Leuten dir wie mir zu unvergänglichem Lobe gereichen wird: ſo daß Friſchlin durch Cruſius, und Cruſius durch Friſchlin leben, und meine Schriften durch die deinigen, deine durch meine, ewig dauern werden... Lebe wohl und ertheile mir bald eine Antwort, welche zu einer größeren Freundſchaft Anlaß geben möge, als je zwiſchen uns beſtanden hat.“ Beigeſchloſſen war Friſchlins Bittſchreiben an die Frankfurter Geiſtlichkeit um ihre Fürſprache bei Cruſius, das unter Anderem die Worte enthielt: „Noch lebt Gott, der Kündiger aller Herzen, und will, daß auch wir beide das ewige Leben haben ſollen. Auf den traue ich und halte bei ihm unabläſſig im Gebete an, daß er die erbitterten Gemüther beſänftige und den ganzen Handel dahin richte, daß wir beide uns wieder lieben und gegenſeitig werth halten.“ [1])

Dieſes Entgegenkommen Friſchlins machte in Tübingen ſelbſt auf Solche Eindruck, die ſonſt nicht ſeine Gönner waren. Nicht nur Hochmann, ſondern auch Anaſtaſius Demler, der von Friſchlin perſönlich beleidigt und im Senat ſtets gegen ihn geweſen war, ſprach dem Cruſius zu, nun, da jener abbitte, ſolle auch er allen Groll aus ſeinem Herzen fahren laſſen. Aber dieſer war weder mit dem Er-

[1]) Crus. Resp. adv. Popp. Dial. III, p. 56 ff. c. Frischlin. Mſpt. p. 262.

bieten Frischlins, noch mit dem Zureden der Vermittler zufrieden. Mit jenem nicht, weil Frischlin nicht alle Schuld auf sich nahm, sondern sie zu theilen suchte; mit den Letzteren nicht, weil sie ihn auf gleiche Linie mit Frischlin stellten, da doch dieser der angreifende Theil, er nur in der Nothwehr begriffen gewesen sei. Auch Frischlins Auskunft mit den bösen Zungen wollte er nicht verstehen, sondern blieb steif darauf, nicht durch den Famulus oder sonst Jemanden, sondern einzig durch Frischlin selbst, zu seiner scharfen Erwiederung veranlaßt worden zu sein. In diesem Sinne schrieb er am 10ten und 29ten Oktober, ohne den Frischlin selbst einer Antwort zu würdigen, den vermittelnden Geistlichen, und setzte dem offenen Erbieten seines Gegners die verbissene Erklärung entgegen: „Es hat zwar Frischlin auf's Gräulichste nicht nur mich, sondern auch Andere, die Gutes um ihn verdient hatten, in seinen Schriften angezogen: dennoch will ich ihm, wie schon vorher immer, so auch jetzt verzeihen (weil uns Gott durch Christum Schwereres verziehen hat); und wenn er fortan schweigen, und auf keinerlei Weise (weder selbst noch durch Andere, weder öffentlich noch heimlich und mit versteckten Stichelreden und Räthselworten wie bisher öfters) mich beschimpfen und verletzen wird (mit Worten, Schriften oder Werken), so will auch ich nichts mehr gegen ihn schreiben." Ob Frischlin seine bisherigen Schriften gegen ihn zurücknehme oder bestehen lasse, gelte ihm gleich; wenn er aber seine 16 Bücher Epigramme herausgebe, so werde er, wenn er redlich sein wolle, alle Schmähungen und Stiche daraus tilgen.[1])

Eine so auf Schrauben gestellte, nicht einmal an ihn selbst gerichtete Erklärung, zwischen deren Zeilen der alte unauslöschliche Haß deutlich zu lesen war, konnte auf Frischlin unmöglich einladend wirken; auch scheint sie ihm, wie vorher sein Erbieten dem Crusius, verspätet zugekommen zu sein: so ließ er das Aussöhnungsgeschäft liegen, und ohne geradezu gegen Crusius etwas zu unternehmen, nahm er doch keinen Anstand, gegen den Famulus, dessen Aussagen dieser gegen ihn benützt hatte, weitere Schritte zu thun. Dem in der Herbstmesse von Frankfurt aus erlassenen Patent gegen denselben schickte er im October ein zweites, an alle Universitäten und Schulen gerichtetes,

[1]) Crus. c Frischlin. Mspt. p. 258. 263 ff. Resp. adv. Popp. III, p. 65.

nach, worin deſſen Lebenswandel abermals aufs Grellſte beleuchtet und von ſchändlichen Lügen des Frei und Cruſius geſprochen war.[1])

Doch faſt mehr noch als dieſes Patent, das ihm im Januar 1589 zukam, und in welchem er doch nur in zweiter Linie angegriffen war, erbitterten den eiteln Cruſius um dieſelbe Zeit die Lobſprüche, die einige Gelehrte dem Friſchlin, zum Theil gar gemeinſchaftlich mit ihm, öffentlich ertheilten. Erſt kam ihm Friſchlins Tryphiodor zu Geſicht, an deſſen Schluß er einen Brief von Laurentius Rhodomann, Rector in Walkerode, einem ausgezeichneten Helleniſten, fand, worin Friſchlin als einer der Vorkämpfer gegen die eindringende Barbarei mit homeriſchen Verſen angeredet, und ihm ein nimmer welkender Lorbeerkranz zuerkannt war. Dem Rhodomann mochte Cruſius darauf gar nicht ſchreiben, aber gegen deſſen Lehrer, Michael Neander, äußerte er ſeine Verwunderung, daß Rhodomann einem Menſchen, der mit Ehebruch, Meineid, Verläumdungen und Lügen bedeckt ſei, ſo viele Ehre erweiſe. Friſchlin nenne ihn ſeinen Rhodomann. „So möge er denn Friſchlins Rhodomann bleiben, nicht der meinige.“ Er wolle nichts von ſolchen Leichtgeſinnten. Jene Viper habe Ausſöhnung von ihm begehrt, aber bald darauf ein dem widerſprechendes Patent ausgehen laſſen. Wer noch Gemeinſchaft mit ihm halte, beflecke ſich durch die Laſter dieſes aus Würtemberg verbannten, verdorbenen und verlorenen Menſchen. Dieſen Brief möge Neander weiter verbreiten.[2])

Nun gelangte im Februar, durch Friſchlin eingeſandt, noch ein Schreiben von Polykarp Leyſer nach Tübingen, welches der griechiſch-lateiniſchen Grammatik Friſchlins vorgedruckt werden ſollte, und worin es hieß: um die Verbindung des Griechiſchen und Lateiniſchen habe ſich bisher beſonders Martin Cruſius verdient gemacht, einſt Friſchlins Gegner, doch nun mit ihm verſöhnt. In deſſen Fußſtapfen ſei Friſchlin glücklich und löblich getreten, und habe die Regeln beider Sprachen ſo künſtlich verflochten, daß nun der Lehrer das Verhältniß der zwei Sprachen mit Einem Blick überſehen, der Schüler aber beide unbeſchwert miteinander lernen könne. „Da ſiehe, klagt Cruſius hierüber ſeinem Tagebuch, wie meine Freunde ſich mit jenem Menſchen, der an

[1]) Es war in Zerbſt gedruckt, ſ. Crus. c. Frischlin. p. 271.

[2]) Crus. c. Frischlin. p. 270. 275.

mir, ſeinem Lehrer, ſo übel gethan hat, verbinden. Der Herr ſei Richter! „Da aber zugleich ein Brief Leyſers an Cruſius eingelaufen war, ſo antwortete ihm dieſer in ſehr gereiztem Tone. Leyſer ſcheine (dieſe Autorsempfindlichkeit hatte er auch gegen Neander geäußert) von ſeinen Schriften gegen Friſchlin gar keine Kenntniß genommen, auch Friſchlins letzte teufliſche Dialoge nicht geleſen zu haben. „Daher kämpfſt du eifrig für den Menſchen, und beſudelſt dich unwiſſend mit dieſem Pech. . . Dann machſt du aber auch aus ſeiner Gelehrſamkeit zu viel. Sie iſt nicht ohne Mängel (wie ich in meinen Antworten erwieſen habe), und ſie iſt es gerade, die ihn ſo aufbläht. Wäre ſie aber auch vollkommen, wäre ſie über Salomonis Weisheit, ſo iſt ſie bei ihm doch ein Schwert in der Hand eines Raſenden. Willſt du dieſes Schwert durch dein Lob in ſeiner Hand befeſtigen? willſt du durch Vorreden zu ſeinen Schriften deinen ehrlichen und berühmten Namen beſudeln? Das iſt ſehr zu bedauern. Dadurch nähreſt du in ihm die Gottloſigkeit, den Hochmuth und die übrigen Laſter, wenn auch ohne dein Wiſſen.“ [1])

Doch um ihn vollends aus aller Faſſung zu bringen, kam dem Cruſius im April Rhodomanns Paläſtina zu, mit einer gemeinſchaftlichen Zueignung an Neander, den herzogl. ſächſiſchen Kanzler, Friſchlin, Monavius und Cruſius. Er in derſelben Dedication mit Friſchlin vereinigt, und noch dazu als der Letzte, während ſeinem Gegner recht der Ehrenplatz in der Mitte eingeräumt war! Auch das mußte über den guten Neander hinaus. „Was denkſt du von unſrem Rhodomann? ſchrieb er ihm; iſt er nicht toll, ſein Werk über Paläſtina dem Friſchlin zuzueignen? einem Ehebrecher, Meineidigen, der aus Lügen zuſammengeſetzt, undankbar, und um ſeiner Frevel willen aus ganz Würtemberg für immer verwieſen iſt? Er ſtellt ihn in ſeiner Zueignung mitten unter Andere hinein, gleich nach dem ſächſiſchen Kanzler. Beſchimpft er nicht ehrliche Leute durch die Zuſammenſtellung mit jenem Menſchen? . . Ich weiß dem Rhodomann keinen Dank für eine Zueignung, in welcher er mich als den Letzten geſetzt hat. Bei uns verdenkt man es ihm ſehr. Hätte er ſeine Dedication lieber mit Feuer und Waſſer vertilgt.“ Auch an Jakob Monavius in Breslau,

[1]) Crus. c. Frischlin. Mſpt. p. 276 ff. Beide Briefe, an Neander und an Leyſer, ſind vom 14. März 1589.

gleichfalls einen der wohlmeinenden Vermittler, ſchrieb Cruſius nach demſelben Model, warnte ihn vor der Beſudelung mit dieſem Pech, legte dem Friſchlin die ſchon ſtehend gewordene Reihe infamirender Prädicate bei, und bat, dieſem ſeinem Briefe Verbreitung zu geben.[1]) Wenn Friſchlin wirklich, wie Cruſius damals vernahm, mit einer Komödie: Crusius furens, ſich trug, ſo war er hiezu vollkommen berechtigt, denn Cruſius benahm ſich wie ein Raſender; was auch ſeine Freunde durch ihr Stillſchweigen auf ſeine fanatiſchen Briefe ihm zu empfinden gaben.[2]) Verſtändige Männer machten ſich über ihn luſtig. Bei einem Schmauſe auf des Abts Hof in Tübingen ſagte ihm der Landhofmeiſter: Cruſi, du hätteſt doch eine Freude, wenn dem Friſchlin etwas Schlimmes widerführe. Ich wollt nicht, erwiederte er, daß ihm ein Haar gekrümmt würde, daß ich dran ſchuldig wäre; aber wenn Gott ihn ſchlüge, ſo könnt ich das wohl leiden.[3])

Im Senat ließ Cruſius ſeine erneuerte Wuth in der hämiſchen Weiſe aus, die wir ſchon kennen. Kam ein nächtlicher Straßenlärm zur Unterſuchung, ſo ſtimmte er für die leichteſte Strafe. Denn wer bis jetzt, bereits 2 Jahre her, den Friſchlin in Unterſuchung gezogen habe? wer ſich darum gekümmert, wenn er ganz Deutſchland mit Geſchrei (ärger als jene Studenten die Straßen) und mit Verläumdungen erfüllt habe? Weder der Fürſt, noch die Univerſität habe bisher einen Schritt gethan. Solche gehäſſige Hetzerei rechnet ſich der alte Phariſäer im Tagebuch als Freimuth (παρρησία) an und bemerkt: „Keiner ſagte etwas darauf. Es ſei Gott klagt.“ Ein andermal, als es ſich zum Behuf des Berichts an die herzogliche Viſitation um die Frage handelte, ob die Privilegien und Statuten der Univerſität eingehalten werden, ſagte Cruſius im Senat, der Herzog und ſeine Räthe ſelbſt beobachten ihre Verordnungen nicht; denn obwohl Friſchlin zweimal ſich eidlich verpflichtet, und zweimal dieſen Eid gebrochen habe, thun ſie doch nichts, um ihre und der Univerſität Ehre zu wahren, ſchon länger als zwei Jahre her. Dabei legte er ein Ver-

[1]) Crus. c. Frischlin. p. 280. 293.

[2]) Ebendaſ. p. 295: 24. Sept. 89. Adhuc nullas ex his nundinis literas accepi. Polycarpus peregre . . . abfuit. Cæteros forte meæ asperiores literæ deterruerunt.

[3]) Ebendaſ. d. 290. Vgl. Resp. adv. Popp. Dial. III, p. 66 f.

zeichniß der ärgſten Schmähungen in den neueſten Friſchliniſchen Dialogen vor. Rector und Senat verſprachen, die Sache an den Herzog zu bringen, von dem aber der gewöhnliche langmüthige Beſcheid erfolgte, man ſolle noch abwarten, was Friſchlin in nächſter Meß ausgehen laſſe, dann wolle man in Ueberlegung nehmen, wie man dem raſenden Poeten das Maul ſtopfe.[1])

Mit welcher Befriedigung mochte unter ſolchen Umſtänden der unverſöhnliche Mann die Nachricht vernehmen, daß Friſchlin altere, daß ſein langer Bart ganz grau geworden ſei. Dieſer ſelbſt, darüber berufen, wies auf die vielen Leiden, die über ihn ergangen, als die Urſache hin. Dabei lauerte Cruſius mit leiſem Ohr auf jedes Gerücht, das von Braunſchweig kam, ob es nicht den Sturz ſeines Feindes bedeute. Daß dieſer im Herbſt 88 zur Frankfurter Meſſe kam, und dem Biſchof von Speier einen Pack ſeiner Werke ſchickte, veranlaßte den Cruſius zu der Tagbuchsfrage: „Hat er ſo wohl der Weil? Vielleicht iſt ſeines Bleibens zu Braunſchweig nicht; er klopft bei'm Biſchof an.“ Bald darauf leſen wir abermals: „Es wird nicht richtig mit ihm ſein.“ Im folgenden Frühling hört Cruſius gar, Friſchlin ſei in Braunſchweig entlaſſen. Entlaſſen iſt er nicht, ſetzte er etwas ſpäter hinzu, aber „er wackelt.“[2])

Im Juli wurde ihm ein Brief des Rectors der Katharinenſchule in Braunſchweig, M. Carl Bumann, an einen Tübinger Studioſen mitgetheilt, worin ſich jener über den unbequemen Concurrenten ſehr mißliebig äußerte. Friſchlin gebrauche keine Ruthe und ſehe ſeinen Schülern viel nach. Dabei lobe er nur ſeine eigenen Bücher und Dictate, während er die von Andern table und verſpotte. Ihn, den Bumann, habe er ohne Urſache in einem Dictat ſeinen zweiten Gegner genannt, und ſeine Schüler aufgeſtiftet, Famosſchriften auf ihn zu machen. Sein Leben ſei, wie es Cruſius beſchreibe; wodurch er ſich auch ſeine Gönner abgeneigt mache. Doch er wolle ſelbſt von Braunſchweig fort. Der Gruß, der an ihn in dieſem Briefe ſtand, war für Cruſius Anlaß genug, dem Manne alsbald ſelbſt zu ſchreiben. Es geſchah nach dem uns ſattſam bekannten Formular: er müſſe ſich wundern, daß der Rath der Stadt Braunſchweig einen

[1]) Crus. c. Frischlin. Mſpt. p. 270. 289.

[2]) Ebendaſ. p. 249. 252. 285.

Menſchen behalte, welcher der Jugend zum Aergerniß gereiche, als Ehebrecher, Undankbarer, Verläumder, Meineidiger gegen ſeinen Fürſten, Aufrührer gegen den Adel u. ſ. f.; wobei auch hier auf die drei Cruſius'ſchen Gegenſchriften, die man in Braunſchweig nicht geleſen zu haben ſcheine, aufmerkſam gemacht wird.[1])

Daß Friſchlin von Braunſchweig fortzukommen trachtete, war wirklich an dem. Seine Beſoldung war gering, und die nordiſche Lebensart ſagte dem Schwaben nicht zu. Er bezog nur 100 Thaler von der Stadt, nebſt der Hälfte des Schulgeldes von etwa 600 Schülern, und ſcheint vergebens um eine Aufbeſſerung eingekommen zu ſein. Er habe, ſagte er nachher in einem Briefe, „ſeine ſaure Arbeit mit ſeinem eigenen Gelde bezahlen müſſen." Ebendaſelbſt ſchildert er Braunſchweig als einen Ort, „da ihm Luft, Waſſer und Bier ſehr zuwider." Beſonders auf die Braunſchweiger Mumme iſt er übel zu ſprechen.[2]) Er ſah ſich genöthigt, „zu ſeiner und der Seinigen Geſundheit Erhaltung" im Weinkeller eine Schuld von 50 Thalern zu machen, und im Sommer 89 mit ſeiner Frau eine Badecur in Wiesbaden zu gebrauchen. Auf der Rückreiſe von da verweilte er einige Tage in Kaſſel, wo ihn der Landgraf Wilhelm dießmal freundlicher als vor drei Jahren aufnahm. „Und nachdem J. F. Gn. vernommen, erzählt Friſchlin ſelbſt, mit was Gelegenheit ich zu Braunſchweig meine Zeit hinbring, haben ſie an mich begehrt, ich wollt libros Regum Hebraeorum heroico carmine tractiren, ſo wollen ſie mir sumtus dazu geben; darauf ich denn meinen mühſeligen Dienſt zu Braunſchweig aufgeſagt." Das war auf jeden Fall voreilig, und Friſchlin nahm in ſeiner ſanguiniſchen Art das Erbieten des Landgrafen in einem beſtimmteren Sinn, als dergleichen Erbietungen in der Regel genommen ſein wollen. Zwar verſicherte er ſpäter, Landgraf Wilhelm habe ihm für ſein Gedicht 600 Thaler in die

[1]) Crus. c. Frischlin. Mſpt. p. 291 ff. Vgl. Jac. Frischlin. Nic. Fr. redivivus, F, 4 und 5. Mit Bumann hatte Friſchlin auch einen logiſchen Diſput, den 14 Jahre nach des Letztern Tode, aus Anlaß eines Angriffs in Jakob Friſchlins Frischlinus redivivus, ein Verwandter Bumanns noch an das Licht ſtellte unter dem Titel: Disputatio logica de partibus Dialectices, Brunsvigae inter N. Frischlinum & C. Bumannum olim instituta. Jam vero publ. juris facta & præf. ornata a M. Joach. Nisaeo . . . 1604.

[2]) Nam fregit vires Mummia vestra meas. L. XV, Eleg. 11.

Hand verſprochen; das war aber im beſten Falle von einem Geſchenk (doch ſicher weit geringern Betrags) für die fertige Arbeit, nicht von einer Anſtellung und fortlaufenden Beſoldung für die Zeit, daß er daran arbeitete, verſtanden. Um eine ſolche bat ſpäter Friſchlin den Landgrafen vergebens, und gedachte daher den Eingang zu dem beſtellten Gedicht als Probe zu veröffentlichen, um zu ſehen, ob nicht ein frommer Fürſt aufſtehen möge, der, „allen Teufeln der Hölle zum Trotz," ihm die Muße verſchaffe, es auszuführen.[1]) Doch, wäre er immerhin von Braunſchweig weggegangen: wenn er nur nicht auch dießmal dafür geſorgt hätte, daß es mit Aufſehen und Scandal geſchah.

Die Gelegenheit dazu brach Friſchlin in der That vom Zaune. Was ging ihn die Frage, ob Matthäus Weſenbeck als Calviniſt oder als Lutheraner geſtorben ſei, was der Streit über den Kryptocalvinismus in Churſachſen an? Lagen ihm noch nicht genug eigene Händel auf dem Halſe, daß er ſich in fremde miſchen mußte? Der genannte Weſenbeck, ein namhafter Rechtslehrer jener Zeit, war in jungen Jahren zu Brüſſel vom katholiſchen zum reformirten Bekenntniß übergetreten, hatte ſich darauf in Jena zur Augsburgiſchen Confeſſion und dem lutheriſchen Katechismus bequemt, aber die nachmals erſchienene Concordienformel wollte er, mittlerweile nach Wittenberg berufen (wie Apian in Tübingen und aus den gleichen Gründen) nicht unterzeichnen, fing auch mehrere Jahre vor ſeinem Ende an, ſich von Kirche und Abendmahl zurückzuziehen. Auf dem Sterbebette endlich (1586) verlangte er nach dem Sacrament; Leyſer legte ihm die kritiſche Frage vor, ob er glaube, daß im Abendmahl der Leib und das Blut Chriſti *mit dem Munde* empfangen werde? die Antwort des Sterbenden glaubte er als Bejahung faſſen zu dürfen, reichte ihm das Nachtmahl, und ſprach ihn hierauf in der Leichpredigt als einen für den wahren (lutheriſchen) Glauben Gewonnenen an. Die Weſenbeckiſchen Erben beſchwerten ſich, Leyſer, jetzt in Braunſchweig, verantwortete ſich öffentlich: ihm trat ein M. Sebaſtian Gobler aus Schleſien, als Anwalt

[1]) Friſchlin an den Herzog Ludwig, Urſel 26. Jan. 90. An ſeine Frau, Hohenurach 2. Auguſt 90. An den Landgrafen Wilhelm, Urſel 15. März 90. Vgl. eine Beil. des Mſpts.: Nic. Fr. Elegiæ & quædam Epigrammata pro causa Mart. Lutheri contra Jo. Maiorem. St. A.

der Philippiſtiſchen Partei, entgegen.[1]) Er beſtritt die vorgebliche Thatſache der Bekehrung, warf Leyſern, als einem Anhänger der Ubiquitätslehre, vor, einen Chriſtus mit unleibhafter menſchlicher Natur zu predigen, und kam dann auf das Verhältniß der Wittenberger zu Luther zu ſprechen. Er werde von ihnen werth gehalten, aber nicht auf alle ſeine Worte geſchworen, da nur die Augsburgiſche Confeſſion Bekenntniß ſei. Auch ſei ſich Luther in der Lehre, beſonders in der vom Abendmahl, nicht gleich geblieben; was ihm nicht zum Vorwurf gereiche, da ſeine Erkenntniß ſtufenweiſe fortgeſchritten ſei, gleichwohl ſeine Schriften zu ſymboliſcher Geltung untauglich mache. Mit Wärme wird ſofort des hochverdienten Melanchthon Verunglimpfung von Seiten der ſtreng-lutheriſchen Partei, die undankbare Zurückſetzung deſſelben in der Concordienformel, gerügt. Bei dieſer Gelegenheit fehlt es an ſcharfen Ausfällen gegen Andreä, oder wie er hier genannt wird, Pfaff Jakob, nicht, dem Verfälſchung der Lehre, Unbarmherzigkeit in der Verfolgung rechtſchaffener Leute, Unbeſtändigkeit, Täuſcherei, und jedenfalls mit dem größten Rechte Vielgeſchäftigkeit (πολυπραγμοσύνη) vorgeworfen wird. Gegen den Schluß findet ſich eine Drohung gegen die Stadt Braunſchweig: es könnte auch ein Abend kommen, daß man mit ihr darüber reden möchte, warum ſie immer ſolche Leute halte und an ſich ziehe, welche der Churfürſten und Fürſten Bekenntniß, Kirchen und Univerſitäten fort und fort läſtern, ja gar reformiren wollen.

Die Gobler'ſche Schrift iſt in ihrer Art vortrefflich, mit Klarheit, ſelbſt Feinheit, und in dem freiſinnigen Geiſte der Melanchthoniſchen Schule geſchrieben. Die Perſönlichkeiten, die auch in ihr mitunterlaufen, fielen in jener Zeit nicht auf. Was konnte nun Friſchlin bewegen, gegen eine ſolche Schrift aufzutreten, mit der er überdieß in weſentlichen Punkten einverſtanden war? Dem Pfaffen Jakob und ſeiner Concordienformel war er doch auch nicht hold, und die Ubiquität der menſchlichen Natur Chriſti nannte er ſelbſt bald darauf eine Chimäre.[2]) Da Polykarp Leyſer angegriffen war, mochte

[1]) Verantwortung der Schrift, ſo Polykarpus Leyſer wider Dr. Weſenbecks ſel. Erben ausgegoſſen, betreffend des Herrn Doctoris chriſtlichen Abſcheid und endlich Bekenntniß... Den Einfältigen zur Anleitung, ſich nicht durch viel Wort und jeden Wind irr machen zu laſſen. Geſtellt durch M. Seb. Goblerum, Silesium, Anno 1589.

[2]) In der Elegia valedictoria ad Marpurgensem Acad., bei Crus. Resp. ad

Dankbarkeit ihn bewegen, etwas für ihn zu thun; aber daß er es in der Weiſe that, wie wir ſogleich ſehen werden, das erklärt ſich doch nur daraus, daß es gegen die Wittenberger ging, denen er friſchen Groll im Herzen trug, weil er bei ihnen nicht hatte ankommen können. Das mußte nun auch ihr Melanchthon entgelten. Je mehr vergebliche Complimente er demſelben als Grammatiker und Rhetor dort gemacht hatte, deſto mehr riß er ihn hier als Theologen herunter. Er trat nämlich in deutſchen Reimen unter der Maske des Pritſchenmeiſters der Braunſchweigiſchen Schützengeſellſchaft auf:[1])

Nun tretet herzu ihr lieben Knaben,
Denn wir hie ein zu pritſchen haben:
Einen hochgelehrten Magistrum
Der ſieben freien Artium u. ſ. f.

Doch hinter Gobler zielte Friſchlins Angriff auf den in Churſachſen herrſchenden Philippismus und Kryptocalvinismus (die hier im Druck ausgezeichneten Stellen wurden nachmals angefochten):

Was Luther betrifft, den theuren Mann,
Deß Lehr dein Obrigkeit nicht kann
Bei euch mehr dulden vom Nachtmal,
So weiß man leider überall,
Daß Wittenberg iſt Zwingliſch worden,
Nach's abtrünnigen Philippi Orden ...
Und Lieber, wer hat's Eis gebrochen,
Und ſich am Bapſt zuerſt gerochen?
Da Luther auf dem Reichstag war
Zu Worms, in Leibs- und Lebensgfahr,
Wo war Philipp, der Mameluck?
Der nachmals ging von ihm zuruck,
Und hing ſich an des Zwingels Rott,
Nach Luthers, des Manns Gottes, Tod ...

Popp. Dial. III, p. 30. In der Sammlung der Friſchlinſchen Elegien, L. XV, Eleg 11, iſt die Stelle gemildert.

[1]) Kurze Abfertigunge der vermeinten und mehr denn lotterbübiſchen Verantwortunge, welche unter dem Namen M. Seb. Goblers, Silesii, wider Hrn. P. Leyſer, Theol. Doctorem und der Kirchen in Braunſchweig Superintendenten, ausgangen, betreffend D. Matth. Weſenbecii ſeligen Abſcheid, geſtellet reimenweis, durch einer erſamen Geſellſchaft zu Braunſchweig Britſchenmeiſter... Gedruckt i. J. 1589. St. A. Dieß iſt übrigens ſchon eine zweite, wie es ſcheint, gemilderte, Ausgabe; wovon unten.

Dieſen Schwank, von dem die beigebrachte Probe genügen mag, las Friſchlin erſt bei Mahlzeiten vor, wo derſelbe Beifall fand, auch dem Superintendenten Leyſer, deſſen er ſich zunächſt annahm, nicht zuwider war; dann, vor ſeiner Abreiſe nach Heſſen (wahrſcheinlich um ſeinen Hinzug vorzubereiten), übergab er die Handſchrift einem Maler und Formſchneider, Daniel Pyring, der auch eine Druckeinrichtung hatte. Ihm will Friſchlin den Auftrag gegeben haben, ſein Hochdeutſch in's Platte zu überſetzen, und die Erlaubniß, Paſſendes hinzuzufügen, doch ſolle derſelbe nichts, ohne nochmalige Rückſprache mit ihm, drucken laſſen: ſpätere Ausſagen Friſchlins, die nur mit Vorſicht aufzunehmen ſind. Genug, während ſeiner Abweſenheit druckte der Formſchneider das Ding, unüberſetzt, aber mit Zuſätzen, und Friſchlins eigener Sohn ſoll in der Schule Exemplare verkauft haben. Verfaſſer wie Drucker mochten glauben, damit in Braunſchweig Ehre einzulegen: allein der Syndicus, Michael Maſcus, mit dem Friſchlin bis dahin in freundſchaftlichen Verhältniſſen geſtanden hatte, der aber, wenn wir dieſem glauben, ſelbſt der Wittenbergiſchen Lehrform zugethan war, machte zu Anfang Auguſts den verſammelten Rath auf die Beleidigung gegen den Churfürſten von Sachſen aufmerkſam, welche darin liege, daß der Pritſchenmeiſter die dortige Obrigkeit beſchuldige, die reine Lutheriſche Lehre nicht mehr leiden zu können, und trug darauf an, der Gefahr, welche der Stadt Braunſchweig daraus erwachſen könnte, durch Vernichtung der Schrift und Beſtrafung des Verfaſſers und Druckers nach dem Geſetz gegen Famosſchriften zuvorzukommen. Demnach ſollte Friſchlin bei ſeiner Zurückkunft aus Heſſen verhaftet und am Leibe geſtraft (nach Cruſius durch den Henker mit Ruthen ausgepeitſcht) werden: aber ſein Freund, der Prediger Melchior Neofanius, ließ ihn, ſobald er ſeine Ankunft erfuhr, durch ſeinen Sohn warnen, und ſo entzog ſich Friſchlin der Verhaftung und Strafe durch die Flucht.

„Zu Braunſchweig ausgekocht," konnte Cruſius jetzt in ſein Tagebuch ſchreiben. [1])

[1]) S. Frischlini Præfat. ad Elegiarum L. II., in Opp. P. eleg. Deſſelben Oratio contra Mich. Mascum &c. 1590. Friſchlin an Herzog Ludwig, Urſel 26. Jan. 90. Melchior Neofanius an Friſchlin, Braunſchweig 13. Oct. 89. St. A. Crus. c. Frischlin. Mſpt. p. 294.

Achtes Kapitel.

Friſchlins letzte Irrfahrten.

Im Frühling jenes Jahres war der Herzog Julius von Braunſchweig geſtorben, und ſein Sohn Heinrich Julius ihm in der Regierung nachgefolgt, dem Friſchlin unter dem 1ten Juni den erſten Theil ſeiner griechiſch-lateiniſchen Grammatik zugeeignet hatte. Der neue Herzog war ein Liebhaber des Theaters und ſelbſt dramatiſcher Dichter, mithin gewiſſermaßen ein College von Friſchlin. Auch daß dieſer aus der Stadt Braunſchweig vertrieben war, gereichte ihm bei dem Herzog nicht zum Nachtheil, da die Braunſchweigiſchen Fürſten gegen eine Stadt, die ſich in jahrhundertelangen Kämpfen ihrer Landeshoheit immer mehr zu entziehen gewußt hatte, nicht in der beſten Stimmung waren. Als daher Friſchlin nach Helmſtädt kam, wurde er vom Herzog bewirthet, für eine ihm gewidmete Elegie mit 50 Thalern beſchenkt, und nach 8 Tagen, als ihm ſeine Familie nachgekommen war (Cruſius will wiſſen, man habe ihn nicht länger behalten), mit Vertröſtungen in Betreff ſeines Handels mit der Stadt Braunſchweig entlaſſen.[1])

Von Helmſtädt aus begab ſich Friſchlin nach Marburg, wo er um Aufenthalt anhielt und ſeine Familie zurückließ, ſelbſt aber ſeine Reiſe nach Speier fortſetzte, um gegen die Braunſchweiger eine Klage bei'm Reichskammergericht anhängig zu machen. In Speier fand er

[1]) Crus. c. Frischlin. Mſpt. p. 294 ff. 301. Natürlich hat auch hier Cruſius eine Anekdote: E convivio principum ibi plurium ebrius egressus, in limine hypocausti, vel aulæ, vomuit: dicentibus principibus, se nunc vidisse Frischlinum, de quo antea audivissent.

bei dem Biſchof die gewohnte gütige Aufnahme, auch ein Geſchenk von 20 fl. fehlte nicht; aber bei'm Kammergericht ſcheinen ſich ihm keine günſtigen Ausſichten eröffnet zu haben;[1]) weßwegen er der Sache durch Druckſchriften nachzuhelfen ſuchte. Für's Erſte ließ er ſeine Pritſchenmeiſtersreime, angeblich ſo, wie ſie vor den Zuſätzen des Formſchneiders gelautet hatten, in Urſel drucken, mit Zugabe einer „nothwendigen Erinnerung, damit klar und hell erwieſen wird, daß in dieſen Reimen der gelehrt Britzſchmeiſter durch des Goblers Obrigkeit zu Wittenberg, deren er gedenkt, Niemand Anders denn die Calviniſchen Rector und Regenten alldort verſteht, auch Anders Niemand kann verſtanden werden, nicht aber der unſchuldige Herr Churfürſt in Sachſen, Herzog Chriſtian, der dem guten Britzſchmeiſter niemals in Sinn kommen." Das Andere war eine fulminante Rede gegen den Syndicus Maſcus,[2]) die er, wie etliche voranſtehende Diſtichen verſichern, in zwei Tagen geſchrieben haben will. Hier erzählt er den Hergang der Sache bei Abfaſſung und Veröffentlichung jener Reime, und ſucht zu beweiſen, daß ſie fälſchlich als Famosſchrift betrachtet werden. Die Anonymität oder Pſeudonymität ſei durch die ganze Haltung des Schwanks gefordert geweſen, zu welcher nur die Figur jenes Poſſenreißers, nicht aber ein großer und würdiger Name wie der ſeinige gepaßt habe; abgeſehen davon, daß er nicht, wie Petrarca, durch Verſe in der Mutterſprache Ruhm zu gewinnen trachte.[3]) Mit dieſen und ähnlichen Entſchuldigungen waren nun aber die heftigſten und derbſten Ausfälle gegen Maſcus und den Braunſchweigiſchen Rath verbunden, deſſen Mehrzahl aus ungelehrten Männern beſtehe, „die über ſeine und Anderer Schriften weniger Urtheil haben, als geſchlachtete Schweine, erwürgte Hunde oder abgehäutete Eſel;" Ausfälle, die um ſo unklüger waren, als die Braunſchweiger den größten Theil ſeiner Habſeligkeiten noch in Beſchlag hatten.

---

[1]) Ueber das Bisherige vgl. Crus. c. Frischlin. p. 296. 301.

[2]) Nic. Frischlini pro causa Martini Lutheri & Polycarpi Leyseri.. adversus Michaëlem Mascum, Syndicum.. Brunsvicensem Oratio. Ursellis 1590.

[3]) Nomen meum multo est dignius multoque amplius, quam ut ridiculis rhythmis præfigatur..... Neque ego Petrarchæ more famam affecto rhythmis lingua vernacula scriptis.

Während Frischlin mit dem Rath und Syndicus in so bitterer Fehde lag, schickten ihm die Geistlichen von Braunschweig ein durchaus günstiges Zeugniß nach. In diesem bekennen und bezeugen sie, er habe „das Rectoramt bei der St. Martinsschul in die anderthalb Jahr so herrlich, löblich und treulich verwaltet, daß nicht wenig feine, fähige ingenia in dieser kurzen Zeit unter seiner Disciplin und Unterrichtung einen solchen Nutzen und Frommen geschaffen haben, daß sie Solches hinfüro die Tage ihres Lebens mit dankbarem Gemüthe erkennen werden. Denn er beide Sprachen, die Griechische und Lateinische, nicht allein mit praeceptis und regulis, sondern fürnehmlich in dem usu und der Uebung, und wie man den alten Scribenten, Ciceroni et Homero, nachfolgen soll (neben dem er auch die beiden Künsten Dialecticam et Rhetoricam in kurze praecepta gestellt), mit einem solchen wunderbarlichen Meisterstück zusammengefaßt, daß seine Schüler alles das, was er ihnen zu schreiben fürgegeben, (es wäre gleich soluta oder ligata oratione) gar leichtlich und füglich und ohne Mühe und Arbeit haben verrichten können. Und nachdem er (fährt das Zeugniß fort) ein sonderbarer Abrichter der Jugend ist, so hat er nicht allein die hurtige, aufgemunterte, wackere ingenia dahin bewegen können, daß sie den Lauf ihrer studiorum mit Fleiß und Beharrlichkeit fortgetrieben, sondern auch die unmuntere und träge ingenia mit einer sonderlichen Sanftmuth und Mildigkeit anreizen, daß auch solche sich beflissen, damit sie etwas Fruchtbarlichs und Nützlichs möchten ausrichten." Sein Leben, bezeugen ihm die Prediger, sei zwar nicht das eines Stoikers oder Sauertopfs, doch ihres Wissens ehrlich gewesen. „Und dieweil Holdseligkeit, wenn man's philosophischerweise gebraucht, (εὐτραπελία, philosophice sumta) von männiglich gelobt wird, warum sollten wir solche Wendenschimpf sein, die wir ein fröhlich Leben an diesem freimüthigen Poeten sollten hässig ausmachen?" In der Geschichte mit den Reimen wollen sie nicht Richter sein, doch müssen sie sagen, daß, was mit Frischlin vorgenommen worden, nicht mit ihrem Wissen oder Gutheißen geschehen sei. Seine Absicht sei gut gewesen, aber mißverstanden worden. Habe er auch die Gränzen der Vertheidigung überschritten, so hätte man andere Wege gehabt, das zu rügen. Ueberdieß sei die Schrift in seiner Abwesenheit gedruckt worden u. s. f. „Welcher Brief in unsrem Collo-

quio abgeleſen und approbirt worden den 5ten October 1589." Unterzeichnet von 15 Braunſchweigiſchen Predigern, den Superintendenten Polykarp Leyſer an der Spitze. Dieſes Zeugniß ließ Friſchlin in vielen Exemplaren drucken [1]) und ſchickte deren auch nach Tübingen, wo es dem Cruſius ſo unangenehm war, daß er es ohne Weiteres für falſch, für ein Machwerk Friſchlins ſelbſt erklärte. [2])

Auf der andern Seite aber ſtand ein Gegner, mit welchem Friſchlin ſchon früher zuſammengeſtoßen war, jetzt mit einem leidenſchaftlichen Angriff gegen ihn auf. Es war dieß Dr. Johann Major in Wittenberg, den Friſchlin noch in der Rede gegen Marx Wagner zu den beſten lateiniſchen Poeten der Zeit gerechnet hatte; während die Haft, in welcher ihn der Churfürſt von Sachſen mehrere Jahre wegen allerhand Stänkereien gehalten, von dem Würtembergiſchen Vicekanzler als Vorbild, wie man es mit Friſchlin machen ſollte, angeführt worden war. Als Anhänger der Melanchthoniſchen Richtung hatte Major vor Jahren Andreäs Wirken in Sachſen bekämpft, und bei dieſer Gelegenheit mißliebige Reden gegen die Schwaben fallen laſſen, wofür ihn Friſchlin noch von Tübingen aus zurechtgewieſen hatte. [3]) Nachher mußte er ebenſo an Friſchlins grammatiſcher Polemik gegen Melanchthon Anſtoß nehmen, und es ſchien zu einem neuen Schriftenwechſel zwiſchen beiden Poeten kommen zu wollen. [4]) Friſchlins Verhältniß zu Polykarp Leyſer, dem Anhänger der Concordienformel, welchen Major neben Andreä in einem deutſchen Gedichte angegriffen hatte, [5]) vermehrte die Erbitterung, die endlich aus Anlaß von Friſchlins Pritſchmeiſtersreimen losbrach. Major ließ einen Bogen lateiniſcher Diſticha ohne ſeinen Namen gegen Friſchlin drucken, worin er ganze Kübel voll Schimpfwörter über ihn ausgoß,

[1]) Deutſch unter dem Titel: „Nic. Frischlini Testimonium, das ihm ein Miniſterium zu Braunſchweig zum nechſten Abſcheidt mitgetheilt," auf einem einzelnen Bogen, Fasc. 15, No. 20 des St. A. Lateiniſch hinter der Oratio contra Mascum. Der lateiniſche Text iſt der urſprüngliche.

[2]) Crus. c. Frischlin., Mſpt. p. 301: .. commentitium testimonium .. mendax testimonium.. ipse est auctor hujus testimonii.

[3]) S. Frischlin. Opp. P. eleg. L. II. Die Elegien 10 u. 11.

[4]) Crus. c. Frischlin. p. 252. 267.

[5]) S. Leſſings erſten Beitrag zur Geſchichte und Literatur. S. 131 f. Vgl. Frischlin. Opp. P. eleg L. II, Eleg. 7

und ihn zu Galgen und Rad verdammte.[1]) Frischlin schrieb eine Reihe von Elegien und Epigrammen gegen Major, in denen er dem Widersacher an Schmähungen nichts schuldig blieb, zugleich jedoch seine Ansicht über Luther und Melanchthon, seine Stellung zu den kirchlichen Parteien der Zeit, in einer Weise auseinandersetzte, die freilich sehr auf Entschuldigung seines letzten Ausfalls berechnet war. Die Bezeichnungen Calvinist und Papist will er jetzt so wenig wie den Namen Lutheraner als Schimpfwörter betrachtet wissen; reformirte Dichter mögen ihren Calvin und Beza loben, wenn sie ihm nur Luther und Brenz ungescholten lassen, die er als seine Religionslehrer von Kindesbeinen an verehre; übrigens sei ihm offener Calvinismus lieber als Philippistische Lauheit und Halbheit. Die hieher gehörigen Gedichte füllen jetzt das zweite Buch der Frischlinischen Elegien.[2])

Auf der Frankfurter Herbstmesse 1589 sah man unter diesen Umständen Frischlin zwar grau und mittellos, aber, schreibt Crusius, „immer noch trutzig, noch toll und voll, so laut sprechend auf der Straße, daß die Leute aus den Buden herauskamen, zu sehen, wer das sei." Dem Gruppenbach gab er einen Brief an Melchior Jäger mit; auch den Crusius ließ er grüßen und bedeuten, wenn er an ihn schreiben wolle, so werde sein Brief ihn zu Marburg finden, wo er sich mit Abfassung der im Katalog verzeichneten Schriften (also keiner gegen Crusius) beschäftigen wolle. Aber Crusius bemerkte in seinem Tagebuch: „Ich bin nicht bedacht, ihm zu schreiben."[3])

Von Marburg war Frischlin weiter gereist, ohne die Antwort auf sein Gesuch um Aufenthaltserlaubniß abzuwarten, an dessen Gewährung von einem Fürsten, dem er erst vor drei Jahren seinen Nomenclator zugeeignet und dafür eine Belohnung von ihm erhalten hatte, er nicht zweifeln mochte. Aber während er noch abwesend war, erfolgte die abschlägige Antwort, und Landgraf Ludwig ließ durch seinen Statthalter, Burckard von Kramm (einen Braunschweiger und Calvinianae religionis, setzt Frischlin zur Erklärung der Maßregel hinzu).

[1]) Opp. P. eleg. L. II. vor Eleg. 1. z. B.

Scurra, scelus, prædo, carnificina, lues....
Jam rota, furca, suum jus experiantur in illo &c.

[2]) Elegiæ pro causa D. Martini Lutheri contra Jo. Maiorem.

[3]) Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 295 f.

der Familie Friſchlins befehlen, dieſem auf dem Fuße nachzufolgen. Der Jammer war groß: die Frau war ſchwanger, der Winter vor der Thür und die Mittel auf's Aeußerſte erſchöpft. Kaum wurde durch die Fürbitte des Theologen Aegidius Hunnius noch ſo viel erreicht, daß der armen Frau erlaubt wurde, erſt ihre Entbindung abzuwarten. Aber der Schrecken hatte ſchon ſo viel gewirkt, daß ſie bald darauf ihr 16tes Kind todt zur Welt brachte.[1]) Derſelbe Hunnius lieh ihr 50 fl., die ihm von dem Pflegern der Friſchliniſchen Kinder erſtattet, und noch weitere 50 fl. für die Familie hinzugefügt wurden.

Friſchlin reiste in die Welt hinaus und ließ mehrere Wochen lang die Seinigen nichts von ſich hören. Er ſoll bis Kopenhagen gekommen ſein, wo er von dem König Chriſtian IV. eine Verſorgung hoffen mochte, dem er vor wenigen Jahren ſeine Komödien zugeeignet hatte; aber er kehrte ſo abgeriſſen zurück, daß ihm Jemand, wie Cruſius meldet, aus Mitleid „einen Mutzen" machte. Einmal ſchrieb er auch, er wolle zum Kaiſer gehen, um von ihm aureum symbolum

[1]) Von dieſen 16 Kindern Friſchlins ſind uns 12 namentlich bekannt, und 5 derſelben haben ihn überlebt (die wir im Druck auszeichnen):

Geboren während des erſten Tübinger Aufenthalts, 1569—82:
- Johann Jakob;
- Friderich;
- Anna Maria;
- Dorothea Urſula, † unbek. wann;
- Rebekka, geb. im Sept. u. † im Dec. 1575;
- Nicodemus, geb. 1580;
- Katharina.

In Laibach, 1582—84:
- Dorothea, † ebendaſ.

Wieder in Tübingen, 1584—1587:
- Barbara, † ebendaſ.;
- Andreas, † in Prag.

In Braunſchweig, 1588—89:
- Agnes, † ebendaſ.

In Marburg, 1589:
- Ein todtgeborner Knabe.

Vgl. das Epicedion de obitu Jac. Frischlini patris &c. in den Paralip.; die Elogia hinter der Rebekka, ed. 1576; Opp. P. eleg. L. XVIII, Eleg. 6.; Friſchlin an ſeine Frau, Hohenurach 24. Juni 90. St. A., nebſt andern Stellen ſeiner Briefe und des Cruſiusſchen Tagebuchs.

(Cruſius meint boshaft, das goldene Vließ) zu erhalten; doch ſcheint dieſe Reiſe unterblieben zu ſein.[1]) Die Gemüthsſtimmung, in welche ihn dieſe Unglücksfälle verſetzt hatten, legte Friſchlin in einer Abſchiedselegie an Rector und Senat der Marburger Univerſität nieder, die zu ſeinen beſten Arbeiten in dieſer Art gehört.[2]) Er beklagt ſein Geſchick, unſtät und heimathlos ſein zu müſſen, das Elend ſeiner Familie, die Umſtimmung eines ihm früher ſo gnädigen Herrn; wobei er ſich auch hier wieder, wie ſonſt ſo oft, als Märtyrer derjenigen Religionsanſicht darzuſtellen weiß, zu deren Bekennern er eben ſprach.

Im Januar war Friſchlin mit ſeiner Familie in Kaſſel, wo er aber „ſeiner Reime auch mehr zu entgelten als zu genießen hatte."[3]) Es verlautete damals, er gedenke ſich die Erlaubniß zur Rückkehr ins Würtembergiſche zu erbitten. Bruder Jakob ſcheint in dieſer Richtung auf ihn eingewirkt zu haben, und ein hochſtehender Fürſprecher verwendete ſich bei'm Herzog dafür. Es war dieß der Bruder der Herzogin Urſula, der Pfalzgraf Georg Guſtav von Lützelſtein, der einſt in Tübingen Friſchlins Zuhörer geweſen war. Seine Verwendung fiel um ſo mehr in's Gewicht, da umlaufende Aeußerungen Friſchlins, als wollte er gegen die Concordienformel ſchreiben, bei den Würtembergiſchen Theologen die alte Furcht vor einem Abfalle deſſelben zu den Jeſuiten oder Calviniſten erneuerten. Auf Oſianders Antrag wurde daher eine Ladung an Friſchlin beſchloſſen, des Inhalts: Auf fleißige Interceſſion des Pfalzgrafen habe ſich der Herzog reſolvirt, „ihn, Froeschlinum, (denn ſo heißt er jetzt faſt immer) alſo zu begnadigen, daß er eine öffentliche Revocation in Druck ausgehen laſſen, und dazu eine Verſchreibung über ſich geben ſolle, ſeines vorigen Unweſens ſich gänzlich zu müſſigen, weislich und weſentlich zu halten; da er aber dawider im Wenigſten handeln würde, alsdann ihm Altes und Neues zuſammengerechnet und mit ſtrenger Strafe gegen ihn vollfahren werden ſollte. Wo er nun Solches annehmen wolle, möge er ſich bei der Kanzlei in Stuttgart ſtellen und ferneren Beſcheids gewarten." Dieſer

[1]) Crus. c. Frischlin. p. 298. Friſchlin an den Herzog Ludwig, Urſel 26. Jan. 90. St. A.

[2]) Opp. P. eleg. L. XV, Eleg. 11.

[3]) Friſchlin an den Herzog Ludwig, Urſel 26. Jan. 90. St. A. Crus. c. Frischlin. Mſpt. p. 302.

Beſcheid würde nach Oſianders Meinung geweſen ſein, daß Friſchlin, für den Anfang wenigſtens, nicht nach Tübingen gelaſſen, ſondern in eine der höheren Kloſterſchulen verordnet worden wäre, wo man ihn genau beobachten konnte. Die ſtrengere Meinung, ihn in einem Kloſter geradezu als Gefangenen zu halten, war durch die Erwägung beſeitigt worden, daß eine ſolche Maßregel, wenn dem Friſchlin zuvor angekündigt, ihn abſchrecken würde, zu kommen, nicht angekündigt aber und doch vollzogen, möchte ſie bei dem Pfalzgrafen und Andern „ein ungleiches Nachdenken erwecken.“ [1]) Ob nun dieſe Einladung ſchließlich doch nicht an Friſchlin abgegangen, oder ihm nicht zugekommen iſt: es findet ſich wenigſtens nicht, daß er ſie berückſichtigt hätte.

Daß aber etwas im Werke war, muß auch dem Cruſius zu Ohren gekommen ſein. Er traute dem Landfrieden nicht, und bei einem Eſſen im Stift, im November, mit D. Johann Brenz und dem gelehrten Hofmedicus D. Oswald Gabelkover, ſondirte er. Als davon die Rede war, daß Friſchlins Familie zu Marburg am Hungertuche nage, warf er hin, ob es nicht das Beſte wäre, die Verwandten brächten ſie nach Tübingen zurück? Das werde nie geſchehen, erwiederte zu ſeiner Beruhigung der immer unfreundliche Brenz. Aber, forſchte Cruſius weiter, Friſchlin habe noch Gönner hier zu Lande, er werde wohl wieder kommen. Er würde nicht angenommen werden, verſicherte der Hofmedicus, und nun ſchmeckte dem Cruſius erſt das Eſſen. In einer der folgenden Nächte verfertigte er dem überwundenen Feinde gar ſchon eine Grabſchrift:

Sehr gelehrt war der Mann, doch zu ſehr ſein eigner Bewundrer,
Stets unruhig, verbuhlt, ein Lügner und giftiger Läſtrer.

Doch mit der Grabſchrift ſchien es gute Wege zu haben: ein Verwandter von Cruſius fand Friſchlin im März 90 zu Speier in der Herberge mit ſeinem älteſten Sohn und einem gelehrten von Adel, „dick und ſtark,“ und immer noch „boſſierig in convivio.“ Dem Cruſius ließ er ſagen, nächſtens werde er nach Tübingen kommen, um mit den Profeſſoren ſich zu luſtigen. [2])

[1]) Bedenken der Räthe wegen Friſchlin, Stuttg. 6—12. Sept. 1589. St. A.
[2]) Crus. c. Frischlin. p. 299. 307.

Damals wenigſtens war dieß bloße Neckerei, da Friſchlins Plane eine ganz andere Richtung hatten. Am 1ten Februar kam ſein Famulus Caſpar Lauch nach Tübingen mit einem ganzen Pack von Briefen und Abdrücken des Braunſchweigiſchen Zeugniſſes für die Familie und die Vormünder, Melchior Jäger, den Probſt und den Herzog ſelbſt. Der nächſte Gegenſtand dieſer Sendung war, wie alljährlich, die Abholung der Zinſe aus dem großväterlichen Gut ſeiner Kinder, das unter vormundſchaftlicher Verwaltung ſtand. Dieſe Curatel, dem Friſchlin von jeher ein Dorn im Auge, war es doppelt ſeit ſeiner Verweiſung aus Würtemberg. Schon vor einem Jahre hatte er an Dr. Chriſtian Doldius in Tübingen geſchrieben, er möge ihm doch den letzten Liebesdienſt erzeigen, ſich mit ſeiner Schwiegermutter über Mittel und Wege zu berathen, wie das Erbgut ſeiner Kinder aus der Würtembergiſchen Gefangenſchaft befreit werden könnte. [1]) Jetzt ſtellte er das beſtimmte Geſuch an den Herzog, derſelbe möge „ſeiner Schwiegermutter aus Gnaden erlauben oder auch mandiren, daß ſie ihm ſeiner Hausfrauen dotem oder Brautſchatz, nämlich 1000 fl., zuſtellen und auf künftige Faſtenmeß nach Frankfurt liefern laſſe, damit wir — ſetzt er hinzu — mit demſelben Geld unſern großen Schaden wenden und unſern Nutz und Frommen an andern End und Orten damit ſchaffen können.“ Er habe ſich, da er aus Marburg vertrieben und auch zu Kaſſel nicht willkommen ſei, in Urſel niedergelaſſen, das unter dem Churfürſten von Mainz ſtehe, wo aber die reine Lehre im Schwang ſei, „des Fürhabens, alle ſeine Opera allhie in ſtiller Ruhe zu vollführen und in Druck zu bringen.“ Er gedachte nämlich den alten Lieblingsgedanken von einer eigenen Druckerei, der auch in Braunſchweig wieder geſcheitert war, jetzt endlich in Ausführung zu bringen, und dazu ſollte ihm jenes Kapital behülflich ſein. Doch war dieß nicht ſein einziger Plan. Er glaubte, unter göttlichem Beiſtand ein Verfahren gefunden zu haben, 25 Scheffel Salz mit demſelben Aufwand, wie bisher 15, auszuſieden, und gedachte nun, wie es ſcheint in oder bei Magdeburg, in Gemeinſchaft mit mehreren Genoſſen, eine Salzſiederei zu errichten. Dadurch hoffte er in Kurzem ein reicher Mann zu werden, wenn gleich, wie er nicht verſchwieg, zwei ſeiner Compagnons

[1]) Braunſchweig 28. Jan. 89. Bei Crus. a. a. O. p. 273.

bereits durchgegangen waren. Von dem Druck ſeiner Werke werde ihn dieſe Unternehmung nicht abhalten, da er dieſelbe durch ſeine Leute beſorgen laſſen werde. Weil er aber vor der Hand ſehr arm ſei, auch ſeine Bücher und Hausrath in Braunſchweig feſtſitzen, wo er noch eine Schuld habe, ſo bittet er den Herzog, ihm „als einem exuli aus angeborner Milde und Güttigkeit ein gnädiges subsidium mitzutheilen, es ſei ſo gering, als es wolle.“ [1])

Hätte nun Friſchlin an die Würtembergiſche Regierung nur dieſe Bitten geſtellt, ſo würden ſie zwar, ſo wie die Sachen ſtanden, ſchwerlich gewährt, doch auch wohl nicht in der kränkenden Form abgeſchlagen worden ſein, die ihn zum Aeußerſten brachte. Allein er hatte auch ein Heft Gedichte, die Elegien wider Johann Major, beigelegt, mit der Bitte an den Herzog, ſie in Tübingen cenſiren und drucken laſſen zu wollen. Außerdem hatte er in ſeinem Schreiben an den Probſt Magirus das Geſuch an den Kirchenrath geſtellt, ſeinen ehemaligen Famulus, Heinrich Frei, nach dem Geſetz gegen Verläumdung vorzunehmen, damit er nicht genöthigt ſei, ſich mit gleichen Waffen zu wehren, und Crusium furentem herauszugeben. Und auch von dieſen gleichen Waffen hatte er eine Probe beigelegt in einer Elegie gegen den Famulus, worin „dieſer Geſell“ nach dem Leben abgemalt war.[2]) Damit ſtand den Räthen wieder ganz der alte Friſchlin mit ſeinen endloſen Händeln vor Augen: und den gedachten ſie derb abfahren zu laſſen.

In Friſchlins und ſeiner Frau Familie fanden ſeine ökonomiſchen Plane und Geſuche eine getheilte Aufnahme. Caſpar Rüttel gratulirt dem Schwager, freilich halb ironiſch, zu dem ihm „zugeſtandenen Glück mit den Salzpfannen,“ und verſichert, hinſichtlich des Kapitals ſich bei Brenz und der Schwieger verwendet, ſie auch nicht abgeneigt gefunden zu haben; nur ohne fürſtliche Genehmigung können oder wollen ſie nichts thun. Dem Jakob Friſchlin dagegen gefiel ſeines

[1]) Friſchlin an den Herzog Ludwig, Urſel 26. Jan. 90. An Bidembach, Hohenurach 21. Juni 90. Jac. Friſchlin an den Herzog, 9. Febr. 90. Caſpar Rüttel an Friſchlin, Tüb. 15. Febr. 90. St. A. Crus. a. a. O. p. 302.

[2]) Sie liegt dem Mſpt. der Elegien gegen Major in Fasc. 17. bei unter dem Titel: Elegia in fugitivum servulum &c. Vgl. Friſchlins Sacra Protestatio, Fasc. 16, No. 25. St. A.

Bruders Vorhaben ſo wenig, daß er ſich auf die Nachricht davon alsbald an den Herzog mit der Bitte wandte, darauf ja nicht einzugehen, ſondern ihn, Jakob, mit ſeinem Bruder handeln laſſen zu wollen, daß dieſer durch eine Abbitte ſich den Wiedereintritt in herzogliche Schuldienſte möglich mache; das wäre, verſichert er, ſein und der ganzen Freundſchaft Will und Begehren.[1]) Mochte auch Letzteres wahr, und ſeine Anſicht von der Sache die richtige ſein, ſo war es doch tactlos, dem Bruder vor dem Herzog ſo entgegenzutreten, und um ſo unnöthiger, da eine Gewährung ſeiner Bitte höchſt unwahrſcheinlich war.

Doch wenn wir eben, dieſer vorlauten Einmiſchung wegen, auf den Schullehrer zu Waiblingen ärgerlich werden wollen, ſo ſöhnt er uns gleich wieder aus durch die redliche Meinung und brüderliche Anhänglichkeit, welche aus dem Briefe ſprechen, den er unverweilt in dieſer Sache an Nicodemus abgehen ließ. Als deſſen Famulus zu ihm nach Waiblingen kam, war Jakob Friſchlin ſo eben von Hofe zurückgekehrt, wo er dem Herzog ein Lobgedicht auf ſeine Vorfahren, von Carls des Großen Zeiten an, in deutſchen Reimen, überreicht hatte.[2]) Die Bruſtbilder der alten Grafen hatte ihm Hans Karg, des Abts in Hirſchau Sohn, hineingemalt, „herrlich ſchön, als wann's auf Kupfer geſtochen wär." Er war gnädig aufgenommen worden, und hoffte, „ein herrlich praemium und fürſtlich honorarium zu erhalten." (Er erhielt ſpäter, neben Erſtattung ſeiner Auslagen, 15 fl.) Nun hing dem guten Jakob der Himmel voller Geigen, er däuchte ſich ein einflußreicher Mann, und hegte daher auch in ſeines Bruders Angelegenheit äußerſt ſanguiniſche Hoffnungen. Um ſo weniger konnte er mit deſſen Planen, auswärts ſein Glück zu ſuchen, einverſtanden ſein. „Herzlieber Bruder, ſchreibt er ihm, ich bitt dich freundlich, du wolleſt deine Sachen ein wenig beſſer überlegen. Folg mir und meinem Rath, den ich dir hie brüderlich zuſchreibe. Und iſt derſelbig dieſer, daß du aufs allerbäldeſt mit Weib und Kindern zu mir kommeſt. Ich will dich herbergen in meinem ſchönen Schulhaus, eigne Stuben, Kammer und Bett eingeben, und dich anleiten, wie du ſuppliciren

[1]) Rüttel an Friſchlin, Tüb. 15. Febr. 90. Jac. Friſchlin an den Herzog, Stuttg. 9. Febr. 90. St. A.

[2]) Vgl. J. J. Moſers Würtemb. Bibliothek. §. 32.

ſolleſt und depreciren bei dem Fürſten; dann du nur zween haſt, denen du zu Fuß ſolleſt fallen, nämlich deinem lieben Gott im Himmel und rechtſchaffne Buß thun, darnach deinem frommen Landesfürſten, Herzog Ludwigen, der dir viel Guts und Gnad erzeigt hat; ſonſt darfſt du Niemand bitten: wenn du das thun wirſt, hab ich Vertröſtung von Dr. Aichmann, dem Kanzler, Melchior Jäger und andern viel, viel herrlichen, anſehnlichen, tapfern geiſtlichen und weltlichen Leuten, daß alles dein Elend ſoll in Freud verkehrt werden, und wieder alles Glück und Heil ſollſt haben. Es nimmt mich Wunder, daß du an ſolchen loſen Buben und Leckern magſt dein hohen Verſtand und ingenium verbrechen, als da ſeyn Cruſius und Joh. Major, welche nicht eines Hoſenneſtels werth ſeyn, nnd du viel hundert Gulden an ſie henken willt mit Bücherſchreiben, dadurch du dich je länger je häſſiger macheſt, und dein Kreuz je länger je größer wird. Ich bitt dich um Gottes willen, per communem nostrum parentem, matrem viduam, sorores te expectantes, desiderantes, et omnes tuos liberos: restitue illis honorem et famam tui nominis, das iſt, ſtell dich wieder in dein Vaterland."

„Denn das iſt gewiß und Amen: wenn du nicht wieder heimkommſt und draußen im Elend ſtirbſt, — wenn du ſchon den beſten Handel haſt und den allerbeſten Dienſt der auf Erden iſt — wirſt du nimmermehr uns Obgenannten dieß Gerücht und Geſchrei ableſen und austilgen, ja der Neckher im Land zu Würtemberg wird dir das nicht wegflötzen, daß man ſagen wird: Nic. Frischlinus iſt ein herrlicher gelehrter Mann geweſen, aber hat ſich nicht darnach gehalten, ſondern hat müſſen ſein Vaterland raumen, iſt im Elend draußen mit Weib und Kind elendiglich verdorben und geſtorben. . . . Ja, ſagſt du, man ſoll ſolchen Leuten deine testimonia auflegen. L. Bruder, wenn du ſchon 12000 Exemplaria ſchickeſt, ſo fragen die Leut nicht darnach und bleibt die Red in deinem Vaterland: hätt er ſich recht gehalten, ſo wär er noch da. Darum, wenn du dein Ehr und deinen Kindern und ganzer Freundſchaft willt einen guten Namen hinter dir verlaſſen, ſo komm wieder heim und laß dich ſehen, daß du weder geſtohlen oder geraubt haſt. Siehe, es iſt Herzog Ludwig ſo gutherzig, gnädig, mild und fromm, daß männiglich ihm gern dient und um ihn iſt, ja er hat M. Martin Hagen, welchen du zu Gnaden

bracht haſt, zu einem Keller und Amtmann gemacht gen Münſingen; es ſein die Geſellen, welche große Miſſethat gethan, für welche du intercedirt haſt, ihr Sach gut machen helfen, in ihrem Vaterland wohl daran, und du unſchuldiger Tropf im Elend. Ich wollt dir viel Exempel geben, aber ich hoff, du werdeſt zu mir kommen. Ich will dich nicht 8 Tag bei mir haben, du ſollſt einen gnädigen Herrn haben und einen herrlichen, ehrlichen Dienſt“ ...

„Dein Fürhaben mit der Druckerei kaufen oder Salzpfannen will Niemand gefallen und wird dir nicht zugelaſſen; Urſach iſt dieſe: du biſt kein Weltmann und auf Kaufen und Verkaufen nicht abgericht, und möchteſt dich in Schulden ſtecken, Weib und Kinder verderben, und endlich in dem Elend jämmerlich an Bettelſtab kommen. Darum laß nur davon ab und komm wieder heim und verſiehe einen Schuldienſt, dazu du geboren und gewidmet biſt: ſo wird dir Gott Glück und Gnad verleihen und ein ruhiges Leben ſchaffen in deinem nunmehr angehenden Alter ... Es iſt D. Jakob Andreä, Kanzler zu Tübingen, geſtorben, wie du dann wirſt aus dieſem Druck verſtehen,[1]) und die Leichpredig des Fritz Herters[2]). Wenn du wieder wäreſt vorhanden und dich demüthig erzeigteſt gegen deinen Fürſten, vielleicht möcht er dich zum Kanzler ſetzen und ordnen; es iſt dir noch nichts abgeſchlagen. Ferners ſo iſt der Fr. Schütz den 9ten Tag Februari geſtorben, ein fürſtlicher Rath, und ſeyn die Profeſſores zu Tübingen all nunmehr alt und gangen ab — Lieber, komm wieder, es wird Alles wieder gut werden. Wann du ſchon keinen Heller bringſt, man kann alltag Geld machen und wiedergewinnen. ... Es freuet ſich der Weißer auf dich und will eine tapfere Gaſtung halten wenn du kommſt, der Pfarrer auch und M. Baſtian. Es iſt der Fürſt, Herzog Ludwig, den 30ten Tag Julii anno 89 in ſeinem Haus über Nacht gelegen und hat einen Schlaftrunk darin gethan, alle Freud gehabt; wenn ein Menſch dir etwas erlangen wird, ſo kann es M. Baſtian

[1]) Wahrſcheinlich die Druckſchrift:

Ein Predig bey der Leych des Ehrwürdigen und Hochgelehrten Herrn, Jacobi Andreä ..... Gehalten zu Tübingen, den 9. Januarii Anno 1590, durch Lucam Oſiandrum, D., Würtemb. Hofpredigern. Getruckt zu Tübingen bei Alexander Hock, im J. 1590.

[2]) Der ehemalige Obervogt zu Tübingen ſtarb bußfertig an der Waſſerſucht am 7. Jan. 89. Crus. Annal. Suevici, Dodecas III, p. 826.

und ſein Tochtermann Bernhard Grymeiſen.[1]) Lieber, komm zu mir, ich weiß, es wird dich nicht gereuen, du wirſt alles Leids wieder ergötzt werden, und kann dir nicht ſchaden, wenn du ſchon einen Abſcheid oder Fürſchrift von dem Landgrafen Wilhelm mit dir brächteſt und ihn darum anſprächeſt; ... kannſt ihm die Reges Hebræorum einen Weg beſchreiben als den andern."

„Deine Kinder wollen wir wohl verſehen ... Deinen Friderich wollen wir zu einem Stadtſchreiber thun und von dannen in die Kanzlei bringen; den Nicodemus wollen wir ſtudiren laſſen und meinen Hans Ludwig auch, es ſein zwei gleiche ingenia, iſt mir kein Zweifel, es werd ein jeder ſeinen Vater übertreffen. Darum komm nur und laß uns unſre Kinder aufziehen in den Schulen und Kirchen zur wahren Gottesfurcht; .. ſie lernen nichts draußen im exilio, dann nur umvagiren und an keinem Ort zu bleiben, wie dann leider dein Hans Jakob einen ſolchen Kopf ſchon hat und nirgends bleiben will.." [2])

Dieſem Briefe des Bruders lag einer von der alten Mutter bei, eine feſte, deutliche Handſchrift, wie ein Blatt aus einem alten Pergamentcodex. Der Brief des Sohnes und das testimonium der Herren von Braunſchweig habe ſie herzlich wohl erfreut, und wollte ihm gern mit Geld zu Hülf kommen, wenn ihr Armüthlein nicht ſo verſetzt wär, wie er ſelbſt wohl wiſſe. Er möge nur noch eine Weil Geduld tragen und ſeine Sach Gott befehlen, „der wird deine Spötter wohl finden zu ſeiner Zeit, die dich aus deinem Vaterland trieben haben; aber du haſt noch viel guter fürnehmer Leut im Land, die die dich herzlich lieb hond, die ihre Dienſt aufenthalten von deintwegen zu Stuttgart, und verhoffen, du werdeſt wieder rausbegehren in dein Vaterland; es liegt nur an dir, beharr nicht in deinem Fürhaben,

[1]) Schloßvogt zu Stuttgart, der viel bei'm Herzog galt. Sein Schwäher war ohne Zweifel M. Sebaſtian Schöck, des Gerichts in Waiblingen. S. die Zueignung der deutſchen Rebekka, Frankf. 1589.

[2]) Jakob Friſchlin an ſeinen Bruder, Waiblingen 10. Febr. 90. St. A. Jener älteſte Sohn Friſchlins war im Mai 89 nach Straßburg zu einem Maler in die Lehre gekommen, Crus. c. Frischlin. p. 290. Auch Cruſius nennt ihn contumax; dagegen ſchreibt der Schwager Rüttel nur 5 Tage nach dieſem Briefe Jakobs, er proficire fein in ſeiner Kunſt, und wär jammerſchad, daß man ihn wieder ſollte davon nehmen; nur brauche er zu viel Geld, was ihm der Vater unterſagen ſolle. Gleich nachher finden wir ihn bei'm Vater in Speier, ſ. o.

und gedenk allweg an die Guttaten, die dir dein gnädiger Herr bewiesen hat. Denk auch, daß du etwa unbescheidene Wort gegen deinen gnädigen Herren gebraucht hast, zeuchs gegen Anderem ab, begehr wieder Gnad, so wirst du wieder einen gnädigen Herrn haben wie vor, das hab ich seit von Vielen gehört... Thus deinen Kindern zu Gefallen und denen zu Trutz, dir dirs nicht werden gonnen; du hast jetzt wohl erfahren die Zeit her in deiner Ausfahrt, wie es in fremden Landen zugeht... L. Sohn, wiß, daß du mir allezeit fleißig anliegst mit meinem armen Gebet für dich zu Gott dem Allmächtigen, und deine Hausfrau und l. Kinder grüß mir zu tausendmalen; wann es möchte gesein, so komm wieder zu uns raus mit Weib und Kind, bleibet bei uns daus. Nit mehr, dann seid Gott befohlen von mir deiner lieben Mutter Agnes Frischlerin zu Balingen."

Das war freilich beinahe genug, um einen Coriolan umzustimmen: allein derselbe rückkehrende Famulus, der die Briefe von Mutter und Bruder an Frischlin überbrachte, hatte ihm auch ein offenes Schreiben von der herzogl. Würtembergischen Kanzlei zu überreichen, welches zeigte, wie gründlich sich jene über den Stand seiner Angelegenheiten täuschten, oder wie sehr er diesen durch seine letzten zum Theil ganz unpassenden Gesuche verschlimmert hatte. Einem von dem Landhofmeister, Melchior Jäger, Probst und Hofprediger, auch dem Vicekanzler D. Martin Aichmann gestellten und vom Herzog genehmigten Gutachten zufolge wurde ihm geantwortet: sein Begehren an den Herzog habe man aus seiner Supplication nebst Beilage vernommen, „daraus aber im Grunde so viel befunden, daß, ungeachtet seiner von sich gegebenen Obligation, er nicht allein in seinen bishero gehabten ungereimten Händeln zu beharren, sondern auch dieselben mit neuen sowohl schon vermehrt als auch noch weitere anzufangen gemeint und im Verhalten. Derowegen und weil aus diesem seinem beharrlich unziemlichen Beginnen je keine Besserung bei ihm zu verspüren noch zu hoffen, so wisse man sich (seinem jetzigen Fürnehmen nach — dieser einschränkende Beisatz ist von Melch. Jägers schonender Freundeshand) weder seiner Personen noch seiner unruhigen Händel zu beladen, sondern wolle ihn hiermit erinnert, vermahnt und vermeint haben, sich derselben zu müßigen, auch aller Grimmigkeiten und Bedrängens zu enthalten, damit auf sein ferner ungebührlich Fürfahren er nicht an ihm selbst

am Erſten gewahr werde, das ſonſten in versu geſagt wird:

An nescis, longas regibus esse manus?“ [1])

Als dieſes Patent dem Friſchlin zu Frankfurt überliefert wurde, war er von altem und neuem Jammer bedrängt. So eben waren ſein Weib und ſeine Kinder, aus Marburg vertrieben, zu ihm nach Urſel gekommen; aber bereits war ihm auch von Mainziſcher Seite auf Andringen des Wetterauiſchen Adels und eines Theils vom Domkapitel, in denen die Rede vom Bauernſtand noch ſpukte, der Aufenthalt in Urſel gekündigt worden. [2]) Zwar ſuchte er durch eine Vorſtellung an den Churfürſten Wolfgang ſich längere Aufenthaltserlaubniß zu erwirken, wobei er mit gewohnter Taktik nicht vergaß, dem katholiſchen Kirchenfürſten gegenüber ſeine Braunſchweigiſchen Verfolger als geheime Calviniſten zu bezeichnen, wie er in Bezug auf ſeinen frühern Handel mit Marx Wagner ſagt, ſolche patronos müſſen „etlich Lutheriſche von Adel“ haben, weil ſich ſonſt Niemand gegen ihn gebrauchen laſſen wolle. Aber der Erfolg war ebenſo zweifelhaft, wie der einer (ſchon erwähnten) Bittſchrift an den Landgrafen Wilhelm von Heſſen, ihm zum Behuf der Ausarbeitung des epiſchen Gedichts über die iſraelitiſchen Könige einen Jahresgehalt ausſetzen zu wollen, der ihn vor Nahrungsſorgen ſchütze, wo er dann ſich anheiſchig mache, binnen 2 Jahren ein opus plane admirandum zu liefern. [3])

Unter ſo verzweifelten Umſtänden mußte ihm der Stuttgarter Erlaß, der ſeiner Hauptbitten, um eine Geldunterſtützung und um Ausantwortung des Heirathguts ſeiner Frau, gar keine Erwähnung that, wie ein Hohn erſcheinen, und den ſchon gereizten Mann aufs Aeußerſte erbittern. Dazu kam, daß die ungewöhnliche Unterſchrift: Herzogl. Würtembergiſche Kanzlei, und der Mangel eines Sigels ihn auf den Argwohn führen konnte, als wäre das Decret hinter dem Rücken des Herzogs von ſeinen Feinden zu Stande gebracht worden. Eilig reiste er über Oppenheim und Worms nach Speier, um ſich des Raths ſeiner dortigen Gönner zu erholen, und erhitzte ſich hier und ſchon unterwegs in Geſprächen und Klagen noch mehr. So kam zu Speier jene „Famosſchrift“ zu Stande, die, von Friſchlin gleich-

[1]) Reſolution in der Canzlei Namen auf Nic. Frischlini scriptum. Stuttg. 10. Febr. 90. St. A.

[2]) Friſchlin an Bidembach, Hohenurach 21. Juni 90. St. A.

[3]) Friſchlin an den Churfürſten von Mainz, Aſchaffenburg 21. Febr. An den Landgrafen Wilhelm, Urſel 15. März 90. St. A.

falls offen an die Kanzlei eingesandt, sein Schicksal entscheiden sollte. Sie lautete wörtlich so:

„Euer stolz, übermüthig, leichtfertig Antworten auf mein unterthänig, demüthig Suppliciren, so ich kurz verschiener Zeit an ꝛc. Ludwigen, Hzg. z. W., meinen gn. F. u. H., abgehen lassen, das hab ich von meinem Diener zu Frankfurt empfangen, und daraus euer giftig und neidisch unchristenlich Gemüth, das ihr in meinen Zustand habet, wohl vernommen. Wiewohl ich aber euer Hülf nicht begehrt, auch dero, Gott Lob! nicht bedarf, inmaßen ihr aus dieser meiner Oration wider euersgleichen Gesellen, Dr. Mich. Mascum, vernehmen werdet (habt ihr der Weil, so mögt ihr's lesen): jedoch hab ich mit euch in gedachter Supplication als mit Religionsgenossen geredt, und hätte viel einen andern Bescheid verhofft. Aber wie dem Allem, dieweil ihr mich meiner Obligation erinnert, darin ich wider Gott und alle Recht, eurem Muthwillen nach, mich auf etliche Punkten verschreiben müssen: wohlan, ist eine redliche Ader in euch Allen, so viel ihr das lotterisch Rescriptum unter dem Namen einer Canzley an mich lassen abgeben, so schickt mir copias desselbigen Urfehds hieher gen Speier bei einem eigenen Boten, auf meine Kosten, so wollen wir sehen, ob nicht ein juramentum, quod est contra omnes bonos mores, wie landkundig mit dem meinen, und eine Obligation, welche mir abgedrungen, und mit Gewalt wider alles Recht abgedrungen worden, könnte in camera Imperiali relaxiret und cassiret werden, damit euer Stolz und Uebermuth ein wenig gedämmt würde. Dann, hab ich ein citationem der dreyen Krays Edelleut ex lege diffamari erhalten (?), soll auch das Ueberig, was mir zu Erhaltung meiner Ehr wider diese Leichtfertigkeit vonnöthen, erhalten werden. Wollt ich euch, die ihr dieß Canzleyisch Drecketum gestellt, zu einer Gegenantwort nicht verhalten, damit ihr meine Besserung spüren und greifen möget. Datum Speier auf der kaiserlichen Pfalz, da viel juramenta und obligationes, so mit Gewalt, wider alles Recht, den Leuten abgezwungen worden, cassirt und annihilirt werden. 20. Martii, stylo correcto, 90. Nicodemus Frischlinus, Med. et Philos. Dr., Poeta coronatus, Palatinus Rudolphi Caesaris.“ [1])

[1]) Frischlin an die Canzlei zu Stuttgart in Wirttenberg. Fasc. 16. No 11.

Drittes Buch.

Friſchlins Ende.

Erſtes Kapitel.

Friſchlins Gefangennehmung
und vorläufige Haft zu Mainz und auf Würtemberg.

Am 11ten März alten Styls kam Friſchlins offener Brief in Stuttgart an, und wurde durch den Boten im Hauſe des Vicekanzlers Dr. Martin Aichmann in deſſen Abweſenheit abgegeben. Dieſer trat ſofort mit den übrigen geheimen Räthen zuſammen, und ihr Beſchluß ging dahin: „Ob man wohl ſich dieſes raſenden Poeten ungütlichen Antaſtens nicht anfechten laſſen möchte: jedoch, weil keine Beſſerung ſo gar nicht bei ihm zu verhoffen, daß er auch je länger je mehr nur unſinniger werde, nichts deſtoweniger aber ſeines Calumnirens, Schändens und Schmähens kein Ende, ſo wolle die Nothdurft erfordern, gebührendes Einſehens gegen ihn fürzunehmen.“ Daher halten ſie dafür, damit man des Herzogs ernſtliches Mißfallen an ſeinen Mißhandlungen ſpüre, und „ſeiner in allwege geſichert ſei,“ ſo ſolle der Untervogt zu Vaihingen, Endriß Schmidt, als der hiezu geeignetſte Mann, mit den erforderlichen Schreiben abgefertigt werden, um den Friſchlin, wo er ihn betreffe, auf Recht niederzuwerfen und ſeine Auslieferung zu begehren.

Dieſes Gutachten der Räthe erhielt die fürſtliche Genehmigung.[1]) Herzog Ludwig, der in Friſchlins Leben ſo lange als eine heitere,

[1]) Auf der Rückſeite der Friſchliniſchen Famosſchrift, No. 11. St. A. Wo von hier an bei Briefdatirungen keine Jahreszahl angegeben wird, iſt immer das Jahr 1590, und wo bei Numern kein Fascikel, da iſt Fasc. 16 der Univerſitäts-Urkunden des Würtemb. St. A. zu verſtehen.

erwärmende Sonne hereingeſchienen, dann abwechſelnd ſich verhüllt und wieder gezeigt hatte, tritt während dieſes letzten Actes gar nicht mehr hinter der Wolke hervor. Ob in Folge von Ueberdruß an Friſchlins Händeln und Perſon, oder jener Abſtumpfung, von welcher die Geſchichtſchreiber melden, daß ſie in den letzten Lebens- und Regierungsjahren des gutherzigen Trinkers eingetreten ſei, bleibe unentſchieden. Da nun auch der Kanzler Schulter von ſeinem Poſten zurückgetreten war,[1]) ſo befanden ſich Friſchlins Angelegenheiten ganz in den Händen des Landhofmeiſters Erasmus von Laimingen, des geheimen Rathes Melchior Jäger, des Vicekanzlers Aichmann und des Hofpredigers. Unter dieſen tritt der Vicekanzler vorzugsweiſe als handelnd auf, durchaus zu harten und ſtrengen Maßnahmen gegen Friſchlin geneigt; nach ihm Oſiander, der zwar milder dachte, aber Theolog und von Friſchlin vielfältig beleidigt war; Jäger war dieſem am meiſten zugethan, aber er war Hofmann, und wollte nicht gegen den Strom ſchwimmen, um einen Menſchen zu retten, der am Ende doch nicht zu retten war; wozu der adeliche Laimingen, dem Haſſe ſeiner Standesgenoſſen auf den Redner vom Bauernſtand gegenüber, noch viel weniger Antrieb empfinden konnte.

Den „raſenden Poeten" hatte unterdeſſen, wie ſchon öfters, nachdem der Schlag gefallen war, die Reue angewandelt, und noch ſchneller als vor 4 Jahren jener erſten Elegie die zweite, folgte jetzt ſeinem offenen Brief ein vertraulicher an Martin Aichmann, worin er den erſteren zurückzunehmen und deſſen Abſendung als Folge einer Verwechslung darzuſtellen verſuchte. Als ihm durch ſeinen Diener die unverhoffte Antwort zugekommen, „welche ohne alles Secret, auch ohne einigen Namen oder fürſtlichen Befehl, in einem Patent an ihn abgegangen," habe er zuerſt in Urſel eine Entſchuldigungsſchrift „ſo affectuose et modeste geſtellt, daß ſeine calamitates einen Stein hätten erbarmen mögen;" darauf aber zu Speier, bei einem Schlaftrunk, nachdem er ſeine Bittſchrift und die Antwort der Kanzlei mit

[1]) Nach Fischlini Memor. Cancellarior. Wirt. p. 14. trat er im J. 1591 als Syndicus in die Dienſte der Reichsſtadt Schwäbiſch Hall; nach dem alten Würtemb. Dienerbuch aber war er nur bis Georgii 89 Würtembergiſcher Kanzler, und wird ſchon in dieſem Jahre als „der abkommen Kanzler" aufgeführt.

großer Verwunderung vieler Leute abgeleſen, eine andere, ſchärfere. Wie ihm nun ein Bote von Stuttgart an die Hand geſtoßen, als er eben gen Tübingen geſchrieben, habe er ihm, als eilend, eine Oratio contra Mascum zum Gruß für den Vicekanzler gegeben, und ſein Entſchuldigungsſchreiben dazuthun wollen. Da aber allerhand Papiere durcheinander gelegen, ſo habe er „das unrecht Concept für das recht genommen," und dieß erſt bemerkt, wie er nach Abgang des Boten ſeine Papiere wieder zuſammengeordnet habe. Er ſei dem Boten bis an den Rhein nachgeeilt, der aber ſchon dahin geweſen. Ob nun wohl auch in dem Speieriſchen Schreiben nichts animo injuriandi geſchrieben ſei, ſo ſei doch nicht ohne, „daß etlich Wort in Derjenigen Ohren, ſo ihm aufſäßig, viel zu hart klinglen werden;" er hoffe daher, Aichmann werde ihm ſo viel Treue bewieſen und es nicht flink von ihm gegeben haben. Wäre dieß jedoch geſchehen, ſo bitte er, zu bedenken, daß die Schrift fervore quodam und inter pocula geſchrieben (weßwegen er ſich auch der einzelnen Worte nicht mehr erinnere), und errore quodam aus der Hand gegeben worden. Seien ſie mit dieſer Entſchuldigung nicht zufrieden, ſo erbiete er ſich vor einem competenten und unparteiiſchen Richter zu Recht.[1])

Das frühere Schreiben hatte Aichmann, da es offen und mit der Aufſchrift an die herzogliche Kanzlei eingelaufen war, nicht wohl für ſich behalten können,[2]) wenn er auch den guten Willen dazu gehabt hätte, den er nicht hatte; über das jetzige Schreiben aber urtheilten die geheimen Räthe: da aus demſelben „eine ſchlechte Reu, vielmehr magna hypocrisis zu erſehen," ſo bleibe es bei dem vorigen Beſchluß.

Es wurde nun ein Patent und außerdem acht beſondere verſchloſſene Schreiben, an Mainz und Pfalz, an Speier und Worms (die Biſchöfe und die Städte) ferner an die Stadt Frankfurt und den Landgrafen Georg von Heſſen-Darmſtadt aufgeſetzt, worin dieſen und allen Obrigkeiten, mit denen der Würtembergiſche Abgeſandte in Berührung kommen möchte, im Namen des Herzogs zu erkennen gegeben wurde,

[1]) Friſchlin an Aichmann, Speier 22. Febr. (ſoll heißen März) St. A.

[2]) Es gingen auch bald wunderliche Sagen über ſeinen Inhalt um. Der Schluß laute, ſo vernahm Cruſius: Diabolus vos omnes rapiat. Lambite τὸν πρωκτόνμ ου u. ſ. f. Crus. c. Frischlin. Mſpt. p. 311.

daß dieſer ſich höchlich verurſacht finde, nach (das D. iſt in beiden Concepten dick ausgeſtrichen) Nicodemo Frischlino, ſeinem Landsgebürtigen und Verobligirten, zu trachten und denſelben zu ſeinen Handen zu bringen; wozu er den Vorzeiger dieſes, ſeinen Vogt, abgeſchickt habe. Würde dieſer den Friſchlin in dem Gebiete einer der Herrſchaften treffen, ſo bitte der Herzog, ſie mögen ihn demſelben auf einen Revers, daß ſolches dero Obrigkeit in allweg unvorgreiflich und unnachtheilig ſein ſolle, verabfolgen laſſen; es ſolle gegen ihn ohne rechtliche Erkenntniß nichts vorgenommen werden.[1]) Der Untervogt von Vaihingen aber erhielt die Inſtruction, ſich mit ſeinen zugegebenen Knechten alsbald nach Speier zu verfügen, dort, im Pfälziſchen und Mainziſchen, Friſchlin aufzuſuchen, im Betretungsfall gefänglich einzuziehen, und mit Ueberlieferung des herzoglichen Schreibens um ſeine Ausfolgung anzuhalten. Da ihm dann zweifelsohne willfahrt werde, ſolle er ihn „wohlverwahrt in höchſter Stille, ſo viel möglich bei Nacht, und wie es ſich am füglichſten ſchicken werde, fort und anhero führen, ſich auch ſeiner ſelbſt Ausreden, Bitten oder Rechtsanrufen, noch ſonſt etwas Anderes daran nicht verhindern laſſen, und in dem Allem mit höchſtem Fleiß und behutſamlich handeln, damit er ihm nicht entgehe, „ſondern man ſeiner ſicher und gewiß ſein könne."[2])

Endres Schmidt machte ſich mit etlichen Knechten auf den Weg, und als er erfuhr, daß Friſchlin eben in Mainz ſich aufhalte, ſuchte und erlangte er vom Churfürſten, der zu Aſchaffenburg Hof hielt, die Erlaubniß, ihn zu verhaften. Es war am Dienſtag nach Oculi, als plötzlich, während Friſchlin ſich auf nichts Arges verſah, der Vogt erſchien, und ihm ein Patent (den Eingang ſeiner Inſtruction) ablas, daß er nicht allein viel ehrlicher Leut in ſeinen scriptis angetaſtet, ſondern auch den Herzog von Würtemberg ſelbſt an ſeiner Perſon ehrverletzlich angegriffen habe; weßwegen er auf einen Revers gefänglich ins Würtemberger Land geführt und da geſtraft werden ſolle. Friſchlin darauf: Er habe in ſeinen Schriften Niemanden angetaſtet, als wer ihn zuvor angegriffen, den Herzog aber gar nicht, und habe des Herzogs wegen ein ſo gut Gewiſſen, daß er auf der Stelle freiwillig mit dem Vogt gen Stuttgart reiſen und ſich daſelbſt verantworten wolle.

[1]) Patent und 8 beſondre Schreiben, Stuttg. 16. März, No. 15. u. 16. St. A.

[2]) Inſtruction für den Untervogt von Vaihingen, Stuttg. 17. März, St. A.

Darauf ging jedoch der Abgesandte aus Mangel an Vollmacht nicht ein, sondern ließ ihn hart verwahrt in Mainz zurück. So Frischlin in seinen Berichten nicht nur an den Kaiser, sondern auch an den Würtembergischen Prälaten Bidembach,[1]) dem er, der Meldung des Vogts gegenüber, nichts wesentlich Unwahres glaubhaft zu machen hoffen konnte.

Etwas andre Farben trägt die Geschichte bei Crusius, dessen Erzählung wir gleichfalls wiedergeben,[2]) und dem Leser überlassen, sich die volle Wahrheit aus beiden Berichten zusammenzufinden. Als der Vogt von Vaihingen den vom Churfürsten in Aschaffenburg erhaltenen Verhaftsbefehl dem Statthalter zu Mainz übergeben, habe dieser auf angestellte Erkundigung bald erfahren, daß Frischlin in einer gewissen Herberge bei'm Schmause sei. Er habe den Wirth in der Stille zu sich berufen, ihn schweigen und dem Frischlin genug zu trinken geben geheißen; unterdessen seien in der Nachbarschaft Wachen aufgestellt, und Frischlin veranlaßt worden, in jener Herberge zu übernachten. Am Morgen habe ihn der Statthalter auf das Rathhaus beschieden; er aber, der seinen Rausch noch ausgeschlafen, sei erst auf die dritte, im Namen des Churfürsten gemachte Ladung erschienen. Als ihm der Statthalter Haft angekündigt, habe er sich ungestüm gebärdet, sich auf seine Privilegien berufen und sein Pfalzgrafendiplom vorgezeigt. Nun sei aber aus einem Nebenzimmer Endres Schmidt hervorgetreten und habe ihm erklärt, daß er vom Herzog von Würtemberg abgeschickt sei, ihn gefangen zu nehmen. Darauf und auf die Drohung mit gewaltsamer Abführung habe er sich ergeben, und nur noch die Bitte gestellt, ihn in keinen finstern Kerker legen zu wollen. Nein, habe der Statthalter erwiedert, er solle eine schöne Aussicht haben und die Schiffe auf dem Rhein vorüberfahren sehen. So habe man ihn durch einen bedeckten Gang auf den sogenannten Eisenthurm[3])

[1]) No. 34 und 121. St. A.

[2]) Sie stützt sich, doch nur mittelbar, auf die Aussagen zweier Würtembergischen Abgesandten an den Landgrafen Ludwig von Hessen, die sich von ihrem Wirthe zu Mainz die nähern Umstände von Frischlins so eben erfolgter Verhaftung erzählen ließen. c. Frischlin. p. 315 f. 311 f.

[3]) Derselbe steht noch in der Nähe der Gasthöfe am Rhein, wurde längere Zeit als Garnisonsgefängniß gebraucht, und ist neuestens dem Verein für Geschichte und Alterthum zur Benützung überlassen worden.

geführt; wobei man die Rede von ihm hörte, dieſes Spiel habe ihm „das Hoſenmändlin" (Oſiander) zugerichtet.

Nachdem Friſchlin ſo verwahrt und eine Wache von zwei Perſonen beſtellt war, ihn Tag und Nacht zu hüten, kehrte Endres Schmidt nach Stuttgart zurück, ſeine Meldung zu machen und weitere Verhaltungsbefehle einzuholen.

Unterdeſſen war Friſchlin auf ſeinem Thurme nicht müſſig. Nach Cruſius wäre er immer betrunken geweſen und hätte geſagt: „hat mich der Herzog gefangen zu Mentz, muß er wohl für mich zahlen Müntz." Die Rede ſieht ihm ähnlich und das Trinken auf des Herzogs Koſten auch; aber zur Abfaſſung der verſchiedenen wohl ausgedachten und zum Theil umfangreichen Bitt- und Beſchwerdeſchriften während der 12 Tage dieſer Haft bedurfte er doch vieler nüchternen Stunden. Er wendete ſich an den Churfürſten und das Domkapitel, an den Kaiſer und das Kammergericht. Vom Kaiſer begehrte er einen Befehl an den Churfürſten, ihn nicht aus der Hand zu geben; Einforderung einer Copie ſeiner Würtembergiſchen Obligation durch das Kammergericht und richterliches Erkenntniß über ihre Rechtsgültigkeit; endlich Vorladung ſeines Famulus nach dem Geſetz gegen Verläumdung. An das Kammergericht verfaßte er zwei Bittſchriften: die eine mit dem Geſuch, den Churfürſten und den Herzog von dem Wege der Gewalt auf den des Rechts zu verweiſen; die andre ſuchte durch eine Darlegung des Gangs ſeiner Streitigkeiten mit Cruſius die Bitte um Entbindung von ſeinem Eid zu begründen, und wurde von ihm dem Speier'ſchen Secretär Theodor Friedberger zugeſtellt, um ſie „secundum stylum Camerae richten" und übergeben zu laſſen.[1])

Außerdem arbeitete Friſchlin noch eine ſogenannte Sacra Protestatio aus, die hauptſächlich gegen die falſche Auflage, als hätte er in ſeinem Patent an die Kanzlei den Herzog Ludwig perſönlich angegriffen, gerichtet war. Daß ihn die Antwort der Kanzlei in hohem Grade aufgeregt habe, ſagt er darin, ſei nicht zu verwundern. Nach ſo vielem Jammer, den er „theils um ſeiner griechiſch-lateiniſchen Grammatik, theils um der Würtembergiſchen Religion willen" in der Fremde ausgeſtanden, aus Braunſchweig und Marburg vertrie-

[1]) S. No. 121, Vgl. mit No. 33 und 42. St. A.

ben, nun auch im Mainzischen bedroht, an allen Enden und Orten angefochten: habe er zu seinen Landsleuten und Religionsgenossen in einer Bittschrift seine Zuflucht genommen. Aber, statt auf sein klägliches Flehen zu antworten, habe man ihn gescholten, bedroht und verhöhnt. „Sollt es nun ein Wunder sein, daß Einer zuletzt mit dem frommen Hiob ungeduldig würd und nicht allein anfing zu zürnen, sondern auch zu fluchen? Nam patientia saepius laesa fit furor. Denn wie konnt ich doch übler angefochten werden, o du mein treuer Gott und Heiland, denn daß mich Einer zu Braunschweig will stäupen, der Ander köpfen, der Dritt zu Wittenberg henken, der Viert zu Dresden rädern, der Fünft in der Wetterau ein Kugel durch mich jagen, der Sechst zu Stuttgart mit langen Händen nach mir greifen, wie denn geschehen?" Jene Kanzlei-Antwort sei aber nicht vom Herzog, sondern von dem Haß und Neid der Kirchenräthe gegen ihn ausgegangen. Auf diese allein, die ihm um Crusii willen „spinnenfeind" seien, habe daher auch er in jenem Speierischen Schreiben gesehen. „Kann also beschließlich mit dir, o Gott, und mit der ewigen Wahrheit, auch mit Recht vor einem jeden unparteiischen Richter erhärten, daß ich meinen gnädigen Fürsten, als einen recht frommen Herrn, in diesem Schreiben ehrverletzlich anzuziehen so wenig gesinnt gewesen, als die Mutter Gottes zu beschlafen." Aber auch die Herren von der Kirchen- und Schulen-Kanzlei seien darin nicht an ihren Personen angetastet, da es nicht generalia attributa personae, sondern nur attributa specialia facti, nempe decreti, enthalte. Den Schluß macht ein Gebet: „Herr Jesu Christe, Gottes und Mariä Sohn, der du meine und meines armen Weibs und Kinder Seufzen vier Jahre her gesehen hast und noch siehest, und unsre Zähren in ein Faß sammlest, ich ruf dich über mich und über meine Widersacher zum Zeugen an, du wollest dermaleinst aufwachen; dann ich zu dir hoff und trau, du werdest mich (wie Hiob 5. geschrieben steht) aus sechs Trübsalen, die mich auf einmal überfallen, erretten, und in der siebenten werd mich kein Uebel rühren. So will ich dir hinwiederum dein Lob singen und dich preisen für und für. Amen. Amen." [1])

Der Gefangene wartete noch auf eine Antwort vom Kammergericht, als am Samstag vor Judica der Vogt von Vaihingen mit

[1]) Nic. Frischlini sacra Protestatio. No. 25. St. A.

drei reiſigen Knechten wieder in Mainz eintraf, ihn zu holen. Als ihm dieß am Montag darauf durch den „Waldboten Friderich Hundt und den Rathsſchreiber" angekündigt wurde, gab er ihnen zur Antwort: da nun die Sache vor Kammergericht und Kaiſer gebracht ſei, ſo gebühre ihm, auf die Kaiſerliche Reſolution zu warten, und werden Churfürſt und Herzog dem Kaiſer nicht vorgreifen wollen. Doch jene beiden ſuchten ihn durch Hinweiſung auf den Artikel des Reverſes zu beruhigen, worin der Herzog ſich gegen den Churfürſten verbindlich gemacht hatte, „daß außerhalb ordentlichen Rechtens gegen ihn nichts vorgenommen werden ſolle." [1]) So wurde nach kurfürſtlicher Verordnung Friſchlin am Dienſtag den 7ten April aus dem Gefängniß in die Herberge zur Krone gebracht und dem Würtembergiſchen Abgeſandten überliefert. Als er deſſen anſichtig wurde, entſetzte er ſich, nach des Vogts eigenem Bericht, Anfangs heftig und fing bitterlich zu weinen an. Nun gab ihm aber auch dieſer die Verſicherung, es werde hiemit nichts Anderes, als ſein und der Seinigen Wohlfahrt geſucht, damit er mit Weib und Kindern wieder in ſein Vaterland komme; wenn er ſich nur demüthige, ſo ſolle Alles wieder in den alten Stand gebracht werden, und ihm dieſe Sache weder an Leib noch Ehre einigen Nachtheil bringen. Durch ſolches Zureden ließ ſich Friſchlin beruhigen, ſchickte einen Boten nach Urſel, um ſeine Frau (die ihn mit ihrem zweiten Sohne Friderich in ſeiner Haft einmal beſucht hatte) nach Höchſt, der erſten Station auf dem Wege in's Würtembergiſche, zu einer Unterredung zu beſcheiden, „und eilte mit dem Vogt ſo fröhlich hin, als wenn er zu einer Hochzeit berufen wäre." [2])

Der Zug ging in einem nördlich gewendeten Bogen, um das Pfälziſche Gebiet zu vermeiden (da Kanzler und Räthe zu Heidelberg in Abweſenheit des Adminiſtrators Johann Caſimir Schwierigkeiten wegen des Geleits gemacht hatten), erſt mit Churmainziſchem Geleit über Höchſt, Stockſtadt, Amorbach, Buchen und Burken auf Meckmühl, von da auf Würtembergiſchem Grund und Boden weiter. Den Ge-

[1]) Dieſen Revers in verſchiedenen Entwürfen und Gegenentwürfen ſ. unter No. 20. 21. 24 und 49. St. A.

[2]) Friſchlin an Bidembach, No. 121, vergl. mit der Relation des Untervogts, Stuttg. 13. April, No. 23. St. A.

genen ließ der Vogt unterwegs mit ſich eſſen, trinken und ſchlafen,) ſo zeigte ſich jener auf der ganzen Reiſe geduldig und willig.[1]) Waiblingen, das ſie am letzten (6ten) Tag der Reiſe paſſirten, er noch ſeinen Bruder, der ihm ein Hemd und ein Kröß, d. h. en Kragen, den er ſelbſt borgen mußte, lieh. Noch immer ließ der gt ſeinen Arreſtanten auf der Meinung, wenn er ſie ihm nicht ſt beigebracht hatte, er werde nach Stuttgart geführt. Wie ſie nun r von Waiblingen aus ſtatt deſſen dem alten Haus Würtemberg itten (es ſtand auf der Stelle, wo jetzt von der Spitze des Reben= ges die griechiſche Kapelle in's Neckarthal herunter ſieht), „und er ıl vermerken konnte, wo ſein Neſt ſein würde," äußerte er gegen Vogt, er habe vermeint, die Letze mit ihm in Stuttgart zu zeh= ; doch dieſer ermahnte ihn abermals zur Ruhe, worauf er in ſeine ordnete Cuſtodie gutwillig einging. Es war der Abend des Palmtags, 12ten April, und hatte die Reiſe, nebſt der Beköſtigung und Be= hung des Gefangenen in Mainz, 206 fl. 58 kr. gekoſtet.[2])

Auf Würtemberg wurde Friſchlin in ein Gemach geführt, worin her ein ſpaniſcher Mönch gelegen hatte, und das jetzt für den Abt Anhauſen, der wegen grober Unſittlichkeit in Unterſuchung ſich nd, hergerichtet worden war. Uebrigens war ſeine Haft in den en Tagen nichts weniger als ſtreng: der Burgvogt, Lorenz Mar= ılk, ließ ſeinen Gefangenen mit ſich eſſen, er hatte Beſuch und ſellſchaft, zechte bald mit dem Schultheißen von Rothenberg, bald dem Schulmeiſter von Untertürkheim und deſſen Weib, ſpielte

[1]) So der eigene Bericht des Vogts. In Tübingen wollte man im Gegentheil wiſſen, Friſchlin ſei gefeſſelt geweſen und habe „Niemand kein gut Wort geben." Crus. c. Frischlin. p. 312. Dieſer ſelbſt ſchrieb ſpäter an Melch. Jäger, zum Beweiſe ſeiner Loyalität: „Da ich zwiſchen Buochen und Meckmühl war, hätt ich dem Herrn Untervogt wol einen poetiſchen Boſſen können reißen.. Denn weil ich zu Ammerbach von dem Keller gehöret, daß daſelbſt der Boden auf einen Büchſenſchuß Pfälziſch, hätt ich mich gegen beiden Partien proteſtiret und mich geſtellt, als ob ich nicht fortwollte, es hätte dann der Untervogt aus dem nächſten Pfälziſchen Dorf ein Pfälziſch Glatt. Es fiel mir aber ein, der Schimpf möcht anderſt rauskommen, und dieweil Pfalz ohn dieß kutzelig, ſo unterließ ich den Scherz." No. 33. St. A.

[2]) Dieß der Bericht und zum Theil die Ausdrücke des Vogts; vgl. Friſchlins Aeußerungen No. 121. St. A.

Kegel oder Karten, und hatte innerhalb des Hauſes, obwohl durch zwei Bauern bewacht, wenigſtens bei Tag, freien Paß. [1])

Noch am Sonntag ſpät Abends war der ehrliche Jakob von Waiblingen nach Stuttgart herübergelaufen, in der Meinung, ſeinen Bruder hier zu finden, und ihm einen Brief „gen Hof," wo er ihn verhaftet dachte, hineinzuſchicken. Allein vom Kaſtellan mußte er vernehmen, daß derſelbe nicht bis Stuttgart gekommen, ſondern „an einem guten, ſichern Orte" ſei. „Hab derowegen, ſchreibt er, dieſen Brief wieder mit mir genommen, und von Stuttgart traurig wieder abzogen, das Würtembergiſch Schloß treulich angeſehen, und nicht mögen ſo bald hinauflaufen, dich oder den Burgvogt daſelbſt zu beleidigen oder zu betrüben." [2])

In Stuttgart hatte man vorerſt nur getrachtet, Friſchlin in die Hand zu bekommen; was aber weiter mit ihm anzufangen ſein möchte, darüber war erſt noch Beſchluß zu faſſen. Auch der Burgvogt auf Würtemberg ſuchte Verhaltungsbefehle nach. Dienſtag den 14ten April ſtellten die Räthe ihr Bedenken dahin: Ob ſich Friſchlin wohl, vermöge des Untervogts Bericht, geduldig und willig ergeben und unterwegen beſcheidentlich gehalten, ſehen ſie doch für gut an, der Herzog ließe ihn, „ehe ihm etwas angezeigt oder gegen ihn vorgenommen würde, eine Weile ſitzen, bis er baß in ſich ginge, ſich demüthigte und ſelbſt unterthänig ſupplicirte. Hieneben wäre auch dem Burgvogt zu befehlen, ihn mit Lieferung nicht köſtlich zu halten, ſondern ihm über jede Mahlzeit Suppen und Fleiſch und ein Gemüß, und alſo zwei Gericht, auch des Tags nur ½ Maß Weins, zu geben. Durch ſolches Alles werde er deſto mehr erinnert werden, und man hernach deſto baß mit ihm handeln können. Und dieweil auf Würtemberg keine ſolche Verwahrungen und Gemach, darin man ſeiner geſichert ſein möchte (denn dasjenige, darin er liege, nur in die Riegel gemauert, da er etwan durchbrechen und Gelegenheit auszukommen ſuchen möchte), wären dem Burgvogt Springen hinaufzuſchicken, beneben einer Perſon oder zwei, die ihm ſolche anlegen helfen, damit

[1]) Seine Zehrung auf Würtemberg während der 5 Tage von Sonntag bis Freitag Abend belief ſich auf 11 fl. 22 kr. S. No. 80, St. A. Vgl. Crus. c. Frischlin. p. 318.

[2]) Jakob Friſchlin an ſeinen Bruder, No. 27. und 34.

man ſich alſo ſeines Ausreißens nicht beſorgen dürfte." Dieß wurde vom Herzog genehmigt, bis auf die Springen: er wollte Friſchlin lieber auf ein feſteres Haus, z. B. Hohenurach, gebracht, als gefeſſelt wiſſen. [1])

Tags darauf, am Mittwoch, kündigte der Burgvogt ſeinem Gefangenen an, er habe Befehl erhalten, ihn wohl zu verwahren, Niemand zu ihm zu laſſen, und ihm nur ein Quart Wein zu einer Mahlzeit zu reichen. Auf Friſchlin wirkte dieſe Botſchaft ſehr niederſchlagend: er meinte, des Burgvogts Anfrage ſei mißverſtanden worden, und ſchrieb in dieſem Sinne an Melchior Jäger. Was der Burgvogt in Betreff ſeiner Beköſtigung geſchrieben, ſei ohne ſein Wiſſen und Willen geſchehen, er nehme mit geringer Koſt vorlieb; den Wein insbeſondere hätte man ihm nicht zu ringern gebraucht, in Sachſen habe er auch Bier trinken gelernt, und jetzt nehme er gekochtes Waſſer wegen des viertägigen Fiebers (um deſſenwillen er auch Tags vorher zur Ader gelaſſen hatte). Niemand Fremdes vor ihn zu laſſen, habe er den Burgvogt ſelbſt gebeten; er hätte Tröſtlicheres erwartet, als wie ein Uebelthäter eingeſperrt zu werden. „Ich bin vor 4 Jahren, fährt er fort, in meinem Vaterlande kommen um mein Haus und Hof, um meine Gärten und Weinberg, um alle meine Gnadengelder, die ich mit ſaurer Arbeit erlangt hatt, und endlich um mein Vaterland, da ich mit Weib und Kind in das Elend verſtoßen worden. Nun hab ich nichts Uebrigs, das ich mit mir wiederum bring, denn mein Leib und Leben, welches ich dem Römiſchen Kaiſer, dem Kaiſerlichen Kammergericht, dem Churfürſten von Mainz, inſonderheit aber unſerm G. F. und Herrn, anbefohlen hab. . . Meinem Herrn bin ich ſo gehorſam, daß auf dero gn. Befehl ich wollt von Würtemberg nicht einen Schritt weichen, wenngleich alle Thür und Thor offen und ich allerdings frei und ledig wäre." An den Bruder aber ſchrieb er: „Du hätteſt dieſe Zeit alle Tag zu mir kommen können; nun aber iſt Thür und Thor durch die Räthe zugeſperrt." [2])

Jakob fragte nun bei dem Burgvogt ſchriftlich an, ob er nicht in der Stille ſeinen Bruder ſprechen könnte, indem er zugleich die

[1]) Unterthäniges Bedenken auf des Untervogts Bericht, Stuttg. 14. April. No. 28. St. A.

[2]) Friſchlin an Melch. Jäger, No. 33 und 36. An ſeinen Bruder, No. 41. St. A.

Zuſicherung gab, es dem Gefangenen, des Ungeziefers wegen, an Wäſche nicht fehlen laſſen zu wollen.[1]) Dabei lag aber ein offener Brief an den Bruder, den der Burgvogt dieſem vorleſen ſollte: ein rechtes Probeſtück von des guten Jakob wohlgemeinter, aber ſchlechtberechneter Wohldienerei. Um ſeinen Verkehr mit dem Bruder als unverdächtig, ja heilſam, erſcheinen zu laſſen, und dieſem das Pater peccavi, das ihn retten ſollte, gleichſam vorzubeten, ſtimmt er nicht nur in diejenigen Vorwürfe ein, die man demſelben mit Recht machen konnte, ſondern macht ihm ſelbſt Dinge zum Verbrechen, in denen er nach Jakobs eigener Ueberzeugung Recht hatte. Er möge, ſchrieb er ihm, die väterliche Zucht ſeines Fürſten und ſein ehrlich Gefängniß erkennen; „denn man ſetze nicht jeden auf Würtemberg.“ Hoffentlich werde er mit Petro bitterlich weinen, und nicht mit dem halsſtarrigen Judas Buß wirken. Er müſſe ja bekennen, daß er fürs Erſte Gott erzürnet habe, transgrediendo sexto praecepto; fürs Andere vielen guten Leuten ohn Urſach getrutzt und gepochet. Denn Niemand habe ihm Urſach gegeben, eine ſolche dentatam, mordacem et acerbam Strigilem zu ſchreiben, die er ſeinen praeceptoribus zu einem unfreundlichen Gruß in ſein Vaterland mitgebracht, und da nicht genug Exemplaria geweſen, mehr zu Straßburg drucken laſſen; damit er ſich häſſig gemacht habe, „daß man ihm, redienti (sic) ex Carniola, jus civitatis nicht ohn Urſach abgeſchlagen.“ Dann habe er in Straßburg keinnützige Afterreden geführt und in Druck gegeben, durch die Frankfurter Elegie nicht blos ſeine eigene Schande ausgebreitet, ſondern auch andere ehrliche Leute angegriffen, „in summa, Niemands verſchont: und ſind — fährt er fort — deine Dialogi, Poppysmi, Celetismi, und ſchier alle scripta et opera tua voller Stich, böſer Wort und Karten. So haſt den frommen Landesfürſten oftermal in ſelben Schreiben angerühret, ja mit Worten, bei Schlaftrünken, gräulich erdurchzogen, wie man ſagt.[2])... Darum thu Buß, gang in dich ſelber,

[1]) Für Verſchwendung im Weißzeug war übrigens Jakob Friſchlin nicht. Indem er am Gründonnerſtag dem Bruder ſein Hemd, das dieſer am Palmtag in Waiblingen abgelegt hatte, gewaſchen zuſendet, läßt er ihm ſagen, er ſolle es erſt in 14 Tagen anziehen, wenn das ihm geliehene, das er jetzt anhabe, ſchwarz genug ſei. No. 37. St. A.

[2]) Im Gegenſatze zu dieſem unvernünftigen Zugeſtändniß des Bruders erklärt Frau Friſchlin in einer Bittſchrift an den Herzog vom 17. April: daß ihr

fing das Miserere mit David! und ſchick dir hiemit den Pſalter Davidis, lern auch auf ſeiner Harpffen ein Dänzlin machen, und daß es deſto baß erkling nnd gen Himmel ſpring, ſo wein dazu von Herzen ... Du wirſt auch deiner groben Zoten und närriſchen Poſſen wohl vergeſſen; es ſteht dir nicht wohl an, vor ehrlichen Leuten und Mahlzeiten ſolche grobe Zoten zu reden, da wir ja von jedem unnützen Wort Rechenſchaft geben müſſen." Nach dem ungeſchickten Strafprediger kommt nun aber der treuherzige Bruder wieder. Nicodemus ſolle froh ſein, daß er nicht im Ausland gefangen geſetzt worden, wo ihm kein Bruder beiſpringen und ſich der Seinigen annehmen könnte, wie er zu thun gedenke. Nächſtens werden ſeine Frau und Kinder bei ihm ankommen, wegen deren der Gefangene ganz unbeſorgt ſein ſolle. Die Kinder „müſſen beſſer verſorgt werden und in Zucht und Gottesfurcht mehr zunehmen denn draußen in exilio, der Nicodemus bei mir in die Schul gehen, der Friderich zu dem Stadtſchreiber allhie, daß du ſollſt wohl zufrieden ſein; deine Katharina will ich der Mutter ſchicken, und deinem Weib mehr nicht als die Anna Maria laſſen, die auf ſie warten ſoll. Wann ich zu dir darf und der Burgvogt mirs erlauben will in der Stille, ſo laß michs wiſſen; dann ich hätt viel an dir abzubrechen und Eiſen zu nehmen, damit du gedächteſt, daß du auch ein Menſch wäreſt. [1])

Der Gefangene hatte unterdeſſen die eine der in Mainz verfertigten Bittſchriften an das Reichskammergericht zu einer Supplik an den Kaiſer umgearbeitet. Er fängt darin von ſeiner lateiniſchen Grammatik an, von deren neuer Ausgabe er dem Kaiſer zwei Exemplare ſchicken will, damit dieſer „die hochgelehrten Jeſuiten zu Prag als unparteiiſche Richter darüber verhöre." Dann erzählt er den Hergang ſeines Streites mit Cruſius, berührt auch den Handel mit Fritz Herter, der mit den Seinigen für ſchwere Verbrechen viel milder als Friſchlin für ein leichtes Vergehen beſtraft worden ſei, und kommt dann auf ſein Bittgeſuch an den Herzog und die Kirchenräthe, ſammt der offenen Antwort der Kanzlei. Er beklagt ſich über den Hohn, der ihm

Mann in einem Schreiben den Herzog ſolle angegriffen haben, könne ſie nicht glauben, da er von demſelben anders nie als in allen Ehren geſprochen habe.

[1]) Jakob Friſchlin an ſeinen Bruder auf Wirttenberg (Gründonnerſtag). No. 34. St. A.

darin angethan worden; über die Anmaßung der Würtembergiſchen Beamten, in einem vor der ganzen Welt geführten wiſſenſchaftlichen Streite ſich zu Richtern aufzuwerfen; über das ihm einſeitig auferlegte Stillſchweigen, und die Verweigerung der Juſtiz gegen ſeinen Famulus. Dieſen Kanzleiherren und ihrem Patent habe er in ſeiner Antwort ſchwerlich zu viel gethan. „Dann ichs für kein fürſtlichs, ſondern für ein prädicantiſch, für kein Würtembergiſch, ſonderu für ein recht Oſiandriſch, für kein gut lutheriſch, ſondern für ein recht lotteriſch, holhipperiſch, ſpöttiſch, höhniſch Werk angeſehen.“ An den Herzog von Würtemberg habe ſein Herz dabei nicht gedacht, wie in ſeiner Sacra Protestatio gezeigt ſei. Dieſer habe daher auch kein Recht gehabt, ihn, der noch dazu eine vom Kaiſer privilegirte Perſon ſei, gefänglich einziehen zu laſſen. Ebenſo wenig wie der Churfürſt von Mainz ſchuldig geweſen, auf eine bloße Anklage, welcher der Angeklagte in continenti widerſprochen, ihn auszuliefern. Auch hätte er ſich nicht ſo gutwillig aus Mainz führen laſſen, wäre ihm nicht alles Gute verſprochen worden. Dem Gefängniß nach, in das man ihn gebracht habe (wobei die Vergehungen des Abts von Anhauſen mit grellen Farben geſchildert werden) und nach der Geſinnung etlicher Kanzleiherren, beſonders der geiſtlichen, gegen ihn, erwarte er von dieſer Seite keine Gnade, und bitte daher den Kaiſer, er wolle zur Rettung ſeiner Unſchuld und zur Handhabung ſeines weitberühmten Namens, wie zur Befeſtigung der kaiſerlichen Privilegien ſelbſt, drei oder vier Commiſſarien von Speier gen Stuttgart auf ſeine (Friſchlins) Koſten abordnen, die dann als unparteiiſche Schiedsrichter ihn ſowohl als die Würtembergiſchen Räthe gegen einander abhören, und die Sache dahin ſchlichten helfen, daß der Herzog den gegen ihn gefaßten Unwillen fahren laſſe, die Räthe aber ſich mit ſeiner Erklärung begnügen und ihn nicht weiter verfolgen. Wofern dann der Kaiſer ihn zu ſeinem Dienſte zu gebrauchen wiſſe, ſo wolle er ſich, ſammt Weib und l. Kindern, in dero allergnädigſten Willen ganz und gar, allerdings, nichts ausgenommen, ergeben.[1]) Daß in dieſer letzten

[1]) Allerunterthenigſte Supplication an die Röm. Kaiſ. Majeſtät. Würtenberg den 4ten Tag vor Oſtern nach dem alten Kalender (15. April). No. 31 und 32 (Concept und Abſchrift). St. A.

Wendung proteſtantiſche Richter, wenn das Schreiben in ihre Hände fiel, ein Erbieten zum Uebertritt finden mußten, erhellt von ſelbſt.

Dieſe Supplik, wie die ihm ſchon früher zugeſtellte Sacra Protestatio, ſollte Bruder Jakob durch den Schulmeiſter von Untertürkheim, Matthes Balinger, in's Reine ſchreiben laſſen, um Beides nach Prag an den Kaiſer ſenden zu können. Friſchlin wollte dadurch den Würtembergiſchen Räthen, wie er ſich nicht ganz ſchicklich ausdrückte, „ein Feuer unter den A. machen.“ Zugleich ſchrieb er an ſeine vornehmſten Gönner am Kaiſerlichen Hofe: den Reichsvicekanzler Jakob Kurz von Senftenau, die Räthe Erſtemberg und Griesbeck, ſie mögen um alter Kundſchaft willen ſeinem Boten helfen, daß er ſeinen Brief abliefern könne, und ihm einſtweilen ein Stück Brot und einen Trunk Bier reichen. Er unterzeichnet ſich: „Ihrer Herrlichkeiten — dienſtwilliger — armer — gefangner — verfolgter — durchächter — unſchuldiger — Nicodemus Frischlinus, cognomento aerumnosus.“ Auch an den Biſchof von Speier ſetzte er eine Bittſchrift auf, und ſchrieb außerdem an ſeinen alten Freund Th. Friedberger um Förderung ſeiner Angelegenheiten daſelbſt und um Nachrichten durch ſeinen Bruder. In dieſem Schreiben findet ſich die an ſich unverfängliche Stelle, mit der man dem Gefangenen ſpäter ſo ſehr zuſetzte: „Es ſehen die Würtembergiſchen eben einen großen Splitter in meinem Schreiben, und nehmen des großen Balken in ihrem Patent nicht gewahr. Darum ich dann verurſacht worden, ihnen ihre Balken vor der Kaiſ. Majeſtät zu entdecken.“ [1])

Immer banger wird die Stimmung des Gefangenen, und öfter wechſeln ſeine Beſchlüſſe. „Läſſeſt du mich, ſchreibt er am Mittwoch oder Gründonnerſtag dem Bruder, ſo iſt es mit mir Matthäi am Letzten, und wollt um mein Leben keinen Strohhalm geben; denn der Teufel der übt ſich grauſam.“ Statt des erwähnten Briefs an die Räthe, den der Bruder zerreißen ſolle, ſchickt er am Charfreitag einen andern, der lateiniſch, übrigens weſentlich gleichen Inhalts mit dem frühern iſt, nur daß er am Schluſſe einen Hieb auf die Lutheraner enthält, der auf günſtigen Eindruck am Prager Hofe berechnet war. [2])

[1]) No. 38. 41. 42. 43. St. A.

[2]) Prid. Paschatis veteris, ex arce Wirtemberga, ubi arctissime constrictus teneor, & singulis momentis aliquid mali exspecto. Vester miser

Aus der Supplik an den Kaiſer könne der Bruder die Stelle über den Abt von Anhauſen weglaſſen, wenn er meine, ſie möchte ihm noch größern Haß zuziehen, obwohl dieß kaum möglich ſei. „Eil mit den Sachen Prag zu, um Gottes willen, denn nichts dann lauter Ungnad vorhanden. Und hat mich der Untervogt mit glatten, ſüßen Worten von Mentz ausgebracht, ſonſt wollt ich ohn des Kaiſerlichen Kammergerichts Conſens nicht gewichen ſein, da ſei Gott mein Zeug. Heb alle Originalia fleißig auf, bis uns Gott wiederum zuſammenhilft. Schick den Brief gen Speyer, ſammt allen Sachen, ſo gen Prag ſind abgefertigt worden. Ich muß mich, dieſe heilige Zeit über, einen Tag mit ½ Maß Wein behelfen. Handel ſtill und behutſam, denn ſonſt die Sachen alle aufgefangen und intercipirt werden. Bitt dich durch Chriſtum, ſei behutſam und ſieh an kein Geld; iſt keine gewiſſe Poſt, ſo ſchick einen eigenen Boten gen Prag. Hiemit Gott befohlen. Ich will gern meinen Celetismum haben. Datum am grünen Donnerſtag anno 90. Dein armer untergedruckter Bruder Nicodemus.“ [1])

Wünſchte er von dem Bruder ſeinen Celetismus zu bekommen, ſo ſchrieb er um dieſelbe Zeit an den ihm verſchwägerten M. Veit Nördlinger, Advocaten des Stadtgerichts in Stuttgart, um den neueſten Meßkatalog und was etwa unter ſeinem Namen oder wider ihn ausgegangen ſein möchte; obwohl er dasjenige, ſo wider ihn ſei, jetzt nicht mit der gehörigen Luſt und Freudigkeit beantworten könnte.

In Betreff der Prager Sendung änderte er ſeine Anſicht noch einmal. „Lieber Bruder — ſchrieb er demſelben am Charfreitag — ich hab den Sachen alſo nachgedacht: dieweil ich noch nicht wiſſen kann, wo mein Herr hinauswill, und die Räth bis Dienſtag hieher kommen werden, ſo möcht der Bott ſo lang verziehen. Dann, wann eine Gefahr, ſo will ich ihnen die Supplication ableſen, als wenn ſie ſchon hingeſchickt und auf fürfallende Noth ſollt präſentirt werden. Da man ſich denn nicht wollt laſſen abſchrecken, und ich dir zuentbieten ließ, du ſollſt fürfahren, (oder dieſe Wort: Es ſteh mit mir gefährlich) ſo lief der Bott flück hinweg.“ [2])

Frischlinus, cui beato esse licuisset, *si Lutheranis dudum diffidere didicisset.* No. 48. St. A.

[1]) No. 29. 40. St. A.

[2]) No. 35. 45. St. A.

Doch für alles Das brauchte Frischlin nicht mehr zu sorgen: seine Prager Briefschaften waren in sicherer Hand, in der Hand derselben Würtembergischen Kanzlei, die sie beim Kaiser verklagen sollten. Während er seinem Bruder wiederholt Behutsamkeit einschärfte, setzte er selbst die gewöhnlichste Vorsicht außer Augen. Den Erlaß der Regierung an den Burgvogt, seinen Gefangenen strenger zu halten, hatte ein Bauer, Namens Michel, auf Würtemberg gebracht: diesem nämlichen Boten vertraute Frischlin an verschiedenen Tagen seine Schreiben gegen die Würtembergische Regierung zur Besorgung an. Der Michel gab ihm „die Faust darauf," sie sonst Niemanden als seinem Bruder in die Hand zu geben: allein der Michel gab sie dem Burgvogt in die Hand, und trug sie, statt in das Walblinger Schulhaus, in die Stuttgarter Kanzlei. [1])

[1]) No. 72. 119. St. A. Vgl. Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 318.

Zweites Kapitel.

Frischlin auf Hohenurach in hartem Gefängniß.

Hatte der Herzog schon früher an Hohenurach als einen sicherern Gewahrsam für Frischlin gedacht, so beschleunigten die aufgefangenen Briefe den Beschluß, ihn dahin zu versetzen. Noch am Charfreitag selbst ergingen entsprechende Erlasse an die beiden Burgvögte. Der auf Würtemberg solle des Herzogs einspännigen Knecht, Gall Meisterlin, sammt den Dienern, so er bei sich habe, dießmals bei sich ein-, und ihnen den bei ihm verhafteten Frischlin in ihre Hand verabfolgen lassen.[1])

An diesem Tage waren Frau und Kinder Frischlins bei dem Bruder in Waiblingen angekommen; er selbst hatte, wie wir gesehen haben, noch mehrere Briefe geschrieben: doch fühlte er sich unwohl, mochte Abends nicht essen, und legte sich zeitig zu Bette. Als es finster geworden und eben ein starkes Gewitter am Himmel war, kamen 5 Reiter, mit einem 6ten, leeren Pferde vor das Schloßthor, und begehrten, unter Vorzeigung des herzoglichen Schreibens, Einlaß. Es war gegen 10 Uhr, als die gewaffneten Männer vor Frischlins Bette traten, ihn aufstehen und ihnen folgen hießen. Vergebens bat der kranke und erschreckte Mann um des jüngsten Gerichts willen, sie möchten ihn nur die Nacht noch ruhen und bleiben lassen, morgen wolle er mit ihnen vor Fürsten und Herrn zur Verantwortung, ja bis in den Tod gehen. Man nahm ihn aus dem Bette, und was ihn vollends mit den bangsten Ahnungen erfüllen mußte, man ver-

[1]) Herzoglicher Erlaß, Stuttg. 17. April. No. 46. St. A.

band ihm die Augen, indem man eine ſchwarze ſpaniſche Kappe darüber zog.[1]) So hob und band man ihn auf das Pferd, und nun gings mit Fackeln und Laternen aus dem Schloß. Friſchlin, des Aergſten gewärtig, ſchrie: Iſt kein frommer Würtemberger, der mir ſage, wo ich hingeführt werde? Er zählte alle Bäche, über die es ging, um die Richtung des Zugs zu errathen. Ein Zufall kam ihm endlich zu Hülfe. Wie ſie in der erſten Frühe an Grötzingen vorbeizogen, kam ihnen ein Bauer mit einem Karren entgegen. Den fragte einer der voranreitenden Knechte, wo er herkomme? Von Urach, war die Antwort, welche der Gefangene vernommen zu haben ſcheint. Andere ſagten, er habe es von einem Bettler erfahren, den er zu ſich hergerufen: genug, bald darauf äußerte er, er wiſſe wohl, daß es auf Hohenurach gehe. Dieß erklärte er auch, als ſie dort angekommen waren, dem Burgvogt, und bat alle Umſtehenden, ſeiner Hausfrau anzuzeigen, daß er auf Hohenurach liege.[2])

Der Nordweſtſeite der ſchwäbiſchen Alb haben herabrinnende Bäche und kleine Flüſſe, auf dem Wege zur Waſſerſtraße des Neckars begriffen, eine Reihe von Thälern eingeſchnitten. Die Berge zu beiden Seiten derſelben, meiſt mit Buchenwäldern bekleidet, laufen bald in langen gewundenen Zügen hin, bald ſpringen einzelne Bergſtöcke vor, mit Felſen bekrönt, und nicht ſelten die Reſte alter Burgen tragend. Auf einer Felſenkuppe dieſer Art, nahe dem Zuſammenfluſſe der beiden Albbäche Erms und Elſach, liegt Hohenurach. Einſt der Sitz eines berühmten Grafengeſchlechts, war um die Mitte des 13ten Jahrhunderts Burg und Grafſchaft durch Kauf an die Grafen von Würtemberg gekommen. Dieſe hielten ſich zwar mehr in dem Schloſſe des unten gelegenen Städtchens auf, das im 15ten Jahrhundert, während der 40jährigen Theilung Würtembergs, Reſidenz der einen Linie war. Die Jagd in den Wäldern ringsumher machte es beliebt, und ſo war es auch ſpäter noch oft vorübergehender Aufenthalt der Würtembergiſchen Fürſten. Die zwei Perlen unter dieſen, Eberhard im Bart und Chriſtoph, haben im untern Uracher Schloſſe das Licht der Welt erblickt. Doch blieb auch Hohenurach als Veſte von Bedeutung,

[1]) Die Reiſigen hatten den Schneider Stopper von Stuttgart mitgebracht, ſie ihm anzulegen. Crus. c. Frischlin., Mſpt., p. 318.

[2]) Zuſammengeſtellt aus No. 50. 51. 55. 121. St. A. und Crus. a. a. O.

und erſt wenige Jahrzehnte vor der Zeit, in der wir ſtehen, hatte es Herzog Chriſtoph nach dem Schaden, den es im ſchmalkaldiſchen Kriege genommen, wiederherſtellen laſſen. Es war durch Natur und Kunſt ein ſehr feſter Platz, gleich geeignet, dem Feinde zu widerſtehen, und einen Staatsgefangenen ſicher zu verwahren. Wollte man einen ſolchen gleichſam verſchwinden laſſen, ſo mußte man ihn auf Hohenurach ſetzen, das der umgebenden Berge wegen ſo wenig fernher ſichtbar iſt, als es Ausſicht in das Weite bietet.

Dem Kaſtellan dieſer Veſte war in dem herzoglichen Erlaß, den ihm Gall Meiſterlin überbrachte, verboten, ſeinem Gefangenen zu entdecken, wo er ſei; wie hinwiederum auch Friſchlins Name darin nicht genannt, ſondern nur von einem Verkappten die Rede iſt, den ihm die Knechte bringen werden, den ſolle er von ihnen annehmen und in des Widertäufers Gemach legen, darin wohl verwahren, und keinen Menſchen, er, der Burgvogt, ſei denn ſelbſt dabei, zu ihm kommen laſſen; auch ſolle er ihm weder Feder, Dinte, noch Papier geben, damit er nicht etwa Briefe ſchreiben und zum Fenſter hinauswerfen könne. In Betreff der Atzung erhielt der Kaſtellan auf Hohenurach die gleiche Weiſung wie früher der auf Würtemberg; den Wein lieferte der Keller von Urach, für den Imbiß verrechnete der Burgvogt 5 Batzen täglich. [1])

Das Behältniß, in das Friſchlin gebracht wurde, nennt der Burgvogt „die obere Gefängnuß;" damit iſt nicht unvereinbar, was Cruſius ſagt, es ſei drei Schuh tief hinuntergegangen, wie auch das Weitere, daß er es einen dunkeln Kerker nennt, durch ſpätere Klagen des Gefangenen beſtätigt wird. Dieſer nennt es einen „Thurn," „die Räthe ſprechen von einem „Gewölblin," und daß es ein übles Gefängniß geweſen, geht auch daraus hervor, daß der Burgvogt gleich in ſeinem erſten Bericht anfragt, ob er den Gefangenen da laſſen, oder in ein beſſeres bringen ſolle? Noch heute wird dem Wanderer in den Ruinen Friſchlins Gefängniß gezeigt, darunter jedoch das zweite, aus dem er entfliehen wollte, verſtanden; allein die Zerſtörung iſt zu

[1]) No. 47. 55. St. A. Es iſt alſo um die Hälfte zu wenig, wenn Cruſius, a. a. O. p. 321, ſchreibt: Pascit eum castellanus Volius quotidie X crucigeris. Ihm freilich wäre es recht geweſen, wenn Friſchlin des Tags gar nur für 3 Kreuzer zu eſſen bekommen hätte.

groß und die Bezeichnung in den Urkunden zu unbeſtimmt, um eine ſichere Entſcheidung möglich zu machen.

Burgvogt auf Hohenurach war der Edle Hans Wilhelm von Wildnau, genannt Vol, von Rübgarten, und Cruſius getröſtete ſich ſchon, der werde den Gefangenen ſeinen Ausfall gegen den Adel in der Rede de vita rustica entgelten laſſen.[1]) Der Profeſſor natürlich, in welchem die Gelehrſamkeit mit der ganzen Brut kleinlicher Leidenſchaften, mit Eitelkeit, Neid, Haß und Rachſucht, zuſammenhauste, dachte ſich auch einen Edelmann von ähnlichem Schlage. Was er von dem Empfange vernahm, welchen dieſer dem Gefangenen habe angedeihen laſſen, ſchien ſeine Vorausſetzung zu beſtätigen. Als Friſchlin mit Berufung auf ſeine Privilegien Umſtände machte, in ſeinen Kerker hineinzugehen, ſoll der Burgvogt ihn mit dem Knebelſpieß bedroht, und auf ſein Verlangen nach einem Bette dem Jungen befohlen haben, etlich Bund Stroh hineinzuwerfen. Das iſt möglich; denn Vol hatte Befehl vom Herzog, den Friſchlin in das Gefängniß zu legen, und hatte noch keinen Befehl, ihm ein Bett zu geben: an die Befehle ſeines Herrn aber hielt er ſich mit eiſerner Genauigkeit. So weit war er blos Dienſtmann; aber innerhalb des Kreiſes, den dieſe Befehle um ihn zogen, war er ganz Menſch, ein biederer, wohl rauher, aber wohlwollender und mitfühlender Menſch, der von hier aus auch für jene Befehle ſelbſt, ſo weit es im Wege des Dienſtes geſchehen konnte, unabläſſig Milderung auszuwirken ſtrebte.

Die Abführung Friſchlins nach Hohenurach hatte die ſanguiniſchen Hoffnungen des Bruders Jakob doch einigermaßen geſtört. Indeß der Politicus glaubte auch ſchon einen Weg gefunden zu haben, wie auf den Herzog am erfolgreichſten zu Gunſten des Gefangenen zu wirken ſein möchte. War nicht deſſen zweiter Sohn, Friderich, den Jakob jetzt bei ſich hatte, von dem Grafen Friderich, dem muthmaßlichen Nachfolger im Herzogthum, aus der Taufe gehoben worden? Dieſem Neffen wurde alſo eine Bittſchrift an ſeinen hohen Pathen aufgeſetzt, worin die traurige Ueberraſchung geſchildert war, in welche die ſo eben in die liebe Heimath zurückgekehrte Familie durch die Nachricht

[1]) Crus. c. Frischlin. Mſpt. p. 319: Incidit in nobilem: quem ordinem ante 8 annos oratione de laude vitæ rusticæ offenderat. Εὗρε τὸν μελάμπυγον.

von des Vaters ſchreckhafter Abführung in ein härteres Gefängniß verſetzt worden ſei. Nun können und wollen ſie, Mutter und Kinder, ihres Vaters Thun nicht in allweg rechtfertigen, und „ſeine unnützen Afterreden und unbedachtes Schreiben, die er jetzt etliche Jahr her ausgegoſſen," nicht vertheidigen; ſondern nur um Schonung möchten ſie bitten, „damit man ihn nicht um ſeinen Verſtand, welchen er ſchon vorhin nicht mehr vollkommlich gehabt, bringe." Man dürfe gewiß glauben, „daß kein malitia oder desperatio in ihm ſtecke, ſondern allein eine Erbitterung et perversum suos adversarios et inimicos vindicandi pertinax studium; welches zwar ein böſer Kayb und Streitkopf an ihm ſei, aber doch mit guten Worten mehr denn mit ſolchem Proceß möchte von ihm genommen werden. Denn je mehr man abſcheulich und unbarmherzig mit ihm umgehet, je halsſtärriger, raſender, wüthender, tobender dieſer Poetenkopf werden mag, und endlich ad extremam (quod Dii prohibeant) desperationem gerathen und fallen." Es möge daher Graf Friderich bei dem Herzog Fürbitte um mildere Behandlung des Gefangenen einlegen.[1])

Doch auch für ſich ſelbſt hatte ſich der Schullehrer von Waiblingen jetzt zu wehren. Seines Bruders aufgefangene Briefe vom Schloß Würtemberg ließen ihn als Vermittler von deſſen Verkehr mit dem kaiſerlichen Hof erſcheinen. Mit doppeltem Nachdruck wollte nun ſein Mißfallen an der Handlungsweiſe des Nicodemus ausgeſprochen ſein. Der Herzog möge ja nicht glauben, ſchrieb er an dieſen, daß er mit ſeinem Bruder gegen ihn conſpirire; im Gegentheil, er ſei mit der vom Herzog über jenen verhängten Strafe vollkommen einverſtanden. Er erkenne, daß „der ganze Fehl und Mangel an ſeinem Bruder allein ſei, nämlich an deſſen Ehrgeiz, Stolz und Uebermuth, damit er ſich über ſeine praeceptores und Fürgeſetzten habe erheben und aufbäumen wollen; denn er meine nicht, daß Cruſius auch ein Menſch und Creatur Gottes und ſein Nächſter ſei, mit dem er ſich vereinigen und mit und neben ihm ſelig werden ſolle." Ihn hiezu, zur Abbitte und Ausſöhnung vornehmlich mit Cruſius und Oſtander, zu bewegen, würde er, Jakob, am eheſten im Stande ſein; daher möge man ihn und des Nicodemus Hausfrau in Gegenwart von Wächtern

[1]) Friderich Friſchlin an den Grafen Friderich von Würtemberg, Waiblingen 19. April. No. 50. St. A.

mit dieſem ſprechen laſſen. Daneben bittet er um eine Beiſteuer an Frucht zur Ernährung der Familie ſeines Bruders, da er eine ſchlechte Beſoldung „und in 13 Jahren nicht viel erobert habe.“ Es wurden ihm 2 Scheffel Dinkel bewilligt.[1])

Der gute Jakob war jetzt in beſtändiger Bewegung. Er reiste nach Tübingen, um mit Brenz, und in Bebenhauſen mit Bidembach, wegen ſeines Bruders Familie und Habſeligkeiten Rückſprache zu nehmen. Dabei machte er den Umweg über Urach, wo ſich ebendamals der Herzog aufhielt, und reichte abermals eine Bittſchrift ein, ihn mit ſeinem Bruder ſprechen zu laſſen. „Es hat ſich, ſchrieb er, der ganz tolle und thörichte Menſch in ſo viele und verſchiedene Geſchäfte eingelaſſen, daß ich nicht weiß, wie ſie abzuwickeln ſein werden.“ Nun fällt der ludi moderator in Verſe, und ſetzt „raptim et ex tempore“ 19 Diſticha aufs Papier. Erſt läßt er die berühmte gutta, welche dem Auge des nach Tomi verbannten Dichters bei der Erinnerung an ſeine letzte römiſche Nacht entſank, ſeinem Auge bei der Erinnerung an die Thorheit ſeines Bruders entſinken;[2]) dann wendet er ſich an den Herzog:

Wolle nicht ganz und gar die friedliche Muſen verſtören;
Sei den Gebrüdern Friſchlin Herzog und Vater wie ſonſt.
Gib mir doch die Erlaubniß, mit meinem Bruder zu ſprechen,
Daß ich ihn wiederum hin weiſe zum richtigen Weg.
Nichts, es ſeien denn Wächter dabei, o Herr, will ich reden,
Nichts, als was ſein Heil, ſeine Errettung bezweckt.

In dieſem poetiſchen Hundstrab geht es noch eine Weile fort.[3])

Zehn Tage nach ſeiner Ankunft auf Hohenurach wirkte ſich Friſchlin die Erlaubniß aus, an den in Urach anweſenden Herzog eine Bittſchrift aufzuſetzen. „E. F. G., ſchreibt er, bitt ich betrübter, ekranker, gefangener Mann, die wolle diß mein unterthänig, demüthig, erbärmlich Supplicirен um Jeſu Chriſti willen, als ein chriſtmilder und gottſeliger Fürſt, von mir gnädiglich auf- und annehmen.“ Er habe nie die Abſicht gehabt, den Herzog

[1]) No. 51. 52 und 53. St. A.

[2]) Stultitiam fratris quoties ego mente recordor,
Labitur ex oculis plurima gutta meis.

[3]) No 59—61, vom 25. und 26. Apr. St. A.

oder seine Räthe zu beleidigen; daß er aber in einem oder dem andern Schreiben zu hitzig gewesen, und besonders das letzte Decret der Kanzlei „mit so ungebührlichen und unbescheidenen Attributis aus einer gähen Hitz titulirt hab," sei ihm von Herzen leid. Auch was er auf Würtemberg an Melchior Jäger geschrieben (daß die übrigen Briefe aufgefangen waren, wußte er also noch nicht), sei nicht aus Trutz, sondern aus melancholischer Blödigkeit seines Haupts in Folge des Fieberanfalls hergeflossen; übrigens habe er auch in diesem Briefe seine Folgsamkeit und Demuth gegen den Herzog bezeugt. Dieser möge sich demnach an der bisherigen Strafe ersättigen lassen, und ihn wieder zu Gnaden annehmen, wie den verlornen Sohn. Er wolle dem Herzog gern in einer Klosterschule dienen, und alle Tag 2 Stunden den jungen Studenten fürlesen: eine Stund vor Mittag wolle er ihnen abwechselnd einen lateinischen und einen griechischen Schriftsteller erklären, und wiederum eine Stund nach Mittag den usum anzeigen, wie sie die alten Scriptoren ihnen können und sollen zu Nutz machen, damit sie ein fein genus dicendi und elegantem stylum bekommen. Was ihm der Herzog noch daneben von Arbeiten auflegen werde, sonderlich in Vollführung seiner Werke, auf die viel tausend Menschen warten, das wolle er unweigerlich verrichten, und also die übrige Zeit seines Lebens in stiller Ruh und gutem Frieden docendo et lucubrando zubringen. Da er auch vor 2 Jahren durch die Frankfurter u. a. Geistlichen mit den Tübinger Professoren ausgesöhnt, und seither von keinem Theil gegen den andern etwas Weiteres geschrieben worden sei, so hoffe er, mit der Zeit und bei Gelegenheit auch wieder eine Profession in Tübingen zu erlangen.[1])

Am 2ten Mai fand hierauf, in Gegenwart des Burgvogts, des Obervogts von Urach, und der Secretäre Ruof und Sattler als Protokollisten, die Besprechung Jakob Frischlins mit seinem Bruder, und zugleich das erste Verhör des Letzteren statt. Auf die erste Frage des bekümmerten Jakob nach dem Salzhandel erhielt er die beruhigende Versicherung seines Bruders, er habe sich mit den Magdeburgern so verglichen, daß Niemand mehr an ihn oder die Seinigen einen Anspruch zu machen habe. (Wahrscheinlich war an der ganzen Sache

[1]) Frischlin an den Herzog, Hohenurach, Dienstag nach Quasimodogeniti, 28. Apr. No. 62. St. A.

von vornherein nichts gewesen.) Seine zerstreuten Habseligkeiten betreffend, so liegen im (braunschweigischen) Zollhaus zu Tiefenbach 24 Ctr. auserlesener Bücher, und ein Theil seines Hausraths befinde sich noch in Braunschweig. Nach Frankfurt sei er 40 Thlr. schuldig, die er zu seinem Unterhalt habe entlehnen müssen. Weib und Kinder aber fechten ihn mehr an, als Hausrath und Gefangenschaft. Die Herren mögen sich doch bei'm Herzog verwenden, daß sein Weib und seine zwei jüngsten Kinder, Nicodemus und Katharina, bis zum Austrag der Sache in Bebenhausen unterhalten werden. Daran schloß sich die Erklärung, daß ihm, was er Ungebührliches begangen, leid sei, aber auch das Begehren, man möge ihn den Handel wider seine Gegner „mit der Feder und Papier und seiner rechten Faust" ausfechten lassen. Noch übergab ihm sein Bruder Schreiben seiner Frau und Schwester, sammt einem „Brieflin" mit Zimmt und Nägelein, und etwas Geld. Der Brief der Frau ist wenig liebenswürdig: hätte sie gewußt, daß er so halsstarrig sei, so wollte sie ihm nicht mit den Kindern nachgefolgt sein; doch hoffe sie, er werde in sich gehen und bedenken, wie er sein arm Weib und Kinder betrübt habe, daß kein Wunder wäre, sie thäte sich einen Tod an u. s. f. Beweglicher erinnert ihn die Schwester an sein „alt Mütterle; sie weiß nicht, daß du so einen Streitkopf hast, dann sie würde sonst vor Leid sterben."[1])

Denselben Tag wurde nun aber von den obgenannten Personen das erste Verhör mit Frischlin vorgenommen. Es fing von der oratio de vita rustica an, und ging bis zu der Famosschrift an die Kanzlei und die aufgefangenen Briefe herunter. Von dem Obervogt, Grafen Stephan Heinrich von Eberstein, befragt, ob er auf Würtemberg nicht eine Supplik an den Kaiser geschrieben und abgeschickt habe, darin u. A. des Abts von Anhausen gedacht sei? gab Frischlin die Antwort, er habe zwar ein solch Concept gemacht und dem Schulmeister von Untertürkheim abzuschreiben gegeben, doch allein in der Absicht, es dem Landhofmeister und Melch. Jäger zuzustellen, nicht, es an den Kaiser abgehen zu lassen. — Ob er nicht an eine Privatperson geschrieben, er gedenke dem Herzog beim Kaiser einen Balken zu entdecken oder zu biegen? Diese seltsame Redensart, betheuerte er, nie gehört, also auch nicht geschrieben zu haben (was er

[1]) No. 64. 66 und 67. St. A.

von dem Ausdruck: einen Balken „biegen“ mit Wahrheit ſagen konnte). — Ob er aber ſonſt an keine Privatperſon geſchrieben? An keine, außer Melchior Jäger, war die Antwort; außer dieſem habe er überhaupt (oder der Teufel ſolle ihn in Ewigkeit holen) ſo lang er auf Würtemberg gelegen, kein Privatſchreiben geſchrieben oder abgehen laſſen. Demnach bitte er um Gnade; habe er ſchon als ein Eſel geſtrauchelt, ſo möge ihn doch der Herzog nicht gar in's Verderben richten, ſondern in ein Kloſter verordnen, und inzwiſchen bis zu ſeiner Erledigung ihm, weil er das viertägige Fieber habe, ein ander Gemach, darin er freien Luft hätte, eingeben; einen Fluchtverſuch habe man von ihm nicht zu befürchten.[1])

Allein an Erleichterung war jetzt nicht zu denken; vielmehr war man höhern Ortes ſehr entrüſtet, daß Friſchlin „mit höchſter Peteration läugne,“ von Würtemberg aus Schreiben erlaſſen zu haben, von denen doch ſeine eigenhändigen Concepte vorlagen. Schon am folgenden Tage wurde daher ein neues Verhör mit ihm vorgenommen, in welchem M. Andreas Oſiander, der Sohn des Hofpredigers Lukas, und ſeit Kurzem deſſen College, den Hauptinquiſitor machte. Auf die Frage, was für Schreiben er auf Würtemberg verfaßt und abgeſchickt, antwortete er (wankelmüthig, heißt es im Protokoll), es ſeien Schreiben geweſen an Kurtz, Erſtemberg und Griesbeck, dann ein Brief an ſeinen Bruder, er ſolle die Schreiben gen Prag abgehen laſſen, dem er hierauf am Charfreitag Morgen einen andern habe folgen laſſen, worin er den vorigen retractirt und geſchrieben, daß ſein Bruder jene Schreiben nicht abgehen laſſen, und in dem Concept an den Kaiſer die Stelle von dem Prälaten ſtreichen ſolle. — Warum er aber geſtern ſo gräulich geſchworen, er habe auf Würtemberg kein Schreiben verfaßt noch abgehen laſſen, außer an Jäger? Daß er auf Würtemberg ſonſt nichts geſchrieben, war die Antwort, dieß geſagt zu haben, erinnere er ſich nicht; daß er aber nichts habe abgehen laſſen, habe er inſofern ſagen können, als die Schreiben in ſeines Bruders Hand ſich befunden, von welchem vorauszuſetzen geweſen ſei, er werde ſie nicht ſo ſchnell daraus gegeben, und auf ſeinen letzten Brief hin gar bei Handen behalten haben. Auf andere Privatſchreiben, ſeinen Hausrath oder Bücher betreffend, habe er die Frage gar nicht

[1]) Nic. Frischlini Bekenntnus. Actum Hohenurach 2. Mai. No. 68. St. A.

bezogen; auch ſeien ihm geſtern nicht alle eingefallen; denn er habe ſolche perturbatissimos spiritus gehabt, daß er nicht mehr gewußt, was er geſchrieben oder abgeſchickt habe. Nochmals kam jetzt der Balken, wie auch das Feuer unter das Geſäß, welches den jungen Hofprediger beſonders zu geniren ſchien, zur Sprache; Friſchlin meinte, wenn er das geſchrieben habe, ſo müſſe es ex melancholia geſchehen ſein, deßwegen wiſſe er ſich auch nicht mehr daran zu erinnern. [1])

Den üblen Eindruck, den ſeine zaudernden Geſtändniſſe auf den Herzog machen konnten, ſuchte Friſchlin durch ein Schreiben an denſelben zu verwiſchen, in welchem er, wie ſchon im Verhöre ſelbſt, die Schuld auf ſeinen kranken Leibs- und Gemüthszuſtand ſchob. „Ich hab, ſchreibt er, mein Lebtag nichts von melancholia in Erfahrung gebracht, bis ich alſo auf Würtemberg kommen. Und wie meine Stunden ſehr ungleich, alſo auch die Schreiben. Bitt E. F. G., dieweil ich am Charfreitag den melancholiſchen Gründonnerſtag ſelbſt corrigirt und Alles abgetilget, die wolle dieſen Zuſtand gnädiglich bedenken, und wo etwas Ungereimts fürgelaufen, dasſelb Alles dieſer Perturbation um Gottes willen zumeſſen, und Alles secundum æquitatem, nicht secundum jus summum auf- und annehmen. Wenn Einer in Waſſersnoth, ſo erwiſchet er Alles was er kann, damit er nicht erſauf. Mein ganz Gemüth ſtehe in Gottes und E. F. G. Willen, da ich hinfüro Alles begehr zu fliehen und zu meiden, was Gott und E. F. G. zuwider, und hergegen Alles zu thun, was Gott und E. F. G. angenehm ſein wird, ſo wahr der Herr Zebaoth im Himmel und auf Erden lebt und ſtrebt. Bitt allein, E. F. G. wolle doch um Gottes willen ſchonen und mich in dieſer Gefängnuß nicht verderben und ſterben laſſen, und meinen edlen und frommen Hauptmann, den Vollen im Rübgarten, ſeiner unterthänigen Fürbitte gewähren. Schade iſt es, daß ich meine ſchöne Gebett, die ich zu Gott thue, nicht kann, aus Mangel eines Schreibzeugs und guten Lichts, versu elego reddiren, und mit der Zeit vielen Leuten zu Nutz und Frommen drucken laſſen. Gnädiger Antwort wartend, auf Hohenurach, Montag nach Misericordias, die laß mir Gott und E. F. G. wiederfahren.“ [2])

[1]) No. 71 und 72. Vgl. No. 119 und 140. St. A.

[2]) Friſchlin an den Herzog, No. 74. St. A.

In anderem Tone ſchrieb er über dieſelbe Sache einige Wochen ſpäter an den jungen Hofprediger, der ſich bei ſeinem Verhöre ſo befliſſen gezeigt hatte, und in welchem er zugleich den Vater zu treffen gedachte. Daß ſeine Briefe unterſchlagen ſeien, habe er freilich nicht gewußt, auch nicht denken können, daß man ſich gegen ihn erlauben würde, was nur gegen einen offenbaren Feind im Kriegszuſtand erlaubt ſei. Oſiander ſolle Luthers Brief an den Herzog Georg von Sachſen de literis interceptis (geſtohlene Brief, ſchrieb der alte Hofprediger an den Rand) leſen, ſo werde er vielleicht eine billigere Anſicht von der Sache gewinnen. [1])

Dem Jakob Friſchlin waren unterdeſſen die noch in ſeinen Händen befindlichen Würtemberger Schreiben ſeines Bruders abgefordert worden, die er, da man die verfänglichſten ſchon hatte, unbedenklich an den Secretär Ruof einſchickte, nicht ohne die unvermeidliche poetiſche Zugabe zu Gunſten ſeines Bruders. Irren ſei menſchlich, insbeſondere poetiſch.

Alſo wurde mein Bruder von Wuth und Wahnſinn ergriffen,
Wie ſo gerne den toll-köpfigen Dichtern geſchieht.
So war Naſo ein Kopf, ſo Maro, ſo auch Homerus,
Wie ſich nun Friſchlin erzeigt, der mir der Nächſte von Blut u. ſ. w.

„Haec raptim et ex tempore, Waiblingae in Musaeo nostro, ubi plorant undique Musae.“ [2])

An ſeine Hausfrau hatte Friſchlin gleich nach überſtandenem Verhör gefaßt geſchrieben. Sie ſolle getroſt ſein und auf Gott vertrauen, ſich und den Kindern keinen Mangel laſſen, ſondern all ihr Silbergeſchirr verſetzen oder verkaufen; er habe den Herzog bitten laſſen, ihr bis zu ſeiner Erledigung Herberg im Kloſter Bebenhauſen zu geben. Zugleich wünſcht er durch ſie zu erhalten, was von ihm dieſe Meſſe erſchienen ſei, auch das Badiſche Colloquium (die letzte Arbeit des verſtorbenen Kanzlers Andreae). Wie ſie nun vernahm, daß ihr Mann im Gefängniß erkrankt ſei, bat ſie den Herzog um Gottes willen, ihr die Barmherzigkeit zu erzeigen, daß ſie „zu ihrem lieben Hauswirth, einigen Schatz und Troſt auf dieſer Erden, dörfte kommen,

[1]) Friſchlin an Andreas Oſiander, H. U. 25. Mai. No. 90. St. A.
[2]) Waiblingen 13. Mai, No. 75. St. A.

ihn in ſeiner Gefängnuß, Trübſal, Elend und Krankheit heimſuchen und tröſten, und ihn mit Hemden und andern nothwendigen Sachen verſehen, damit der elend und arm Mann nicht gar verderbe, verzage und ſterbe." [1])

Andrerſeits hatte aber die Ritterſchaft kaum die Kunde von Friſchlins Gefangennehmung erhalten, als ſich bereits Ausſchuß und Räthe der drei Kreiſe, Schwaben, Franken und Rheinſtrom, von Eßlingen aus mit dem Erſuchen an den Herzog wandten, „bei jetzt zugeſtandener guter Gelegenheit gegen den unwahrhaftigen Schmach- und Schanddichter dermaßen zu verfahren, daß männiglich innerhalb und außerhalb des heil. Reichs erkennen möge, daß J. F. G. den ritterlichen Adel in ihrem gnädigen Befehl haben." Auch die Braunſchweiger gedachten dieſe Gelegenheit zu benützen, und erſuchten den Herzog, Maßregeln zu ergreifen, „damit dieſer unruhige böſe Menſch (ſchreiben ſie), der nun lange Jahre her ſo viel frommer ehrlicher Leut, von denen er einestheils doch alle Gutthaten empfangen, oft ſchändlich angegriffen und geläſtert, und ſeine Gaben, die ihm Gott der l. Jugend zum Beſten verliehen, ſo übel gemißbraucht, zu wohlverdienter Straf gezogen werde." [2]) Das Geſuch der Ritterſchaft beruhte vorerſt; den Braunſchweigern wurde die ausweichende Antwort, Friſchlin ſei in Haft, und es werde in einem oder dem andern Wege die Gebühr gegen ihn erfolgen. [3])

Auf Friſchlins und ſeiner Hausfrau Bitten hatte der Herzog das Gutachten ſeiner Räthe verlangt, welches (geſtellt vom Landhofmeiſter, Melch. Jäger, Vicekanzler, Probſt und Oſiander) dahin ging: Unerachtet der Demüthigung und guten Verſprechungen des Gefangenen, geben doch die übrigen Umſtände, namentlich ſeine, trotz heiligſter Betheurung, unwahren und ſich ſelbſt zuwiderlaufenden Ausſagen in den Verhören, ſo viel zu erkennen, daß noch keine rechte Reue oder Demuth bei ihm; vielmehr hätte man, wenn er jetzt ſchon freie Luft und Wandel bekäme, ſich zu verſehen, daß die Sachen ſeinethalb nur

[1]) No. 63. 76. St. A.

[2]) Eßlingen 3. Mai. Braunſchweig 26. Mai. No. 73. 107. St. A.

[3]) Stuttgart 13. Juni, No. 108. St. A. Auch hier hat Melchior Jäger ſein Wohlwollen für Friſchlin durch mehrere ſchonende Correcturen im Concepte bewieſen.

ärger werden, er an andere ſichere Orte flüchtig ſich begeben, und von da aus mehrere Unruhe und Weiterung mit ſchädlichen Schriften anrichten würde. „Deßwegen wir, ſchließen die Räthe, zu keiner Ledigla ſſung oder andern Milderung noch derzeit rathen können, ſondern halten dafür, er wäre alſo eine Zeit lang, ohne einige gegebene Antwort auf ſeine Supplication, in jetziger custodia zu erhalten, und zu ſehen, wie er ſich ferners darin erzeigen wollte. Damit man aber inmittelſt ſein Gemüth und animi cogitationes deſto beſſer erlernen könnte, möchte ihm Papier, Federn und Dinte in ſein Gemach zu geben, dabei aber dem Hauptmann ernſtlich zu befehlen ſein, daß er, außer einer einzigen Perſon auf dem Schloß, die ihm Eſſen, Trinken und andere Nothdurft bringe, ſonſt Niemanden, ſonderlich von ſeinen Verwandten, zu ihm laſſen, deßgleichen unfehlbare Anſtellung thun ſolle, daß alles dasjenige, ſo er, Friſchlin, ſchreiben und von ſich geben würde, allein ihm, Hauptmann, zugeſtellt werde, welcher folgends Selbiges E. F. G. zuſtellen ſolle." Auch möge ihm der Hauptmann ein Bett, und bisweilen „weiße Hemder und Leinlacher, damit er dennoch andern Unraths halben nicht verderbe," geben. Wenn er nun eine Zeit lang alſo läge, und inmittelſt eine rechte Demuth ſpüren ließe, könnte alsdann der Herzog „jederzeit nach Gelegenheit die Gebühr weiter bedenken," und dabei zugleich die Klagen der Univerſität und Ritterſchaft in Betracht nehmen. [1])

Da der Herzog dieſes Gutachten genehmigte, ſo erhielt der Gefangene jetzt, nach 3 Wochen, ein Bett; aber mit dem Schreibzeug war der gute Vol, der ſelbſt nicht viel Papier zu verſchwenden pflegte, merkwürdig ſparſam: er gab dem Vielſchreiber Friſchlin 2 Bogen! Dieſe waren ſchnell gefüllt mit Briefen an die Hausfrau und die Schwäger, den Herzog und den Vicekanzler, welche der Gefangene dem Burghauptmann zur Beſtellung übergab, dieſer aber vorſchriftsmäßig (doch, wie es ſcheint, nicht ohne jenen davon in Kenntniß zu ſetzen) dem Herzog einſandte, der ſie zu den Acten legen ließ. Den Herzog mahnt Friſchlin, der die Gewährung ſeiner Bitten durch fremden Einfluß aufgehalten glaubte, „den beſten und treueſten Rath bei ſeinem fürſtlichen chriſtmilden Gemüth und hocherleuchteten gottſeligen Verſtand zu ſuchen." Den Vicekanzler bittet er um Zuſendung

[1]) Bedenken ꝛc. Stuttg. 8. Mai. No. 78. St. A.

ſeines neuerſchienenen Kallimachus und ſeiner griechiſchen Syntax, klagt über Mangel an Papier und Federn, hofft jedoch baldige Befreiung, beſonders auch durch Aichmanns Vorſchub. Die Schwäger fordert er auf, ſich mit Dr. Joh. Hochmann Erlaubniß zu einem Beſuche bei ihm auszuwirken; der Frau gibt er üble Nachrichten von ſeiner Geſundheit und wünſcht, ſie möge mit ihrem Sohne Friderich zu ihm kommen. „Hoff nicht, ſetzt er hinzu, daß man dir Solches werd abſchlagen, ſonderlich wenn du an unſern gn. F. und H. hierum anhalten würdeſt. Dann auch zu Labach und Seiſenberg in Crain unſre Oberſten den gefangenen Türken ſo viel und noch mehr Gnad, wie du ſelber geſehen, bewieſen haben; wie vielmehr iſt das zu verhoffen von einem chriſtmilden Fürſten?" Auch die Frau wird noch einmal an die Bücher erinnert, und Nicodemus (der jüngſte Sohn) ſolle alle Tag den 88. Pſalm für den Vater beten. [1]) Dieſe Friſchliniſchen Briefe begleitete ein Schreiben des Burgvogts mit der weiteren Nachricht, daß der Gefangene den Wunſch habe, das h. Abendmahl zu empfangen, und ſich geduldig und bußfertig bezeige; „iſt auch, ſetzt Vol hinzu, an ſeinem Leib ziemlich abgefallen und jetzunder etlichmal ſchwach und krank geweſen, alſo daß zu vermuthen, er werde die langwierige Gefängnuß nicht wohl leiden können." [2])

Jetzt wurde der Burgvogt angewieſen, dem Papierbedarfe ſeines Gefangenen keine Schranken weiter zu ſetzen; mit dem Abendmahl aber, meinten die geiſtlichen Räthe, werde die Noth nicht ſo groß und möchte es Friſchlin nicht recht Ernſt ſein, mithin ſolle es vorerſt unterbleiben; nur wenn er ſo krank werden ſollte, daß man ſich Sterbens bei ihm befahren möchte, ſolle ihm der Hauptmann den Pfarrer von Urach kommen laſſen, doch auch da ſelbſt dabei ſein, damit jener nicht durch den Pfarrer etwas hinausſchicke oder entbieten laſſe. [3])

Dermalen war auch wirklich ein anderes Bedürfniß dringender. Denn ehe noch die Entſchließung auf ſeinen vorigen Rapport eingelaufen war, hatte Vol zu melden, „daß dieſer Gefangene, mit Reverenz zu melden, voller Läuß laufe," und ihn um Gotteswillen gebeten

[1]) Hohenurach, Freitag vor Cantate, d. 15. Mai. No. 81—84. St. A.
[2]) No. 85. St. A.
[3]) Herzogl. Erlaß, Schorndorf 19. Mai. No. 86. St. A.

habe, Solches dem Herzog zu berichten, der ihn gewiß nicht werde im Unrath wollen verderben laſſen. Er habe ſeine Kleider jetzt ein Vierteljahr am Leib getragen, und „wiewohl ich ihm jetzunder, fährt der Hauptmann fort, zwei Hember hab anmachen laſſen, will es doch nichts an ihm helfen, ſondern, da man ihm nicht wird andere Kleider anmachen und ihn allerdings ausziehen und baden, deßgleichen ihm das Haar abſchneiden thut, iſt zu beſorgen, er mache das ganze Haus voller Ohn-Züffer.“ Der Herzog war ſogleich dafür, den Gefangenen in ein Gemächlein herauszulaſſen, bis er gebadet ſei, ihm auch neue Kleider von geringem Werthe machen zu laſſen;[1]) weil er aber auch jetzt nicht von ſeiner Sitte abging, erſt das Bedenken ſeiner Räthe einzuholen, ſo mußte Friſchlin ſeine Läuſe noch 14 Tage länger behalten.

Trotz der unbequemen Gäſte ſchwelgte dieſer jetzt in der neugewonnenen Schreibfreiheit. Briefe, Entwürfe zu Dichtungen und Anfänge von ſolchen drängten ſich. Die 12 Bücher der Hebräis wurden disponirt und ſogleich zur Ausarbeitung geſchritten. Weitläufige bibliſche Genealogien waren ohne Zweifel eine Hülfsarbeit dazu. Schon früher ausgedachte Plane zu bibliſchen Komödien wurden abermals zu Papier gebracht und etliche in der nächſten Zeit ausgeführt. Auch verſchiedene Pſalmen wurden in lateiniſche Diſtichen überſetzt. Von den Entwürfen, welche Friſchlin nach Hofe einſandte, gefiel dem cenſirenden Probſt Magirus der zur Hebräis am beſten. Doch dürfe man ihm, meinte er, dieſe Arbeit nicht eigentlich auftragen; denn geſchähe dieß, ſo „würde Friſchlin von Stund an vermeinen, er empfind der Weiche und hab ſchon mehr denn halb gewonnen.“ Es ſolle ihm alſo der Burgvogt ſeine Arbeiten wieder zuſtellen, und nur für ſich, oder wie wenn er es von einem Rath gehört hätte, die Bemerkung fallen laſſen, die Hebräis würde wohl dereinſt dem Herzog nicht zuwider ſein.[2])

Dieſem dankte jetzt Friſchlin für Papier und Dinte, ohne die er ſich in Traurigkeit verzehren würde. Er ſei ohnehin nur noch eine

[1]) Bericht des Burgvogts, mit dem herzoglichen Beſcheid, Göppingen 20. Mai. St. A.

[2]) Gutachten über eingegangene Frischlini scripta. Stuttg. 22—27. Mai. No. 91. St. A.

wandelnde Leiche. Nun bitte er aber um die fernere Gnade, seine Frau sprechen zu dürfen, mit der er wegen der Verwirrung seiner häuslichen Angelegenheiten in Folge seines langen Herumirrens nothwendig zu sprechen habe. Uebrigens verlasse er sich ganz und ausschließlich auf Gott und seinen gnädigen Herzog. [1])

Frischlins Hausfrau war nicht lange bei dem Schwager in Waiblingen geblieben. Sie klagte später ihrem Manne, wie unwerth sie von den Seinigen gehalten worden. Die Heftigkeit ihrer Gemüthsart mochte hiezu beigetragen haben. Schon nach 4 Wochen finden wir sie in Bebenhausen und Tübingen bei ihren Verwandten. Sie brachte ihren Sohn Friderich zu ihrem Schwager Rüttel auf die Schreibstube, wo er Anfangs gut zu thun versprach, doch bald wieder wegging. Auch sie selber blieb nicht, sondern machte sich zu einer größern Unternehmung auf. In der zweiten Hälfte des Mai ist sie mit ihrem jungen Sohn (Nicodemus) und einem Boten bei Waldenbuch unterwegs, wo sich ein Student von Marburg zu ihr gesellt. Auf der weitern Wanderung jedoch glaubte dieser zu bemerken, daß sie weder Geld noch Zehrung habe, und suchte sich daher von ihr loszumachen; wurde aber in der Gegend von Geisingen von Streifern aufgegriffen und vor den Untervogt gebracht. Dieser, dessen Frau der Frischlin verwandt war, ließ nun die Letztere aus der Herberge holen, und behielt sie über Nacht. Sie gedachte nach Heilbronn zu gehen, und dort einen Verschwägerten zu bitten, ihr vom Kammergericht in Speier eine Fürschrift für ihren Mann an den Herzog auszuwirken. Der Bote trug ein Kästchen mit Silbergeschirr und Geschmeide, das sie zu diesem Zwecke zu verpfänden gedachte. Sie scheint aber nicht selbst bis Speier gekommen zu sein: zwar Crusius sagt, ihr Schwager Rüttel sei ausgeschickt worden, sie dort zu holen, und auch Frischlin dankt ihr später, daß sie um seinetwillen „gen Speier zogen und ihr Silbergeschirr hab versetzen wollen;" doch die herzoglichen Räthe sagen nur, sie habe mit ihrem Silbergeschirr nach Speier reisen wollen, wenn sie nicht intercipirt worden wäre. An diese Reise, die Frischlin seiner Hausfrau zum Verdienst anrechnete, knüpften sich übrigens im Publicum üble Nachreden. Sie habe in Speier einen Lieb-

[1]) „Uraci e carcere meo squalido" 27. Mai. St. A.

haber bei ſich gehabt, hieß es; was eine Entſtellung ihrer Begegnung mit dem Studenten ſein könnte. Wie dem ſei, als Rüttel ſie zurückbrachte, ging ſie weder mit ihm nach Tübingen, noch zu Jakob Friſchlin nach Waiblingen, ſondern hielt ſich in Enzweihingen bei ihrem Verwandten Wendelin Brenz und in Geiſingen bei dem erwähnten Untervogt, Johann Widmayer, auf. [1])

Den Gefangenen machte das Ausbleiben jeder Antwort von Seiten ſeiner Frau auf ſeine Briefe (ſie waren ihr aber nicht ausgefolgt worden) ungeduldig. „Meine liebe Hausfrau, läßt er ſich am 25ten Mai vernehmen, ich ſchreib dir nun zum drittenmal und bitt, du wölleſt mich in meiner Gefängniß und Leibesſchwachheit beſuchen: ſo hab ich keine Antwort. Dieweil ich nun ſehr vom Leib abkommen, daß nichts dann Haut und Bein an mir iſt, und du mich nicht mehr kennen wirſt (ſo lauf ich auch voll Onzüfer, daß ich ſchier verdirb), und denn du aller unſrer Abred zu Höchſt ſchändlich haſt vergeſſen, ich aber nicht weiß, wie es Gott mit mir machen wird: ſo will ich dich einmal gebeten haben, du wolleſt Angeſichts dieß Briefs dich hieher gen Urach verfügen; dann ich deinthalb angehalten und verſieh mich, unſer gn. F. und H. werde dir ſolchen Zugang nicht verſagen. . . Hiemit Gott befohlen. Datum aus dem Kerker zu Hohenurach, da ich nun in die 6te Wochen verdirb und ſtirb. Dein armuthſeliger verlaſſener Mann, N. Fr.“ Ein Geſuch der Schweſter Martha, an der Stelle ihrer alten Mutter den Gefangenen beſuchen zu dürfen, wurde abſchläglich beſchieden; die Hemden u. dgl., die ſie ihm bringen wollte, wurde ſie angewieſen, zur Kanzlei einzuſchicken. [2])

Aber auch dem Herzog gegenüber ging dem Gefangenen abwechſelnd die Geduld aus. So fügte er zu dem ergebungsvollen Briefe vom 27ten Mai am folgenden Tag eine Nachſchrift, worin er dem Herzog die Wahl ſtellte, entweder ihn auf Exaudi (d. h. den nächſten Sonntag) loszulaſſen, oder, wenn dieß verweigert, und auch ſeiner Hausfrau die Erlaubniß eines Beſuches vorenthalten werde, ſo möge man ihn vor einem beliebigen Gerichte des Herzogthums anklagen:

[1]) Der Vogt Joh. Widmayer an den Herzog, Geiſingen 23. Mai. No. 88. Vgl. No. 99. St. A. Crus. c. Frischlin. p. 319 f.

[2]) No. 89. 96. St. A.

er sei bereit, seine Sache rechtlich, und wäre es auf Gefahr seines Kopfes, zu verantworten. Nur bedinge er sich aus, daß er vorher 14 Tage lang an irgend einem passenden Orte in einer Stube auf seine Kosten verwahrt werde, um sich erholen und mit seinen Verwandten berathen zu können. Zwei Tage später schreibt er in ähnlichem Sinne: der Herzog möge ihn entweder loslassen, oder doch in einem Zimmer mit besserer Luft, wenn es sein müsse in Ketten, verwahren (8 Tage darauf will er Nachts gern in dem bisherigen Gefängniß sein, nur bei Tag möchte er mehr Luft und Licht zur Arbeit haben); wo nicht, so solle er ihn vor Gericht stellen, und das Endurtheil den Universitäten Tübingen, Marburg und Rostock überlassen. Diesen Brief datirt er „E squalore carceris et pediculorum.“ [1])

In diesen Eingaben Frischlins glaubten die geheimen Räthe und Theologen noch immer keine rechte Demuth wahrnehmen, mithin auch für jetzt weder zu gänzlicher Loslassung, noch auch nur zu einer Aenderung seines Gefängnisses rathen zu können; er liege ja ihres Wissens „in einem Gewölblin, und in keinem Thurm oder schweren Gefängniß.“ Ebensowenig dazu, einen Besuch seines Weibes zu gestatten; denn man möchte gleich Achtung geben wie man wollte, so würde es ohne Practiciren nicht abgehen, wie aus ihrer Speierischen Unternehmung zu erkennen sei. Auch auf sein Begehren des Rechts sei nicht einzugehen, da dasselbe nur aus der Hoffnung entspringe, gewisse ihm verhaßte Personen auf diesem Wege desto mehr vexiren zu können. Vielmehr möge der Herzog durch Dr. Sebastian Mütschelin ein Verzeichniß sämmtlicher Frischlinischen Vergehungen anfertigen lassen, und mit diesem den Abt von Bebenhausen nach Hohenurach schicken. Der solle dem Gefangenen bedeuten, auf diese Punkte wolle ihn der Herzog peinlich beklagen lassen, ihn aber zugleich auf die Folgen aufmerksam machen, welche die Betretung des Rechtswegs für ihn haben könnte. Würde er sich nun darauf hin demüthigen, so könnte der Herzog weiter erwägen, ob ihm seiner Custodie halben Milderung zu thun. Auch Jakob Frischlin wäre zu ermahnen, sich mit seines Bruders Händeln nicht weiter zu befassen, sondern seiner Schule fleißig abzuwarten. [2])

[1]) Frischlin an den Herzog, 27. 28. 30. Mai, 7. Juni. No. 92. 97. 100. St. A.

[2]) Bedenken ꝛc. Stuttg. 5. Juni. No. 99. St. A.

Mittlerweile waren dem Gefangenen neue Kleider gemacht worden, für welche, wie für das ihm schon früher gewährte „Geläger", er sich beim Herzog bedankte; doch die Reinigung scheint noch immer nicht gründlich gewesen zu sein, und mit seiner Gesundheit stand es bedenklich. „Was mein Leben anlangt, schreibt er am 10ten Juni an Frau und Bruder, bin ich im Kerker mit zwei eisen Thüren eingesperrt, da wenig Luft und Licht, viel Onzüfer das mich plagt, nichts dann Heulen und Weinen, Schreien und Gülfen, und großer Durst, Traurigkeit und Unmuth, Fieber, Rothlauf, Schnudert (Schnupfen) und aller Jammer. Der l. Gott woll ein End machen; dann ich einem Todten denn einem Lebigen viel ähnlicher seh, und kannst mir du und die Kinder mehr nicht beweisen, dann daß ihr mir von Gott eine selige Stund erbittet." [1]) Auch den Burghauptmann bewog der Zustand seines Gefangenen, wie er denselben nach 8tägiger Abwesenheit fand, zu einer Meldung und Fürbitte bei dem Herzog. „Ich kann, schreibt er, E. F. G. nicht verhalten, daß dieser Gefangener sich so hart und übel gehebt, auch täglich zu Gott bittet und schreit, daß ihm der Allmächtige wolle seine Sünd verzeihen, wie er denn jetzunder innerhalb 8 Tagen heftig an seinem Leib hat abgenommen, also daß, wie ich nicht anders an ihm spüre, ihn eine herzliche Reu ankommen ist." Täglich liege er ihm an, er möchte den Herzog um Absendung des Abts von Bebenhausen bitten; denn er sehe wohl, es nehme sich Niemand seiner an, auch sein Weib, Kinder und Verwandte nicht. „Was denn nun, schreibt der ehrliche Dienstmann, E. F. G. ihm hierin für Gnade erzeigen wollen, steht zu dero gnädigem Gefallen." [2])

Für diese menschliche Gesinnung seines Hauptmanns empfand Frischlin eine lebhafte Dankbarkeit. Nie gedenkt er seiner ohne Lob in seinen Briefen, und hat seinem Verdienst eine eigene Elegie gewidmet, die an den Landhofmeister Erasmus von Laimingen gerichtet ist. Sein edler Hauptmann, sagt er hier, halte und liebe ihn, wie wenn er auch ein Edelmann wäre. Fleißig besuche er ihn und tröste ihn freundlich; verweise ihm aber auch oft seine Ungeduld. Bald blicke er heiter, bald finster, doch immer gut. Einen solchen Wächter

[1]) No. 106. St. A.
[2]) No. 101. St. A.

habe ihm Gott gegeben, und er wisse dem Herzog dafür Dank. Dieser selbst habe keinen treuern Diener als den Vol. Um seinetwillen wolle er, der Dichter, wenn er frei sein werde, tausend Loblieder auf den Adel singen. [1])

Um diese Zeit faßte Frischlin den Plan, an alle diejenigen, die er beleidigt hatte, oder sich abgeneigt glaubte, der Reihe nach abbittende Schreiben zu richten. Er fing bei'm Herzog an; wobei wir das Neue bemerken, daß er von jetzt an der Auskunft sich bedient, einen Theil seiner Schuld auf den Gottseibeiuns abzuladen. Der Herzog habe ihm, schreibt er, gleich Anfangs durch den Burgvogt die Vertröstung gethan, wenn er der Stangen begehren werde, so wolle er ihm Gnad beweisen. Deren begehre er nun demüthig. Sein Speirisch und seine Würtembergischen Schreiben seien ihm so leid, als wenn er seinen Vater und seine Mutter umgebracht hätte. Besonders seit er wisse, daß das Kanzleidecret auf seine Bittschrift mit Wissen des Herzogs an ihn abgegangen sei; während ihm der leidig Satan den Gedanken gemacht habe, es komme von etlichen ihm abgeneigten geistlichen Räthen her. Er nennt jetzt selbst seine Händel ungereimte, und versichert, er habe „Gott ein Votum gethan, wider keinen Menschen, er schrei oder schreib wider ihn wie er wolle, keine Feder nimmermehr anzusetzen." Denn er habe bisher erfahren, daß der leidig Satan gegen sein ingenium und seine Feder eine sondere Affection habe." Auch dem Grunde dieser Affection ist Frischlin auf die Spur gekommen. Es sei hauptsächlich „die Comoedia, anno 80 in der Faßnacht gehalten" (das Phasma), um welche ihm derselbe „Eins abzudanken" und ihn durch eben die Feder, mit welcher er viele dem Teufel mißliebige Bücher geschrieben, zu Grunde zu richten suche. Durch dessen Anstiftung geschehe es, daß, was er in bester Meinung schreibe, ihm zum Aergsten müsse ausgelegt werden. „Dann als ich in meiner oratio de vita rustica allein obiter etlicher Adelspersonen cyclopisch Wesen hatt gescholten, und über das ein ausdruckenliche exceptionem hinzugesetzt, daß meine Rede allein auf die Cyclopen dirigiret, und denn schreib, daß ich selber fürbündige Adels-

[1]) Elegia ad Erasm. Laymingium... de Wildnovio, castri Uracensis Capitaneo. Hinter der Oratio de scholis & gymnas. aperiendis, ed. Flayder, p. 102 ff.

perſonen kenne (gleichwohl aber derſelben fürbündigen wenig ſeien): da muß ich auf unerhörte Weis in Gefahr kommen und noch dazu in offentlichem Druck den unverdienten Namen haben, als ſei ich ein Adelsſchänder, ein aufrühriſcher Thomas Münzer, ein rabmäßiger Bluthund. Da ich anno 82 offenbare errores Grammaticorum caſtigier und beweis, daß aller Welt Klag wahr ſei, da man klagt, die Jugend werde viel zu lang mit unnützen praeceptis in Schulen aufgehalten: ſo muß ich in offentlichem Druck von einem ganzen Collegio ausgerufen werden, ich ſei ein Vatermörder Philippi Melanchthonis, ein Zerſtörer und Verwüſter aller Kirchen und Schulen, ein undankbarer discipulus, ein verruchter, verfluchter, verzweifelter, verlogener, ehrloſer Schelm. Da ich zu Braunſchweig in einem convivio einem Calviniſten, der unſere Kirchen und Schulen ausgemacht, mit Reimen Antwort geb, darob männiglich ein Gefallen hat, und aber die hernach in meinem Abweſen gedruckt werden, wider mein Wiſſen und Willen, und aber nichts Härteres darin begriffen, denn daß die Obrigkeit zu Wittenberg Lutheri doctrinam von dem Nachtmahl hinleg, und die gemein Sag, Wittenberg ſei gut Calviniſch: da müſſen ich und Andre den Namen haben, als haben wir den hochlöblichen Churfürſten angegriffen, das weder mir noch Andern in den Sinn kommen, und darf Joh. Major ſchreiben, der Churfürſt ſoll mich und meine Partei an Galgen henken. Da an E. F. G. ich supplicando begehr, meiner Hausfrauen Heirathgut außer dem Land zu haben, um damit meinen Nutzen zu ſchaffen, mir aber kein ander Antwort, dann ein Patent zukommen, hab ich aus Argwohn und aus Ungeduld ein hitzig Schreiben in einem Schlaftrunk zu Speier geſchrieben; und als mir nun daſſelbig wider meinen Willen aus der Hand kommen (dann ichs aboliren wollen), ſo muß ich, Gott im Himmel ſei es geklagt, den Namen haben, als hab ich darin E. F. G. Perſon ehrverletzlich angegriffen. Hilf ewiger Gott, wie könnten mir doch meine Schriften übler erſchießen? Nun, ob ich wohl aus Ungeduld und gäher Hitz gehandelt, und dazu etwa mich allerhand Betrübnus und Bekümmernus bewegt, auch mein Gemüth viel anders geſtanden, dann es etwa die Worte mit ſich bringen: jedoch ſo kann ich in dieſem Fall anderſt nicht, denn daß ich von Herzen ſchrei und ſchreib an allermänniglich die ich hiemit offendiret, ſonderlich aber an E. F. G.:

Pater, peccavi in coelum et terram.“ Er wolle ſich fortan zu Jedermanns Zufriedenheit halten und ſich mit ſeinen Feinden verſöhnen; „dazu dann E. F. G. und dero löbliche Räth, beſonders die geheimen, zu denen mein ſonderlich Vertrauen ſteht, alle chriſtliche Beihülfe geben werden. Die Wunden, ſo meine onſinnige Feder gehauen hat, ſoll die beſinnt Feder in aller Gottesforcht wieder zuheilen.“ [1])

Schiebt Friſchlin in dem Schreiben an den Herzog die Schuld ſeiner Händel nicht ohne Humor auf den Teufel, ſo geht er in ſeinem Schreiben an die Geheimenräthe (d. h. den Landhofmeiſter, Melchior Jäger und Vicekanzler) deutlicher mit der Sprache heraus. Das Thema dieſes Schreibens iſt nämlich: „Wenn mir Niemand Urſach gegeben hätt, wär ich in dieſen Jammer nie kommen.“ Hätte man ſeine oratio unverdeutſcht gelaſſen, ſo wäre der Streit mit dem Adel —, hätten die von Tübingen nicht gegen ihn geſchrieben, der grammatiſche Krieg vermieden worden u. ſ. f. Sie, die geh. Räthe, habe er nie beleidigen wollen: ſie mögen ihm alſo helfen und dem Sprüchwort nachfolgen: „Der iſt weis und wohlgelehrt, der alle Ding zum Beſten kehrt.“ Er unterwerfe ſich ganz des Herzogs Willen: wolle ihn der mit Weib und Kind in perpetuum exilium relegiren und Caution haben, daß er männiglich ſolle unangefochten laſſen: ſo wolle er gehorſam ſein und über 100 oder 200 Meilen ziehen, daß kein Menſch in dieſem Land erfahren ſolle, wo er und die Seinen hinkommen, ſo ſtill wolle er ſich verhalten. Oder beliebe dem Herzog, ihn in ein Kloſter zu verordnen, ſo biete er auch da ſeine Dienſte an. „Wollet derhalben um Gotteswillen mein ingenium und Gottesgaben in dieſem carcere nicht laſſen ſterben und verderben, ſondern wiederum auf einen Leuchter ſtecken, und vor der ganzen Welt aus dieſem Fürſtenthum (dem leidigen Satan, der dieß Ding Alles angericht, zu Leid und Gott zu Lieb) leuchten und brennen laſſen.“ [2])

Außer den geheimen, ſchrieb Friſchlin aber auch an die oberen Räthe (das größere Regierungscollegium, aus welchem der geheime Rath ſich ebendamals wie eine Art Ausſchuſſes zu ſondern begann)

[1]) Friſchlin an den Herzog, H. U. Pfingſtdienſtag, 9. Juni. No. 103 (vgl. auch No. 118). St. A.

[2]) H. U. Pfingſtdienſtag, No. 104. St. A.

und an die geiſtlichen Räthe (zu denen der Probſt, L. Oſiander, neuerdings auch Laurenz Schmidlin u. A. gehörten). Ihr Feind ſei er nie geweſen, ſchrieb er den Letzteren, wenn er gleich von Einem oder dem Andern (d. h. L. Schmidlin und Oſiander) aus falſchem Verdacht zu ungünſtig geurtheilt habe. Sie mögen ihm als Chriſten verzeihen, da er ſich ganz in des Herzogs und ihren Willen ergeben, in einer öffentlichen Schrift ſeine Fehler bekennen und fortan gegen Niemanden mehr ſchreiben wolle. Auch an den Ausſchuß der Würtembergiſchen Landſchaft, ſeine „Schwäger" (Bidembach war darunter) hielt der Gefangene nicht für überflüſſig, die Bitte zu richten, ſie möchten für ihn als ein Landeskind beim Herzog Fürſprache einlegen.[1])

Uebrig waren jetzt noch die beiden Körperſchaften, mit denen Friſchlin in offener, in Druckſchriften verhandelter Fehde lag: die Ritterſchaft der drei Kreiſe und die Tübinger Univerſität. Erſterer gegenüber konnte Friſchlin unmöglich etwas vorbringen, das nicht in ſeinen verſchiedenen Schutz- und Entſchuldigungsſchriften bereits geſagt geweſen wäre. Daher wiederholt er das zehnmal vergeblich Geſagte, und bittet ſchließlich die Junker, ſie „wollen ſich mit dieſer ſeiner Deklaration günſtiglich ſättigen laſſen, und in Anſehung der erlittenen Gefahr und ſo manchen Jammers und Elends, ſo über ihn und ſeine armen Weib und Kinder dieſe zehn Jahr her ergangen, ihn wieder begnadigen; was aus Unbedacht, da ſich dann Niemand einer ſolchen Weitläufigkeit beſorget, möcht fürgeloffen ſein, und in teutſcher Zungen zu hart laute, das mögen ſie als chriſtliche, gottſelige Junkhern nicht auf das Aergſte, ſondern auf das Mildeſt auslegen, und eben dadurch, indem ſie ſeine Entſchuldigung annehmen, männiglich zu verſtehen geben, daß ſie nicht diejenigen ſeien, welche da möchten gemeint ſein, ſondern diejenigen, welche von ſeiner Strafred werden ausgeſchloſſen." Ihre hienach hoffentlich verſöhnte Geſinnung mögen ſie dem Herzog zu wiſſen thun.[2]) Statt deſſen vernahm er ſpäter (im Auguſt), daß ſich die vom Adel aufs Neue gegen ihn regen. Nun bittet er den Herzog, ihnen anſagen zu laſſen: ohnerachtet Friſchlins öffentlicher Rechtfertigung und wiederholter Rechtserbietung, wolle er, der Herzog, denſelben doch, der Ritterſchaft zu Ehren und Andern zur Warnung, da er für-

[1]) Vom 10. und 13. Juni, No. 105. 110 und 111 St. A.

[2]) H. U. am Sonntag Trinit. 14. Juni, No. 114. St. A.

ſichtiger ſollte gehandelt haben, einen Monat länger, denn ſonſt geſchehen, im Gefängniß halten, und nicht eher herauslaſſen, bis er zum Lobe dieſes Standes eine Oration gemacht haben werde, darin er ausführe, „was der Adel ſei, wo er herkomme, wie hoch und werth er zu halten, und was man von einer wohlgeſtaffierten Ritterſchaft in Frieden und Krieg zu gewarten und hohen Nutzen haben möge.“ [1])

Begieriger muß man ſein, welchen Weg der Entſchuldigung Friſchlin der Univerſität, den Moropolitis Tubingae bacchantibus, gegenüber eingeſchlagen haben werde. Nach allerlei Mißhelligkeiten, geſteht er dieſen, ſei es hauptſächlich die Vorrede der philoſophiſchen Facultät zu des Cruſius Schrift gegen ſeine Grammatik und Strigilis geweſen, was ihn gereizt und erbittert habe. Das Elend der Verbannung habe ſeine Affecte geſteigert, Ohrenbläſer ſeien dazu gekommen: ſo habe er und Cruſius Einer des Andern Gaben und Verdienſte gräulich geläſtert und entſtellt, augenſcheinlich durch des Teufels Veranſtaltung, dem es Vergnügen gemacht habe, den Zankapfel zwiſchen zwei Männer zu werfen, die ſich ſonſt gegenſeitig geliebt und geehrt haben würden. Die ganze Zeit ſeines Aufenthalts in Braunſchweig und Heſſen habe er die Thorheit und Unverſchämtheit, die ihm hiebei zur Laſt falle, beklagt. Er hätte auf Perſönlichkeiten nicht antworten, viel weniger dieſe zurückgeben ſollen, ſelbſt wenn er von ihnen noch unglimpflicher behandelt worden wäre. Da dieß jedoch nicht mehr ungeſchehen zu machen geweſen, ſo habe er in Braunſchweig den Gedanken gehabt, dieſe an ſich löbliche grammatiſche Verhandlung in wenige rein ſächliche Dialoge zuſammenzuziehen, in denen Priscian, Saturnius und Scaliger auftreten ſollten, dieſen vier logiſche und einen rhetoriſchen Dialog folgen zu laſſen, auch eine Vorrede dazu zu ſchreiben mit dem Bekenntniß, in den früheren Dialogen das Maß der Vertheidigung überſchritten zu haben. Da ſeien aber die Händel mit den dortigen Kryptocalviniſten dazwiſchen gekommen. „Ich bekenne — ſo formulirt er ſofort ſeine Abbitte an die Univerſität — und bekenne mit Seufzen und Thränen, geſündigt zu haben gegen eure Univerſität, meine Mutter, deren Ermahnungen, öffentliche wie beſondere, ich hätte mit Gleichmuth aufnehmen und lieber etwas von meinem Recht nachlaſſen ſollen. Doch da euch ſelbſt nicht unbekannt iſt, daß

[1]) No. 165. St. A.

ich ... allzuſehr gereizt worden bin ..., ſo möget ihr leicht erachten, was Jeder von euch in meiner Lage gethan haben würde. Ich bin ein Menſch, wie auch ihr es ſeid, ſchwach von Natur zum Widerſtand gegen das Böſe, ohne Gottes und guter Menſchen Unterſtützung. Nicht Allen iſt es gegeben, ſo viel Ungemach als ich mit meiner Familie erlebt mit Gleichmuth zu ertragen." Wenn ſie Chriſten ſeien (und das ſeien ſie doch gewiß) ſo mögen ſie ihm als ihrem Beleidiger verzeihen; denn den Freunden Gutes zu thun, ſei keine Kunſt. Er denke immer noch an eine Vorrede, in welcher er die geſchlagenen Wunden wieder heilen wolle. Dieß ſage er nicht um wieder einen Platz bei ihnen zu bekommen, deſſen er ſich unwürdig gemacht habe, ſondern um ſich ihrer Verzeihung zu verſichern, wie auch er Allen und Jeden, die ihn ſo ſchwer beleidigt, von Herzen vergeben habe. Sie mögen Einen aus ihrer Mitte abſchicken, der ſich für ſeine Loslaſſung beim Herzog verwende.[1]) Dieſe Schreiben Friſchlins wurden zwar in Stuttgart bei den Acten behalten; doch brachte der Profeſſor juris, Matthäus Enzlin, am 27. Juni die Nachricht von da nach Tübingen mit, Friſchlin habe eine ſo bewegliche Supplikation an die Univerſität aufgeſetzt, daß männiglich, ſelbſt Cruſius nicht ausgenommen, ein Erbarmen darob haben werde.[2])

Nachdem er ſo den Kreis der Abbittleiſtungen durchlaufen, kehrt Friſchlin zu ſeinem Herzog zurück, und bittet ihn als „armer, betrübter, an Seel und Leib gefangener Mann" um Gnade. „Wie hoch wird Julius Cäſar, der ein Heid und ein verdammter Menſch geweſen, darin gelobt, daß er ſeinen Feinden, die ihm nach Leib und Leben geſtanden, nicht allein gnädig geweſen, ſondern auch ihre Brief, als er ſie im Läger Pompeji funden, nicht leſen wollen, damit er nicht Urſach zum Zorn und grimmiger Straf hätte. Iſt gleich ein oder mehr Ziba (das ich doch in dieſem evangeliſch chriſtlichen Hof nicht will hoffen), die mich gefangenen armen ſchwachen Mephiboſeth bei E. F. Gn. als bei einem frommen David begehren zu unterdrucken, ſo woll doch E. F. Gn. ein Davidsherz haben und nicht zu viel glauben (wie dann ſonſt E. F. Gn. nicht zu thun pflegen); ja, auch wenn ich gleich mit dem gottloſen Simei mich hätt vergriffen, mir doch, als der

[1]) No. 112. St. A.

[2]) Crus. c. Frischlin. Mſpt. p. 321.

ich um Gnad bitt, verzeihen, und den zornigen Abiſai nicht laſſen Statt finden... Gnädiger Antwort abermals wartend, mit weinenden Augen, gilfenden Seufzen, aufgehabenen Händen, gebogenen Knien und niedergefallenen Füßen, von einem chriſt=milden Fürſten, von dem ich 11 Bücher heroico versu in Druck gebracht." [1])

An demſelben Tage vollendete Friſchlin das vierte Buch ſeiner Hebräis, das eben jene Erzählungen von Mephiboſeth, Ziba und Simei enthielt, und ſchrieb die rührenden Worte darunter:

„In squalore carceris, ἄνευ βιβλίων, πλὴν τοῦ ἱεροῦ, καὶ ἐν οὐδενὶ Ἑλικῶνι.

14. Juni 90.

O wa ſeind meine Bücher?
Ja, wa ſeind meine Weib und Kinder?"

Der ehrliche Burgvogt vereinigte ſeine Fürbitte mit dem Flehen des Gefangenen. Bei Gelegenheit der Einſendung eines Theils der angeführten Schreiben kann er abermals unangebracht nicht laſſen, wie dieſer Gefangene ſich ſo übel gehebe und ihn täglich um Fürſprache bei dem Herzog bitte, daß ihm dieſer „ſo viel Gnad erzeigen und ihn aus dieſer harten Gefängniß in eine andre und beſſere legen thue, damit er nur den lieben Luft gehaben, und nicht alſo elend und erbärmlich ſtecken und liegen dürfte." An den Secretär Ruof aber ſchrieb der Hauptmann, er habe nun den Friſchlin ſchon in die 9te Woche oben, und mit Eſſen, Trinken u. ſ. f. erhalten, wiſſe aber immer noch nicht, wer ihm das Koſtgeld und Anderes bezahlen werde. „Und dieweil er, mein Gefangener, fährt Wildnau fort, vermeinet, ich habe ſein Inſiegel und Ringpitſchier noch (er hatte es zur Kanzlei eingeſandt), als bitt er mich um Gotteswillen, ich ſolle ſolches verbrechen und verkaufen, und ihme dafür in dieſer hitzigen Zeit etwa je ein halb Maß über ſein Ordinari geben; denn er ſehe doch wohl, daß ſonſten Niemand komm, der ſich ſeiner annehme oder ihm etwas bringe. Wollet demnach meinen gn. F. u. H. anſprechen, ob ich doch ihme etwas Weiteres an Wein, denn wie mir befohlen, geben ſoll, und deßhalb dem geiſtlichen Verwalter Befehl erfolgen laſſen." [2])

[1]) H. U. 14. Juni. No. 113. St. A.
[2]) No. 115. 116. St. A.

Allein von Seiten derjenigen, in deren Hände der Herzog dieſe Sache gegeben hatte, wurden Friſchlins abbittende Schreiben auch jetzt noch nicht genügend befunden. Sie ſeien, war Lukas Oſianders Gutachten darüber, „faſt alle auf Einen Schlag formirt: daß er ſich zwar ſehr demüthige, bekenne, er habe unrecht und thörlich gehandlet, und alſo viel näher dann zuvor zum Kreuz krieche; es laufe aber noch immer etwas mit, daß er gern einen Theil des Unglimpfs auf andre Leut ſchieben wollte, als durch welche er zu ſeinem unziemlichen Handeln verurſacht worden.“ Meiſtens entſchuldige er ſich blos wegen des Speieriſchen Schreibens und der Bittſchrift an den Kaiſer, während er andre Sachen, darin er nicht weniger peccirt, nur gelind anrege, oder gar mit Stillſchweigen übergehe. „So iſt es auch noch nicht ein Zeichen einer wahren Erkanntnus ſeiner Mißhandlungen, daß er in der einen Supplication an E. F. G. ſeine Widerſacher dem Ziba, einem loſen Fuchsſchwänzer und calumniatori, ſich aber dem Mephiboſeth, der ein redlicher Mann und des frommen Jonathä Sohn geweſen, vergleichet.“ Auch des Hofpredigers Rath lief auf Abſendung des Abts von Bebenhauſen hinaus, der gleichſam der St. Nicolas ſein ſollte, den ungehorſamen Knaben zu erſchrecken und mürbe zu machen, ehe man ihm einen Theil ſeiner Wünſche gewähren wollte. [1])

Als tüchtige Ruthe zu ſeiner Ausſtattung hatte unterdeſſen der neue Oberrath, Dr. Sebaſtian Mütſchelin, jenes Sündenregiſter zuſammengebunden, mit deſſen Anfertigung er kürzlich beauftragt worden war. Er war der Sohn jenes Vogts von Nürtingen, Balthaſar Mütſchelin, der vor 4 Jahren als Commiſſär in der Friſchliniſchen Adulterienſache verwendet worden war, und Friſchlin hatte ihm vordem in einer Elegie zur Magiſterwürde gratulirt. [2]) Zu ſeiner jetzigen Aufgabe fehlte es ihm nicht an Vorarbeiten: es liegen aus verſchiedenen Zeiten dergleichen Regiſter, vollendete und unvollendete, bei den Acten. Das Mütſchelin'ſche iſt vollſtändiger als alle, aber nicht gründlicher, indem mit böswilliger Einſeitigkeit alle Schuld durchaus nur auf Seiten Friſchlins gefunden wird. Zur Entſchuldigung des Verfaſſers läßt ſich anführen, daß ſeine Arbeit nicht für eine juridiſche,

[1]) Stuttgart 17. Juni. No. 117. St. A.

[2]) Opp. P. eleg. L. XIII, Eleg. 5.

ſondern lediglich für die moraliſche Wirkung auf den Gefangenen ſelbſt berechnet war, ihm die Hölle heiß zu machen. Daher iſt das Actenſtück auch ſo geſtellt, als wollte man mit Friſchlin den Rechtsweg betreten, von dem er doch gerade abgeſchreckt werden ſollte.[1])

Wie wenn Friſchlin gewußt hätte, was für eine Waffe hier gegen ihn geſchmiedet wurde, verfaßte auch er eine zuſammenhängende Darſtellung wenigſtens desjenigen, was ſich während des laufenden Jahres mit ihm begeben hatte, in ſeinem Sinn und Intereſſe, für den erwarteten Abgeſandten: eine Arbeit, deren auch wir in unſrer Erzählung uns ſchon hin und wieder bedient haben.[2])

An Eberhard Bidembach, Dr. Theol. und Abt des Kloſters Bebenhauſen, Friſchlins ehemaligen Vorgeſetzten daſelbſt und jetzt durch die Verwandtſchaft der beiden Frauen mit ihm verſchwägert, war ſchon unter dem 13ten Juni der herzogliche Befehl abgegangen, ſich zur Verhandlung mit Friſchlin nach Hohenurach zu verfügen. Aber durch Leibesblödigkeit gehindert, konnte der Prälat erſt 10 Tage ſpäter dem Befehle nachkommen. Am 23ten Juni erſchien er auf der Veſte, und ließ, in Beiſein des Burgvogts, Friſchlin aus dem Gefängniß vor ſich kommen. Wie ihn dieſer ſah und ſeinen Gruß vernahm, fing er heftig an zu weinen, und ſagte, er freue ſich ſeiner Ankunft (obwohl er wünſchen möchte, ſie wäre unter andern Umſtänden geſchehen) und hoffe, er werde ihm gnädige Reſolution vom Herzog bringen. Zugleich beeilte er ſich, die zuvor erwähnte Rechtfertigung und etliche Briefe dem Prälaten vorzuleſen und mit der Bitte um Uebergabe an den Herzog einzuhändigen.

Der geiſtliche Herr ließ ihn leſen; aber wie nun Friſchlin damit fertig war, fing jener an zu ſprechen. Und wie! „Mit ſonderem Ernſt — ſo berichtet er ſelbſt über ſeine Sendung — nachlängſt und ausführlich, hielt er ihm ſeine böſe, arge, keinnütze, leichtfertige, hochſträfliche Sachen und Händel vor, ſo er lange Zeit freventlich, boshaftig und muthwillig geübt, mit Vermelden, daß er dadurch in Gottes gerechten Zorn und Strafe gerathen, bei ſeinem gnädigen Fürſten in höchſte Ungnad kommen, und aller ehrliebenden hohen und niedern

[1]) Unterthänige ſummariſche Relation, was des verhaften Nic. Frischlini vornehmlichſte delicta und Verbrechungen ſind. No. 120. St. A.

[2]) Friſchlin an D. E. Bidembach, H. U. 21. Juni. No. 121. St. A.

Standes Perſonen Ungunſt und Widerwillen auf ſich geladen. Daraus denn auch weiter erfolgt, daß er von wegen ſeines gottloſen, ruchloſen, unchriſtlichen, üppigen, ſchandlichen, ärgerlichen, keinnützen Lebens, und daß er viel ehrlicher, ſtattlicher, anſehnlicher, weitberühmter und gegen ihn wohlverdienter Perſonen, ſo mündlich, ſo ſchriftlich, unverdienter Sachen, ganz ſpottlich, ſchimpflich und höhniſch traducirt, injurirt, calumnirt und odiose verſtringirt, auch hoher Potentaten, ſo viel an ihm, nicht verſchonet, zuletzt billig in dieſe Gefängnus und wohlverdienten carcerem gekommen ſei." Dabei werde es jedoch nicht bleiben, ſondern er habe noch ſchärfere Strafe zu gewarten, „ſonderlich wo er alſo hochmüthig, trutzenlich und hartnäckig, ohne alle Erkanntnus und Bekanntnus, auch ohne rechte Reu und Buß ſeiner vielfältig begangenen Mißhandlungen, in ſeinem gefaßten Trutz, Neid, Haß und böſen Fürſatz beharren und fortfahren werde; wie man dann noch der Zeit keine, oder doch ringe Beſſerung bei ihm ſpüren und vermerken könne, indem er bishero ſeine arge, böſe, keinnütze Sachen immerdar entſchuldigen, vertheidigen und noch dazu Recht haben wollen," auch ſchon zu etlichenmalen den Herzog, ihm das Recht widerfahren zu laſſen, vermeſſener Weiſe gebeten habe. Dieß ſei ſchon ohne ſein Erinnern des Herzogs Vorhaben geweſen und ſei es noch, nämlich, „ihn als einen treuloſen, meineidigen, ehrvergeſſenen ſigillbrüchigen Mann und Ehebrecher, auch als einen diffamatorem, calumniatorem, Schmach- und Schanddichter, vermög der Kaiſerlichen Rechte und des heil. Reichs Conſtitutionen peinlich fürzuſtellen und zu beklagen." Wie nun aber ſeine Freunde und Verwandten Solches erfahren, haben ſie für den Weg des Rechtens, weil ihm daſſelbige viel zu ſchwer fallen würde, unterthänig gebeten, und allein Gnad und Barmherzigkeit begehrt. Darauf habe ihnen der Herzog verſprochen, zuſehen zu wollen, wie Friſchlin ſich ferner halten würde, und ihn, den Sprecher, nach Urach geſchickt, jenem den fürſtlichen Willen anzuzeigen.

Nachdem der Abt dieſes Muſter einer Strafpredigt vollendet hatte, fing Friſchlin von Neuem bitterlich zu weinen an, und ſagte unter vielen Thränen: er danke Gott im Himmel und ſeinem gnädigen Fürſten auf Erden für die Gutthat, Erſterem, daß er in des Herzogs, und nicht in anderer Potentaten Gefängniß gekommen ſei, Letzterem, daß er mit ihm nicht geeilt, noch auch den ſtrengen Weg

vorgenommen habe. Er erkenne und bekenne ſeine Miſſethaten, begehr um Gotteswillen von ſeinem gnädigen Fürſten Verzeihung, wolle ſich beſſern, aller Chriſtentugenden befleißigen und alſo verhalten, daß männiglich verſpüren ſolle, „er hab ſich ſauber umkehret und ein neuer Menſch worden.“ Statt Streitſchriften zu verfaſſen wolle er künftig alle ſeine Arbeiten ad veram pietatem dirigiren; habe von der Hebräis bereits das 6te Buch angefangen, die Hiſtorie von der Ruth in deutſche Reime verfaßt und eine ſchöne Comoediam daraus gemacht; wolle daneben ſeine Commentare und Paraphraſen fortſetzen, auch gegen die Calviniſten ſchreiben. Dieweil er aber kein einig Buch, denn allein eine deutſche Bibel, dazu in dieſem engen carcere ſehr wenig Helle oder der Sonnen Schein, auch keinen Raum noch andre Gelegenheit habe, ſo zu einem fruchtbarlichen Studiren und Schreiben nothdürftig,“ ſo bat er den Abt mit weinenden Augen, ſein Geſuch um Verſetzung in ein milderes Gefängniß bei dem Herzog zu unterſtützen; „er wolle gewiß nicht weichen, noch einen Fuß herausſetzen, ſondern einzig und allein ſeinem Studiren auswarten;“ wo er dann auch, vermittelſt göttlicher Gnade, etwas Nützliches scribendo auszurichten hoffe, während in ſeinem jetzigen Kerker, der ihn an der Arbeit verhindere, Zeit und aufgewendete Koſten verloren wären.[1])

Der Abt war noch nicht den Schloßberg hinabgeſtiegen, als Friſchlin bereits ſich ſetzte, die ihm eingeflößten loyalen Geſinnungen in einem eigenen Schreiben an den Herzog zu beurkunden. Er dankt für die Abſendung des Prälaten, der ihm ſeine delicta vorgehalten habe. Nicht genugſam könne er ſolche ſeine Mißhandlung erkennen und bekennen, „da mich, ſchreibt er, der leidig Satan durch ſeinen Koth, auf die Gaben Gottes geſchmiert, alſo hart angefeſſelt hat. Das raſend, toll und unfläthig Schreiben wider E. F. G. Räth und auf ihr treuherzig wohlmeinend Patent verfluch und vermaledei ich, wie auch andere giftige, zornige, teufliſche Schreiben, mit Mund, Hand und Herzen, und hab darin gehandelt wie ein Gott- und treuvergeſſener und von dem teufliſchen Argwohn übereilter Mann.“ Wenn er in einigen Schreiben neben der Bitte um Gnade ſich zugleich Rechts erboten, ſo nehme er das nach gewonnener beſſerer Einſicht jetzt zurück und wende ſich einzig und allein an die Gnade des Herzogs mit

[1]) Relation Abts zu Bebenhauſen, d. d. 25. Juni. No. 127. St. A.

der Bitte um ein milderes Gefängniß und um Beihülfe zur Verſöhnung mit denen, die noch einen billigen Widerwillen gegen ihn haben. Indem er dem Herzog ſofort für ſeine ablehnende Antwort an die Braunſchweiger dankt, ſtellt er den Unwillen dieſer Kryptocalviniſten gegen ihn als Folge der Vertheidigung dar, die er einſt für Oſiander geſchrieben, und hofft, der Herzog werde ihn des Eifers für das reine Lutherthum, „der dazumal in ihm aufgebrochen, mehr genießen als entgelten laſſen.“ [1])

Vollends wie man es nur wünſchen mochte, lautete das Schreiben, welches Friſchlin (wohlwiſſend, daß es höhern Orts vorgelegt werden würde) am dritten Tage nach ſeinem Geſpräch mit dem Abt an ſeine Mutter und Schweſter erließ. „Es iſt doch, heißt es hier, unſer gnädiger F. und H. ein ſolcher chriſtmilder Fürſt, deſſen gleichen (keinen andern veracht) im römiſchen Reich, wie ichs erfahren, nicht zu finden iſt. Deßgleichen ſeine Räth all miteinander, keinen ausgenommen, ſolch herliche Leut, die vor der ganzen Welt ein Anſehen haben. Wie denn auch die Univerſität Tübingen gegen den andern, die ich all geſehen, eine Mutter aller Schulen iſt, und iſt mir ſo leid, daß ich ſie um des Martini Crusii willen mit hitzigen Worten, und die fürſtlichen Räth mit unnützen, zornigen Schreiben ſo übel angefahren, daß ich wollt, ich hätt dafür Schenkel und Arm verloren.“ [2])

Das Beſtreben, ſich um jeden Preis aus ſeinem Gefängniß loszuarbeiten, wurde in Friſchlin durch den Gedanken an Weib und Kinder, die zerſtreute Heerde, verſtärkt. Von den Knaben war der jüngſte, Nicodemus, bei ſeinem Oheim Jakob, der zweite, Friderich, bei Rüttel; dem Schwager und Bruder drückte Friſchlin in eigenen Schreiben ſeine Dankbarkeit aus, und hätte beſonders den zehnjährigen Nicodemus gern bei ſich geſehen, dem er auch einen lateiniſchen Segenswunſch widmete.[3]) Von ſeinem älteſten, dem Maler, wußte er gar nichts, und ſchrieb daher an ſeinen Verleger Bernhard Jobin nach Straßburg: „Wie es mit meinem Sohn Hans Jakob gehe, das begehr ich zu wiſſen, und wollet um Gotteswillen Nachfrag halten, auch was

[1]) H. U. 23. Juni. No. 123. St. A.

[2]) H. U. 25. Juni. No. 130. St. A.

[3]) Mi filli Nicodeme, Deus te servet & ornet,
Ingenio ut possis exsuperare patrem.

und wie viel er seinem Lehrmeister schuldig, das Alles meinem Schwager Caspar Rüttel gen Tübingen zu wissen thun, und meinen filium euch lassen um Gotteswillen befohlen sein." Daß er gefangen ist, sucht Frischlin in diesem und andern in das Ausland gerichteten Briefen zu verbergen, indem er nur schreibt, er habe seit der Herbstmeß wegen der Verfolgung der Braunschweiger „in keinem ruhigen Ort sein können, wie auch noch nicht." Von den Mädchen befand sich die ältere, Anna Maria, bei Frischlins altem Verehrer und Gönner, dem Assessor Camerae Jörg Ulrich von End, auf dem Kornmarkte zu Speier, dem sie (wie Frischlin sich versichert hielt) lieb und angenehm war. Die jüngere, Katharina, war bei der Großmutter in Balingen. Auch diese Letztere, so wie seine Schwieger,[1]) seine „beede alte Müetterlin," war ihm schmerzlich, so betrüben zu müssen; der Gedanke an seine Hausfrau aber „legte ihn ungeschlafen." Noch immer wußte er nicht, wo sie war und wie es ihr ging, und bei ihrem heftigen Temperamente besorgte er, sie möchte „aus Traurigkeit ihr selbst eine Schmach zufügen." Er schreibt ihr, ungewiß, ob er sie in Speyer oder in Enzweihingen zu suchen habe, sie möge sich doch „um Gotteswillen herzumachen und männiglich guten Bescheid geben in aller Geduld und christenlicher Demuth. Verfüg dich zum Herrn gen Bebenhausen und stell eine Supplication an unsern treuen holden Fürsten, als einen lebigen Engel Gottes, wie die Abigail an den frommen König David, und nimm die Schuld meines Speirischen Schreibens zum Theil auf dich, dieweil es um deines Heirathguts willen zu ist gangen. Verhoff und trau zu Gott, du werdest von unserm frommen David erhört werden, daß du eine Zeit lang mit unserm jüngsten Töchterlein, oder du allein, zu Bebenhausen verharrest, bis uns Gott wiederum zusammenhilft. Dein — so unterzeichnet er sich — anjetzo armer, aber in Gott reicher Schatz, N. Fr."[2])

Von seinen zerstreuten Habseligkeiten lagen dem gefangenen Gelehrten, wie billig, vor Allem seine „herrliche gute Bücher, die wohl 600 Thlr. werth" und noch in Braunschweig waren, am Herzen. Der Kaufherr Rodiger Horst daselbst, in Verbindung mit Polykarp

[1]) Diese schickte ihm etwas später „2 Häfelin Latwergen und 3 fl.," die ihm von dem Burgvogt zugestellt wurden. S. No. 160. St. A.

[2]) H. U. 23—26. Juni. No. 124. 125. 131. 132. St. A.

Leyſer und Melchior Neofanius, ſollte ſie ſammt den übrigen „Stip-pichen" bis Frankfurt ſchaffen, von wo dann Rüttel den Waſſertrans-port bis Heilbronn (auch der Marburger Sachen) beſorgen mochte.[1])

Da inzwiſchen der erwartete Beſcheid von Stuttgart ſich noch immer verzog, ſo fand Friſchlin gerathen, ſeinen früheren Deprecations-ſchreiben noch einige weitere hinzuzufügen. Lukas Oſiander und Lo-renz Schmidlin waren zwar ſchon in dem Schreiben an die geiſtlichen Räthe mitbegriffen, doch war ein beſondres an ſie keineswegs über-flüſſig. Beiden hatte Friſchlin Unrecht gethan, indem er ſie in Briefen und Streitſchriften als ſeine ſchlimmſten Feinde behandelte. Von Oſian-der iſt in dieſer Hinſicht ſchon die Rede geweſen. Auch den Grund der Spannung mit Schmidlin kennen wir: er lag in dem ſchwieger-väterlichen Teſtamente. Je mehr Schmidlin, als vorausſetzlich rechtlicher Mann und gewiſſenhafter Beamter, die Verordnung des Teſtators auf-recht hielt und den Poeten auf den Genuß der Zinſen beſchränkte, deſto mehr erbitterte er dieſen, der gerne das Kapital in die Hand bekom-men hätte, und häufig wiederkehrende Zuſammenſtöße bewirkten endlich einen Haß, der, wie wir ſehen werden, nicht blos einſeitig war. An dieſe beiden Männer ſchrieb nun Friſchlin, er ſei nicht werth, ihnen, die er ſo hoch verletzt, unter die Augen zu treten; doch wolle er an ihnen nicht verzagen. Alles ſei aus einem böſen teufliſchen Argwohn geſchehen, davon er beſeſſen geweſen. „Wenn meine Reu und Leid um meine begangene Mißhandlung, fährt er fort, keine wahre, recht-ſchaffene Buß iſt, ſo iſt David, Manaſſes und Petrus verloren. Wenn ihr, Herr D. Oſiander, mich wollet in dieſem meinem ſo harten Zu-ſtand heimſuchen und tröſten, will ichs nicht anderſt aufnehmen, als wenn mir Gott einen Engel vom Himmel zugeſandt hätte, auch der-maßen mein Gemüth erklären, daß ihr nicht ſollet viel Gut dafür nehmen."[2])

An der Univerſität ſtand, nach Andreäs zu Anfang des Jahres erfolgtem Tode, die Ernennung eines neuen Kanzlers bevor, und dieſe Gelegenheit ergriff der gefangene Dichter, um zum Voraus dem künf-tigen Kanzler und der ganzen Univerſität zu huldigen. In einer wohl-geſchriebenen Elegie von 42 Diſtichen geht er erſt die früheren

[1]) No. 124. 126. St. A.

[2]) H. U. 28. Juni. No. 139. St. A.

Kanzler bis auf Andreae durch, bedauert dann, dieſen gekränkt zu haben, doch habe ihm derſelbe auf ſeine Bitte noch verziehen. Dann kommt er auf die Beleidigung der philoſophiſchen Facultät, wobei er zwar nur injecta tela rejicirt, doch das Maß überſchritten habe, was er nun abbittet. Der neue Kanzler, wer es auch werden möge (D. Jakob Heerbrand wurde es), möge ſein Erſtes ſein laſſen, ihm zu verzeihen, und ſeine Collegen, vor Allen aber den Fürſten, ihm verſöhnen helfen. „Und bittet," ſchrieb er dazu an ſeine beiden Hauptgönner unter den Tübinger Profeſſoren, die Juriſten Hochmann und Enzlin, — „bittet den neuen Cancellarium um einen Trunk. Dann ich in dieſem heißen Thurn, da ich nur ein Quart Wein hab, ſchier will Durſt ſterben. Gott erbarm ſich meiner und meiner Weib und Kinder!" [1])

Zu Anfang des Juli ſchickte der Burgvogt wieder etliche Schreiben ſeines Gefangenen ein, und kann darneben nicht verhalten, daß derſelbe das Fieber gar hart bekommen habe und übel auf ſei, weßwegen er das Abendmahl zu empfangen wünſche. „Zudem, dieweil zu dieſer hitzigen und beſchwerlichen Zeit er nicht anders vermeinet, denn er müß in der Gefängnus erſticken, ſo begehrt und bitt er mich täglich ohn Unterlaß, ich ſolle ihn nur in Luft laſſen, damit er möchte einen guten Luft empfahen, und ihm eine Ader öffnen laſſen. Dieweil er denn als ein kranker und gefangener Mann das Fieber als übern andern Tag gar hart hat, und er mich ohne Unterlaß bittet, ſo hab ich doch Solchs ohne Vorwiſſen und Befehl E. F. Gn. nicht thun ſollen noch wollen." [2])

Erſt am 6ten Juli kamen die geheimen Räthe und Theologen dazu, auf des Abts von Bebenhauſen ſchon vor mehr als 8 Tagen eingelaufenen Bericht ihr Bedenken abzugeben. Friſchlin, meinten ſie, erkenne jetzt ſein Unrecht beſſer, ſo daß man seram poenitentiam verhoffen könne. Daher möge er 1) aus ſeinem jetzigen Behältniß in ein ander leidlicher Gemach, da er mehr Lufts und Lichts gehaben, auch beſſere Gelegenheit zum Studiren und nützlichen Schreiben bekommen möchte, wo man aber doch ſeiner ſicher wäre, transferiret wer-

[1]) Gratulatorium novo Academiæ Tubingensis Cancellario. 28. Juni. No. 136. Vgl. No. 137. St. A.

[2]) No. 138. (præs. in Stuttg. am 4. Juli) St. A.

den; 2) ein Chirurgus zum Aderlaß, auch der Pfarrherr zu Urach zu Reichung des h. Abendmahls, wenn er es beharrlich begehren ſollte, zu ihm eingelaſſen werden. „Und dieweil er 3) nicht allein ſeiner Leibsgelegenheit, ſondern auch habender laborum halben mit Schreiben, an dem bis daher gereichten Viertel Weins über jede Mahlzeit ſich nicht wohl betragen mag, ſo wäre ihm künftig zu jedem Eſſen ½ Maß Wein zu geben", und dazu dem geiſtlichen Verwalter, wie auch wegen des Koſtgelds, Anweiſung zu ertheilen. 4) Seine Schreiben an die Ritterſchaft und Univerſität, wie auch an die Kurfürſten von Mainz und Sachſen (an die er in der letzten Zeit auch geſchrieben hatte) vorerſt bei Handen zu behalten, und zuzuſehen, wie er ſich in mitiori custodia erzeigen werde. 5) Damit er ſeine Zeit nicht mit unnützem Schreiben hinbringe, wäre ihm eine beſtimmte Materie aufzugeben, z. B. Aeneida zu paraphraſiren, Terentium zu commentiren; wozu ihm ſein Bruder und der Abt von Bebenhauſen die Bücher liefern könnten. 6) Seine Frau und Bruder einmal in Gegenwart des Burgvogts oder ſeines „Leittenants" zu ihm zu laſſen.[1])

Am 7ten Juli wurde in dieſem Sinne ein Schreiben an den Burgvogt auf Hohenurach entworfen, das am 8ten Lorenz Schmidlin mit dem Beiſatz an Oſiander ſchickte: „und weiß ich nicht, ob es Nothdurft, daß man einen eigenen Boten deßwegen abfertigen ſolle." Der Hofprediger antwortete: „Wann es geſchrieben und unterſchrieben, ſo laſſet gleich einen eigenen Boten mit fortlaufen; dann Frischlinus iſt krank und hat jetzt oft angehalten."[2])

[1]) Hinter dem Bericht des Abts, No. 127. St. A.

[2]) No. 142. 143. St. A.

Drittes Kapitel.

Friſchlins Dichtungen im Kerker.

Wenn wir im Bisherigen über die mancherlei groben Flecken, welche den Charakter unſeres Helden entſtellen, uns nicht verblendet haben; wenn wir auch ſein Talent, das mehr ein rhetoriſches und ſatiriſches, als ein poetiſches, mehr eine Gabe der Aneignung und Nachbildung, als der urſprünglichen Hervorbringung war, keineswegs überſchätzt haben, ſo haben wir doch Eines an ihm ſtets unbedingt loben und bewundern müſſen: ſeine raſtloſe Thätigkeit und unerſchöpfliche Arbeitskraft. Hatten wir während ſeiner glücklichen Zeit anzuerkennen, daß er unter mancherlei zerſtreuenden Verhältniſſen und bei dem Lebensgenuß dennoch ſo viel und mehr an geiſtigen Arbeiten zu Stande brachte, als Andere gleichfalls nicht Unbegabte in ſtillſter wiſſenſchaftlicher Zurückgezogenheit; ſahen wir ihn hierauf unter dem Sturm des Adels und zwiſchen immer neue, nothgedrungene Verantwortungen hinein, ſeinen Julius redivivus dichten und den Ariſtophanes überſetzen ſpäter auf einer Winterreiſe, ohne Bücher, in lärmenden Herbergen, gelehrte Streitſchriften ausarbeiten: ſo ſcheint es doch, als hätte erſt der tiefſte Abgrund des Unglücks den höchſten Grad von Arbeitskraft in dieſem merkwürdigen Menſchen entbinden ſollen. In einem Gefängniß, wie wir es beſchrieben haben, eng und finſter, dumpf und unſauber; bedrängt von Krankheit, Sorgen und Jammer aller Art, hat Friſchlin binnen dritthalb Monaten nicht blos ein halbes Hundert Briefe und Bittſchriften, die zum Theil umfangreiche Actenſtücke ſind, in ſeiner Angelegenheit geſchrieben, ſondern außerdem

die Geiſtes- und Willensſtärke gehabt, erhoben über alles Perſönliche, zwei deutſche Komödien aus der bibliſchen Geſchichte und 5 Bücher eines lateiniſchen Epos, jedes Buch durchſchnittlich von 1000 Hexametern, zu dichten.

Die Aufgabe, die Geſchichte der Könige des Volks Iſrael, nach den Büchern Samuels, der Könige und der Chronik, in ein lateiniſches Epos zu bringen, alſo die Aufgabe zu ſeiner Hebraeis,[1]) wie Friſchlin dieſe Dichtung nannte, war ihm im Sommer 1589 von dem Landgrafen Wilhelm von Heſſen geſtellt worden, der, wie berichtet wird, damit ein beſſeres Leſebuch für chriſtliche Schulen, als die profanen Dichtungen der heidniſchen Poeten, gewinnen wollte. Das Proömium hatte Friſchlin gleich damals ausgearbeitet, wohl auch ſchon über die Diſpoſition nachgedacht, von welcher er jetzt aus dem Gefängniß Mitte Mai dem Vicekanzler Aichmann klagte, daß er ſie wegen Mangels an Papier und Federn nicht aufſchreiben könne. Da ihm wenige Tage darauf Schreibzeug gewährt wurde, ſo ſchickte er auch ſogleich Argumenta XII librorum Hebraeidos, ad imitationem Aeneidos Virgilii, ſammt dem ſchon früher geſchriebenen Eingang des erſten Buchs, nach Hofe ein. Alſo nach der Mitte des Mai hatte Friſchlin die Ausarbeitung der Hebräis begonnen; am 14ten Juni ſchloß er das 4te Buch derſelben, hatte demnach in höchſtens 4 Wochen 4000 Hexameter geſchrieben. 10 Tage darauf war ſchon das 5te Buch fertig; nun aber trat, in Folge von Friſchlins Erkrankung, ein Stillſtand ein. Sobald er ſich jedoch in dem milderen Gefängniß, in das er am 9ten Juli verſetzt wurde, wieder etwas erholt hatte (wir greifen hier, um von Friſchlins letzten Arbeiten im Zuſammenhang zu handeln, unſrer Geſchichtserzählung vor), machte er ſich mit doppeltem Eifer an die Arbeit. Zu Anfang Auguſt ſchickt er das 7te Buch ein; am letzten Auguſt folgte bereits die Zueignungselegie für das ganze Werk, und am 7ten September ſagt er ausdrücklich, daß er die 12 Bücher der Hebräis vollendet habe.“ [2]) In weniger als 4

[1]) Nic. Frischlini &c. Hebræis.. opus posthumum.. opera & studio Ulr. Bollingeri, ill. scholæ Bebenhusanæ Rectoris. Argent. 1599. Vor uns liegt die Ausgabe: Argentorati ex officina J. Caroli, 1610.

[2]) Dieſe Zeitbeſtimmungen ſind geſchöpft aus den Numern 83. 125. 154. 168. 177. des St. A.

Monaten alſo hatte Friſchlin, neben zwei Komödien und einer Maſſe kleinerer Arbeiten, ein Epos von mehr als 12500 Hexametern (die Aeneis hat nicht ganz 9900) geſchrieben.

Die Arbeit unterlag, wie ſie nach einander fertig wurde, der Cenſur der Theologen, d. h. des Probſts Joh. Magirus und des Hofpredigers L. Oſiander, und jenem gefiel gleich die erſte Probe, das Proömium, ſehr wohl. Nur, meinte er, werde es Aufſehens bedürfen, daß der Poet auch der veritas historica treu bleibe.[1]) Friſchlin ſelbſt hielt von ſeiner Hebräis, ob er ihr gleich, wenn er erſt in Freiheit und unter ſeinen Büchern ſein würde, noch manche Verbeſſerung zudachte, große Stücke. Er glaubte erreicht zu haben, wornach er lebenslänglich geſtrebt hatte. In der Zueignung an den Herzog Ludwig und den Grafen Friderich von Würtemberg (die ihm jetzt näher lagen als der heſſiſche Landgraf) ſagt er:

Nimm, o gnädiger Fürſt, des Würtembergiſchen Maro
Großes Gedicht in 12 Büchern, empfang' es von mir.
Oder beſitzeſt du noch einen anderen Maro: wohlan, ſo
Fordre von dieſem ein Werk, das noch vortrefflicher ſei....
Aber vergiß dabei nicht deinen gefangenen Sänger:
Seiner Feſſeln, o Herr, ledige deinen Virgil.

Und in einer Elegie an den Landhofmeiſter, Melchior Jäger und den Vicekanzler weiſſagt er:

Jenes Werk wird ſo lang als Himmel und Erde beſtehen:
Während in Moder und Staub unſre Gebeine zergehn.[2])

Auch die Zeitgenoſſen dachten nicht klein von der letzten Arbeit des unglücklichen Dichters. Seit die Gabe der Sprachen vom erſten chriſtlichen Pfingſtfeſt her aufgehört habe, ſagt der Herausgeber derſelben, Ulrich Bollinger, in der Vorrede, ſei ein heiliges Gedicht ſolcher Art nicht in der Menſchen Hände gekommen. Da es merkwürdig iſt, zu ſehen, was denn eigentlich jene Zeit an einem Werke der Art vorzüglich ſchätzte, ſo laſſen wir dieſen ganz verſtändigen Gewährsmann weiter reden. Keiner, fährt er fort, weder der alten noch der neueren Dich-

[1]) No. 91. St. A.
[2]) No. 168. 170. St. A.

ter sei dem Virgil so genau gefolgt in Hinsicht auf Erfindung, Eintheilung und Ausdruck. In Betreff der erstern sei zwar der Unterschied vorhanden, daß bei Virgil Ein Held, bei Frischlin viele (die verschiedenen Könige) nacheinander auftreten; jener Fabeln habe einmischen dürfen, dieser der Geschichte treu bleiben müssen. Doch fehle es auch an Aehnlichkeiten nicht: Goliath gleiche dem Polyphem, der Circe — die Hexe von Endor u. s. f. Hauptsächlich aber biete, zweitens, die Anordnung und Eintheilung beider Epen merkwürdige Vergleichungspunkte. So getreu sich nämlich Frischlin an die Bücher Samuels und der Könige halte, so habe er doch zugleich höchst künstlich die Virgilische Anordnung zu seinem Vorbilde zu nehmen gewußt. In der That, wie Virgil nicht von Troja's Zerstörung anfängt, so auch sein christlicher Nachfolger nicht mit Samuel oder der Salbung Sauls, sondern mit Davids Aufenthalt bei dem Philisterkönig Achis und Sauls Ende. Im zweiten Buche veranstaltet er dann gleichfalls ein königliches Gastmahl, und wie bei Virgil Aeneas an Dido's Tafel dieser die Geschichte von Troja's Fall, so erzählt bei Frischlin David an seiner eigenen Tafel dem Mephiboseth die Geschichte von dessen Großvater Saul und seinen Kriegsthaten, und bei beiden wird im 3ten Buche die Erzählung über Tafel fortgesetzt. Im 4ten Buche herrscht beiderseits eine Liebe mit tragischen Folgen: dort die der Königin zu Aeneas, die mit ihrem Untergange endigt; hier die des Königs zu Bathseba, welche die Empörung Absaloms im Gefolge hat. So weit läßt sich die Parallele im Gang beider Epen verfolgen: von da an bieten sich nur noch einzelne Vergleichungspunkte dar.

Für den besten Theil seines Werkes hat Frischlin das siebente Buch angesehen, welches den Besuch der Königin von Saba bei Salomo enthält. Mit Recht; nicht allein weil er in dasselbe, wie er äußerte, den ganzen Schatz von Latinität, den er während 25 Jahren gesammelt, hineingearbeitet hat. Sondern deßwegen, weil er sich eigentlich nur hier erlaubt hat, von dem Bande der prosaischen alttestamentlichen Geschichtserzählung sich einigermaßen loszureißen, und als Dichter einzelne Scenen frei zu componiren. Zwar, daß er am Anfang die Beschreibung des Salomonischen Palastes noch ganz trocken nach seiner Quelle gibt, ohne dieselbe zu der ankommenden Königin

in Beziehung zu ſetzen, iſt noch ungeſchickt genug. Doch legt er nun dieſer eine Anrede an Salomo in den Mund, deren Complimente aus der Schilderung ſeiner Weisheit 1 Kön. 5, 9 ff. genommen ſind, während ſeine Antwort frei nach claſſiſchen Muſtern gebildet iſt. Hierauf ſtellt der Dichter, wie er ſich ſchon am Ende des erſten Buchs dieſes Vortheils bedient hatte, wieder eine Mahlzeit an. Während derſelben erſcheint ein genealogiſcher Pokal mit den Bildniſſen von Ruth und Boas, der Rahab u. a., deren Geſchichten erzählt werden; dann ſoll Nethanja das Lied der Anna, der Mutter Samuels, ſingen, wozu Salomo eine hiſtoriſche Einleitung gibt. Bei der Beſchreibung des Tempels geht ſodann Friſchlin geſchickter als vorhin bei der des Palaſtes zu Werke: Salomo führt die Königin hinein und beſchreibt ihr die einzelnen Theile unter dem Herumwandeln; von einigen gibt ſie auch ſelbſt während des Anſchauens eine Schilderung; wobei nur die proſaiſchen Ellenmaße ſtören, die er (übrigens gewiß zum Wohlgefallen der Theologen, die ſo ſehr auf fides historica drangen) genau dem bibliſchen Text entnimmt.[1]) Schon am Schluſſe dieſes Buchs aber ſinkt unſer Poet wieder in die Dienſtbarkeit ſeiner Quellen zurück, indem er die Notizen von Salomos Weibern, Abgötterei und Feinden ganz ſo trocken und chronikartig gibt, wie er ſie 1 Kön. 11. findet. Aus dieſer Knechtſchaft erhebt er ſich in den übrigen Büchern nur ſelten; wodurch ſeine Erzählung für eine poetiſche viel zu kurz und leblos wird. Freilich, wo ſollte es hinaus mit einer Dichtung, welche die Geſchichte von fünf Jahrhunderten in Einzelſchilderungen wiedergeben wollte? woraus aber eben (neben Anderem die Verkehrtheit der ganzen Idee eines ſolchen Epos erhellt.

Ueber die Form des Gedichts, was Ausdruck und Verſe betrifft, können wir kurz ſein, da uns Friſchlins Art hierin aus früheren Beiſpielen ſattſam bekannt iſt. Der Entlehnungen und Parodien ſind es darum nicht weniger, weil er dießmal ohne Bücher und Collectaneen, einzig auf ſein Gedächtniß verwieſen war. Den Virgil vor Allen muß er geradezu auswendig gewußt haben. Aus ihm begegnet

[1]) So bei der Bundeslade: Longa duos cubitos & dimidium &c. Bei Erzählung der Schickſale der Bundeslade waren die „Aerſe der Philiſter“ nicht zu umgehen; doch Salomo iſt ein wohlerzogener Mann, der das s. v. nicht vergißt: Effanti veniam dabis, inclyta diva.

uns ſchon im Eingang das genus alto a sanguine — Judae (divom); die Frage, quo numine laeso Gott die Bewohner Kanaans ausgerottet habe? u. ſ. f.; bis die Reflexion: Tantae molis erat, Solymaeum condere regnum (ſtatt Romanam c. gentem) einen Ruhepunkt gewährt. So geht es mit Reminiſcenzen fort vom Anfang des erſten bis zum Ende des zwölften Buchs, wo, bei Gelegenheit der Zerſtörung Jeruſalems, der Vers: Tantae sunt animis Jehovae coelestibus irae etc. eine letzte Virgiliſche Parodie iſt. Dieſe Anwendungen claſſiſcher Verſe ſind auch hier zum Theil recht ſinnreich. Geſchickt hat Friſchlin überdieß einen Theil der hebräiſchen Namen lateiniſch zuzuſtutzen gewußt. Saul, der Sohn Kis, heißt ihm Cissides; Joab, der Sohn Zeruja, Serviades; ja, Jehova ſelbſt muß ſich den gentilen Genitiv Jovis gefallen laſſen. Neben dem aber macht es dem chriſtlichen Virgil kein Bedenken, ganze Versſchnüre voll der gräulichſten Judennamen aneinanderzureihen,[1]) und im Ausdruck geſtattet er ſich Hebraismen, durch welche das Lob rein Virgiliſcher Latinität, das die Herausgeber unſerm Epos ſpenden, merklich beſchränkt wird. Verſe wie den:

Et tuus ingressus tuus egressusque placebet,

würde Virgil ſchwerlich verſtanden, und vor dem:

Ablue tot sordes, quibus haec mea pectora foetent,

ſich mit Ekel abgewendet haben. Noch gehört zur Charakteriſtik dieſer judenchriſtlichen Aeneis, daß darin ſchon zu Davids Zeit per tria caeli numina geſchworen und dem David ein Nachkomme verheißen wird,

Qui non solus homo, sed erit quoque certus ab alto
Axe Deus;

von dem es dann aber mit geſchickter Virgiliſcher Parodie heißt:

Huic ego nec metas rerum nec tempora pono:
Imperium sine fine dedi. Vergl. Aen. I, 278 f.

[1]) Josaba, Jehasiel, Jeremias atque Johannes:
Bealias, Jerimus, Samarias Saphatiasque &c.

Während ſeiner Studien zur Hebräis war Friſchlin in der Geſchichte Davids einmal auf einen kritiſchen Zweifel geſtoßen, den er alsbald dem jüngeren Oſiander mittheilte. 1 Sam. 16. werde David aus ſeines Vaters Hauſe zu Saul berufen, um vor ihm auf der Harfe zu ſpielen, und zuletzt heiße es, er ſei des Königs Waffenträger geworden. Kap. 17. werde er abermals aus ſeines Vaters Hauſe in das Lager Sauls zu ſeinen Brüdern geſchickt, und als er mit Goliath kämpfen wolle, kenne ihn weder Saul noch Abner. Wie dieß möglich geweſen, wenn er, laut des vorigen Kapitels, ſchon vorher Sauls Waffenträger war? Dieſe Beobachtung hatte ihre vollkommene Richtigkeit: aber die Art, wie Friſchlin den Widerſpruch zu löſen ſuchte, war nicht weit her. Erſt vermuthete er, es ſei mit dem Text eine Umſtellung vorgegangen, und wollte Kap. 16, V. 14—23 an den Schluß des 17. Kap. verſetzen; dann glaubte er ſich durch die Annahme einer Prolepſis von Seiten des Erzählers abfinden zu können: bis er zuletzt entweder merkte, daß das keine Zweifel ſeien, die ein Gefangener einem Hofprediger beichten dürfe, oder wirklich davon zurückkam: genug, er widerrief Alles und entſchuldigte ſich mit ſeinem verwirrten Gemüthszuſtande, aus welchem er nun auch in der Hebräis Sauls Vergeßlichkeit in Betreff ſeines Waffenträgers erklärt. Wenn Friſchlin außerdem eine Zeitlang meinte, die Bücher Samuels und der Könige nach denen der Chronik berichtigen zu müſſen, ſo wußte der alte Oſiander beſſer als unſer kritiſcher Dilettant, daß dieß nicht angehe, da die erſteren Bücher die älteren, die der Chronik aber erſt nach dem babyloniſchen Exil geſchrieben ſeien. Friſchlin traue ſich eben auch in der Theologie allzuviel zu, und wenn man ihm nicht mit Commentariis gelehrter Leut behülflich ſei, werde er in ſeiner Hebræis viel errores begehen.[1])

Aehnliche Beſorgniſſe der Theologen machte Friſchlin auch durch etliche Entwürfe bibliſcher Komödien rege, welche er denſelben aus dem Gefängniß einſandte. Aus den beiden erſten Kapiteln des Matthäus und Lukas gedachte er „ein latinam Comoediam zu machen, welche alle Jahr auf den Neujahrstag oder am nächſten Tag hernacher, mit großem Nutzen allenthalben agirt werden könne.“[2]) Dabei galt es,

[1]) No. 90. 93. 117. St. A.

[2]) S. hinter Methodus declamandi p. 162. Womit zu vergl. das Gutachten der Theologen vom 22.—27. Mai, No. 91. St. A.

die Widersprüche zwischen Matthäus und Lukas auszugleichen; welches Frischlin im Allgemeinen auf die gewöhnliche Weise, zu Gunsten des Letzteren, thut. Er läßt Joseph und Maria in Nazareth zu Hause sein, der Schatzung wegen nach Bethlehem reisen, dann über Jerusalem, wo die Darstellung im Tempel erfolgt, nach Nazareth zurückkehren. Die Magier wollen nach Bethlehem ziehen, da jedoch die heil. Familie schon wieder in Nazareth ist, so muß der Engel in Gestalt eines Sternes sie dahin weisen; „welches aber, wie der Probst Magirus mit Recht bemerkt, dem textui gar nicht gemäß ist. Daß in actu secundo, fährt er in seiner Beurtheilung fort, der Engel die Jungfrau Mariam ob einer Kunkel findet, ist nicht unrecht, dann sie hiermit in ihrem Beruf gewesen; aber die Papisten werdens calumniren." Daß aber der weitherzige Poet gar den Engel zu Joseph sagen ließ, die Maria dürfe er nicht berühren, lieber möge er, selbiger Zeit Brauche nach, noch ein Weib dazu nehmen — was sollte der gute Probst dazu sagen? Jedenfalls, meinte er, werde die Arbeit vor dem Drucke noch einer Revision bedürfen. Allein sie kam nicht zur Ausführung.

Der Plan Frischlins, aus der Geschichte Josephs eine Reihe von Komödien zu machen, ist uns schon von früher her bekannt. Jetzt schickte er gleichfalls einen Entwurf, Prologe und Inhaltsanzeigen der einzelnen Acte in deutschen Reimen, ein. Die Disposition fand der Probst „nicht bös;" doch hatte er auch hier zweierlei Bedenken. Fürs Erste: „Joseph ist unschuldig in carcerem gelegt worden; vielleicht würde D. Frischlinus auch unschuldig in seinem Gefängnus wollen sein." Fürs Andere bedünkte den Probst, Frischlin „sei bei Weitem nicht so felix in deutschen Reimen (die unterweilen übel klappen) als in lateinischen Versen; möchten vielleicht solche Comoediae, wenn sie vollends also teutsch verfertigt würden, die gratiam nicht erlangen, die sonst latinae Comœdiae Frischlinianae haben." Dem letztern Urtheile stimmte Osiander mit dem Zusatze bei, „man finde allerwegen deutsche Reimenmacher, die in hoc genere feliciores seien dann Frischlinus." Die deutsche Literaturgeschichte würde dem Hofprediger dankbar sein, wenn es ihm gefallen hätte, diese Glücklichern namhaft zu machen; denn, ohne von Frischlins, oder überhaupt von den Reimen jener Zeit besonders erbaut zu sein, kennt sie wenigstens

keinen Zeitgenoſſen, der beſſere gemacht hätte. Friſchlin theilte die Geſchichte Joſephs in drei Stücke ab, denen er, wie ſchon früher erwähnt, Terenziſche Namen gab; zur Ausführung ſcheint keines derſelben gekommen zu ſein.

Zu Ende des Juni ſchrieb Friſchlin aus dem Gefängniß an ſeinen Bruder: „Hiemit ſchick ich dir eine teutſche Comödi, die Ruth, zu Lob und Dank dieſer reichen Ernt; wolleſt ſie verbeſſern und anrichten.“ Noch eine andre werde er bei den geheimen Räthen finden, aus dem 1. und 2. Kapitel Johannis, die „auf jede Hochzeit gerichtet“ ſei; auch die ſolle er beſſer machen; „denn bei mir, ſetzt der Gefangene hinzu, nicht viel Muth Comoedias zu ſchreiben, bis daß mir wiederum ein gnädiger Sonnenglanz von Hof aus ſcheinen wird.“ Vierzehn Tage ſpäter bittet er den Herzog, die zwei deutſchen Komödien, die er „zu einer Erquickung in ſeiner mühſeligen Gefängnus“ gemacht habe, ſeinem Bruder zuſtellen zu laſſen, „der ſie ausbalieren und etwa zu Gelegenheit an ſeinem Ort agiren ſolle.“ [1]) Allein des Hofpredigers Urtheil über Friſchlins Komödie von der Ruth ging dahin, ſie habe „eine ſchlechte gratiam, wie faſt alle ſeine teutſche Reime,“ es wäre beſſer, „daß er ſolchen laborem an lateiniſche scripta verwendete“: und ſo wurden die beiden deutſchen Komödien als „ein unnothwendig Werk bei der Hand behalten:“ [2]) wie ſie ſich denn auch heute noch ungedruckt bei den Friſchliniſchen Acten des Würtembergiſchen Staatsarchives finden. [3])

Zu der Komödie von der Ruth findet ſich aus früherer Zeit eine lateiniſche Dispoſition, [4]) von der aber die deutſche Ausführung mehrfach abweicht. Im Allgemeinen war der Gang des Stücks durch den der bibliſchen Idylle vorgezeichnet, die eine dramatiſche Bearbeitung zuließ, obwohl nicht eben wünſchenswerth machte. Auch im Aus-

[1]) Hohenurach 26. Jun. und 10. Jul. No. 131 und 145. St. A.

[2]) No. 141 und 149. St. A.

[3]) Fasc. 17. No. 16 und 17. (No 18. ſind die Summarien zum Joſeph.) In dem Index secundus vor der Methodus declamandi, Argentinæ 1606, führt der Buchdrucker, Jo Carolus, auf: Volumen Germanicarum Comœdiarum, quod, uti spero, futuris nundinis tibi exhibebo. Allein weder C. H. Langius, noch ſonſt Einer von denen, die ſich mit Friſchlin's Leben und Schriften beſchäftigt haben, hat etwas davon geſehen.

[4]) Hinter der Meth. declamandi, p. 165 ff.

druck hält ſich der gefangene Dichter treulich an ſeine deutſche Bibel, und mit derſelben Leichtigkeit, wie früher Cäſars Proſa und Virgils Hexameter in Terenziſche Senare, ſehen wir ihn hier die lutheriſche Bibelſprache in Hans Sachſiſche Reime verwandeln,[1]) wobei wir freilich manche Länge, manches Flickwort in den Kauf nehmen, übrigens auch bedenken müſſen, daß wir es nur mit einem erſten Entwurf, nicht mit einer gefeilten Arbeit, zu thun haben. Dagegen ſind die Charaktere ſchon in dieſem erſten Wurfe, freilich unter Vorſchub der trefflichen bibliſchen Erzählung, leicht und ſicher umriſſen, die Scenen natürlich angeordnet und geführt, und in etlichen luſtigen Perſonen und Auftritten zeigt Friſchlin auch jetzt noch ſeine ungeſchwächte komiſche Kraft. Cruſius, der ihm zum Vorwurf machte, in jedem ſeiner Stücke einen oder mehrere Stände oder Berufsarten beleidigt zu haben, würde dießmal die Fruchthändler als die beleidigte Kaſte haben aufführen müſſen.[2])

Man findt jetzt manchen reichen Mann,
Der nichts denn Geiz und Wucher kann;
Hat er ſein Kiſten und Kaſten voll,
So iſt ihm jetzund nirgends wohl,
Daß ſich die Ernd ſo wohl erzeigt —

ſagt der Meier des großmüthigen Boas, und dieſer ſelbſt etwas ſpäter:

Nun weiß ich, wie es zu wird gehn:
Es werden viel Fürkäuf aufſtehn,

[1]) Z. B. Matth. 6, 26 ff.:

Ruth. Das tröſtet mich, wann ich anſich
Auf grünem Feld das wilde Vieh,
Die Vögel unterm Himmel ſchweben,
Den allen Gott erhält ihr Leben:
Sie pflügen nit, ſie ſäen nit,
Sie ernten wohl nicht einen Schnitt,
Dennoch erhält ſie Gott allein:
Warum ſollt ich kleinmüthig ſein?

[2]) Wie es in der erſten Joſephskomödie, aus Gelegenheit des gedenkten Bäckers, über dieſe und noch eine verwandte Zunft hergehen ſollte:

Von Müllern und von Becken viel
Gehandelt wird in dieſem Spiel,

heißt es in der gereimten Inhaltsanzeige.

Die werden allenthalb umlaufen,
Und Gersten und Waizen da einkaufen,
Und schütten auf ihr Böden hin,
Damit sie suchen doppeln Gwinn;
Denn gmein ist worden die Finanz,
Daß Jeder schaut auf seine Schanz . . . .
Nun mag ja Keinem hie mehr werden,
Dann zu allerletzt ein Karr mit Erden:
Noch reißen sich die Leut um's Gut,
Verlieren dabei all Fried und Muth ꝛc.

Neben diesem, allen Hofpredigern und Pröbsten zum Trotz, nicht allein wohl disponirten, sondern auch in gar nicht so übel klappenden Versen und selbst nicht ohne Grazie ausgeführten Stücke hat das andre, aus Joh. 2., Nuptiae Chananaeae, oder Christus nuptialis, nur untergeordnete Bedeutung. Der Stoff schon ist nicht dramatisch, und so bringt Frischlin mit aller Mühe nur vier Acte heraus. Zugleich steckt ihn der dogmatische Geist des johanneischen Evangeliums an: es wird schrecklich viel gepredigt in dem Stücke. Vor dem Hochzeitessen singt der Spielmann den 128. Psalm, Johannes spricht das Vaterunser, und Christus selbst das Aller Augen; nach dem Essen Johannes abermals das Gratias nebst dem Vaterunser. Uebrigens sind nach Frischlins Art besonders wieder die komischen Scenen, zwischen Koch, Kellner und Küchenmeister, lebendig und lustig ausgefallen. Das Wunder erfolgt im dritten Act, und wird von Christus mit folgender Rede eingeleitet, die an eine gewisse Stelle im Faust erinnert:

Der aus eim harten Felsen kann
Ein Brunnquell bringen auf die Bahn;
Ja der aus eines Esels Kinn
Ein Brunnen bringt nach seinem Sinn;
Der aus eim Oelkrug, nach seim Willen,
Kann etlich Faß mit Oel anfüllen;
Der macht, daß Wasser steh wie Erd
Und auf ihm geht ohn alle Gfährd:
Dem ist lang gnug noch seine Hand,
Des Herren ist Wasser und Land.

Frischlins letzte größere Arbeit, aus dem Herbste des Jahres, sind die Elegiae de tribus primis monarchiis.[1]) Um Martini

[1]) Opp. P. elegiaca, Lib. XXII.

ſchickt der Burgvogt das Manuſcript von 10½ Bogen ein, mit der Bemerkung, Friſchlin habe es den jungen Herren zu Gefallen gemacht, d. h. für die Söhne des Grafen und nachmaligen Herzogs, Friderich, von denen wenigſtens der älteſte, Johann Friderich, ſeit 1586 am Stuttgarter Hofe erzogen wurde. Dieſe geſchichtlichen Gedenkverſe haben ihren Urſprung in Vorleſungen, welche Friſchlin einſt in Tübingen über Sleidans Werk von den 4 Monarchien (nach der aus Daniel genommenen Eintheilung der Weltgeſchichte) gehalten hatte. Es ſind zehn Elegien über die drei erſten dieſer Monarchien, die aſſyriſch-babyloniſche, die mediſch-perſiſche und die macedoniſche, mit ihren Nebenreichen und beſonderer Ausführung einzelner Partien: wie z. B. unter der erſten Monarchie auch von den Pharaonen, unter der zweiten vom peloponneſiſchen Kriege gehandelt wird. Das Ganze hat nicht mehr poetiſchen Werth als eine Reimchronik, und auch die eingeflochtenen Moralien gehen nicht höher. Z. B. die Geſchichte Alexanders ſchließt ſo:

Dieſes war Alexanders des Großen trauriger Ausgang:
Biſt du vernünftig, ſo nimm dich vor dem Saufen in Acht.[1])

Zur Oſtermeſſe 1591, welche Friſchlin nicht mehr erlebte, erſchien ein Büchlein in deutſchen Reimen, vom Leben, Wanderſchaften und Zuſtand des großen St. Chriſtoffels, beſchrieben durch Nic. Frischlinum.[2]) Zur Ankündigung der Schrift im Meßkatalog machte Cruſius in ſeinem Tagebuch die rohe Bemerkung, ſie ſei das Rabengeſchrei vor Friſchlins Fall, kein Schwanengeſang geweſen.[3]) Im Kerker jedoch hat er ſie ſchwerlich aufgeſetzt, weil ſie ſonſt in ſeinen Briefen und den Gutachten der Theologen erwähnt ſein müßte; ſo wenig andererſeits der Umſtand, daß ihrer auch in den früheren Briefen und

[1]) Eleg. 7.

Finis Alexandro fuit hic atque exitus ater:
Qui sapis, a fœda disce cavere gula.

[2]) Vor dem Verf. liegt eine Ausgabe mit dem Titel: Vom Leben, Reiſſen, Wanderſchafften vnd Zuſtand des großen S. Chriſtoffels, wie es ihme von ſeiner Jugent auf bis auf ſeinen letzten Abzug aus dieſer Welt in derſelben ergangen, jedermänniglich zu wolmeynender Erinnerung gantz luſtig und artig beſchrieben durch den wolgelerten Herrn Nic. Frischlinum. Hinten angehängt iſt: Der Niemandts. Auf deſſen letztem Blatte: Gedruckt im J. 1596.

[3]) Crus. c. Frischlin. p. 335.

Schriften Frischlins keine Erwähnung geschieht, als Beweis gegen ihren Frischlinischen Ursprung gelten kann. Im Gegentheil, wenn wir auf dem Titelblatt als eine Art von Motto die Verse lesen:

Wer Wahrheit liebt, den leidt man nicht,
Wie ich S. Christoff hie bericht . . .
Will ich denn viel von Wahrheit sagen,
So wird Christoff bald ausgeschlagen —

so pflegte sich ja Frischlin ganz ebenso als Märtyrer seines Wahrheitsagens (gegenüber dem Adel, den Grammatikern u. s. f.) darzustellen,[1]) wie in dem vorliegenden Gedichte St. Christoph erscheint.

Die Fabel ist in Kurzem die: Christoph tritt nacheinander bei allen Klassen der menschlichen Gesellschaft in Dienste; doch weil es überall unrecht zugeht, er aber das Rechte will und die Wahrheit sagt, gefällt es ihm und er den Leuten nicht, und er kann oder mag in keinem der verschiedenen Dienste bleiben. Dieß wird in einer Reihe drolliger Scenen (der Held vergleicht sich selbst einmal mit Eulenspiegel) ausgeführt, indem Christoph erzählt, wie er bei Mönchen und Pfaffen, Soldaten nnd Kanzleiverwandten, Adlichen und Dorfschultheißen, bei Apotheker und Buchdrucker, Wirth und Handwerksmann, ja gar bei'm Teufel selbst, herumgekommen und überall durchgefallen oder fortgelaufen sei, bis er endlich einen Einsiedler findet, der ihm das Räthsel seines Wesens allegorisch deutet. Als Probe möge von den 17 Nummern, in welche das Gedicht zerfällt, Nummer 12: „St. Christoff wird ein Canzleiverwandter," hier stehen.

Darnach ich von der Renterei
Kam in ein herrlich Schreiberei.
Da half mir mein Herr Amtmann hin.
Ich dacht bei mir in meinem Sinn,
Als ich die feinen Männer sah,
Die in der Canzlei saßen da:
Da seind gelehrte, große Herrn,
Bei denen wilt du dienen gern;
Dann sie Recht und Gerechtigkeit
Gewiß befürdern alle Zeit.
Auch wars nicht ohn: Einr oder Zween
Die hättens sehr gern gut gesehn.

[1]) z. B. Celet. II, p. 129 a.

Doch war auch Einer oder Drei,
Die hielten ſtets zuſammen frei:
Wer die nicht ſchmiert und bracht Geſchenk,
Des Sach an Nagel ward gehenkt.
Mit Baldus und mit Bartholmes
Sie viel gut Sachen machten bös.
Gar theuer hielten ſie ihr Kunſt,
Kein Wörtlei:: ſchrieben ſie umſunſt.
Obſchon die Andern redten drein,
So wollts doch da nit anders ſein.
Dann: Gunſt für Recht, wer ſchmiert der fährt,
Das hab ich all mein Tag gehört.
Auch war zu Hof ein los Geſind
Wie ſie dann noch bei Leben ſind,
Die mich anfeindten jederzeit
Und thaten mir all Herzeleid.
Ihr Namen ſind faſt wol bekant:
Hans Unluſt, Seukopff, Lieginsland. . . .
Jedoch plagt keiner mich ſo ſehr,
Als Fuchsſchwanz und Hans Lügener.
Hans Achſelträger macht auch mit,
Für dieſen konnt ich bleiben nit.
Doch war auch da nichts ſo gefehr
Als Freſſen, Saufen, Fluchen ſehr;
Wer das nicht konnt, der war nichts werth,
Drum Niemand meiner faſt begehrt;
Auch ging all Büberei im Schwang,
Daß ich des Orts mich ſaumt nit lang.
Der Herr zwar war ein frommer Mann,
Ich aber dorft nichts zeigen an.
Nahm drum mein Kleidung, die mir ward,
Und gab mich auf ein ander Fahrt.

Der Gipfel des Ganzen (komiſchen Antheils) iſt No. 15, der Dienſt Chriſtoffels bei einem Meßpfaffen, wo die Scene, wie der Pfaff zur Frühmeſſe ſtatt des Chorrocks das Hemd der Köchin über den Kopf zieht, höchſt ergötzlich geſchildert iſt. Andrerſeits iſt aber auch die myſtiſch-allegoriſche Moral des Schluſſes zum Theil recht ſchön und innig ausgeſprochen.

Dein Nam (ſagt der Einſiedler), daß du Chriſtophor heißt,
Derſelb dich lehrt, derſelb dich weist,

Was nunmehr zu thun dir gebührt.
Dann wer ein ſolchen Namen führt,
Der ſoll das Kindlein Jeſum Chriſt,
Von dem du denn genennet biſt,
Zu tragen, willig und bereit
Sich finden laſſen allezeit.
Kannſt du nicht han den Herren Chriſt,
Der denn zur Kraft des Vaters iſt,
So trag ihn in deins Herzens Schrein,
Ja nimmermehr vergeſſe ſein.
Darnach ſieh, daß du dich befleißſt,
Dein chriſtlich Gmüth und Herz beweisſt
Den armen Leuten hie auf Erden,
Die deiner Hilf bedürfen werden.
Alles was du den Armen thuſt,
Das haſt du nit gethan umſuſt,
Der Herr Chriſt will ſolchs nehmen an,
Als ob dus ihm ſelbs habſt gethan.
Das heißt tragen den Herren Chriſt,
Und ſo ſoll thun ein jeder Chriſt.
Du ſolt ihn tragen durch das Meer;
Denn was iſt doch dies Leben mehr,
Denn nur ein ſchrecklich tiefes Meer,
Darin man ſich muß fürchten ſehr
Für Wind, für große Waſſerwelln,
Die uns ſtets überfallen ſölln;
Da auch viel ungeheure Thier
Um uns herfahren für und für,
Und uns verhindern allezeit
An chriſtlicher Gottſeligkeit:
Als täglichs Kreuz, Trübſeligkeit,
Unnütze Sorg, Müh und Arbeit,
Bös Neigung, bös Begierd und Luſt . . .
Wer aber feſt und ſtandhaft bleibt,
Und dieſe Ding all von ſich treibt,
Schlägt von ſich alle Hinderniß,
Und überwindt all Ergerniß:
Der muß haben ohn allen Scherz
Eins Rieſen Stärk, ein ſtarkes Herz . . .
So wirſt auch du ein Ries genennt,
Hältſt du dich recht bis an das End.
Noch weiter, lieber Chriſtoff mein,
Laß dir auch das befohlen ſein:

Damit du das ſündliche Meer
Durchwaten mögeſt deſto ehr,
Und kommſt an das gewünſchte Land,
Soltu führen in deiner Hand
Ein Fichtenbaum, lang, ſtark und groß,
Daß dich nicht leichtlich was umſtoß . . .
Der Fichtenbaum aber ſoll ſein
Ein ſtarker Glaub im Herzen dein . . .
Und wie ein Ficht hat die Natur,
Daß, ob ſie ſchon ſcheint welk und durr,
Doch von ſich gibt ſehr guten Rauch:
Alſo thut rechter Glaube auch,
Der iſt jedermännig bereit
Mit guten Werken allezeit,
Und ob er ſchwach auch ſcheinet ſchon,
So kommt doch ſehr viel Guts davon.
Das iſt der Baum, den nimm zur Hand
Bis kommſt in das gewünſchte Land.

Doch auch unſer Dichter nähert ſich ſeinem Ziele, und wir müſſen ihn auf der letzten kurzen Strecke ſeines Lebensweges noch begleiten.

Viertes Kapitel.

Frischlin auf Hohenurach in milderem Gefängniß.

Als der langersehnte herzogliche Erlaß vom 8ten Juli auf Hohenurach ankam, brachte der gute Vol seinen Gefangenen in „ein Stüblin, auf dem Speicher genannt," das an Luft und Licht keinen Mangel hatte. Cruſius meldet ſpäter, er höre, Friſchlin werde ſchon längere Zeit über dem Thore der Burg verwahrt: ob dieß richtig, und alſo der ſogenannte Speicher über dem Burgthor befindlich war, muß dahin geſtellt bleiben. Damit, daß die Wohnung des Commandanten noch höher lag, indem dieſer zu Friſchlin „hinabſchickt," wäre es inſofern wohl zu vereinigen, als die Veſte aus drei Theilen, der untern, obern und innern Burg, beſtand. Die Thüre des Gemaches war mit drei Schlöſſern verwahrt, und vor das Ofenloch ließ der Burgvogt „ein eiſen Thürlin" machen, das mit einer eiſernen Querſtange und einem Vorhängſchloß verſehen war. [1])

Mit der Verſetzung in ein leidlicheres Gemach erwachte Friſchlin auf einen Augenblick zu neuem Leben und Hoffen. Schon am 9ten ſchrieb er an ſeine Schwägerin, Anna Rüttel: „Hab nun, Gott Lob, ein milder Gefängnus, bis daß der lieb Gott ſeine Gnad weiter erzeigen wird." Man ſolle ſeiner Frau zu wiſſen thun, ſie habe nun Erlaubniß, ihn zu beſuchen; auch ſie, Rüttels, ſollen kommen, nur vorher einen Einlaßbrief beim Herzog einholen. „Es iſt, Gott Lob, die Sach (mit der Unzugänglichkeit von Hohenurach) ſo arg nicht be-

[1]) S. die Berichte des Burgvogts No. 182. und 192. St. A. Crus. c. Frischlin. Mſpt. p. 822. Ueber die Oertlichkeiten der alten Burg ſ. Memminger, Beſchreibung des Oberamts Urach, S. 124.

ſchaffen, wie die Leut ſagen; mein Hauptmann, der edel und veſt Hans Wilhelm von Wildnau, muß ſich halten wie auf allen Berghäuſern Brauch und Recht iſt. Und kommt um Gotteswillen und beſucht mich, und ſeid eingedenk, was Chriſtus am jüngſten Tag Matth. am 25. zu euch ſagen wird." Zugleich läßt er den Schwager bitten, ihm Alles, was jemals von ihm im Druck ausgegangen ſei, zu verſchaffen. Am folgenden Tage dankt er dem Herzog, daß ihn dieſer „nicht allein mit einem lüftigen und luſtigen Loſament, als mit einem Helicone, ſondern auch mit einem ſtärkeren Trunk, zu Wiederholung ſeiner Kräfte, ſo väterlich begnadigt habe," und hofft mit der Zeit fernere Gnade. Am Montag wolle er das Abendmahl nehmen, und ſeine Beichte laut und deutſch thun; er habe männiglich gebeten, dieſelbe als Zeugen mitanzuhören.[1])

Am Tage Margarethä, den 13ten Juli, kam der Dekan und Pfarrer von Urach, Joh. Jak. Schmidlin, mit dem Sacrament in Friſchlins Gefängniß. Erſt hielt er ihm ſeine Sünden vor, worauf ſich jener mit vielen kläglichen Worten, Seufzern und Thränen vernehmen ließ, und insbeſondere äußerte, „er wollte ſich nicht reicher in dieſer Welt wünſchen, denn daß er nur ſo viel Kreuzer hätt, als oft ihn ſeine Mißhandlungen gereut haben." Hierauf empfing er das Abendmahl.[2]) Ob dabei außer dem Burgvogt noch andere Zeugen zugegen waren, wiſſen wir nicht, doch iſt es wahrſcheinlich. Friſchlin ſelbſt ſagt, daß nicht nur der Burgvogt, ſondern auch deſſen Hausfrau und die Knechte bisweilen mit ihm weinen, und Cruſius vernahm um dieſe Zeit, Friſchlin predige den Burgbewohnern, habe auch ein Lied gemacht, worin er ſich ſelbſt als warnendes Exempel aufſtelle.

Seinen Wunſch in Betreff der Kloſterſchule, den er auch nach der Communion geäußert hatte, ſuchte nun Friſchlin an das Verlangen der Theologen anzuknüpfen, daß er ſeine Paraphraſe zur Aeneis fortſetzen und den Terenz commentiren ſolle. Würde er in eine Kloſterſchule verſetzt, ſchrieb er ihnen, ſo könnte er über dieſe Autoren zugleich mündlich Unterricht geben, und die Paraphraſen und Commentare abfaſſen. In ſeiner jetzigen Lage wäre ihm Letzteres ſchon deßwegen unmöglich, weil er ſeine Liberei nicht zur Hand habe. Der

[1]) No. 144. 145. St. A.

[2]) Bericht des Burgvogts und Pfarrherrn, No. 148. St. A.

Rand aller Blätter seines Virgil und Terenz sei mit Parallelstellen aus andern Autoren vollgeschrieben, „und es weise ein Buch in das ander in seiner ganzen Bibliothek." Deßwegen können ihm auch geliehene Bücher nichts helfen; denn was er in fremden Büchern eine halbe Stund suchen müsse, das finde er in den seinigen ehe er 5 Blätter umwende. Er gedenke also jetzt seine Hebräis (er stand am 6ten Buche) mit Hülfe von Commentaren fortzusetzen, und darnach auch das Bisherige zu verbessern.[1]) Indeß die Theologen kehrten sich an seine Einwendungen nicht. Seine Bibliothek werde in Braunschweig wahrscheinlich versetzt sein, und nur mit großen Unkosten und Schwierigkeiten wieder zur Hand gebracht werden können; daher solle ihm auferlegt werden, mit Hülfe der ihm von Bidembach zu leihenden Bücher die Paraphrase zur Aeneis mit Sorgfalt fortzusetzen, zum Terenz aber nicht blos „ein schlechte Paraphrasin," sondern einen soliden Commentar zum Gebrauche der Schulen abzufassen.[2]) Allein obwohl der Abt sofort (gegen Ende Juli) zur Lieferung der Bücher angewiesen wurde, mit der Beruhigung, daß diese ja auf Urach unverloren seien, so scheint er sich doch damit so wenig beeilt zu haben, daß Frischlin noch im October weder einen Virgil noch andere Classiker hatte, sondern wie früher auf seine deutsche Bibel angewiesen war.[3])

Seiner Frau hatte Frischlin einen eigenen Boten nach Enzweihingen geschickt, der sie zu ihm auf Hohenurach geleiten sollte. Sie nahm unterwegs seine Geschwister, Jakob und Martha, mit, (Rüttels hatten die Erlaubniß zum Besuch nicht erhalten) und kam mit ihnen am Jakobitag vor der Veste an. Der Hauptmann war gerade auf seinem zwei Meilen entfernten Gute Rübgarten in Erntegeschäften abwesend, von wo er aber nach Einlauf der Meldung unverweilt Hohenurach zuritt. Hier ließ er, empfangener Weisung gemäß, den Besuch nicht in das Haus ein, sondern führte in Begleitung der Knechte den Gefangenen auf das Wachthaus, wo nun das Wiedersehen zwischen den Gatten und Geschwistern stattfand. „Welche, berichtet Vol, in Bei-

[1]) An die Hofprediger, H. U. 13. Juli, No. 146. Vgl. an den Herzog, No. 154. St. A.

[2]) Bedenken und Erlaß vom 17. und 24. Juli, No. 149 u. 150. St. A.

[3]) No. 151. vgl. mit No. 187. St. A.

ſein mein und aller Knecht, heftig geheulet, einander umhalst und beſprachet." Bruder Jakob ſpielte auch hier ſeine unangenehme Wohldienersrolle. Nachdem der Gefangene Frau und Geſchwiſter wegen des auch über ſie gebrachten Leids um Verzeihung gebeten, fing Jakob an, ihm den Leviten zu leſen. Es ſei ihm Recht geſchehen, hab's wohl verſchuldet, daß er hier liegen müſſe. Das wiſſe er ſelbſt, erwiederte Nicodemus, aber von ſeinem Bruder hätte er ſich beſſern Troſts verſehen; ſo ſei er wider ihn, ſtatt für ihn. Darauf Jakob: er ſei kürzlich in ihrer Vaterſtadt Balingen geweſen, da haben die Balinger ſich vernehmen laſſen, ſie wollten ſich mit 1000 fl. für ihn verbürgen. Die Familie, meinte darauf Nicodemus, ſollte das Beſte für ihn thun, da er ſein Unrecht erkenne und bereue. Wenn ihn nur der Herzog in ein Kloſter oder ſonſt zu einer Schule verordnen möchte. Er wünſchte nur wieder in einer Haushaltung zu ſein, um ſeine Kinder erziehen zu können. Uebrigens danke er Gott, daß er wieder in dieſem Lande ſei, und würde keinen Fuß hinausſetzen, wenn man ihm Thür und Thor aufthäte; denn er wiſſe wohl, wenn er nicht da wäre, möchte keines Beins mehr an ihm ſein. Mittlerweile hatten die Brüder den Burgvogt angeſprochen, ob ſie nicht ein Maß Wein mit einander trinken dürften? welches ihnen dieſer „vergonnte, doch über drei Maß nicht geben ließ; ſolchen Wein haben ſie, berichtet er, in Beiſein meiner und aller Knecht ausgetrunken, und ſind alſo letzlich mit Weinen und Heulen von einander geſcheiden." [1])

Dieſes Wiederſehen der Seinigen machte auf Friſchlin einen erſchütternden Eindruck. Die abgehärmte Geſtalt ſeiner Frau, ihr heruntergekommener Anzug [2]), ihre Erzählungen von dem, was ſie bisher erduldet, die Geſpräche von den Kindern, den zerſtreuten Habſeligkeiten, gaben ihm erſt das volle Bewußtſein des Unglücks, in das er verſunken war und die Seinigen hinabgezogen hatte. Zugleich waren die paar Stunden ihres nicht einmal ungeſtörten Zuſammenſeins verſtrichen ehe man ſichs verſah, und weder das Herz war befriedigt, noch alle Angelegenheiten beſprochen, über die doch nothwendig zu

[1]) Berichte des Burgvogts, pras. Stuttg. 3. und 7. Auguſt. No. 160 u. 163. St. A.

[2]) Crus. c. Frischlin. Mſpt. p. 322. (2. Aug.) Uxor ejus. .. pannosa & lacera: sed mater ei his diebus hic tunicam confecit.

ſprechen war. Daher dankte der Gefangene zwar dem Herzog für die Geſtattung der Zuſammenkunft, ſetzt aber hinzu, er habe noch mancherlei, was er mit ſeiner Frau zu reden gehabt hätte, auf den Montag verſpart gehabt, doch des Hauptmanns Vollmacht habe ſich nicht ſo weit erſtreckt, ſie noch einmal zuſammen zu laſſen. Ob er nun wohl ſeine Frau, da ſie übel zu Fuß, mit Reiſen ſo viel möglich verſchonen möchte, ihm auch nichts lieber ſei, als daß ſie ſich ſtill und eingezogen halte, ſo wünſche er doch ſehnlich, daß der Herzog ihr erlaubte, ihn demnächſt noch einmal zu beſuchen. Dieß führte er auch poetiſch in einer beigelegten Elegie aus, in der er ſeine Unfälle beklagt und ſeine Frau bedauert, die bei Lebzeiten ihres Mannes Wittwe ſein müſſe. Es ſei zu fürchten, ſie möchte aus Bekümmerniß einen Fehltritt begehen, wovon man dann ihm, wiewohl mit Unrecht, die Schuld geben würde. Der Herzog möge ſie zu ihm laſſen, zu ſeinem Troſt und ihrem. Er ſuche hierunter keine Wolluſt, noch viel weniger eine Liſt, ſondern nur Gelegenheit zu Verabredungen wegen ihrer Kinder und ihres Hausraths, wozu ſie aber wenigſtens drei Tage brauchen werden, um ſich gegenſeitig an Alles zu erinnern und die erforderlichen Briefe zu ſchreiben.[1])

Der Leſer nimmt von ſelbſt die verſchiedenen Triebfedern wahr, welche bei dieſem Verlangen zuſammenwirkten; doch kam noch eine weitere dazu. Die üblen Gerüchte, welche über ſeine Frau, beſonders aus Veranlaſſung ihres jetzigen Umherziehens, umliefen, waren dem Gefangenen nicht verborgen geblieben. Einiges hatte ihm der Bruder, Anderes der Kapitän, „dem auch allerhand zu Ohren kam," mitgetheilt. „Das, ſchreibt er dem Herzog, ficht mich ſo hoch an, daß ich weder eſſen, trinken, noch ſchlafen kann, bis ich ſie ſelbſt darüber vernommen hab. Dann ich ſie mein Lebenlang, ſo lang wir beiſammen, anderſt nicht, dann fromm und ehrlich befunden." Sie war von Urach nach Geiſingen gegangen: das war nicht nach ſeinem Sinn, und er ſchrieb ihr, er möchte von ihr die Urſach erfahren, warum ſie nicht zu Tübingen ſein wolle? Sie gedachte um ſeine Erledigung zu ſup-

[1]) Friſchlin an den Herzog, Samſtag nach Jacobi, No. 154., und die Elegie bei dem Manuſcript von Hebraeidos L. VII. Fasc. 18. Dieſe iſt unterzeichnet: „Nic. Frischlinus, omnium sub sole hominum miserrimus, aut certe afflictissimus."

pliciren: das habe er ſie nicht geheißen, vielmehr ſei jetzt die Beiſchaffung der Bücher und des Hausraths die Hauptſache, daher ſolle ſie anhalten, etliche Tage bei ihm zubringen, oder doch ab- und zugehen zu dürfen. [1])

Den ganzen Umfang ſeiner Leiden und Sorgen legt ein Brief dar, welchen Friſchlin wenige Tage nach dem Beſuche der Seinigen an den Herzog richtete. „Was dieß für ein jämmerlicher Stand ſei, ſchreibt er hier, da meine studia, mit welchen ich Gott und Menſchen dienen könnt und Weib und Kind ernähren ſollt, alſo elendiglich herniederliegen, daß ich damit Niemand nutz und meine arme Kinder dabei ihr väterlich und mütterlich zugebracht Gut erbärmlich einbüßen und verzehren, das kann E. F. Gn. als ein Fürſt, der Gott im Himmel fürcht, leichtlich abnehmen. Und wie könnt doch ein größer Kreuz ſein, da aus 5 unerzogenen Kindern nicht Eins bei dem Andern und alle unter Fremden mit ihrem ererbten Gut erhalten werden, die Mutter im Elend, der Vater gefangen, daß es ja einen Stein ſollt erbarmen. So iſt mein Hausrath, meine und meiner Hausfrauen und Kinder Kleider, Bettgewand, Leinwand, in drei Orten verſtreut; zu Braunſchweig, in der Stadt und am Zoll, und zu Marpurg in Heſſen. So ſind wir alle ſo blos und kleiderlos, daß wir für keine ehrliche Leut ſchier kommen dürfen, wegen der großen Verfolgung, ſo ein ganzes Jahr gewährt: dann da die Braunſchweiger aufgehört, da hat Heſſen angefangen, da Heſſen aufgehört, da hat Wetterau und Mentz angefangen, da dieſe aufgehört, da iſt nun dieſes letzte (ob Gott will) Kreuz haufenweis dahergangen, daß kein Wunder wär, wenn Gott nicht hätt ſo ſtarke Hand gehalten, ich wär von meinen Sinnen zehnmal für einmal gekommen. Nun ſtehen wir in dieſer Sorg, daß wir auch um dieſen Bettel kommen, und die Leinwand, ſo über das Jahr eingeſchlagen, all verderb; iſt Alles zuſammen über 36 Ctr. Es ſind auch meiner geſchriebenen Bücher für die Schulen etlich zu Baſel und Leipzig in Druckereien, welche auch dieſer meiner Gefängnus elendiglich entgelten und mit mir leiden; ſteh in Sorgen, ich komme drum. Wie nun Vater, Mutter und Kinder zuſammen und der Hausrath ins Land möcht gebracht, und wir alle mit einem Neſtlin verſehen werden, daß wir unter E. F. Gn. Schutz und Schirm Gott und ſeiner

[1]) H. U. (2. Auguſt) No. 159. St. A.

Kirchen und Schulen dienen möchten, und das Licht, das Gott in mir angezündet hat, aus dieſem Seſter genommen und auf einen Leuchter geſteckt werden, daß es vor der ganzen Welt bis an den jüngſten Tag, E. F. Gn. zu Lob, Ruhm, Preis und Ehr wiederum könnte leuchten," da möge der Herzog, ſo hoffen ſie, Vorkehrung treffen. Unterzeichnet: „Nic. Fr., mehr dann gut Würtembergiſch, willig und bereit, zehnmal mehr Guts zu thun, zu reden und zu ſchreiben, dann mirs noch unter Zehn bald Einer zutrauen mag." [1])

Für ſeine ökonomiſchen Angelegenheiten war es Friſchlin empfindlich, daß ſeinem geſchäftskundigen Schwager Rüttel der Beſuch auf Urach abgeſchlagen worden war. Er bittet wiederholt, denſelben doch mit ſeinem Sohne Friderich zu ihm zu laſſen, welchen Letzteren er zugleich zum Gehorſam gegen den Oheim ermahnen möchte. Die Verhandlung wegen des Hausraths ſei um ſo dringender, da derſelbe „noch vor der Meß bei dieſer trockenen Sommerszeit, da gute Weg, gut Wetter und wohlfeile Zehrung, ins Land kommen" ſollte. Dann müſſe er ſich aber mit ſeinem Schwager auch darüber berathen, „wo man mit dem Plunder hinmöcht; dann er kein Schuhbreits mehr in dieſem Lande habe." Eine größere Gnade, als ihm hiezu zu verhelfen, könne ihm der Herzog in währender Gefängniß nicht erweiſen; dafür ſolle aber auch „ein ſolcher Gehorſam erfolgen, deſſen gleichen noch Keiner geleiſtet habe aus Allen die da meinen, ſie haben die Nas nie zerfallen, und ſei kein größerer Uebelthäter auf Erden, dann der arme Frischlinus." Das verſpreche er, ſo wahr ihm Gott helfen möge. Und mehr, ſetzt er mit jenem Freimuth hinzu, der im Verkehr mit ſeinem redlichen, menſchlichen Fürſten immer wieder in ihm erwachte, „mehr wird E. F. G. nicht in mich bringen, ſie halt mich gleich lang oder kurz gefangen. Dann wann ich mich einmal ſetz, ſo bleib ich drauf, und ſolls mir meinen Leib koſten." Selbſt wenn ſeine Feinde ihm ferner Urſach geben, will er ihnen nicht mehr antworten; „Gott dem Herrn, ſagt er, hab ich darum ein Glübd gethan, wenn er mich aus meinem Thurn erlöſen wird; daſſelbig will ich nun halten und muß auch gehalten ſein, ich woll denn dem Teufel mit Leib und Seel zu, dafür mich Gott treulich bewahren wolle." [2])

[1]) H. U. 29. Juli. No. 152.

[2]) H. U. Samſtag nach Jacobi. No. 154. St. A.

Dabei war jedoch Frischlin immer nur auf Augenblicke dahin zu bringen, so, wie von ihm gefordert wurde, die ganze Schuld seiner Verfehlungen auf sich zu nehmen. Zu lebhaft war er sich bewußt, daß auch gegen ihn schwer gefehlt worden, und diese Verfehlungen gegen ihn hielt er für die Grundursache, aus welcher die seinigen erst entsprungen seien. Kaum hatte er daher, wie wir gesehen haben, dem Abt von Bebenhausen gegenüber, alle Schuld auf sich genommen, so schien ihm dieß doch zu viel, und er schrieb dem Prälaten, wenn er noch einmal zu ihm kommen möchte, so wollte er ihm mündlich sagen, wer ihm zu seinen Schriften Ursach gegeben. Ein solches Ansinnen mußte in Stuttgart als bedenkliches Zeichen drohenden Rückfalls erscheinen; daher wurde Bidembach angewiesen, Frischlin zu erinnern, er solle „in seinen verloffenen Händeln nicht neue disputationes suchen, sondern es bei der Deprecation bewenden lassen.“ [1]) Aber die Strafpredigt, die er damals so ohne Weiteres hatte schlucken müssen, grimmte ihn fort und fort, und um die Mitte Augusts hatte er eine ausführliche Erklärung auf alle ihm von dem Abte vorgehaltenen Punkte fertig, die er diesem oder einem Stellvertreter desselben vorzulesen wünschte. Diese Antwort, schreibt er, sei so christlich und grundfest, daß seine Erledigung nicht lang anstehen sollte, wenn der Herzog solchen Gegenbericht vernehmen würde; doch daß er sich erbietet, dieselbe auf Verlangen noch demüthiger zu stellen, läßt vermuthen, daß sie immer noch nicht aus der Tonart ging, die man hören wollte.

So wechselte auch Hoffnung und Niedergeschlagenheit fortwährend in Frischlin; nur daß, als die Erwartung baldiger Befreiung, die er an die Milderung seines Gefängnisses geknüpft hatte, nicht in Erfüllung ging, immer mehr die Hoffnung schwand, und der Entschluß sich vorbereitete, der seinem Leben ein unvorhergesehenes Ende machte. Noch Anfangs August äußerte er gegen die geheimen Räthe den Gedanken, daß der Herzog ihn vielleicht zum Vorstand des neuen Collegiums (für junge Würtembergische Adeliche, die darin zu Staatsdienern gebildet werden sollten) machen werde, für welches der Herzog ebendamals ein Gebäude in Tübingen errichten ließ; [2]) eine Hoffnung

[1]) No. 149. 150. St. A.

[2]) Frischlin an Landhofmeister, Melch. Jäger und Vicekanzler (2. Aug.) No. 156. St. A.

(oder ein Vorſchlag wenn man will), kaum weniger kühn, als die des guten Jakob, daß ſein Bruder vielleicht der Nachfolger Andreäs als Kanzler der Univerſität werden könnte. Aber je genauer er alle Wetterzeichen beachtete, deſto trüber mußte ſeine Ausſicht in die Zukunft werden. Sein Bruder hatte ihm angezeigt, er werde ihn „alle halb Jahr heimſuchen," und Arbeiten waren ihm aufgetragen, an denen er Jahre lang zu thun haben mußte. „Denn Virgilius zwölf Jahr an ſeiner Aeneide gemacht, ſchreibt er an Bidembach, und Terentius auch etlich Jahr an ſeinen Comoediis: da ich nun ſoll ein perfectum Commentarium in dieſe beiden auctores ſchreiben, und darneben Weib und Kinder beraubt ſein, und alſo gefangen Jahr und Tag mein Leben bis an mein End verſchließen, der ich nun 43 Jahr alt: ſo kann E. E. wohl erachten, was ich hie könnt ſchreiben und fürnehmen, da ich kleinmüthig, traurig und betrübt bin, und nichts dann heulen, ſchreien und gülffen thu, und nun viel weniger kann denn zuvor, eh mich dieſe Betrübniß angefochten." [1])

Ein beſonderer Gegenſtand ſeiner Sorge und Sehnſucht war immer ſeine Frau. „Bitt euch um Gotteswillen, ſchreibt er an Bidembach, der ja mit ihr verſchwägert war, ihr wollet meine Hausfrau zu euch gen Stuttgart fordern und mit euch zugleich hieherbringen. Es iſt all ihre Geſtalt verfallen, alle Kleider dahin, kein Muth und Sinn bei ihr, und klagt, wie ſie ſo gar verlaſſen, daß ſie lieber bei mir gefangen, dann dort und anderſtwo woll ledig ſein; darum ſie denn unſerem gn. F. und Hrn. einen Fußfall thun will. Was E. E. dem betrübten Herzen, darüber ich mich ſchier zu Tod bekümmere, thun kann und hierin helfen und rathen, ob ſie bis zu meiner Erledigung mir zum Troſt könnt bei mir ſein, auf unſre Koſten, da wollet das Beſt thun." Im Zuſammenhang damit ſchrieb Friſchlin deſſelben Tags auch an ſeine Frau nach Geiſingen, wie bekümmert er ihretwegen ſei. „Dann wann ich an deine Treu gedenk, daß du anno 82 zu mir bis Crayn kommen, und anno 84 wieder heraus, und wiederum anno 87 mit mir in das Elend nach Böhmen, von dannen nach Wittenberg, und von dannen nach Braunſchweig gezogen biſt; ja wann ich gedenk, was du dich im verſchienen Jahr zu Braunſchweig und Marpurg erlitten haſt, und dann für ein Kreuz

[1]) H. U. (14. Aug.) No 166.

anjetzo wegen meiner Gefängnus einnimmt: ſo kann ich weder eſſen, noch trinken, noch ſchlafen, und ſieht mich deine verfallene Geſtalt ſo übel an, daß ich vor Leid möcht ſterben. Nun ſag ich Gott Dank, der dich noch bisher erhalten, und bitt ihn Tag und Nacht für dich ohn Unterlaß. Daß du meinetwegen gen Speir biſt zogen, um Fürſchrift zu meiner Erledigung, und haſt all Silbergeſchirr für mich verſetzen wollen, das hab ich dir gedankt und danke dir mein Leben lang, und inſonderheit daß du bei mir in meiner Gefängnus zu ſein begehrt haſt und mit mir leiden und ſterben wollen; welche Treu noch bis an das End der Welt an und von dir gerühmt werden ſoll, auch wenn wir Beede längſt in der Erde faulen werden." Sehnlich wünſcht er, daß ſie den bevorſtehenden Winter bei ihm ſein könnte. „Aber was Gott in der himmliſchen Canzlei beſchloſſen, das wird ſein lebiger Engel, unſer frommer Landesfürſt, auf Erden vollbringen. Hiemit 1000 gute Nacht." [1]) Sehr weh that es Frischlin, als er einmal vernehmen mußte, ſein alter Gönner, Melchior Jäger, habe ſeine Frau nicht vor ſich gelaſſen, was er, ſich zum Troſte, aus einer Ueberhäufung mit Geſchäften erklärte; noch bitterer klagte er ſpäter, daß Niemand den Muth habe, ſeiner Frau von ihm oder ihm von ihr einen Gruß zu beſtellen, [2]) die er nicht müde wurde, mit Hervorhebung ihrer Leiden und Verdienſte den Gewalthabern zu empfehlen.

Nachdem ihm ſeine proſaiſchen Bittſchreiben die Freiheit nicht gebracht hatten, gedachte es der Gefangene mit Poeſien zu verſuchen, und ließ auf Einen Tag (den 31ten Auguſt) eine Ladung von 177 Diſtichen an verſchiedene größere und kleinere Machthaber abgehen. Nämlich 54 an den Herzog Ludwig und den Grafen Friderich, zugleich als Zueignung der Hebräis, wovon ſchon oben die Rede geweſen; 18 an Landhofmeiſter, Jäger und Vicekanzler zuſammen, dann wieder beſonders 34 für Laimingen und 16 für Aichmann; 27 für L. Oſiander; wozu dann noch 28 Diſticha auf den Tod zweier Würtembergiſchen

[1]) H. U. (14. Aug.) No. 167. Ein ähnlicher Entwurf eines Briefs an die Frau findet ſich im Concepte der Hebräis, worin u. A. die Worte: „Da ich vernommen, . . wie unwerth du gehalten worden von den Meinen und ... in Verachtung und Elend gehen müſſeſt unter den Leuten, da man auch deiner Ehr nachtracht."

[2]) No. 157. 179 (2. Auguſt u. 13. Sept.) St. A.

Prinzessinnen kamen.[1]) In den alttestamentlichen Vergleichungen dieser Elegien zeigt sich der mit dem Stoffe der Hebräis erfüllte Dichter: von den Würtembergischen Herzogen ist ihm Eberhard, der Gründer der Universität, gleich Salomo, Ulrich gleich Assa, Christoph gleich Josaphat u. s. f.; das Triumvirat der geheimen Räthe vergleicht er mit Husai, Benaja und Jonathas; neben den Elias Luther stellt er Brenz als Elisa, Osiander als Helkias (der die Bücher Mosis wieder auffand; wegen Osianders Bibelcommentar). Dabei betrachtet er die Hebräis als das Werk, durch welches er seine früheren Schmähschriften gut gemacht habe. Unter diesen Distichen sind ihm die an den Hofprediger am schlechtesten gerathen, und haben auch schlechte Wirkung hervorgebracht. Freilich beging Frischlin die Unklugheit, denselben eine prosaische Nachschrift zu geben, worin er nachzuweisen suchte, was man eben nicht hören wollte, und was jetzt auch zu nichts mehr nützen konnte: wenn ihn die Tübinger nicht im J. 77 zurückgesetzt und i. J. 85 zurückgewiesen hätten; wenn Mart. Crusius nicht u. s. f., so wäre Alles anders gekommen. Der Hofprediger machte die Nachschrift: „Wenn dieser Mensch einfach und beständig sagen möchte: Peccavi, so könnte man seinen Sachen besser helfen. Aber sein Gemüth wird von den Affecten, wie von heftigen Winden, bald da bald dorthin gerissen."

In Prosa erbat sich der Gefangene um diese Zeit, an dem Sonntagsgottesdienste Theil nehmen zu dürfen, auch wünschte er, sich öfters baden und reinigen zu können, was er bis jetzt während 6 Monaten nur ein einziges Mal gekonnt habe. Sonst will er still sein, und den Herzog und die Räthe nicht mit weiteren Bittschriften ermüden.[2]) Nur noch über etliche Punkte, schreibt er an Jäger, wolle er sich gegen ihn rechtfertigen, ehe er sich selbst Schweigen auflege. Es sind Aeußerungen Frischlins in einem alten Brief an Jäger aus Prag vom J. 87, von denen er gehört oder vermuthet haben muß, daß sie ihm von diesem besonders übel genommen worden seien. Sich seinen Eid relaxiren zu lassen, habe er nur für den Fall im Sinne gehabt, wenn der Herzog die Partei seiner Feinde ergreifen würde. Die Aenderung der epischen Hochzeitsbeschreibungen, die er, wie wir

[1]) No. 168. 170—174. St. A.

[2]) An die Geh. und Kirchenräthe (31. August), No. 169. vgl. 164. St. A.

mit Beſtimmtheit geſehen haben, aus Würtembergiſchen zu Oeſterreichiſchen hatte machen wollen, ſucht er jetzt auf eine Ausmerzung der rauhen Namen der Adelichen zu beſchränken, die ihm angerathen worden ſei, und noch ſchaler wird für ſeine mißliebigen Urtheile über den verſtorbenen Kanzler Andreä ein ehemaliger Drucker bei Gruppenbach als Gewährsmann verantwortlich gemacht.[1])

Gegen die Mitte des Septembers hatte der Gefangene den Einfall, dem Herzog in einer Allegorie zu Gemüthe zu führen, wie widerſinnig ſeine längere Gefangenhaltung ſei. Als er voriges Jahr in Holſtein geweſen, erzählt er, habe er ſich einige Tage in Brodenberg bei H. Ranzow aufgehalten, und da haben ſie einander allerlei Geſchichten, er aus Crain und jenen Gegenden, der Andere aus Dänemark, Norwegen u. ſ. w. erzählt. Er, Friſchlin, unter Anderem von einem edeln und ſtarken Pferde, das er irgendwo auf dem Karſt in einen Nothſtall eingeſperrt geſehen, weil es einen beſoffenen Junker abgeworfen, gegen die andern Pferde, die ihm im Stalle nicht Platz machen wollten, hinausgeſchlagen, und eine fremde Stute beſprungen habe. Er habe dem Eigenthümer, einem vornehmen Manne, gerathen, das tüchtige Thier, das ja nun ganz zahm ſei, überdieß nichts ſeiner Natur Zuwiderlaufendes gethan habe, nicht länger ſo nutzlos daſtehen zu laſſen, ſondern zur Arbeit zu verwenden, und ſeiner Stute und ſeinen Jungen zurückzugeben.[2]) Der Biograph geſteht, daß ihn dieſes Document erſchreckt hat, wegen des übeln Lichtes, das es auf den ſittlichen Standpunkt ſeines Helden wirft; doch glaubt er daran erinnern zu dürfen, wie eine ſolche Allegorie durch einige paſſende Züge uns oft verführt, ſie bis in's Unpaſſende fortzuſpinnen, und alſo mehr zu ſagen, als wir eigentlich ſagen wollten. Es bezog ſich wohl hauptſächlich auf dieſes Schriftſtück, wenn 8 Tage ſpäter der Burgvogt angewieſen wurde, ſeinem Gefangenen zu bedeuten, daß er ſeine Zeit nicht mit vergeblichem Phantaſiren verzehren, ſondern die ihm anbefohlenen Sachen unter Hand nehmen ſolle. „Dieweil auch Friſchlin ſo übel ſchreibt, hieß es in demſelben von Aichmanns Hand

[1]) No. 176 (7. Sept. St. (A. Vgl. oben S. 403.

[2]) No. 178 (12 Sept.)... Nam quae commisit equus, ea nihil a natura equi abhorrent. Est n. naturale, ut equus equam, praesertim adhinnientem sibi, ipse sine custode, ineat &c.

geſtellten Bedenken weiter, daß man lange Zeit zubringen muß, bis man ſein Schreiben leſen kann, ſo wäre dem Burgvogt auch zu befehlen, ihm anzuzeigen, ſich hinfüro in den Schreiben, ſo er zur Kanzlei überſchickt, alſo zu befleißen, daß man dieſelben ohne Hindernuß fertig leſen könne." [1]) Eine Forderung, zu welcher die Räthe ſo ſehr berechtigt waren, daß man ſich wundern muß, warum ſie dieſelbe nicht ſchon 15 Jahre früher ſtellten; wodurch auch dem armen Biographen ſein Geſchäft um ein Namhaftes erleichtert worden wäre.

Vom 15ten September haben wir noch einen luſtigen deutſchen Reimſpruch mit rührender Schlußwendung, den Friſchlin für ſeinen Burghauptmann dichtete. Es war das komiſche Thema, das er in ſeinen jungen Tagen einmal lateiniſch behandelt hatte, und das er jetzt in ſeinen letzten Wochen in volksthümlicher Weiſe wieder aufnahm.

Edler Junker, lieber Hauptmann,
Euer Veſt, die bringt eine Frag auf Bahn,
Warum es gern regne jetzund,
Wann Mönch und Pfaffen reiſen thund?
Darauf bericht ich Euer Veſt,
Als ich gehört aufs allerbeſt:
Die Mönch, die Nonnen und die Pfaffen,
Und Alles was der Pabſt hat gſchaffen,
Die ſitzen gmeinlich in ihr Clauſen,
Und oftermal gar tapfer brauſen,
Und ſammeln große Dünſt im Kopf,
Und haben wenig Haar im Schopf,
Groß Platten, wie man dann wohl ſicht;
Wann ſie dann ſind daheimen nicht,
Und kommen heraus in den Luft,
Da ſteigt aus ihrem Kopf ein Duft,
Als wann ein Nebel aus eim Fluß
Aufſteigen thut mit Waſſerguß,
Daraus dann Wolken darnach werden,
Bald ein Platzregen kommt auf Erden;
Dann durch die Platten viel eh gahn
Die Dünſt, ſo ſonſt in Köpfen ſtahn,
Weder der Bauren dickem Haar
Wer es nicht glaubt, dem ſeis nicht wahr);
Das hält man für die Urſach ſeyn,

[1]) No. 182 (20. Sept.) St. A.

Wann Mönch und Pfaffen gehn aus und ein,
Die nehmt von mir an ohn Verdruß.
Noch Eins sei jetzt zu einem Beschluß.
Ein Sprüchwort bei uns Deutschen ist:
Nach Regen kommt ein schöne Frist,
Und wann die finstre Nacht hingangen,
Da thut ein schöner Morg anfangen,
Und bricht herein der helle Tag,
Vergeht dann Armer traurig Klag.
Wer weiß, nach meiner Traurigkeit
Ob in ein Freud sich wend mein Leid?
Darauf begehr ich auch ein Bscheid. [1])

Mittlerweile war der Herbst herangekommen, und in der hochgelegenen Waldgegend von Urach begann es kühl zu werden. Der Gefangene, der in seinem Gemach „die Luft ziemlich stark hatte," klagte über Frost, und schrieb an seine Schwieger um „ein wüllens Hemmet." Dem Burgvogt lag er an, ihm einheizen zu lassen, der sich aber erst von Stuttgart Erlaubniß dazu erbat. Die Räthe erachteten, „man könne den verhaften Frischlinum nicht wohl in der Kälte verderben lassen, und weil es nur um eine geringe Anzahl Holz zu thun, Solches auch des Burgvogts Andeuten nach ohne Sorge (vor Entkommen) wohl geschehen könne, so wäre diesem zu befehlen, ihm also einheizen zu lassen, daß er vor der Kälte sich erwehren könnte." [2])

Mit noch dringendern Sorgen blickte Frischlins Hausfrau dem nahenden Winter entgegen, die jetzt mit dem größern Theil ihrer Kinder [3]) in Metzingen, einem Flecken 2 Stunden von Urach, ihren Aufenthalt genommen hatte, und ohne Holz und Brod in der hülflosesten Lage war. Da sie auf eine frühere Bittschrift vom Anfang August ohne Antwort geblieben war, so erneuerte sie im September ihr Gesuch an den Herzog, entweder ihren Ehemann ledig zu lassen, oder doch demselben sammt ihr und ihren Kindern in einem Kloster Aufenthalt und Unterhalt zu geben, damit sie diesen angehenden Winter nicht Hungersnoth leiden dürfen. In dem Bedenken, welches hie-

[1]) Aus Joh. Seb. Wielands, P. L., Beschreibung der Stadt Urach in Reimen, Tüb. 1626, in einem handschriftlichen Lagerbuch auf dem dortigen Kameralamt.

[2]) Crus. c. Frischlin. p. 322. No. 182 (20. Sept.) St. A.

[3]) Crus a. a. O. gibt viere an.

rauf der Vicekanzler Aichmann stellte und der Herzog genehmigte, hieß es, wie es schon vor einem halben Jahr geheißen hatte, und voraussichtlich noch lange hätte heißen können: „Es ist sehr mißlich, den Frischlin der Verhaftung zu erlassen, weil noch der Zeit schlechte Besserung bei ihme zu verspüren; derowegen viel rathsamer, ihn in custodia zu lassen, bis er die demandirte labores verfertigt, alsdann erst commodior occasio, davon zu reden, ob und wie er der Verhaftung zu erlassen sein möchte. Inmittelst aber, damit seiner Frau und Kindern auf bevorstehenden Winter einigermaßen Handreichung geschehe, so wäre ihnen aus Gnaden 3 oder 4 Scheffel Dinkel und ½ Scheffel Roggen auf dießmal wiederfahren zu lassen, daneben aber dem Abt von Bebenhausen und Doctori Brentio zu befehlen, daß sie mit andern Befreundten dahin bedacht seien, daß Frischlini Ehefrau und Kinder in einem gewissen Ort ihr beständiges Heimwesen und Unterhaltung haben, auch seine zerstreuten Habseligkeiten zur Hand gebracht werden." [1])

Ehe noch diese Entschließung der bedrängten Frau eröffnet war, glaubte sie die Anwesenheit des Hofs in dem benachbarten Nürtingen benützen zu können, um als Frau und Mutter die Herzogin Ursula zu rühren. Sie wanderte, wie es scheint mit ihren Kindern, hinüber, und überreichte derselben eine Bittschrift, des Inhalts: es haben ihr zwar etlich herzogliche Diener und Räthe die Weisung gegeben, den Herzog künftig mit Suppliciren unbeschweret zu lassen; nun habe sie aber mit ihren 5 Kindern, die theils bei ihr, theils in Diensten seien, doch alle noch von ihr versorgt werden müssen, nirgends kein Bleibens, und obwohl sie sich in ihrem leidigen Zustand ihrer Gefreundten etwas zu getrösten haben sollte, und auch etwa bei denselben um Unterschlauf anhalte, so herberge sie doch Keiner länger denn über Nacht, und auch das nicht gern, einzig aus Furcht, dadurch in die Ungnade ihres Manns verwickelt zu werden. „Werde also, klagt sie, elendiglich von Einem zum Andern gewiesen, gehe mit meinen armen Kindern im Unwerth herum wie die verlassenen Schaf, so keinen Hirten haben, büße auch alles mein Armüthlein, von meinen geliebten Eltern ererbt, ganz und gar ein. So dann ich mich, sammt meinen armen Kindern, also verschmäht, unwerth, im Elend und verlassen sehe, möchte

[1]) No. 183 und 184. (22. Sept.) St. A.

mir, wie E. F. G. aus fürſtlichem chriſtlichen und erbärmlichen Herzen ſelbſt allergnädigſt ermeſſen mögen, hierüber mein mütterlich Herz verſchwinden und verſchmachten, daß alſo mein täglich Brod nichts anders dann Müh und Klag, innigliches Heulen und Seufzen iſt." Schließlich bittet ſie um Beſcheid, ob doch inskünftig ihr armer gefangener Herr ihr wieder zugeſtellt werden möchte, und einſtweilen um Gewährung eines feſten Sitzes und einer Gnadenſteuer zu ihrem und ihrer Kinder Unterhalt.[1]) Auch dem Herzog oder der Kanzlei wurde eine entſprechende Supplik übergeben, die aber keine günſtige Aufnahme fand. „Melcher Jäger, lautete die herzogliche Entſchließung, und Vicekanzler ſollen daran ſein, daß dem Erlaß vom 22. Sept. nachgelebt werde, damit Supplicantin nicht Urſach habe, J. F. G. deßwegen ferners nachzulaufen." Sie möge ſich bei'm geiſtlichen Verwalter in Urach wegen der Frucht, und wegen des Uebrigen bei ihren Verwandten melden. Eben darauf wurde auch der Burgvogt verwieſen, als er kurz nachher meldete, Friſchlin bitte ihn viel und oft, ja alle Tage, um Fürſprache bei'm Herzog, daß dieſer ſeinem Weib und Kindern etlich Klafter Brennholz wiederfahren laſſe, damit ſie ſich dieſen bevorſtehenden Winter des Froſts erwehren können.[2])

Immer mehr fängt jetzt Friſchlin, des vergeblichen Bittens müde, und vielleicht jetzt ſchon über einem entſcheidenden Entſchluſſe brütend, ſich in Schweigen zu hüllen an. Er wünſcht zum Behuf ſeiner Arbeiten vom Pfarrer oder Helfer in Urach Virgil, Columella, Eoban Heſſe's lateiniſchen Pſalter und Sleidan von den 4 Monarchien zu bekommen, und liefert 4 Wochen darauf die Elegien de tribus Monarchiis ab. Außerdem trägt er ſich mit dem Plan einer Reihe bibliſcher Briefe in der Art der Ovidiſchen Heroiden, z. B. Eva an Adam u. ſ. f., durch das alte und neue Teſtament hindurch, etwa 60 Stück. „Aber, ſetzt Oſiander in ſeinem Berichte mißfällig hinzu, von den Comoediis Terentii, ſo er ſollte bearbeiten in usum scholarum, hat er noch nichts laborirt, gedenkt deſſen auch nicht, daß er daran etwas machen woll."[3])

---

[1]) No. 185 (præs. Nürtingen 2. Oct.). St. A.

[2]) No. 186. und 187 præs. Stuttg. 11. Oct. St. A.

[3]) No. 187. 191 (vom 11. Oct. und 14. Nov.) St. A.

In der zweiten Woche des November, 14 Tage vor seinem Ende, empfing Frischlin noch den rührenden Besuch seiner alten Mutter. Auch zu ihr wurde der Gefangene in das Wachthaus herausgeführt, „und haben also, meldet der Burgvogt dem Herzog, sich wohl und lang besprachet, aber unter Anderem nichts Verdächtigs geredt, sondern sie ihn um Gottes willen gebeten, er wolle doch E. F. G. Gehorsam leisten, und füro seiner Sachen, die er begangen, müssig stehen." [1]) Den Eindruck, welchen dieser Besuch auf ihn machte, und der gewiß nicht geringer war als der des frühern Besuchs seine Frau und Geschwister, hat Frischlin, wie so Manches in dieser letzten Zeit, dem Papier nicht mehr anvertraut.

Zwei Schreiben Frischlins haben wir aus dem Monat November noch: das eine an die geheimen und Kirchenräthe, das nun vollends, der erhaltenen Weisung entgegen, beinahe nicht mehr zu entziffern ist (auch seine Dinte ist jetzt ganz roth geworden), und dessen Inhalt Osiander so angibt: „Frischlinus tractirt hier von seiner Grammatica, Dialectica et Rhetorica, das deduciret er usque ad finem illius scripti und rühmt seine scripta." Auch an seinen Herzog wendet sich Frischlin noch einmal: der letzte Brief seiner Hand, der erhalten ist. Er entschuldigt sich hier darüber, daß er sich in einigen Schreiben entschuldigt habe, und bittet, dieß nicht so aufzunehmen, als wollte er damit sich selbst Recht, Andern Unrecht geben, und seine Sünde vor Gott nicht erkennen. „Es ist, sagt er, kein schärpferer Richter jemals gewesen, dann Gott, und kein strenger Urtheil nie gefällt worden, dann da das menschliche Geschlecht in die ewige Höll verdammt worden ist. Dennoch thut der strengste Richter wie ein milder Vater, und höret, wie sich die Sünder entschuldigen, da dann Adam die Schuld der Eva, Eva der Schlangen gibt, und fällt Gott ungleiche Urtheile darauf, und noch dazu die fröhliche Botschaft von des Weibes Samen. Warum sollt ich dann glauben, daß E. F. G. ihr sollten meinen und anderer Leut Gegenbericht und Entschuldigungen lassen zuwider sein, da ich nichts Anders dann Gnad und Barmherzigkeit such, damit nicht alle Schuld sammt der Straf auf mir Armen allein lieg, und ich meiner Weib und Kinder und meiner studia müß beraubt sein. Ich will Alles für eine wohlverdiente Straf aufneh-

[1]) No. 188. St. A.

men, hinfüro E. F. G. Gefangener ſein und bleiben und mit allen Menſchen Fried und Einigkeit halten, auch ſolche Bücher an den Tag bringen, daß E. F. G. einen ewigen Ruhm, Lob und Preis bei der ganzen Chriſtenheit dadurch erlangen ſoll: da ich nur wieder zu Weib und Kindern kommen, inter libros et liberos meos ſein, und mit ihnen das täglich Brod, Schutz und Schirm haben mag. Gnädiger Antwort mit aufgehabenen Händen wartend und weinend, Urach, E. F. G. armer gefangener Nic. Frischlinus."[1])

Aber die gnädige Antwort blieb aus, immer düſterer wurden, wie die Jahreszeit, auch die Ausſicht und Stimmung des Gefangenen, und ſo reifte der verhängnißvolle Entſchluß, den wir ihn in der vorletzten Novembernacht werden ausführen ſehen.

[1]) Beide Schreiben datirt: Mense Novembri. No. 189. 190. St. A.

Fünftes Kapitel.

Friſchlins Fluchtverſuch und Tod.

Am Sonntag vor Andreas, den 29ten November 1590, ging's auf Hohenurach luſtig zu.[1]) Ein neuer Burgvogt war vorgeſtellt worden, da Vol zum Commandanten von Hohenaſperg aufrücken ſollte, und das wurde durch einen guten Trunk gefeiert. Friſchlin ſaß allein in ſeiner Zelle, doch empfing er über dem Mittageſſen den gewöhnlichen Beſuch ſeines Hauptmanns. Pünktlich im Dienſt auch an einem ſolchen Tage, ſchickte dieſer um 5 Uhr, als es zu dunkeln begann, ſeinen Zeugwart noch einmal hinunter, um nachzuſehen, ob Friſchlins Gemach allenthalben richtig verſchloſſen ſei: die Meldung lautete, Alles ſei in Ordnung. Die Wachen wurden wie gewöhnlich aufgeführt, und die mondhelle Winternacht verging wie eine andere. Denn daß der Knecht, welcher die obere Wache hatte, um halb 9 Uhr hinten hinaus ein Geräuſch vernahm, fiel ihm nicht beſonders auf. Wie oft hörte man von der mit Wald und Felſen rings umgebenen Burg aus „dergleichen Gerümpel in den Steinriegeln," das von den Sprüngen des Wildes verurſacht war. Der Knecht rief alſo wohl ſein dienſtmäßiges Wer da? hinunter: als er aber keine Antwort erhielt, fand er auch dieß, von Seiten des Wildes, ganz in der Ordnung.

Am andern Morgen wurde wie gewöhnlich Friſchlins Ofen von außen geheizt, und der beſorgende Knecht will das Ofenloch mit ſeiner eiſernen Thüre, Stange und Vorlegſchloß richtig verwahrt gefunden haben. Ebenſo fand er hernach die drei Schlöſſer an der Stuben-

[1]) Zu der folgenden Darſtellung vergl. im Anhang die Beilage VIII, A. B. C.

thüre als er dem Gefangenen ſeine Morgenſuppe bringen wollte. Wie er die Thür öffnete, kam ihm ein dicker Rauch entgegen. Aber in dem Rauch iſt kein Gefangener mehr zu entdecken. Auch alles Linnenzeug zu Bett, Tiſch und Reinigung iſt fort. Der Ofen, oben beim Helme aufgebrochen, zeigt den Weg des Rauchs und der Flucht. Der Knecht eilt zum Hauptmann mit der Meldung. Dieſer läßt die Burgglocke ziehen und Büchſenſalven geben. Mannſchaft und Diener ſtrömen zuſammen. Es wird eine Streife angeordnet um die Burg.

An ihrer nördlichen, von der Stadt abgewendeten Seite ſteht die Burg Hohenurach auf ſchroffen Felſen, die in haushohen Abſätzen in den Wald niedergehen. Ein Stein, den man hier hinabwirft, rollt weit den Berg hinunter. Hier, etwa auf der halben Bergböhe, bemerkte einer der Knechte eine menſchliche Geſtalt auf dem Geſichte liegend. Er nähert ſich, zieht ſie aus dem Geſtrüppe hervor: es iſt Friſchlins Leiche. Eine Leiche, daran war kein Zweifel, auch ehe noch die beiden Wundärzte, welche, ſammt dem Ober- und Untervogt, der Burghauptmann ſchleunig aus der Stadt herbeirufen ließ, erſchienen waren. Als ſie auf den Platz kamen, wurde der Leichnam von ihnen entkleidet und unterſucht. Außer der zerſchmetterten rechten Hand und einer großen Wunde oberhalb, einer kleineren unterhalb des rechten Auges, fand ſich der rechte Arm in der Achſel einmal, eine Rippe der linken Seite zweimal, und überdieß das Genick gebrochen: ſo daß der Tod unmittelbar nach dem Fall erfolgt ſein muß.

Eben an jener Seite, wo Friſchlin todt gefunden wurde, ſtand am Fuße des Berges, von des bärtigen Eberhards Zeiten her, ein Fohlenſtall. In dieſen wurde der Leichnam auf einem Brette vollends hinabgeſchleift, dort in eine Todtenbahre gelegt und in die Siechenkirche vor der Stadt geführt, wo man denſelben ſtehen ließ, bis von Stuttgart, wohin eine Meldung des Vorfalls ſogleich abging, Befehl wegen des Begräbniſſes zurückgelangt ſein würde.

Nur ſo viel, als bis jetzt erzählt worden, lag über Friſchlins Ende thatſächlich vor. Anderes ließ ſich, da ſein Entweichen und ſein Fall keinen Augenzeugen gehabt hatte, nur durch Schlüſſe und Muthmaßungen ergänzen. Schon wie er ſich mit ſeinem ſtarken Körper durch den engen Ofen hatte drängen können, war dem Burgvogt kaum begreiflich. Wie er aber vollends zum Ofenloch ſollte herausgekom-

men ſein, wäre gar nicht zu begreifen, wenn der Burgvogt recht berichtet war, daß die eiſerne Thür mit der Querſtange davor am Morgen verſchloſſen und unerbrochen geweſen ſei. Soll alſo Friſchlin nicht durch den Schornſtein hinaufgeſtiegen und ſo entkommen ſein, (was doch auch Vol nicht annimmt) ſo war hier, trotz der Strenge des Vorgeſetzten, eine Dienſtwidrigkeit vorgekommen, und die Schließung der Ofenthüre verſäumt worden.

Woran Friſchlin ſich herabzulaſſen verſucht habe, ſagten die zerſchnittenen und zuſammengeknüpften Leinwandſtreifen, die man vorfand, und zwar berichtet der Burgvogt, ſie ſeien durchaus doppelt genommen geweſen, bis auf das oberſte Glied, mit dem ſie an ein Scheit Holz feſtgebunden waren. Dieſes Scheit Holz habe Friſchlin an der hinterſten Zinne, bei dem Thurm, in der Gegend des Roßſtalls, „angeſpreißt," und ſich ſo herablaſſen wollen. Als Urſache ſeines Sturzes gibt der Bericht des Burgvogts den Umſtand an, daß bei der Schwere ſeines Körpers die Leinwand gleich an dem Scheit, wo ſie nur einfach genommen war, zerriſſen ſei; was er ohne Zweifel ſo geſehen hatte. Gleichwohl gab es über dieſen Punkt verſchiedene Muthmaßungen. Der Landhofmeiſter Laimingen wollte ein Vierteljahr hernach wiſſen, nicht das Seil ſei zerriſſen, ſondern das Holz ſei gewichen, an welchem daſſelbe befeſtigt war. Noch ſpäter behauptete ein Uracher Bürger, keines von beiden ſei richtig, ſondern das Seil ſei nicht lang genug geweſen. Dieſe Meinung war ohne Zweifel aus der Anſchauung der Oertlichkeit hervorgegangen, da es an jener Stelle ſich darum handelte, außer der Höhe der Burgmauer auch noch über haushohe Felſen herabzukommen.

Fragte es ſich demnach weiter, warum denn Friſchlin gerade jene beſonders ſchwierige Stelle zu ſeinem Fluchtverſuche gewählt habe? ſo ſuchte man ſich auch dieß verſchiedentlich zu erklären. Nach einer Erzählung, die dem Cruſius zu Ohren kam, hatte Friſchlin es auf eine andere Stelle abgeſehen, über welche ſchon mancher eingeſperrte Wilddieb entkommen war; aber von der Wache geſtört, kam er dann unglücklicherweiſe an jene gefährliche. Ein zweiter gleichzeitiger Bericht findet die Schuld in den Täuſchungen der Nacht und des Mondlichts, welchen „der Poet" unterlegen ſei, dem eine genauere Kenntniß der Oertlichkeit gefehlt zu haben ſcheint.

In Stuttgart war der Eindruck, welchen die Kunde von dem Ereigniß machte, durch einen Nebenumstand mitbestimmt. In dem Gemache Frischlins hatten sich Papiere vorgefunden, die der Burgvogt zugleich mit der Todesnachricht zu Hof einsandte. Welchen Inhalts sie waren, ist in seinem Berichte nicht gesagt; schwerlich nahm er sich die Zeit oder die Freiheit, sie zu lesen. Bald aber gingen wunderliche Reden darüber um. Man sprach von einem angefangenen Pasquill auf die Würtembergische Regierung, in welchem, außer dem damaligen Herzog und seinen Räthen, auch frühere Regenten verunglimpft und ihre Fehler aufgedeckt seien.[1]) Auch von einem seltsamen Glaubensbekenntniß wollte man wissen, das er hinterlassen habe, und das nicht lutherisch, nicht calvinisch und nicht katholisch, sondern arianisch sei.[2]) Der angebliche Inhalt des Pasquills erinnert uns an die Aeußerung, die einst im Tübinger Senat gefallen war, es seien dem Frischlin von Melchior Jäger Briefe mitgetheilt worden, aus denen er ersehen habe, daß in Würtemberg nicht allezeit wohl hausgehalten worden. War aber der Inhalt seiner Papiere so gefährlicher Art, so ist nur auffallend, wie er sie im Gefängniß zurücklassen mochte und nicht zu sich steckte. Man müßte annehmen, er habe sie in der Eile und Verwirrung der Flucht vergessen. Wie dem sei: guten Eindruck machten die Papiere in Stuttgart nicht. Wenn der Hofprediger dieselben vorher noch gelesen, rescribirte der Herzog (ohne Zweifel auf den Bericht der geheimen Räthe), so sollen sie abwegs gethan und verbrannt werden, da nicht rathsam sei, solche Schriften weiter kommen zu lassen. Wäre etwas an der Nachricht des Crusius, daß man am Hof eine Zeit lang daran gedacht habe, Frischlin unter dem Galgen begraben zu lassen, so wiese auch dieß auf einen bedenklichen Inhalt jener Papiere hin. Doch in den Acten ist von einer solchen Ab-

[1]) Crus. a. a. O. p. 327. 9. Dec.: Dicitur certo, inventum esse pasquillum inchoatum, quo principes inducens, miras turbas daturus fuisset. p. 329. 27. Dec. Ὁ δὲ συνεγεγράφει τὰ ποτε ἐν τῇ τοπαρχίᾳ ταύτῃ πλημμελήματα γενόμενα· ἵνα δηλαδὴ πανταχοῦ μὲν, μάλιστα δὲ παρὰ τῷ αὐτοκράτορι, τὰ τοῦ ἄρχοντος ἡμῶν διαβάλοι καὶ κινδύνοις περιβάλοι· εἰ καὶ ἐψεύδετο ἂν καὶ οὐδὲν ἂν ἠνυκώς ἦν.

[2]) Crus. a. a. O. p. 327: Item (inventam esse) confessionem fidei miram nec Lutheranam, nec Calvinianam, nec Papisticam: Arianam esse fertur. Non equidem ostenditur, sed tegitur.

ſicht keine Spur, ſondern man nahm den auf eigenwilliger Flucht Umgekommenen wie einen halben Selbſtmörder, und befahl, ihn zwar auf dem allgemeinen Kirchhof, doch an einen abgeſonderten Ort, zu begraben.

Daß Friſchlins Begräbniß am 1. December erfolgt ſei, wie man gewöhnlich und ſchon bei Zeitgenoſſen lieſt, kann deßwegen nicht richtig ſein, weil der herzogliche Befehl an den Untervogt von Urach des Begräbniſſes wegen erſt am 3ten zu Stuttgart ausgefertigt worden iſt. Bis zum Einlauf deſſelben blieb Friſchlins Leichnam in der Siechenkirche ſtehen. Sein Geſicht war entſtellt von dem Fall, und Haare und Bart im Gefängniß vollends ganz grau geworden. Viele Menſchen ſahen ihn hier, und auch ſeine Wittwe wird mit ihren Kindern von dem benachbarten Metzingen herbeigeeilt ſein, den unglücklichen Gatten und Vater noch einmal zu ſehen. Am 4ten December (oder früheſtens am Abend des 3ten) wurde Friſchlin auf dem Kirchhof der Stadt, an der Mauer, begraben. Ein unehrlicher Platz war das gerade nicht, aber ein beſonders ehrenvoller, wie der Bruder behauptete, ſollte es nach der Abſicht der Regierung noch weniger ſein. Der Pfarrer von Urach, Johann Jakob Schmidlin, hielt eine Predigt, in welcher die Gelehrſamkeit des Verſtorbenen gerühmt, doch (ſo meldet Cruſius) auch die üble Anwendung, die er von ſeinen Gaben gemacht habe, getadelt wurde.[1]) Dem Herabſtürzenden war der Hut entfallen und an einem Felſenzacken hängen geblieben. Da hing er längere Zeit, und Niemand konnte ihn erlangen. Ein kecker Junge, dem der Burghauptmann ihn zu eigen verſprach (er war aus Seidenplüſch), ſoll ihn endlich herabgeholt haben.[2]) Friſchlins Grab, für das die Menſchen nichts thaten, ſchmückte die Natur. Es entſproßen ihm die ſchönſten Roſen, und zeitgenöſſiſche Dichter prieſen das roſige Dichtergrab.[3]) Aber auch dem Berg, auf welchem Friſchlin den Tod gefunden, durfte ſein myſtiſches Zeichen nicht fehlen. Eine Kleeart, mit einem dunklen Fleck auf dem Blatte, der ſich als Blutfleck anſehen ließ, ſollte nur dort vorkommen; von wo ſie übrigens jetzt durch häufiges Aufſuchen und Verpflanzen beinahe ausgerottet iſt.

[1]) Crus. c. Frischlin. p. 332. 376.

[2]) Crus. c. Fr. p. 336. Resp. adv. Popp. Dial. III, p. 69. Vgl. Jac. Frischlin., Frischlinus redivivus G, 7.

[3]) Jac. Frischlin. a. a. O. F, 8.

Auch in anderer Weiſe bemächtigte ſich die unbewußte Poeſie der letzten Wendung von Friſchlins Leben. Wenn er nur noch Einen Tag gewartet hätte, hieß es, würde er frei geworden ſein.[1]) Daß er nächſtens, d. h. in einem oder 2 Monaten, dem Kerker wäre entnommen worden, vernahm mit nachträglichem Schrecken auch Cruſius. Ja, von keinem Geringern als dem Landhofmeiſter, oder doch in deſſen Gegenwart, mußte er ſogar hören, Friſchlin ſei zum Rector des Collegium illustre, das der Herzog damals in Tübingen baute, alſo zu einem der erſten Männer auf der Univerſität, beſtimmt geweſen.[2]) Friſchlin ſelbſt hatte dieſen Gedanken einmal hingeworfen; aber von einer ſolchen Abſicht des Herzogs findet ſich ſo wenig eine Spur in den Urkunden, daß es beinahe ſcheinen möchte, als hätten die Herren den Cruſius damit nur zum Beſten gehabt. Wahrſcheinlicher iſt das Andere, was dieſer gleichfalls vernommen hat, daß der Plan geweſen ſei, Friſchlin, ſeinem mehrfach geäußerten Wunſche gemäß, in eine Kloſterſchule zu verſetzen, ſo jedoch, daß er noch nicht ganz auf freien Fuß geſtellt, ſondern in einer Art Hausarreſt gehalten worden wäre.[3]) Auch dieß ein trauriges Loos, wenn er, nach dem Ausdrucke ſeines Bruders, „hätt ſitzen müſſen wie ein Goll im Käfig, und ſingen was dem Crusio wohlgefiel.“ Das Schickſal meinte es beſſer mit ihm, indem es aus einem Netze von Mißverhältniſſen, das eigene wie fremde Schuld um ihn gewoben, und in das er ſich mit jedem Jahre und jedem Löſungsverſuche nur tiefer verwickelt hatte, ihm eine furchtbare zwar, doch raſche und vollſtändige Befreiung gewährte.

Aber in einem betrübten Zuſtande ließ er ſeine Familie zurück. Es fehlte am Nöthigſten. Die Wittwe erbat ſich die elenden alten Kleider, die er hinterlaſſen hatte, für ihre Kinder.[4]) Dann drückte ſie ihre Heimathloſigkeit. Sie wünſchte ſich nach Tübingen, wo ſie

[1]) Eine alte Erzählung, angeführt in der handſchriftl. Geſchichte von Urach in der Regiſtratur des dortigen Kameralamtes.

[2]) Crus. c. Frischlin. Mipt. p. 333.

[3]) Crus. a. a. O. 324. Dec. 5. cognosco, brevi liberandum fuisse, ut in schola monasteriali docuisset, inclusus in conclavi ad lectorium exporrecto, ut tamen exire non potuisset. Resp. adv. Popp. Dial. III, p. 67: .. ut conclavi aut cancellis circumclusus docuisset. Vgl. Jac. Frischlin. Fr. rediv. G, 6.

[4]) No. 193. St. A.

noch Mutter, Schweſter, Schwager und andere Verwandte hatte, und wendete ſich um eine Fürſchrift an den Herzog. Dieſer erließ ein Schreiben an den Tübinger Senat, man möge ihm zu Gefallen die Frau mit ihren Kindern bei der Univerſität einkommen laſſen. Allein er erhielt von den Herren die Antwort, er möge ſie „aus vielen Urſachen, ſo zu allegiren verdrüſſig," mit dieſen Perſonen nicht beſchweren; er ſolle ſie nach Wildberg, der alten Heimath der Frau, weiſen; dort ſie mit eingezogener ehrbarer Haushaltung untergebracht zu ſehen, ſei auch der Wunſch ihrer Verwandten, und werde ſich bequem machen laſſen, während es ſich zu Tübingen „in keinen Weg fügen und ſchicken wolle." [1]) Es kam alſo die Unluſt der Brenze und Bidembache, die heruntergekommene Baſe in der Nähe zu haben, dem alten Profeſſorenhaß zu Hülfe, und das zweideutige Prädicat der Wittwe ſcheint den Ausſchlag gegeben zu haben. Der Herzog, wohl auch mündlich in der Sache berichtet, ging auf den Gedanken der Tübinger ein, und im Februar des folgenden Jahres dankt ihm die Wittwe Friſchlin als Bürgerin von Wildberg für die Einweiſung in dieſen Ort.

Nun fragte ſich aber, wovon die Familie leben ſollte. Das Vermögen, meinte der Schwager Rüttel, werde nach Bezahlung der Schulden und der Koſten für die Beiſchaffung der zerſtreuten Fahrniß, nicht mehr viel über 1000 fl. betragen. Die Braunſchweiger wollten ihren Beſchlag nicht aufheben, unerachtet Polykarp Leyſer ſich erboten hatte, mit 50 fl. Schuldenzahlung zur Löſung der Bibliothek in's Mittel zu treten. Auch der Graf von Zollern gab die arreſtirten Gültbriefe nicht heraus. Dazu bedurfte es herzoglicher Fürſchriften, und zum Lebensunterhalt, wenigſtens bis die Kinder vollends erzogen waren, einer Handreichung. Jene wurden gewährt; aber auf eine jährliche Gnadenſteuer an Geld, Früchten und Wein, um welche die Wittwe zu wiederholtenmalen bat, wurde nicht eingegangen. Da man verdienten Leuten bisher kein Leibgeding gegeben, meinten die Kirchenräthe, ſo würde es ein ſeltſam Anſehen haben, wenn man dieſes Friſchlins Wittib eins geben wollte. Und der Vicekanzler Aichmann ſetzte hinzu: „Es ſoll dieſe Wittib nicht gar ein gut testimonium

[1]) Senatsprotokoll vom 28. Dec. 1590. Schreiben an den Herzog von denſ. Datum, Fasc. 17, No. 1. St. A.

haben, der Urſach ſie auch wohl mit abſchlägiger Antwort abzufertigen;" doch ihrer vielen Kinder wegen iſt ihm der Vorſchlag der Kirchenräthe, ihr ein für allemal etlich Scheffel Dinkel zu reichen, nicht zuwider. So erhielt ſie im März 1591 „zu endlicher Abfertigung aus Gnaden" 5 Scheffel Dinkel.[1])

Doch nun fielen der bedrängten Wittwe, außer ihres Hauswirths („Gott woll ſeligen") Inſiegel und Ring, die ſie auf ihr Anſuchen aus der Kanzlei zurückerhielt, deſſen hinterlaſſene libri Regum (d. h. Hebräis) ein, für deren jedes ihr der Landgraf in Heſſen 200 Thlr. verſprochen habe (Friſchlin ſelbſt ſchrieb: 600 Thlr. für das Ganze), und die ſie deßhalb herausverlangte. Allein unter den nichtigſten Vorwänden wurde dieß von den Conſiſtorialräthen verweigert. Es ſei ein unvollkommen Werk, das einen guten Corrector bedürfe, wie er ſich nicht leicht werde finden laſſen; auch würde die Wittwe von dem Landgrafen ſchwerlich ſo viel dafür bekommen, als ſie ſich einbilde. Allein was ging das die Herren an? war es ein Grund, der armen Familie die letzte Arbeit ihres Vaters vorzuenthalten? Die Wittwe replicirte vergeblich, „ſie wüßte dieſe Bücher wohl vollend ausführen und ins Werk richten zu laſſen": ſie erhielt ſie nicht;[2]) ſondern — Vicekanzler Aichmann, dieſer Aichmann, der ſtets auf die ſtrengſten Maßregeln gegen den Dichter angetragen, und zuletzt noch ſeiner Haft die endloſe Perſpective gegeben hatte, die ihn zum Aeußerſten trieb, dieſer ſchmückte ſich jetzt mit dem Ruhme, der Patron des hinterlaſſenen Gedichts zu ſein. Er ließ es durch den Bebenhäuſer Rector Ulrich Bollinger druckfertig machen, und eignete es dem Landgrafen Moritz von Heſſen, dem Sohne des inzwiſchen verſtorbenen Beſtellers Wilhelm zu. Und was hatte nun Bollinger an dem Friſchliniſchen Manuſcripte ſo Großes zu thun, wofür die Wittwe nicht auch eine Feder hätte finden können? Nach ſeiner eigenen Erklärung ſo viel wie nichts. Die Handſchrift entziffern, die Einſchaltungen an den gehörigen Ort bringen, das konnte Jakob Friſchlin auch; die zwei fehlenden Pſalmen aber, die Bollinger ergänzte, hätten immer fehlen mögen. Der verlaſſenen Familie wird in der Aichmann'ſchen Zueignung mit keinem Worte gedacht; dagegen mit widriger Gleisnerei bedauert, daß

[1]) Das Bisherige Fasc. 17, No. 3—7. Vgl. Crus. c. Frischlin. p. 326.

[2]) Fasc. 17, No. 8. 9. 12. St. A.

es dem Dichter versagt gewesen, unter ruhigeren und glücklicheren Lebensverhältnissen dieses Gedicht nicht blos auszuarbeiten, sondern auch selbst noch an's Licht zu fördern.

Im Mai 1592 endlich kam Frischlins Bibliothek aus Braunschweig in Tübingen an. Sie kostete 57 fl. Fuhrlohn, wurde aber auf 350—400 fl. geschätzt. Da, außer dem jüngsten, Nicodemus, keiner der Frischlinischen Söhne zum Studium bestimmt war, so bot die Wittwe den erlesenen Bücherschatz dem Herzog zum Kaufe an. Dabei erneuerte sie ihre Bitte um ein jährliches, wenn auch geringes subsidium, und meinte, wenn sie nur jetzt etwas von dem Jahrgehalt zu genießen bekäme, den der Herzog ihrem Manne für die Hochzeitsbeschreibungen auf Lebenslang verliehen, dieser aber ohne Schuld der Familie für sich selber verwirkt habe. Sie wurde mit 2 Scheffeln Dinkel und $^1/_2$ Scheffel Roggen zum allerletztenmal abgefertigt. Die Bibliothek betreffend aber meinte der bücherkundige Hofmedicus, Dr. Oswald Gabelkover, das Ganze zu kaufen sei nicht rathsam, weil die meisten der Bücher schon auf der herzoglichen Bibliothek zu Tübingen seien; wollte jedoch die Wittwe Einzelnes abgeben, so habe er für — 9 fl. 34 kr. Bücher angestrichen, die zu kaufen der Bibliothek nützlich sein möchte. So wurde Frischlins Bibliothek im December 1592, nachdem der Katalog an das schwarze Brett angeschlagen worden war, „im Hause," wahrscheinlich dem Rüttelschen, versteigert. [1])

Zwar Rüttel selbst lebte damals auch nicht mehr; er war dem Schwager schon nach einem Vierteljahre, am 26. Febr. 1591, nachgefolgt. Den so raschen Verlust ihrer beiden Schwiegersöhne überstand die alte Brenzin nicht, 4 Wochen nach dem zweiten derselben starb auch sie. Zwei Jahre später gab sich Anna Brenz, die Wittwe Rüttels, selbst bei dem Senate zur Bestrafung an, weil sie ein Kind geboren hatte, dessen Vater sie nicht nennen wollte. [2]) Da machte es ihre Schwester Margaretha, Frischlins Wittwe, insofern besser: sie heirathete wieder. Ein alter Bürgermeister in Wildberg, übrigens seines Zeichens ein Weber, war gleichfalls Wittwer: so wurden sie ungefähr im Februar 1593 ein Paar. Gleich zwar stand zwischen

[1]) Fasc. 17, No. 13. 14. St. A. Crus. a. a. O. p. 336 f.

[2]) Crus. c. Frischlin. p. 332. 334. 337.

einer kaiſerlichen Pfalzgräfin und einem Wildberger Weberſchultheißen die Partie nicht; auch hatte die Erſtere in ihrer guten Zeit (und die böſe ſollte ja mit der neuen Heirath vorüber ſein) reichlicher gelebt, als es bei den Bürgern des Schwarzwaldſtädtchens hergebracht ſein mochte. In Einem Punkte beſonders ſcheint ſie eine gelehrige Schülerin ihres erſten Eheherrn geweſen zu ſein: daß ihr zweiter ihr nicht mehr als einen Schoppen Wein über Tiſch geſtatten wollte, gab manchen häuslichen Verdruß. Auch die beiderſeits beigebrachten Kinder thaten zuſammen nicht gut. Aus den erwachſenen Friſchliniſchen Söhnen war nichts geworden, ſie lagen dem zweiten Vater auf dem Hals, gingen müſſig und brauchten Geld. Dabei machten ſie Anſprüche für ihre Mutter und für ſich, welche die Stiefgeſchwiſter und der Stiefvater nicht gelten ließen. Es war eine verfehlte Verbindung. Nach ſechsjähriger Dauer derſelben, wenn der zweite Mann ſo lange gelebt hat, am 7ten October 1599, iſt Margaretha Brenzin, Nicodemus Friſchlins geweſene Hausfrau, zu Tübingen am Schlagfluß geſtorben.[1])

Was aus ihren und Friſchlins Kindern weiterhin geworden, wiſſen wir nicht zu ſagen. Keiner ihrer Söhne hat ſich in der literariſchen Welt oder ſonſt einen Namen gemacht. Jakob Friſchlin ſcheint einen Sohn in das Stift gebracht zu haben: ein Friſchlin von Waiblingen findet ſich in einem alten Magiſterbuche. Bald aber erloſch das Geſchlecht, und in Würtemberg wenigſtens iſt der Name Friſchlin unſeres Wiſſens gänzlich verſchollen.

[1]) Crus. c. Frischlin. p. 337. Resp. adv. Popp. Dial. III, p. 10 (handſchriftl. Zuſatz).

Sechstes Kapitel.

Des Cruſius Kampf mit dem Todten.

Am Mittag des 1ten Decembers 1590 ſaß Martin Cruſius bei dem Hochzeitſchmauſe eines M. Weinlin, als der Tübinger Diaconus M. E. Bidembach die erſte Kunde von dem tödtlichen Falle Friſchlins brachte.[1]) Das wäre zu jammern wegen des Heils ſeiner Seele, meinte Cruſius, die verloren ſein würde, wenn er Gott nicht vorher um Vergebung angerufen. Am folgenden Tag, als beſtimmtere Nachrichten ſich drängten, empfing Cruſius gewiſſermaßen die Glückwünſche ſeiner Collegen. Euer Vers vor meiner Ethik hat ihn todtgeſchlagen, ſagte Samuel Hailand, und der alte Theolog und neue Kanzler Jakob Heerbrand kam gar mit dem Homeriſchen: ὣς ἀπόλοιτο καὶ ἄλλος ὅ τις, τοιαῦτά γε ῥέζοι, angezogen. Züchtig lehnte das Cruſius ab und meinte, über jenen ſei zwar ein gerechtes Gericht Gottes ergangen, Pſalm 119, aber auch wir ſollen es uns zur Warnung dienen laſſen, um nicht ebenſo zu Grunde zu gehen, Luc. 13. Auf ſich ſelbſt aber wendete der Mann dieſe leeren Reden nicht an; von einem Gedanken, daß ein guter Theil der Schuld dieſes Todes auf ihm liegen möchte, zeigt ſich keine Spur. Vielmehr, weil er dem Feinde bei deſſen Lebzeiten etlichemale gedroht, andremale ihn verwünſcht hatte, ſchmeichelt er ſich nun, ein Prophet geweſen zu ſein. Hatte er ihm nicht zugerufen, Hochmuth komme vor dem Falle? Hatte er nicht geſagt, wenn Gott ihn ſchlüge, müßte man es wohl leiden? Hatte

[1]) Die folgende Darſtellung iſt dem Cruſius'ſchen Manuſcript contra Frischlinum, p. 323 ff. entnommen. Einzelnes daraus hat Cruſius hernach in ſeinem Responsum adv. Poppysmi Dial. tertium drucken laſſen.

er ihn nicht darauf aufmerksam gemacht, wie er durch den Undank gegen seine Lehrer mit verhängten Zügeln der Hölle zufahre? Und war jetzt nicht jenes geschehen, und dieses zu befürchten?[1])

Wie oft und schnöde hatte Frischlin ihn verlacht: jetzt war das Lachen an Crusius gekommen. „Er verspottete mich, schrieb dieser in sein Tagebuch, daß ich mit Einer Feder ganze Bücher schreibe. Nun, diese Feder war mit Gottes Hülfe dauerhafter als er. Er sagte, ich pflege zu laufen wie die Schuster auf den Markt. Nun, er ist gar zu rasch gelaufen. In einem Brief an mich vor zwei Jahren schrieb er, er wolle mit Einem Strich alle seine Schriften gegen mich austhun. Sein schauderhafter Fall hat diesen Strich gemacht. Er, der seine Lehrer zu Schanden machen wollte, ist nun selbst zu Schanden geworden, und hat die Schmach, die er jenen anthat, durch sein eignes Blut und seine zerbrochenen Glieder abgewaschen." Seit seinem Streite mit Frischlin pflegte der fromme Mann täglich Morgens und Abends aus Goban Hesse's lateinischem Psalter den Vers zu beten:

Herr, zerschmettere du die frevelen Arme dem Tadler!

„Der gerechte Richter, sagt er jetzt, hat sie zerschmettert."

Dennoch würde er diesem gerechten Richter, so versichert er, in den Arm gefallen sein, wenn es in seiner Macht gewesen wäre. „Hätte ich ihn doch retten können! ruft er aus; ich würde es wahrlich gethan haben." Dabei wiederholt er aber die Schilderungen, wie schrecklich zerschlagen und ganz gewiß todt Frischlin gewesen sei, so oft und mit solcher Befriedigung, daß wir deutlich sehen, wie ernst es ihm mit jenem christlichen Seufzer war. „Er soll gar übel zerschmettert im Fallen sein, weil es sehr hoch herunterging, schreibt er gleich in den ersten Tagen. So hat, weil die Menschen säumten, das gerechte Gericht an ihm zu vollstrecken, Gott es vollstreckt." Etwas später: „Er hat drei Rippen im Leib zerfallen, und den Arm zweimal abgefallen, und das Angesicht gräulich zerfallen: Alle urtheilen, es sei Gottes verdiente Strafe." Besonders daß Frischlins Hand, die Hand, mit der er so viel Böses gegen Crusius geschrieben, gehörig

[1]) Auf den Titeln der Crusiusschen Handexemplare seiner Schriften gegen Frischlin steht überall: Vaticinia, mit Anführung der Seitenzahlen, wo der Verf. solche ausgesprochen zu haben glaubte. Vgl. auch Crus. c. Frischlin. p. 328. Resp. adv. Popp. III, p. 69.

zugerichtet war, erbaute dieſen. Sie ſei gar nicht mehr als eine Hand zu erkennen geweſen. Und zu ſeiner Beruhigung vernimmt er, ſelbſt wenn Friſchlin von dem Felſen, auf den er zuerſt fiel, nicht zerſchmettert worden wäre, ſo hätte er von dieſem noch einmal über einen haushohen Felſen herunterfallen müſſen, der ihm auf jeden Fall den Garaus gemacht haben würde. Der Seele des Verunglückten, verſichert er wiederholt, die Seligkeit zu wünſchen: hält ſich aber ſehr dawider auf, daß Jakob Friſchlin von „ſeinem Bruder löblicher und ſeliger Gedächtniß" ſchreibt. [1])

Monate lang käut nun Cruſius ausſchließlich dieſes Ereigniß wieder, und bringt ſeine Empfindungen und Gedanken darüber in alle möglichen Formen. Erſt entwirft er eine Tabelle alles deſſen, was an Friſchlin bemerkenswerth geweſen. 1) Seine Geiſtesgaben. 2) Deren Mißbrauch. 3) Hochmuth und unerhörter Undank gegen ſeine Lehrer. 4) Beiſpielloſe Schmähſucht. 5) Dabei ſeltenes Glück und Gunſt bedeutender Männer. 6) Endlich der denkwürdige Ausgang, daß Derjenige, der ſich über Alle erhob, durch einen Sturz von der Höhe herab zu Grunde ging. Daß es ſo kommen mußte, weiß Cruſius nun ſyllogiſtiſch zu beweiſen. „Entweder log Gottes Wort, oder Jenen mußte Strafe treffen. Nun aber lügt Gottes Wort nicht. Alſo hat ihn die Strafe getroffen." Auch in ſchönen Bildern und ausgeführten Vergleichungen erging ſich des Mannes angeregtes Gemüth. Seiner Schmähſucht wegen hatte er den Verſtorbenen gern mit einem wüthenden Hunde verglichen. „Einen wüthenden Hund ſteinigt man. Dieſen ſchmähſüchtigen Hund hat Gott geſteinigt. Aber dort fallen die Steine auf den Hund: hier iſt der Hund auf die Steine, d. h. den Felſen gefallen. Dort ſteinigen Andere den Hund: hier hat der Hund ſich ſelbſt geſteinigt." [2]) Jetzt fehlten nur noch Verſe auf das Ereigniß, und auch dieſe wußte Cruſius ſich abzugewinnen. Er hat den Tag aufgezeichnet, den 5ten December, wo ihm folgende gelangen:

Ῥοιζηδὸν προκάρηνος { ἀπ' ἠλιβάτου πέσε τείχους / ἐπ' ἠλίβατον πέσε πέτραν,

Altus praecipitat de alto Frischlinus in altum,

[1]) Crus. c. Frischlin. p. 324—328. 336. Annal. Suev. III, p. 834.

[2]) Crus. a. a. O. p. 325. 330. Vgl. Resp. adv. Popp. III, p. 69.

oder

Decidit ex altis altus Frischlinus in altum:
Alta nigri Satanae ne modo regna petat —

welches Letztere sich allenfalls übersetzen ließe (man gestatte hier den Alexandriner):

Der hoch hinaus gewollt, der stürzte tief und schwer;
Daß es der Hölle zu gegangen, fürcht' ich sehr.

Und drei Wochen später schreibt er in sein Tagebuch: Dem Frischlin könnte man die Grabschrift setzen:

Frischlinus jacet hîc, celsa qui decidit arce:
Ingenio magnus, sed male abusus eo —

oder: Ingenio clarus, mente sed ater erat.

D. h.

Frischlinus lieget hier, vom Falle bös verstaucht:
Er war ein guter Kopf, doch hat er ihn mißbraucht. [1])

Nun handelte es sich aber auch darum, das Ereigniß für den Crusiusschen Briefwechsel auszubeuten, und nach allen Weltgegenden mit den gehörigen Nutzanwendungen auszutrompeten. Im Laufe des Winters wurden Briefe nach Ulm und Augspurg, nach Pforzheim und Anspach, Grätz und Linz, Verden und Rostock, Helmstädt und Breslau erlassen, in deren keinem das Ῥοιζηδόν u. s. w. fehlte. Und gerade solchen Männern, die er als Freunde des Verstorbenen kannte, wie der treue Hieronymus Megiser in Grätz, oder der Uebersetzer seiner Hochzeitsbeschreibung, Carl Christoph Beyer, jetzt Rector in Pforzheim, reizte es den Crusius am meisten, seinen Triumph brieflich aufzudrängen. Auch dem Justus Lipsius blieb es nicht geschenkt, daß er einst in in einem Briefe den Crusius als Troilus, Frischlin als Achill im grammatischem Kampfe bezeichnet hatte. Er wolle ihm ein Wunder verkündigen, schreibt er ihm jetzt, und bitte nur, daß er diesen Brief künftig auch mit jenem andern drucken lassen möge. „Troilus hat den Achill überlebt; ja, der ältere Troilus hat, durch Gottes besondere Gnade, den jüngeren Achill überlebt. Dieser Troilus ist nicht von

[1]) Crus. c. Frischlin. p. 325. 329.

den Pferden geſchleift, hängt nicht, rücklings geſtürzt, am leeren Wagen, ſondern Achilles, (merk's und laß es drucken) der raſtloſe, zornmüthige, unerbittliche, ῥοιζηδόν ꝛc.

Häuptlings ſtürzt' er hinab von der unzugänglichen Mauer,
Schmetternd ſtürzt'er hinab auf den unzugänglichen Felſen.

Dieſes Wunder, hochberühmter Mann, glaubte ich dir mittheilen zu ſollen, wahrlich nicht um Jemand zu verhöhnen (denn ich bin ein Chriſt, und der Untergang Anderer, wenn ſie mich auch beleidigt haben, thut mir weh), ſondern damit du Gottes Urtheil, der des Achilles und Troilus Ausgänge umgekehrt hat, mit dem deinigen vergleichen mögeſt." [1])

Auch vor ſeinen Zuhörern konnte Cruſius den Triumph ſeines Herzens nicht verbergen. An ſeinem Geburtstage dankte er in der griechiſchen Vorleſung Gott für die Befreiung von einem ſo gewaltigen Feinde, den er ſo ruhmvoll beſiegt habe. [2]) Und nach mehreren Jahren noch, als in dem unterdeß eröffneten Collegium illustre eine Friſchliniſche Komödie geſpielt werden ſollte, ſtand Cruſius mitten aus der Verſammlung auf und ging weg, mit der Aeußerung, daß er dieſe Dichtung des Dichters wegen haſſe und nicht ſehen wolle. [3])

Eine Reihe von Jahren genoß auf dieſe Weiſe Cruſius ungeſtört des ihm von Gott, wie er meinte, verliehenen Sieges, und kam ſich in dieſer Stellung, als ein beſonderer Schützling des Himmels, doppelt ehrwürdig vor. Da erſchien auf einmal (er hätte eher den Einfall des letzteren vermuthet) zur Herbſtmeſſe 1596, ſechs Jahre nach Friſchlins „Untergang", [4]) eine neue Streitſchrift von dieſem gegen ihn. Wie? war der nicht umzubringende Mann wieder aufgelebt? War Cruſius getäuſcht worden, als man ihm geſagt hatte, er ſei tödtlich zerfallen geweſen? War ſelbſt ſeine Schreibhand, die gar nicht mehr als Hand zu erkennen geweſen, wiederhergeſtellt worden? — Es war eine Friſchliniſche Schrift noch aus dem Jahr 1587, die damals nicht zum Drucke gekommen war. Er hatte, wie wir uns er-

[1]) Crus. Resp. adv. Popp. III, p. 72 f.

[2]) Jac. Frischlin, Frischlinus redivivus, D 1. Hier hat Cruſius in ſeinem Exemplar eigenhändig an den Rand geſchrieben: Quidni? Sed non nominavi ipsum. Vide, aliquis ingratus discipulus ad ipsum detulit.

[3]) Jac. Friſchlin ebendaſ.

[4]) Cruſius ſchreibt beharrlich interitus, ſtatt obitus Frischlini.

innern, drei Poppysmus-Dialoge geſchrieben, von denen nur zwei erſchienen waren. Das Manuſcript des dritten hatte er im Herbſte des genannten Jahres aus Wittenberg an Bernhard Jobin nach Straßburg geſchickt, der es aber damals hatte liegen laſſen. Jetzt, nach 9 Jahren, erſchien das Buch bei Jobins Erben, doch ohne daß ein Verleger oder Herausgeber auf dem Titel genannt war.[1]) Hatten, der Anordnung der Cruſiusſchen Antiſtrigilis gemäß, die ſie bekämpften, die beiden erſten Poppysmusdialoge die Etymologie und Syntax durchgenommen, ſo war, (außer einigen Bemerkungen über Orthographie und Proſodie) noch der Anhang der Strigilis, von den grammatiſchen Definitionen und Eintheilungen, gegen die Einwürfe des Gegners zu vertheidigen übrig. Dieſer Reſt war im dritten Dialog erledigt, zugleich die Vorreden des Cruſius und des Tübinger philoſophiſchen Collegiums (Collegii vilausauffici, ſchrieb Friſchlin) zur Antiſtrigilis, ſammt der angehängten Schulmeiſterepiſtel, einer Beleuchtung unterworfen.

So wenig nun darüber ein Streit ſein kann, daß dem Cruſius eine ſolche Störung ſeines ruchloſen Triumphes zu gönnen war, ſo fragt es ſich doch, ob zum Beſten von Friſchlins Andenken ſelbſt die Herausgabe dieſes Opus posthumum nicht füglicher unterblieben wäre. Sein eigner Bruder Jakob verſicherte, er würde die Handſchrift, wenn er ſie gehabt hätte, verbrannt, hätte er ſie in eines Andern Händen gewußt, dieſem gerathen haben, ſie zu verbrennen. Es wäre deſto früher Gras über einem Handel gewachſen, in welchem auch Friſchlin keine Seide geſponnen hatte. Und ein würdig abſchließendes Wort in ſeinem Streite mit Cruſius war dieſer Dialog durchaus nicht, ſondern wie die früher erſchienenen ein Gemiſch von Sächlichem und Perſönlichem, von Treffendem und Verfehltem, wogegen noch gar viel einzuwenden war.

Auch Cruſius aber blieb ſich ganz getreu. Erſt forſchte er wie ein Inquiſitor nach Demjenigen, der den Abdruck veranlaßt habe; dann hielt ihn der Gedanke, daß der Verfaſſer der Schrift todt und an deren jetzigem Erſcheinen unſchuldig war, keinen Augenblick ab, eine heftige Gegenſchrift zu verfaſſen. Am 27ten September war ihm

[1]) Poppysmi grammatici Dialogus tertius, contra Antistrigilem Mart. Crusii & Moropolitarum Tubingæ bacchantium. Descriptus a Nic. Frischlino, nunc vero post auctoris obitum in lucem editus 1596.

der Poppysmus tertius aus der Meſſe zugekommen, und am 20ten November hatte der mehr als 70jährige Mann ſchon eine Antwort geſchrieben, die übrigens erſt im Jahr 1599 an's Licht kam.[1]) Abermals wird hier die Lebensgeſchichte Friſchlins in der gehäſſigen Art, welche wir ſattſam kennen, durchgenommen, dann, nach wenigen Bemerkungen über die grammatiſchen Streitpunkte, deſſen Schmähungen gegen Cruſius durch viererlei Argumente zurückgewieſen. 1) Aus Friſchlins Lebenswandel. 2) Aus ſeinem abbittenden Schreiben an Cruſius vom Jahr 1588. (Daß dieſer hiemit nur ſeine eigene Unverſöhnlichkeit und Hartherzigkeit der Welt offenbar mache, hat ihm hernach Jakob Friſchlin ganz richtig vorgehalten.) 3) Aus dem Gottesgericht über Friſchlin, das in ſeiner Todesart lag. Endlich 4) aus dem Zeugniß, welches ſich Cruſius während ſeines Streites mit Friſchlin im Jahr 88 vom Senat hatte ausſtellen und im Jahr 98 erneuern laſſen, worin er als ein Gelehrſamkeits-, Fleiß- und Tugendmuſter erſcheint. Der Satz iſt freilich nicht zu widerlegen, den er wie eine Summe aus Friſchlins Leben zieht: Nusquam consistere potuit, er konnte nirgends Beſtand gewinnen, nicht zu Tübingen, nicht zu Laibach, nicht zu Prag, nicht zu Wittenberg, nicht zu Braunſchweig, nicht zu Marburg. Für einen Hauptzweck ſeiner Schrift erklärt Cruſius, durch Vorhaltung von Friſchlins ſchrecklichem Ende alle Schüler vor Undank gegen ihre Lehrer zu warnen; weßwegen er mit ſeinem alten Sprüchlein: Qui male gratus etc., ſchließt. In einer ſchriftlichen Randanmerkung ſeines Exemplars entſchuldigt er ſein Auftreten gegen einen Todten, der ſich nicht mehr wehren konnte, ſo: „Andere Todte beißen nicht. Dieſer aber beißt. Alſo muß man ſich gegen ihn wehren. Denn auch verſtorbene Ketzer ſchont man nicht, auch nicht verſtorbene Tyrannen.“ Das Beißen des todten Friſchlin hat ſich freilich an Cruſius bewährt, nur nicht in deſſen Sinne, ſondern im Sinne der Choliamben, die ſich unter Friſchlins griechiſchen Epigrammen finden:[2])

[1]) Mart. Crusii. . responsum adversus Poppysmi gramm. Dialogum tertium &c. Francof. impens. M. Geo. Draudii. 1599.

[2]) Epitaphia & quædam alia, hinter dem Callimachus und Archias p. 393:
Σκάζοντες εἰς Κύκλωπά τινα (alſo auf einen Adelichen gemünzt).
Τί φῄς σὺ Κύκλωψ; ὅττι νεκρὸς οὐ δάκνει;

Was ſagſt du, Unmenſch? Todte können nicht beißen?
Ich ſage dir: Ein Todter kann viel mehr beißen
Als ein Lebend'ger: deſſen Zähne ſind ſterblich
Wie er; doch das Gebiß des Todten unſterblich.

Des im Tode geſchändeten Bruders ſich anzunehmen, hielt Jakob Friſchlin für heilige Pflicht. Sein Nicodemus Frischlinus, factus redivivus,[1]) iſt eine Schrift, die, bei aller Form- und Geſchmackloſigkeit der Anlage (Deutſch und Lateiniſch, Proſa und Verſe durcheinander), durch ihre Wärme für den Bruder, die Rückſichtsloſigkeit der Abwehr gegen die ſein Grab aufwühlende Hyäne, wie durch manchen einzelnen guten Einfall, doch erfreulich und löblich iſt. Ihre Freimüthigkeit könnte man aus der von Würtembergiſchen Einflüſſen unabhängigen Stellung erklären wollen, welche der Verfaſſer jetzt als Schullehrer in der Reichsſtadt Reutlingen einnahm: ſagte er uns nicht am Schluſſe, daß er ſo eben im Begriff ſei, mit ſeiner Familie nach Urach, zum Grabe ſeines Bruders, zu ziehen, um den dortigen Schuldienſt zu übernehmen. Allein unter dem neuen Herzog Friderich, der im Jahr 1593 ſeinem Vetter Ludwig in der Regierung Würtembergs gefolgt war, hatte Manches eine andere Geſtalt gewonnen. Oſiander, der einflußreiche Gönner des Cruſius, war in Ungnade gefallen, dagegen Matthäus Enzlin, von jeher ein Patron der Friſchline,[2]) an's Ruder gekommen, und die akademiſche Ariſtokratie erfreute ſich keiner Rückſicht mehr.

Gegen dieſe Schrift von Jakob Friſchlin vertheidigte ſich Cruſius nicht mehr öffentlich, wohl aber durch geheime Denunciation. Er be-

Ἐγὼ δὲ φημὶ. νεκρὸς ὅτι πλέον δάκνει·
Ἢ ζωός· ὁ γὰρ ὀδοῦσι θανασίμοις δάκνει.
Κεῖνος δ' ὀδόντας ἀθανάτους ἔχει δάκνων.

[1]) ... per M. Jac. Frischlinum, fratrem suum germanum, poetam & Historicum, qui porro pro fratris sui honore &c. stare et pugnare conabitur pro parte virili. Adversus Mart. Crusii.. calumnias, contumelias, nugas & pura puta mendacia, quibus iste irrequietus senex & implacabilis homo nititur totam familiam fraternam & nomen Frischlinicum exosum & invisum reddere omnibus bonis & doctis viris &c. Argentorati ex officina hæredum B. Jobini. Anno 1599.

[2]) Er hatte namentlich auch den Jakob Friſchlin bei ſeinen Studien unterſtützt. N. Fr. Opp. P. eleg. L. XX, Eleg. 7.

gleitete ſie mit ſchriftlichen Anmerkungen, und ſchickte ſie ſo, mit ſeinem gleichfalls handſchriftlich illuſtrirten Büchlein gegen den dritten Poppysmus zuſammengebunden, dem Herzog zu.[1]) Hier ſucht er nun den Jakob Friſchlin, wie früher den Nicodemus, zu verderben. Er ſei 1) ein Aufrührer; denn indem er alle Schüler und Studioſen gegen Cruſius aufrege, lockere er die Zucht und bereite einen neuen Bauernkrieg vor. „Kann mein gn. F. und Herr Solches leiden, ſo will ichs Gott befohlen haben." 2) Papissat; indem er den Augsburger Rath lobe, daß er des Cruſius Annalen, wegen der darin enthaltenen Nachricht von der Austreibung evangeliſcher Prediger, zurückgeſchickt habe. 3) Calvinissat; denn er lobe ſeines Bruders Religion, der doch die Concordienformel und die Ubiquität verſpottet habe. 4) Turcissat; denn er führe ein Gedicht auf ſeinen Bruder lobend an, worin deſſen Seligkeit durch tenet atria divom, deliciae et gratissima Tempe, risus, amor et summa voluptas (Turcarum coelum!) beſchrieben werde. Eine letzte Mahnung wolle er hinzufügen. Es exiſtiren noch 16 Bücher Epigramme von Nicodemus Friſchlin, in denen er fromme und berühmte Männer (vielleicht auch ehrbare Frauen) beiße und ſteche, wie z. B. den ihm verſchwägerten Dr. Joh. Brenz. Dieſe 16 Bücher möge der Herzog von Jakob Friſchlin fordern, und wenn er läugne oder ſich weigere, ihn nicht leicht loslaſſen, damit der Gräuel mit der Wurzel ausgerottet werde. Daß etwas der Art geſchehen wäre, liegt nicht vor, und ſo hat das Geſpenſt dieſer Epigramme den Cruſius vermuthlich bis zu ſeinem im J. 1607 erfolgten Tod geängſtigt.[2])

Faſt jedes Jahr brachte nun theils vorher ungedruckte, theils Sammlungen früher einzeln gedruckter Schriften von Friſchlin. Im J. 1591 war, wie ſchon erwähnt, der große St. Chriſtoffel erſchienen, im Jahr

[1]) Dieſes, der Stuttgarter öffentlichen Bibliothek gehörige Exemplar liegt vor dem Verf. Vorne ſteht eingeſchrieben: A M. Mart. Crusio, Tybing. Acad. Professore, 1599, Octob. 8. Stutgardiam ad illustr. Princ. &c.

[2]) Die 16 Bücher ſind wohl eine Verwechslung mit den Elegien, die in Friſchlins handſchriftlicher Redaction zuletzt dieſe Eintheilung hatten, und damals noch nicht in 22 Büchern gedruckt waren. Im J. 1622 erſchienen zu Straßburg: N. Frischlini libelli carminum tres, quorum primus epigrammata, alter anagrammata, tertius carmina etc. continet. Der Verf. konnte des Büchleins nicht habhaft werden, deſſen Titel er der Erſch- und Gruber'ſchen Encyclop. entnimmt; er weiß daher nicht, ob es außer den in der Sammlung der Elegien und bei den Epitaphien befindlichen noch weitere Epigramme enthält.

1592 die Komödie Phasma zuerſt gedruckt werden. Nun kamen in den Jahren 1598 und 99 nacheinander durch M. Georg Pflüger von Ulm erſt die Reden, dann die epiſchen Dichtungen Friſchlins heraus, und von Ulrich Bollinger beſorgt die Hebräis. Nachdem im J. 1600 Friſchliniſche Facetiae erſchienen waren[1]) folgten im Jahr 1601 die elegiſchen Dichtungen, geſammelt von M. Valentin Cleß, mit einer Vorrede von Pflüger; 1602 brachte Hieronymus Megiſer die Paraphraſe der zwei erſten Bücher der Aeneis an's Licht und Pflüger veranſtaltete eine Geſammtausgabe der Friſchliniſchen Paraphraſen; 1604 gab Megiſer die Rhetorik ſeines Lehrers heraus; das Jahr 1605 brachte ein Leben Friſchlins von Pflüger;[2]) 1606 kam die Methodus declamandi ſammt den Briefen und Vorreden zum Druck; 1607 erſchienen durch Val. Cleß die Paralipomena, und noch im J. 1627 gab der Tübinger Bibliothekar Flayder Friſchlins Braunſchweigiſche Antrittsrede heraus. Derſelbe verhieß noch mancherlei Arbeiten Friſchlins, die er unter Verſchluſſe habe, zu Tage zu fördern; aber durch die Stürme des dreißigjährigen Krieges ſcheint ſeine Sammlung verweht worden zu ſein. Mittlerweile hatten mehrere der Friſchliniſchen Werke wiederholte Auflagen erlebt, am meiſten die Komödien, von denen ſchon im Jahre 1601 die fünfte rechtmäßige nahezu vergriffen war.

Noch langehin wurde Friſchlins Geiſt bewundert, ſeine Schriften blieben von keinem Gebildeten ungeleſen,[3]) er galt für einen Claſſiker

[1]) Der Verf. benützte die Ausgabe: Nic. Frischlini Facetiæ selectiores, quibus accesserunt H. Bebelii Facetiarum libri III. 1602. Impensis Jac. Apelii, bibliopolæ Lipsiensis. Neben 212 Seiten Bebelſcher, betragen Friſchlins Facetien nur 32 S. Uebrigens ſind es Schwänke vom gleichen Schlage. Z. B. De sacrificulo Gœtzio. De concionatore inepto. De puella confitente Monacho Augustæ Vindelicorum. Moniales nobiles. Crepitus ventris excusatus u. dgl. m.

[2]) Vita Nic. Frischlini, cui adhærescunt vitæ Rudolphi Agricolæ, Jo. Capnionis & Erasmi Rot. Recensente M. G. Pflügero, Ulmano, Argentorati, excudebat Jo. Carolus. Anno 1605.

[3]) So bekennt Johann Valentin Andreä, in ſeiner Vita ab ipso conscripta, ed. Rheinwald, p. 15: Frischlini, quæ libera, quæ ligata, omnia sedulo evolvi. Und in ſeinen Gedichten, z. B. vor den Seleniana Augustalia, hat er dem Friſchlin ebenſo wie dieſer dem Virgil und Horaz, Verſe und längere Stellen abgeborgt.

des damaligen lateinisch schreibenden Deutschlands. Im zweiten Viertel des vorigen Jahrhunderts noch hat M. Carl Heinrich Lange sein Leben ganz in diesem Sinne, nicht ohne Parteilichkeit für seinen Helden, beschrieben.[1]) Doch klagt er schon über Vernachlässigung von Frischlins Schriften. Noch mehr mußten diese in den Hintergrund treten, als im Laufe des Jahrhunderts Deutschland eine deutsche Literatur erhielt. Nun wurde Frischlin ganz vergessen. Erst die Sturm- und Drangperiode und die Revolutionszeit erinnerten sich wieder des Mannes und seines unglücklichen Kampfes gegen Pedantismus und Junkerthum. Schubart sang:

Wo liegt Frischlin, der Bruder meines Geistes?

er sang es auf dem Asperg, als er auch der Bruder seines Schicksals geworden war. Auch die wohlgeschriebene Skizze von Conz über Frischlin[2]) ist, neben dem landsmännischen Interesse, aus diesem Zeitgeist hervorgegangen. Doch war es jetzt nur noch Frischlins Leben und Streben, was ansprach; seine Schriften mußten vergessen bleiben.

In unsern Tagen mochte die schwäbische Dichterschule ihrem lateinischen Ahnherrn die Huldigung nicht vorenthalten. Justinus Kerner sang die schöne Stanze auf Frischlin, und Gustav Schwab in seinem wanderfrischen Buch über die schwäbische Alb wußte die Kunde von dem tragischen Ausgang des Dichters an die Trümmer und Felsen Hohenurachs in einer Weise anzuknüpfen, welche zur Wiedererweckung seines Andenkens nicht wenig beigetragen hat. So ist der classische Poet Gegenstand der romantischen Poesie geworden. Schwab erzählt, im Jahr 1755 sei, um einen auf der Jagd verunglückten Schmiedknecht zu beerdigen, Frischlins Grab geöffnet, und in dem eichenen Sarge sein Leichnam noch unversehrt gefunden worden. Ein Mantel von schwarzem Tafft, mit goldenem Bande eingefaßt, habe seine Glieder umhüllt; das Unterkleid strohgelb mit scharlachener Unterlage;

[1]) Nic. Frischlinus, vita, fama, scriptis ac vitæ exitu memorabilis. Recensuit.. atque cum præfat. Jo. Laur. Moshemii.. edidit Car. Henr. Langius, Philos. et Art. Magister. Brunsvigæ & Lips. 1727.

[2]) Nikodem. Frischlin, der unglückliche Wirtembergische Gelehrte und Dichter. Seinem Andenken von Conz. Aus dem Hausleutner'schen Archive besonders abgedruckt. Königsberg 1794.

das Barett von ſchwarzem Sammt, mit einer goldenen Schnur umwunden; in der linken Hand eine Papierrolle.[1]) Wir haben bei unſern Forſchungen an Ort und Stelle eine minder poetiſche Nachricht gefunden. Allerdings wurde in jenem Jahre zu dem erwähnten Zweck das angebliche Grab Friſchlins wieder geöffnet; aber der anweſende Geiſtliche berichtet, daß er „bei Eröffnung des Grabs außer dem todten Kopf und den dickſten Beinen nichts wahrgenommen habe.“[2]) Wo ſollte auch dem armen Gefangenen, die lange Erhaltung des zerſchmetterten Körpers vorausgeſetzt, eine ſolche Kleiderpracht hergekommen ſein? Auf Urach ſaß er in geringem Kerkeranzug; ſeine Familie war bettelarm, und Gönner keine um den Weg.

Will man unſre biographiſche Darſtellung als eine ſolche Ausgrabung gelten laſſen, ſo wird man hier von der Geſtalt des Mannes hoffentlich etwas mehr als nur den Todtenkopf und die dickſten Beine finden; ſtatt Sammt und Seide aber werden ſich die Leſer ſchon mit den gröberen Stoffen begnügen müſſen, in welche Natur und Schickſal ihn gekleidet hatten, und welche die Geſchichte nicht mit edleren vertauſchen darf.[3])

---

[1]) G. Schwab, die Neckarſeite der ſchwäbiſchen Alb, S. 110.

[2]) Aus einem Memorabilien-Buch zur Kirche in Urach von 1535—1789, geführt von den jeweiligen Dekanen.

[3]) Abbildungen Friſchlins trifft man häufig in ſeinen Werken, meiſtens Abdrücke oder Nachbildungen des Holzſchnitts vor der Straßburger Ausgabe ſeiner Komödien. Es iſt ein Bruſtbild, Friſchlin im Mantel und Barett, die abgezogenen Handſchuhe in der einen und ein Buch in der andern Hand. Für dieſe Lebensbeſchreibung hat man das alte Oelgemälde abzeichnen laſſen, das in der Sammlung von Profeſſoren-Bildern auf der Tübinger Aula befindlich iſt.

Beilagen.

I. (Zu S. 77.)

Vier christliche Predigten über der Leich weilund des ꝛc. Fürsten und Herrn, Hrn. Ludwigen, Hertzogen zu Würtenberg ꝛc. Getruckt zu Tübingen bey Georgen Gruppenbach, im Jar 1594.

Aus der ersten Predigt, des jüngeren Hofpredigers Andreas Osiander, p. 16: „J. F. Gn... seind gegen derselben Dienern, auch den allergeringsten, nicht gnädig, sondern freundtlich, ja die Freundtligkeit selbs gewesen: also, daß doch mit vilen Teuffeln hätte besessen sein müssen, der J. F. Gn. (wann er derselben Gaben und Tugenden Wissens gehabt) nicht hätte können oder wöllen hold sein."

Aus der vierten Predigt, des alten Lucas Osiander, p. 87: „Ob aber wol ettwo zun zeiten J. F. G. nach erheischung und gelegenheit der selben Complexion, oder wann J. F. G. vom raisen, oder von grossen und vilen Geschefften, müd und matt worden, sich mit reichlicherem Trunk erquicken wöllen, und nicht eben die rechte Maß getroffen,: so ist doch solches auß keinem bösen Fürsatz beschehen, sich selbsten oder andere mit überflüssigem Trunk zu beschweren: sondern ist auß lauter guthertzigkeit hergeflossen, daß J. F. G. gern derselben Gäst, über dero Tafel, frölich und lustig gemacht hätten. Wie auch zu solcher Zeit niemand von J. F. G. ein böses oder zornigs Wort, sondern lauter Freundtligkeit, gehört und gesehen: noch viel weniger vermerkt, daß J. F. Gn. unzüchtiger Wort oder ungeschickter unhöflicher Geberden sich hätten vernemen lassen: sondern haben gemeinlich feine Geistliche Lieder singen lassen, dadurch sich J. F. G. der Gottseligkeit und Forcht Gottes erinnert."

II. (Zu S. 101.)

Virgil. Aen. I, 36 ff.

. . . .
Quum Juno . . .
Hæc secum: Mene incepto desistere victam,
Nec posse Italia Teucrorum avertere regem?
Quippe vetor fatis. Pallasne exurere classem
Argivom atque ipsos potuit submergere ponto,
Unius ob noxam & furias Ajacis Oilei?

Frischlin. Trag. Venus.

Act. I.
Juno. Mene igitur incepto meo desistere?
Nec posse regem Troicum solo Italiæ
Avertere? an fatis prohibeor coelitum?
Pallasne classem exurere potuit hostium,
Pontoque Græcos turbido submergere,
Unius ob noxam & furias Oilei
Ajacis?

Aen. I, 124 ff.

Interea magno misceri murmure pontum,
Emissamque hiemem sensit Neptunus, & imis
Stagna refusa vadis, graviter commotus, & alto
Prospiciens summa placidum caput extulit unda.
. . . .
Eurum ad se Zephyrumque vocat, dehinc talia fatur:
Tantane vos generis tenuit fiducia vestri? &c.

Chorus Nereidum.

Misceri pelagus murmure naufrago,
Emissamque hiemem, rex maris inclytus,
Imis stagna vadis eruta pervidet,
Commotus graviter, cærulea maris
Ex unda placidum jam caput extulit . . .
Jamque ad se Zephyrum convocat & Notum,
Atque illos rigidis vocibus increpat:
An vestri generis vos, ait, hæc tenet
Confidentia? . . .

III. (Zu S. 102.)

Livius, Histor. I. Prooem.

Hoc illud est præcipue in cognitione rerum salubre ac frugiferum, omnis te exempli documenta in illustri posita monumento intueri: inde tibi tuæque reipublicæ, quod imitere, capias, inde foedum inceptu, foedum exitu, quod vites.

Cæsar, de bell. Gall. I, 54.

Hoc prælio trans Rhenum nuntiato, Suevi, qui ad ripas Rheni venerant, domum reverti coeperunt; quos Ubii, qui proximi Rhenum incolunt, perterritos insecuti, magnum ex his numerum occiderunt.

Frischlin. Helvetiogermani.

Act. I, Sc. 1. Liscus. Hoc illud est in omni re tua
Salubre, te omnis exempli documenta in illustri loco
Posita intueri: unde tibi postea quod tute imitere capias,
Et foedum inceptu, foedumque exitu vites, Labiene.
Labien. Ita est,
Ut dicis, Lisce, mehercule.
Act. V, 8.
Titius. Spectatores, non est quod exspectetis frustra
Nasuam,
Dum redeat huc cum Suevicis auxiliis, ut promiserat.
Nam prœlio hoc trans Rh. nuntiato, Suevi & Teutoni,
Qui ad ripas Rheni venerant, domum coepere revertier.
Quos ubi, qui proxime Rhenum incolunt, sensere exterritos,
Mox insecuti, magnum e fugientibus occidere numerum.

IV. (Zu S. 116.)

Plauti Aulularia. Prol.

Lar familiaris. Ne quis miretur, qui sim, paucis eloquar.
Ego Lar sum familiaris, ex hac familia,
Unde exeuntem me aspexistis. Hanc domum
Jam multos annos est cum possideo & colo,
Patrique avoque jam hujus qui nunc hic habet. . . .

Terent. Andria. Prol.

Poeta cum primum animum ad scribendum appulit,
Id sibi negoti credidit solum dari,
Populo ut placerent quas fecisset fabulas.

(Eunuch. Prol.

Si quisquam est, qui placere se studet bonis
Quam plurimis, & minime multos lædere,
In his poeta hic nomen profitetur suum.)

Andria (weiter).

Verum aliter evenire multo intelligit.

Heautontimorum. Prol.

Habet bonorum exemplum, quo exemplo sibi
Licere id facere quod illi fecerunt putat.
. . .
Id isti vituperant factum, atque in eo disputant,
Contaminari non decere fabulas.
Faciuntne intelligendo ut nihil intelligant?

Frischlini Susanna. Prol.

Raphael.
Ne quis miretur, qui sim, primum hoc eloquar:
. . . . .
Ego sum angelus Raphael, ex hac familia,
Unde exeuntem me aspexistis. Hanc domum
Jam multos annos est, cum possideo & colo,
Patrique avoque amicus hujus qui hic nunc habet.
. . . .
Nam cum primum is (poëta) animum ad scribendum appulit,
Id sibi negoti credidit unicum dari,
Bonis placere ut posset quam plurimis,
Et minime multos læderet. . . .

Verum aliter evenire multo intelligit.
. . . . .
Habet poeta bonorum exemplum, quo sibi
Licere id facere, quod alii fecerunt, putat.
. . . .
. . Quod enim illi dictitant, sacras
Contaminari non decere literas,
Faciunt intelligendo, ut nihil intelligant.
. . . .

Dehinc ut quiescant porro, moneo, & desinant
Maledicere, malefacta ne noscant sua.
Favete, adeste æquo animo & rem cognoscite,
Ut pernoscatis, ecquid spei sit relliquum.

(**Eunuch.** Prol.
Ut pernoscatis, quid sibi Eunuchus velit.)

Eum ut quiescat, porro moneo, & desinat
Maledicere, malefacta ne noscat sua.
Tacete & cum silentio animadvertite:
Ut pernoscatis, quid sibi hi senes velint.

Plaut. Casina I, 1:

Olympio. Non mihi licere, meam rem solum, ut volo,
Loqui aut cogitare sine ted arbitro?
Quid tu malum me sequere?
Chalinus. Quia certum est mihi,
Quasi umbra, quoquo ibis tu, te persequi.

Terent. Heautont. I, 1.

Chremes. Nunquam tam mane egredior, neque tam vesperi
Domum revortor, quin te in fundo conspicer,
Fodere, aut arare, aut aliquid facere denique...
Menedem. Chreme, tantumne ab re tua est oti tibi,
Aliena ut cures, eaque nihil quæ ad te attinent?

Act. I. Sc. 1.

Midian. Non mihi licere, meam rem solum, ut volo,
Loqui atque cogitare, sine isthoc arbitro?
Quid hoc mali, obsecro, quod isthic me, quoquo eo,
Quasi umbra sequitur?
Nam nunquam tam vesperi
Neque tam mane huc venio, quin hoc ipso loco
Aut ambulantem conspicer aut tabulam in manu
Gestantem, aut librum lectitantem, aut quippiam
Demurmurantem, aut res meditantem denique...
Simon. Midian, tantumne a re tua otium tibi,
Aliena ut cures, eaque nihil quæ ad te attinent?

Vergl. auch zum Prolog der Rebecca den Pseudoplautinischen Prolog der Casina und den der Menæchmi; zum Prolog des Priscianus vapulans wiederum den zur Casina und den zum Amphitruo; zur ersten Scene der Rebecca die der Terenzischen Andria; zu den Reden Ismaels, Rebecca II, 1 und 3. Terent. Eunuch. IV, 4. u. s. f.

V. (Zu S. 199.)

Diese eigenhändige Resolution ist so bezeichnend für den guten Ludwig und sein schwaches Regiment, daß sie hier buchstäblich mitgetheilt wird.

Ich laß mihr diß Bedenckhen folgender maßen gefallen, nemlich das der Ritterschafft fermeg (vermög) diß Bedenken geantwurtt mecht werden, doch das die Räht das Schreyben concipiern und das Concept In pleno Senatu abgelesen und daßelbig mihr zu approbiern zugeschickt. Und weyl das Schreyben der Ritterschafft etwas scharpff genug und es pro reputatione mea was fergleinerlich, wird der Concipist suo modo, commode, wissen die Feder anzusetzen, damitt Ich hinfüro mit solchen hizigen schreyben ohnbemühett bleib.

Was die Apologiam anbelangtt, ließ Ichs noch der Zeitt zuüberschicken der Ritterschaft beruhen, weyl sie fermeg diß Bedencken dieselbige schon haben sollen; weyl ich aber aus diesem Bedencken und des Frischlins Apology befindt, das hinderrucks mein, zu Nachtheil Meiner reputation, auch Ewer als meiner getrewen Räht, und der Unlerfittett ferkleinerung, diese scripta spargiertt, das Ich keinswegs gewillt, solches

zuersitzen zulaßen und sil weniger zuleiden, derowegen so wil ich mich entlich fersehen, Landhoffmaister und Cantzler werentt (werden) zu ehester gelegenhaitt, die Inen wohl bewusst, bey Rector und regentten, auch Andere die daraum wissens haben, Ihre aigentlich ernstlich unnachläßig erfahrung haben, durch wen solche spargiertt, damit Ich die gepur und ernstlichs einsehens gegen den deliqte ken furnemen, dan solche hinderrucks heimliche meittmacherische prathichen Ich kurzum nitt laiden wil, sonder ülmehr uffrechte redliche leibt haben will, derowegen so werentt sich der landthoffmaister und kantzler wohl wissen zuferhalten, und hinfüro bey den Räthen die gewiße Anstellung thun, das, wafer sich hinfüro solche erbare Sachen sotten fürlauffen, und der Räht Einer was berett das zu ferkleinerung meiner reputation, oder das sich sonsten Ohngereimtte hendel mechten firlauffen, das dasselbig Mihr oder Ihnen alsbaldt angezaigtt, damitt Ich neben Inen bezaitten weren kan, und solchen unruwigen köpffen und ungeweschenen meuller bezaitten gewertt, und mihr (wir) also, ob Gott wil, ein Christlich ruhig fertrawlich Regiment haben megen. Actum den 30ten Decembris ao. ꝛc. 80.

L.H.z.Württemberg ꝛc.
Mppria.

VI. (Zu S. 286.)

Aus Heerbrandi Oratio funebris de vita & obitu etc. Jacobi Andreæ, Tubingæ apud Alex. Hockium 1590.

Circa hæc tempora (als Andreä Superintendent in Göppingen war), cum D. Jacobus ex fama percepisset, Judæum quendam in vicino oppidulo Weissenstein a pedibus (ob furta perpetrata) suspensum iri: quia hoc genus supplicii ante non viderat, comitante eum cive Gœppingensi eo proficiscitur. Cumque audiret Judæum jam in patibulo pedibus affixum, pendentem inter canes duos, corpus Judæi lacerantes, recitantem hebraice versus ex Psalmis, quibus ille miser divinam implorabat opem: accessit Noster propius, eique exposuit religionis Christianæ caput, Christum Messiam, verum Jehovam, eumque, ut in hunc crederet, hortatus est. Mirabile dictu: canes, ipso loquente, cessarunt membra Judæi arrodere. Judæus vero religionem Christianam amplectitur, & hoc unum petit, ut de patibulo, mox iterum, sed de collo, suspendendus, liberetur & baptisetur, idque obtinuit: ut dubium non sit, quin hic Judæus e faucibus diaboli hujus viri præclara opera sit ereptus.

VII. (Zu S. 356.)

Nicodemus Frischlinus, artium & philosophiæ verus Doctor, Poeta coronatus, S. Palatii Lateranensis aulæque Cæsariæ & consistorii Imperialis Comes, amicis suis Tubingensibus salutem extremam.

(Einzelnes gedrucktes Blatt; außen von Frischlins Hand: D. Theodorico Snepfio, Th. Doct. &c., affini & amico suo.)

Qui mihi concordes in amore fuistis, amici, 1
Dum flavit velis aura secunda meis:

Cur datis adversæ jam terga fugacia sorti,
Tempestas pluvio dum ruit atra polo?
Nulla dies adeo est omni sine nube serena,
Ut coeli facies una subinde micet.
Ulla nec est adeo pluvialibus horrida nimbis,
Ut nequeat pulsa nube redire dies.
Si mihi dura domi sortem fortuna negavit,
Non eadem optatas clausit ubique fores.
Nec me ob delictum patriis in finibus unum,
Aetas quod suasit conditioque loci,
Et quod præteritis nunc olim admisimus annis,
Impulsi illecebris, Circe odiosa, tuis,
Nunc subito totus Frischlinum deseret orbis:
Sæpe premente Deo fert Deus alter opem. (Ovid.)
Viximus in Suevæ nunc olim sede Tubingæ,
Officio functi per tria lustra gravi:
Nec fuit in tota, qui criminis ullius, urbe,
Hoc nostrum posset insimulare caput.
I, pete Carniolam, geminos ubi degimus annos:
Invenies vitæ crimina nulla meæ.
Ergo quid admisi, cur vos mutetis amorem,
Præteritusque habeat præmia nulla labor?
Non ego famoso distrinxi carmine quemquam,
Nec meus ullius crimina versus habet.
Non læsi infami innocuam farcimine famam,
Quo satiare famem nuda sit ausa Venus.
Non accusavi, quo nescio more, maritam
(Alme Deus, prohibe!) turpis adulterii.
Non male verberibus multavi ad funera binas
Uxores, clari more furentis heri.
Rusticus hæc aliquis tam turpia prælia tractet,
Cujus non ederæ circumiere caput. (Propert.)
Nec meus uxorem, quam publica virga notarit,
Filius argenti duxit amore domum.
Sed neque consensi thalamis infamibus auctor:
Absit ab hoc animo tam mihi grande nefas.
Non ego sum quemquam argento frustratus & auro:
Nulli ego damna dedi, nulli ego verba dedi.
Non ullam vacuo vitiavi rure puellam,
Nec spolium de ulla virginitate fero.
Non servæ accubui: non sum tentare maritas,
Aut castos solitus contemerare toros.

Liber avaritia cæcaque cupidine nummi,
Juvi inopes promta munificaque manu.
Una suis quondam pellex me cepit ocellis,
Oppletum vino, Rhoete nefande, tuo.
Nec queritur quisquam, nisi qui jam stupra, rapinas,
Incestus, cædes, horrida facta, patrant.
Nam sua flagitia hoc uno teterrima lapsu
Contegere et vafre dissimulare volunt.
Falleris, o, multum, qui sic defendere tentas
Non magno lapsu facta cruenta tua.
Velle suas culpas alienis tollere nævis,
Est foedas olida fæce lavare nates.
Nunc quibus excusem lapsum rationibus, audi,
Immanis Cyclops, & tua verba nota.
„Ante suos si cui pellex apponat ocellos
Ossa, quibus juncta est suavis et apta caro:
Nec tamen esuriens velit iste repellere duram,
Posthabita famæ conditione, famem:
Hunc omnes Suevæ, hunc omnes hoc tempore Francæ
Pro trunco & stupidæ caudice mentis habent.“
Quisquis es, averso qui scis dare lumine tergum,
Nudato amplexum femine si qua rogat:
Aude aliquid juvenem contra mussare poetam,
Seductum nullis ante cupidinibus.
Si non foeda Thamar se prostituisset Judæ,
Christi atavus natus non foret inde, Phares.
Betsabee niveas clausisset nuda papillas:
Davides insons et sine labe foret.
Justus in orbe ruit, sed non et corruit amens,
Nesciat ut tacta surgere rursus humo.
Cernis uti sonipes generoso vertice terram
Verberet, atque armos erigat inde suos?
Qui stas & recto jactas te incedere talo,
Ne titubes olim, vir mihi care, cave.
Ancipiti passu Fortuna volubilis errat,
Et varias toto ventilat orbe vices.
At vos, o nostri, sanctissima corda, sodales,
Frischlini vatis quos pius urget amor:
Pergite complecti solito mea scripta favore,
Nec Satanæ turbet pectora vestra furor.
Temnit Jessæi nemo modulamina plectri,
Quamvis Davides non sine labe fuit.

Nec quisquam ridet Salomonis dicta vetusti,
Quamvis seducti mille cupidinibus.
Christe, Dei soboles, pro me tua funera passe,
Tu mihi sis felix, & mea vela rege.
Tu me, tù, contra Satanæ defende furorem,
Afflet ut antennas lenior aura meas.
2 Calend. Aprilis,
Anno 1586.

VIII. (Zu S. 549 ff.)

A. Bericht des Burgvogts von Hohenurach über Frischlins Tod.

Dem Durchleuchtigen, Hochgebornen Fürsten und Herrn, Herrn Ludwigen, Herzogen zuo Würtenberg ꝛc. Zuo Iro Fürstl. Gn. aigen Hannden. Cito. Cito. Citiss:

Durchleuchtiger ꝛc. ꝛc. E. F. Gn. soll ich hiemit underthenig ohne Bericht nit lassen, das Nicodemus Frischlinus, den E. F. Gn. ain Zeitlang uf Dero Vöstin Hohen-Urach verwarlich enthallten lassen, die vergangne Nacht, Sontags den 29ten diß Monats Novembris (nit waiß ich, zuo welcher Stund) in seiner Gefenngknus den Ofen oben an dem Helm bey der Braatkachel ußgebrochen, ettliche Kachelen ußgehebt, und allso durch den Ofen herausgeschloffen. Der doch so eng, das ohnmüglich sein sollt, daß er in den Ofen hett kommen könden, geschweige daß er zuo dem Ofenloch, darvor doch ain eisine Stanngen, überzwerch mit ainem Malenschloß verschloßen, fürgelegt gewesen, heraus schlupffen hett khennen.

Ee er aber zum Ofen heraus kommen, hat er zuvor die Leinlach (mit undertheniger Reverenz zumelden), deßgleichen das Tischtuoch, Hanndtzwehl und was er bey Ime gehabt, Alles zerschnitten und zerrissen, aneinandergeknüpfft und zwiefach gemacht, an ein Scheit (doch nur ainfach) angemacht, dasselbig hinden bei dem Roßstall, an der hindersten Zinnen bei dem Thurn, angespreißt, und sich allso an sollichem Sail überablaßen wöllen.

Dieweil aber das Sail, wie gemellt, an dem Scheitt nur ainfach angemacht, und er ain schwerer und master Mann gewesen, ist das Sail gleich an dem Scheitt zerrissen, und hat er allso mit demselben über den Felsen sehr hoch hinabfallen müeßen. Da er auch heut dato am Morgen frie durch einen Guardiknecht todt gefunden worden.

Dann alls Ime Frischlino heut dato am Morgens ain Knecht eingebrandt und hernacher ain Suppen gebracht, hat er das Stüblin, so mit dreyen Schloßen verschloßen gewesen, noch recht und ordenlich beschloßen gefunden. Da er aber in die Stuben hineinkommen, hat er den Frischlin nit allein nit mehr alda gefunden, sonnder auch gesehen, daß die Lainlach und Anders hinwegkh, auch die Kachlen am Ofen zerbrochen und ußgehebt: und ist doch die eisin Stangen vor dem Ofenloch noch für und beschloßen gewesen.

Nachdem mir nun ſolches durch den Guardiknecht angezaigt worden, hab ich allſobald an dem Berg außerhalb Schloßes ſtraiffen laßen, auch Ine binden, gegen dem Volhaus hinab, ungevarlich zu halbem Berg, todt uf dem Angeſicht ligendt gefunden.

Darauf ich nun mit Rath E. F. Gn. Ober- und Untervögt zue Urach, Ine, Friſchlin, durch zwen Balbierer außzieben und an ſeinem ganzen Leib beſichtigen laßen. Die haben an Ime gefunden, das die recht Hand außer einander, und derſelb Arm in der Achſel ab, item an der linckhen Seiten, das ain Riyp zweimahl endtzwai; deßgleichen iſt Ime das Gnick auch ab geweſen, und ob dem rechten Aug hat er ain große Wunden, deßgleichen unnder demſelbigen Aug, in dem Augenwinkhel, auch ein klein Wündlein gehabt: alſo das er eben ſehr übel zerfallen geweſen und das Leben nit hat khönnen behallten.

Wann aber er, Friſchlin, außer dem Gefengkhnus kommen, khan ich nit aigentlich wiſſen. Aber allen Umbſtenden und Anzaigungen nach, ſo mueß es geſchehen ſein, das die ober Wacht iſt ufgeſiert geweſen: da er dann der Gelegenhait wol gefahren mögen, das er eben zu der Stund heraus geſchloſſen, da der ain Knecht uf die Wacht hinuff geweſen, und der ander Knecht in der Wachtſtuben hat bleiben und warten müeßen.

Und wie mich der Knecht, ſo uf der obern Wacht geweſen, bericht, ſo hat er um halbe Neune hinden hinaus, eben umb die Gelegenhait, da der Friſchlin hinabgefallen, ain Geräuſch und Gerümpel gehört, auch deßweegen gleich hinausgeſchrien, wer da ſei? aber Niemandt hat Ime geantwurt; und dieweyl das Wildtpredt je zue Zeiten auch dergleichen Gerümpel in den Stainriegeln zumachen pflegt, hatt er gearkhwonet, es möchte nur Wildpredt geweſen ſein, dieweyl ſich ſonderlich diſes Ußkommens Niemandt verſehen. Dann ich erſt denſelben Tag, alls er, Friſchlin, zu Mittag geßen, ſelb bey Ime in dem Gemach geweßen, und hab alle Sachen noch richtig gefunden.

So hab ich umb fünf Uhr gegen die Nacht den Zeugwart auch hinabgeſchickht, zuſehen, ob ſein, Friſchlins, Gemach allenthalben recht beſchloßen ſey, der hat es auch richtig und recht beſchloßen gefunden und mirs alſo angezaigt; deßhalb mich nit wenig Wunder genommen, daß er, Friſchlin, in ſo kurzer Zeit ſovil ußrichten khönnen.

Dieweyl nun er, Friſchlin, todt gefunden worden, hab ich die Fürſehung gethan, das er, Friſchlin, uff ainem Britt den Berg vollendt gegen dem Volhaus hinabgeſchlaifft, in ain Todtenbaar gelegt, und in die Siechenkürchen bereingefiert, und biß uf E. F. Gn. gnedige Resolution, wobin er vergraben werden, geſtellt worden. Und dieweyl dannocht mit den Balbierern und andern Perſonen, ſo Ine, Friſchlin, ab dem Berg gethan und in die Siechenkürchen gefiert, ain zimmlicher Uncoſt ufgaath, ſo werden E. F. Gn., wer denſelben bezahlen, und weß ich mich in allweg vollendt mit Ime, Friſchlin, verhalten ſolle, ferrern gnedigen Beſchaid zugeben wol wiſſen.

Derſelben Zugnaden mich hieneben gannz geborſamlich bevehlendt, datum den letſten Novembris anno etc. 90.

E. F. Gn.

underthenigter
verpflichter

Burgvogt uf Hohen Urach
Hans Wilhelm von Wilnau
genant Vol.

So ſein auch diejenige Beilagen, ſo ich hinder Ime in ſeinem Gemach gefunden, auch eingepackt worden, und E. F. Gn. ich dieſelben hiemit auch unterthenig zuſchickhen ſollen.

Herzogliche Reſolution auf dem Umſchlag:

Er ſoll uf den gemeinen Kirchoff, doch an ein beſondern Ortt, vergraben, die beiliegende Schriften aber (wann ſie zuvor durch D. Oſiander geleſen) abwegs gethon und verbrennbt, ſonſten aber von niemanden geleſen werden, dann mein gn. F. und Hr. nitt dafür hallten thutt, das ſolche Schrifften weitter khommen zu laßen rhatſamm ſey.

Actum St. 1. Decembr. a° etc. 90.

Ex comm. Dni Principis.

(Melchior Jägers Hand)

Man ſolle alßbald ain ſolchen Bevelch des Vergrabens halben an Undervogt zu Urach vertigen, und biß hernach ad acta Frischlini legen. Actum Stuttg. 3. Decemb. 1590.

Landhoffmeiſter.
Melch. Jäger.

B. Cruſius Aufzeichnungen über Flucht, Tod und Begräbniß Friſchlins.

1. Ueber den Fluchtverſuch und Todfall.

Crus. contra Fr., Mſpt. p. 324: 2. Dec. cognosco, Frischlinum perfregisse fornacem hypocausti in quo fuerit, & sic evadere conatum decidisse super petram, et ex ea devolutum esse usque ad vepres. Ubi cognitum est eum non amplius adesse, campana et bombardis homines convocati sunt ad persequendum. Tunc repertus est mortuus.

p. 326. Pridie Andreæ apostoli (die Dominico) in arce Hohenauracens novus Castellanus, Themar,[1]) ordinatus vel præsentatus fuerat, & hilare poculis tunc indultum. Frischlinus ergo, occasionem hanc conspicatus, cum nocte dormirent homines, effregit fornacem et per angustum præfurnium corpore magno erepsit. Postea descensum de muro quærens, ita cecidit, ut manus, pedes, pectus, indusium, caput ruperit. Die Andreæ cum minister pulsaret januam ejus, nemo respondit. Indicavit præfecto. Non est Frischlinus repertus. Ergo bombardis datum est bis signum. Concurrerunt homines, quæsiverunt, infra repererunt.

p. 327. 9. Dec. sic audio. Frischlinus fornacis, ferrea quæ erat, operculum seu colophonem sustulerat, et per præfurnium angustum, non sine

[1]) In der handſchriftlichen Geſchichte von Urach, die ſich auf dem dortigen Kameralamt befindet, heißt der neue Burgvogt nicht Themar, ſondern Michael Caller. Bol verſah natürlich das Amt noch bis zu ſeinem Abzug und dem Aufzuge ſeines Nachfolgers, der damals nur einen vorläufigen Beſuch auf ſeiner neuen Station gemacht zu haben ſcheint.

lesione crassioris sui corporis, erepserat. Venit ad locum muri, ubi non est altus et periculosus descensus: qua in parte antehac unus et alter ferarum fur sylvaticus evaserat. Sed vigilibus (τοῖς περιπόλοις) venientibus, metu eorum recessit. Ipsi videntes vestigia humana in parvula nive vel pruina, ibi postea manere perseverarunt. Ille in loco altissimo descensum parans, etiam funе fracto, sic decidit, ut dictum est ... Die sequente cum calefactor fornacis venisset, nihil vidit deesse fornaci, sed calefecit. Tum (quia operculum deerat) hypocaustum exardescere. Hominibus ingressis, signum bombardis datum est: concursus et inquisitio atque exstinctio ignis facta.

p. 332. 2. Febr. (1591) cognosco:... Cecidit altius, quam si ex meo superiore hypocausto caderet: imo tam alte, quam si de Senaculo domus Universitatis apud nos, in plateam, ubi compater meus, Caspar Herzog, habitat, cecidisset... Si etiam supra petram illæsus fuisset delatus, tamen, quia ea valde angusti spatii est, facillime de ea secundario decidisset. Decidit ea parte, quæ Achalmam arcem versus spectat.

p. 333. 28. Febr. Decidit ita alte, ut, si tres domus alia supra aliam essent. Primo casu in petram augustam (fert 2 spitham.) cecidit: ab ea supra aliam, ab hac rursus ad inferiora... Sonum cadentis auditum quidem a vigilibus fuisse, sed putatum esse, aliquam feram esse, quæ ad saxa streperet.

Cr. Annal. Suev. Dodecas III, p. 334: Anno 1590, Nov. 29. nocte ante diem S. Andreæ proxima, N. Frischlinus, conans ex Hohenauracensi captivitate effugere, a perfido funе, quem ex pannis confecerat, desertus, de celso muro (heu, heu) in aliam atque aliam petram subjectam præcipitavit, partibusque corporis miserabiliter confractis interiit. Quem utinam brachio extento excipere potuissem. Quæ enim laus major conservatione istius mihi contigisset? Misertus vero sit animæ ejus clementissimus pater coelestis.

(Dagegen Jakob Frischlin, Nic. Frischl. factus redivivus, A. 8:
Credo quod hæc scribat: fictis tamen omnia verbis:
Finxit enim lachrymas Crocodili sæpe profanus.)

2. Begräbniß.

p. 327. Sepultus est in loco coemeterii seorsim, aut separato, sic jubente principe, facie non ad orientem versa.

p. 328. 27. Dec. cognovi... nisi τῇ συγγενείᾳ parsum fuisset, per carnificem (p. 329: sub patibulo) fuisse humandum. Nam pasquillum scripsisse &c.

Resp. ad Popp. III, p. 33: Humatus est intra oppidum Auracum, ad muri in coemeterio partem, non honestam, ut dicebatur.

Dagegen Jakob Frischlin im Nic. Frischlinus factus redivivus, F. 8: Sepultus vero est in coemeterio Uracensi loco adeo honesto, ut Consul ejus urbis expostularet cum pollinctore, quia eum locum obtineret Frischlinus,

quem ipse dudum suis ossibus delegisset: nam Uracenses in toto dormitorio vix alium honestiorem habent.

C. Von dem jämmerlichen und kläglichen Todsahl und abschid auß dieser Welt deß Hochgelehrten und weitberümbten Nic. Frischlini.

(Aus Jac. Franci historica relatio quinquennalis, nach der Redaction des Jakob Frischlin, im Frischlinus redivivus B, 1 ff.)

In der Nacht vor S. Andreæ deß H. Apostelstag, Welcher war der 29. Wintermonats, name Nic. Frischlinus, Artium & Philosophiæ D., Poeta Laureatus, S. Palatii Lateranensis Aulæque Cæsariæ & Consistorii Imperialis Comes Palatinus, ein fürtrefflicher Orator, in dem 44. Jahr seines alters (Zu hohen Vrach in dem Land zu Wirttenberg) ein jämmerlich und klägliche End. Sein tod hat sich also verursacht und zugetragen. (Folgt ein Lebensabriß von der Oratio de v. r. bis zur Gefangenschaft.) Weil aber Frischlinus bißher ein wolgeachte person gewesen, solchen engen Heerberg nit gewohnen kundte, auch die Gedult bey ihm so groß nit war, daß er der zeit seiner entledigung erwarten (mochte): seytemal ihm, gefangnen, kein Mensch zusprach oder hoffnung machte, daß er einmal köndte loß werden: trachtet er auff mittel, wie er der verstrickung loß würde und auff freyen Fuß kommen möchte. Brach derowegen in der Nacht ein stuck auß dem Eysen ofen, kroch durch das Ofenloch zu der stuben hinauß, zerschnitte seine Leinlachen, Hemmeter, Handtzwehel, knüpffet die stücker zusamen, bands wie ein Sayl, und ging an der Schloß Mauren hinauff, und schlug das scheytholtz sammt dem gemachten seyl an einen gfarlichen Ort an, da der Felß am höchsten war, dann der Mon scheinet, und betrog die Nacht den Poeten sehr, Da er nun jetz an dem seyl hanget, brach es bald, und stürtzet er sehr hoch herab auff die Felsen und Stein, zerfiel das Angsicht, die Schenkel, etliche Rüpp im Leib und den rechten Arm an drey orten entzwey, ward des Morgens frue tod gefunden, auffgehapt, und auß befelch des Hertzogen den Ersten tag Christmonats auff dem Kirchhoff zu Aurach in der Statt ohn sonderlich Ceremonien begraben.

Nachtrag zu S. 147. Z. 8 ff.

Das dort erwähnte Gütchen ist, wie ich so eben erfahre, vor Kurzem wieder aufgefunden worden. Hr. v. Schilling in Tübingen kaufte von einem Schuster ein Grundstück, ehemals zum Theil Weinberg, jetzt Gartenland, am nordwestlichen Abhange des Oesterberges, mit schöner Aussicht in das Ammerthal. Dabei war ein Gartenhäuschen: unten ein Gelaß für Gartengeräthe mit kleinem Kellerraum; oben, wohin man auf einer äußern Treppe gelangt, ein getäfeltes Zimmerchen, mit Schiebfenstern; auf einem Fensterladen mit Oelfarbe gemalt ein weißer Bandstreifen, worauf die Inschrift:

Nicodemus Frischlin D. Poeta L. Comes Palat. Professor Tubingensis

15 78

Haus und Stübchen, die sich in verfallenem Zustande befanden, sind jetzt mit Schonung restaurirt.

Nachweiſung

der in dieſem Werke beſprochenen Schriften Friſchlins.

A. Proſaiſche Schriften.

I. Wiſſenſchaftliche und Schulſchriften.

Grammatice latina . . . . . 262 ff. u. 312 ff.
Grammatice graeca cum latina vere congruens . . 262 ff. u. 427 f.
De ratione instituendi puerum . . . . . 274 f.
Nomenclator trilinguis . . . . . 375—377
Institutionum rhetoricarum ll. II. 427
Methodus declamandi 345
Opus astronomicum . . . . . 325—335
Verſchiedene Schulſchriften für Braunſchweig . . . . . 425 f.
(Anweiſung zu Interturen und Theilungen. S. 335 f.)

II. Paraphraſen, Ueberſetzungen und Aehnliches.

In Virgilii Aeneida Prolegomena . . . . . 34 — 36
Paraphrases in Virgilium . . . . . 36 — 38
" " in Horatii epistolas 38
" " Persii Satiras . . . . . 38 f.
Callimachi Cyrenaei Hymni etc. . . . . 45 f.
Zweite Auflage, mit Archias 426
Aristophanes latinus . . . . . 225 u. 374

III. Reden.

Oratio de praestantia et dignitate Virgilii Aeneidos . 31—34
" " exercitationibus oratoriis et poeticis etc. . 409—411
" " scholis et gymnasiis aperiendis . . . . 421—425

IV. Streitſchriften (hauptſächlich gegen Cruſius.)

Strigilis grammatica . . . . . 262 ff.
Propositiones grammaticae 346
Pro sua Grammatica et Strigili Dialogi III. . . . . 386—391
Poppysmi grammatici Diall. I. et II. . . . . 391—394
" " " Dial. III. 564
Celetismus grammaticus . . . . . 396 f.
Adversus Danaeum . . . . . 229 f.

V. Schriften in Bezug auf den Streit mit dem Adel.

Oratio de vita rustica . . . . . 173—184
Apologia . . . . . 190 — 195
Bericht an Kaiſer und Reichsſtände 196
Antwort wider Marx Wagner und Oratio in Marc. Vaganerum . . . . . 233 — 235

B. Dichtungen.

Seite.

I. Epiſche und ſatiriſche.

Epicedion de obitu Jac. Frischlini patris . . . 9 ff.
Adversum Rabum Satyrae VIII. . . . . 22 — 24
De dignitate et utilitate poeseos . . . . . 27 — 29
De astronomico horologio Argentinensi . . . . 48 — 50
De natali Jesu Christi . . . . . 227 und 291
Ὕμνος εἰς Χριστὸν προδοθέντα etc. . . . . 246 f.
Nuptiae Wirtembergicae . . . . . 84 — 95
„ Wirtembergico-Palatinae . . . . . 305—307
Epithalamion in nuptiis Friderici, Comitis Wirtemb. 214
Hymenaeus de nuptiis Caroli IX., Gall. reg. . . 47 f.
Panegyrici de Caesaribus Aust. . . . . 95 — 97
„ „ Ducibus Saxoniae . . . . . 411 f.
Hebraeis . . . . . 516—520. 556

II. Dramatiſche (in lateiniſcher Sprache.)

Venus und Dido . . . . . 100 — 102
Helvetiogermani . . . . . 102 f.
Rebecca . . . . . 106—109
Susanna . . . . . 112 — 115
Hildegardis magna . . . . . 116 f.
Priscianus vapulans . . . . . 122 — 125
Phasma . . . . . 125 — 130
Julius redivivus . . . . . 130 — 141

III. Elegiſche und lyriſche.

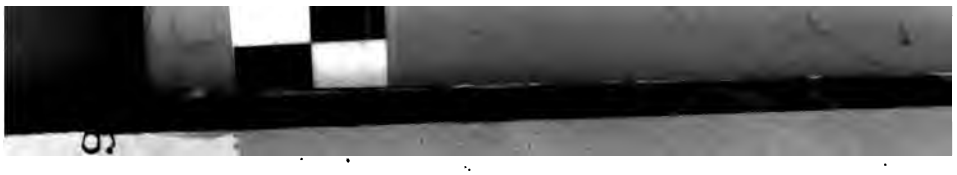
Stipendium Tubingense 46
Monasteria ducatus Wirtemb. 47
Epistolae duae, Ludovici ducis et Doroth. Ursulae 81 — 83
De tribus monarchiis . . . . . 525 f.
De fulmine Tubingensi . . . . . 148 f.
Ad amicos Tubingenses . . . . . 356—58 u. 576—579
Odae 328
Anagrammata . . . . . 326—328
Die Sammlung: Operum N. Fr. poeticorum Pars eleg. 324—326
Epitaphia et quaedam alia 426

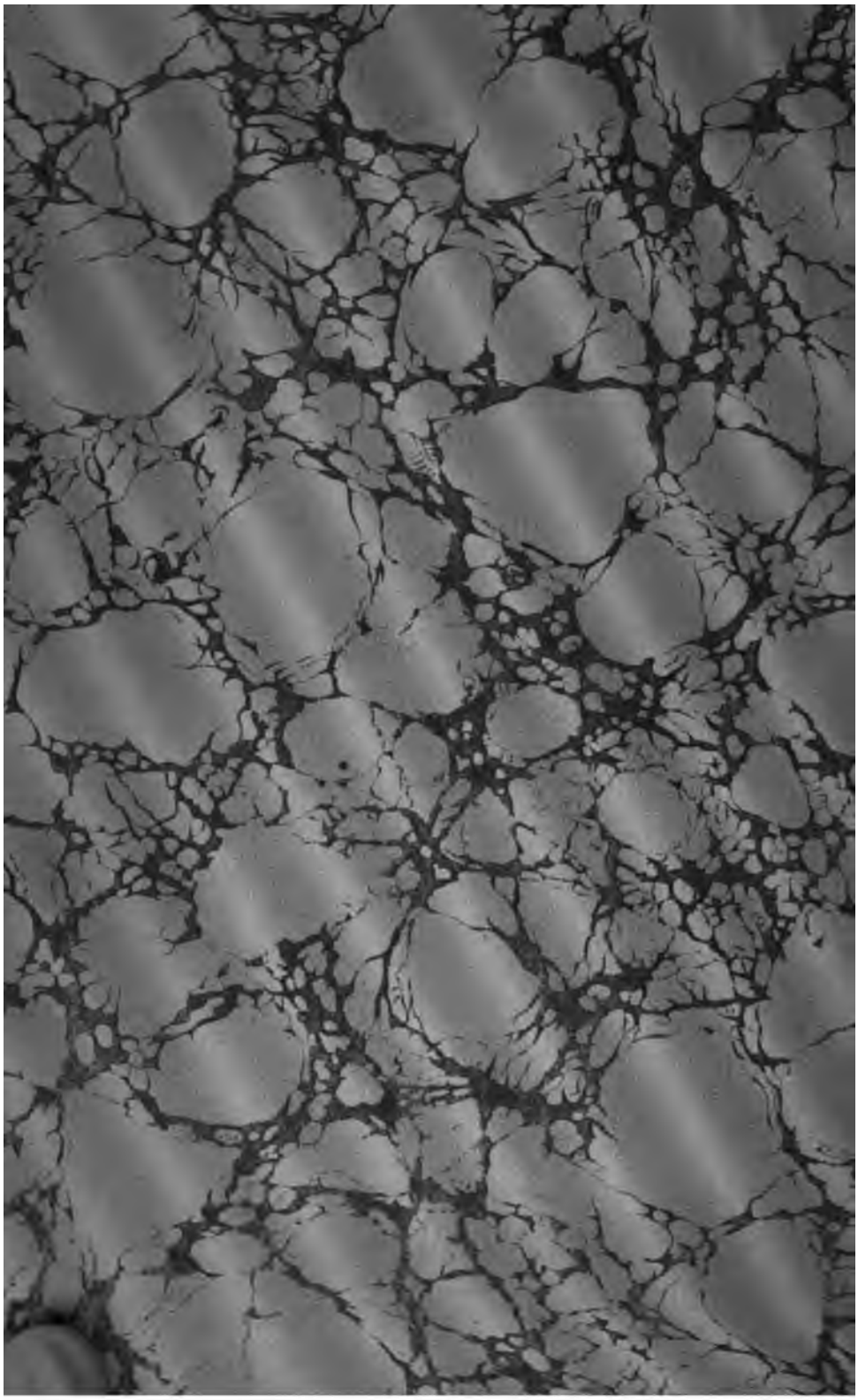
IV. Deutſche Dichtungen verſchiedener Gattung.

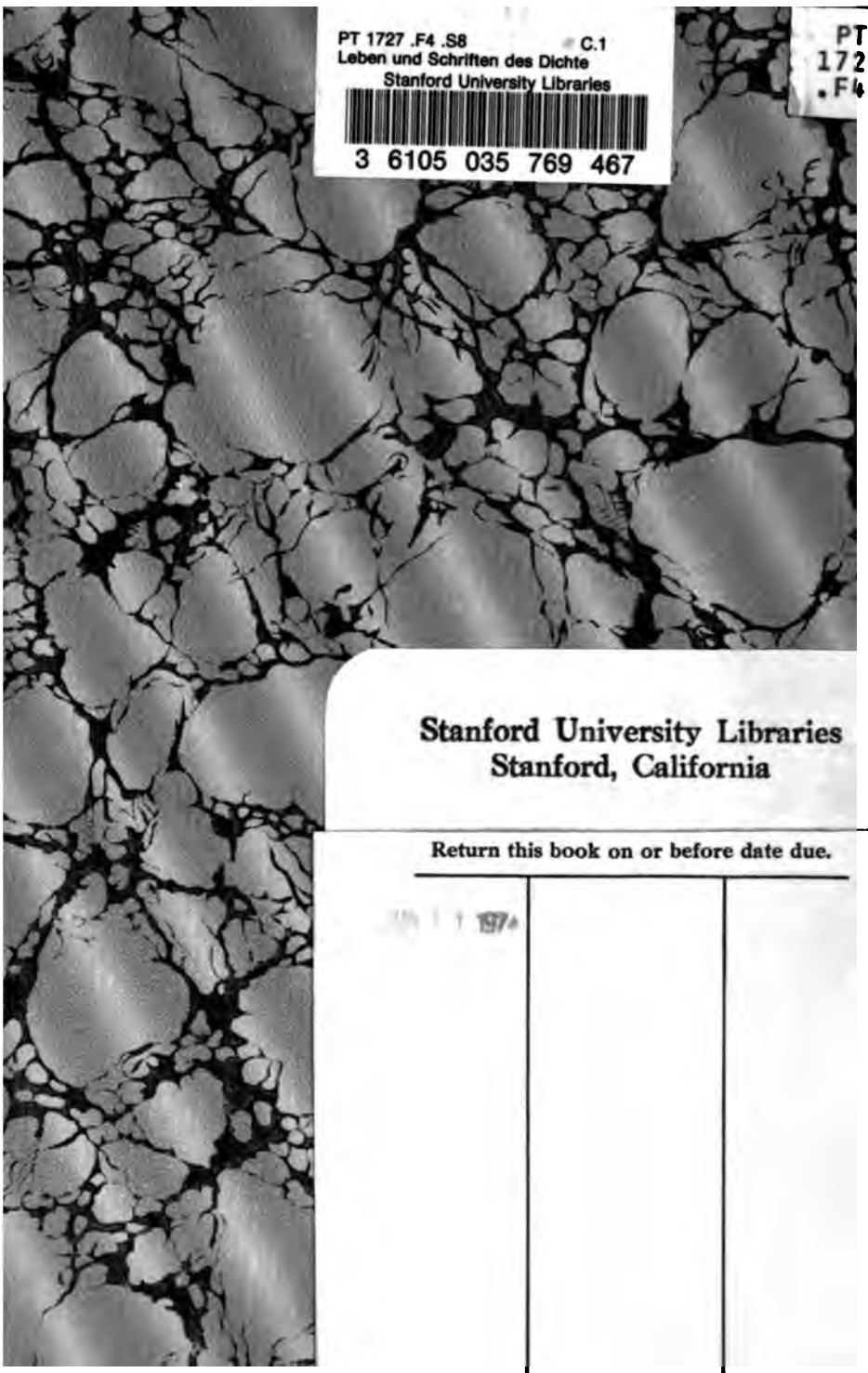
Frau Wendelgard . . . . . 117—122
(Der Weingärtner, 111 f.)
Ruth . . . . . 523—525
Hochzeit zu Kana . . . . . 523 u. 525
Joſeph . . . . . 522 f.
Pritſchenmeiſterreime . . . . . 542 f.
St. Chriſtoffel . . . . . 525—530

Druckfehler.

Seite.	Zeile.	ſtatt:	zu leſen:
10	8 und 13 d. Anm.	Frischlinum	Froschlinum
39	3	den	dem
51	3 d. Anmerk.	Cæsias	Cæcias
100	1 „ „	Juneigung	Zueignung
110	11 „ „	gaudat	gaudet
148	2 „ „	Epetit	Expetit
208	9 u. 219. 26	Diffamenten	Diffamanten
227	13	iſt die Jahreszahl zu ſtreichen.	
242	16	Sache	Sachen
284	28	homine	homini
304	1	jenen	(jenen
376	20	Werk	Werke
380	2	bliebe	bleibe
407	26	noch	doch
495	19	friedliche	friedlichen







PT 1727 .F4 .S8 C.1
Leben und Schriften des Dichte
Stanford University Libraries
3 6105 035 769 467

PT
1727
.F4.

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.